I
(Fer. Lit.
II

A

Deutsche Rundschau

Band CLXXVIII

(Januar — Februar — März 1919)

1644/14
24/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Librería nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Høest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Librería nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — Petersburg, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ebrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.178

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundsiebzigsten Bande (Januar — März 1919).

Seite

Richard Fester. Vom Bundesstaat zum Einheitsstaat. I . . 1

Hermann Platz. Der Nationalismus im französischen Denken der Vorkriegszeit. I 12

Wilhelm Schäfer. Das Buch der Könige. (Aus der Geschichte der deutschen Seele) 34

Major Conrad von Hollenffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. Sechster Teil. (Fortsetzung) XXII 66

Ernst Grohne. Jacob Burckhardts Weltbild. Eine geschichtsphilosophische Studie 79

Adolf Frey. Allerhand von Gottfried Keller 94

Heinrich Stümcke. Kanonikus und Tragödin. (Mit Briefen von Wilhelm Smets und Sophie Schröder) 105

Gottfried Fittbogen. Vom Auslanddeutschtum 115

Adolf Zauner. Pierre Loti 125

Literarische Notizen 129

Literarische Neuigkeiten 131

Albert Dresdner. Die Zukunft der Künstler 133

Otfried Eberz. Die gallikanische Kirche als Werkzeug der Revanche 150

Ludwig Bergsträßer. Briefe des Präsidenten Lette aus dem Frankfurter Parlament 169

* * * Gentz. Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) VII 185

Hermann Platz. Der Nationalismus im französischen Denken der Vorkriegszeit. II (Schluß) 202

Otto Pniower. Vier Spruchgedichte Goethes 223

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XXIII 233

Julius R. Haarhaus. Das Güldene, das Schwarze und das Olivenfarbene. Eine Barocknovelle. I 252

Richard Schneller. Thomas Mann, „Betrachtungen eines Unpolitischen" 274

Literarische Notizen 283

Literarische Neuigkeiten 284

Richard Fester. Die Nationalversammlung und die Zukunft Deutschlands 285

Tim Klein. Der Fremde. Ein Schattenspiel 297

J. von Uexküll. Biologische Briefe an eine Dame 309

*** * * Gentz.** Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation. Ein Versuch. (Fortsetzung) VIII 324

Harry Mayne. Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk. I 346

Karl Toth. Mlle Marie Fel. 1713 bis 1794 371

Helmuth von Glasenapp. Der Hinduismus als soziales und religiöses Phänomen 382

Major Conrad von Holleuffer. Kreuz- und Quer-Züge von August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840) aus Hannover, Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten. Bearbeitet von seinem Enkel. (Fortsetzung) XXIV 397

Julius R. Haarhaus. Das Güldene, das Schwarze und das Olivenfarbene. Eine Barocknovelle. II (Schluß) 423

Hermann von Rosen. Vom Kriege zur Revolution 446

Literarische Notizen 449

Literarische Neuigkeiten 452

Vom Bundesstaat zum Einheitsstaat.

Von

Richard Fester.

I.

Das Chaos, in das der Zusammenbruch des Vierbundes und die Novemberrevolution unser Volk hineingeschleudert haben, will sich noch nicht lichten. Das alte Jahr geht zu Ende, bevor unser Schicksal entschieden ist. Wird uns 1919 den völligen Untergang als Staats- und Kulturnation bringen, oder zeigen sich an seinem Horizonte die Möglichkeiten neuen Lebens? Bis zu welchem Grade sind wir noch die Herren unseres eigenen Geschickes? Werden die sieglosen Sieger uns leben lassen? Ist der Zusammenbruch ihres eigenen maßlosen Imperialismus die einzige Gewähr unserer Rettung? Soll die alte merkantilistische Maxime, daß der Tod des einen das Leben des anderen sei, wieder triumphieren, oder bereitet sich eine neue Weltordnung vor? Wird ein Völkerbund unter angelsächsischer Hegemonie zustande kommen oder wird er an der Rivalität Englands und der Vereinigten Staaten scheitern?

Wer vermöchte auf alle diese Fragen, die wie Erlkönigs Töchter ihren sinnverwirrenden Reigen um unsere Tage und Nächte schlingen, eine Antwort zu erteilen? Der Riß, der durch die Welt geht, ist so tief, daß es unmöglich erscheint, der gesamten Menschheit oder auch nur einem Teile derselben das Horoskop zu stellen. Auch unsere Gegner werden sich nicht wie die Sieger früherer Zeiten an den Tisch der Friedenskonferenz setzen. Hinter Bismarck stand 1871 in Frankfurt a. M. die Gewißheit des deutschen Kaiserreichs. Hinter Lloyd George, Clemenceau und Orlando werden in Versailles Sorgen treten, die noch nie einem Staatsmann bei dem Friedensgeschäft über die Schulter geschaut hatten. Die friedliche Weltentwicklung hatte 1914 eine kriegerische Fortsetzung gefunden. Die Einheit der Welt kam auch in der steten Wechselwirkung von Politik und Kriegführung zum Ausdruck. Jede Handlung war ein Schachzug, dem ein Gegenzug zu antworten pflegte. Seitdem die Novemberrevolution uns schachmatt gesetzt hat, ist ein seltsamer Zwischenzustand eingetreten. Jede der bisher feindlichen Gruppen macht augenblicklich ihre eigene Entwicklung durch, die wohl durch das allgemeine Weltfluidum, aber nicht durch einzelne Handlungen von außen her beeinflußt wird. Von dem Weltfrieden erhoffen wir die Herstellung der Weltarbeitsgemeinschaft. Bis wir so weit sind, hat jedes Volk mit der Bestellung des

eigenen Hauses überreichlich zu tun. Eine Isolierung, wie sie früher nicht möglich gewesen wäre, ist die überraschende Folge. Während der Deutsche früher über der inneren nur zu oft die äußere Politik vergaß, hat auch seine äußere Politik jetzt damit anzufangen, daß er zu Hause Ordnung schafft. Die Faktoren, von denen sie erwartet werden kann, haben gewechselt und werden neuen Faktoren Platz machen müssen, wenn auch ihre Zeit abgelaufen ist. Die Unberechenbarkeit ist die Signatur aller inneren und äußeren Beziehungen geworden. Ob eine Aufgabe, die zugleich individuell und allgemein ist, gelöst wird, kann der Pessimist verneinen oder der Optimist bejahen. Nur darin besteht Übereinstimmung, daß wir bei der Ordnung der eigenen Gedankenwelt anzufangen haben. Sie hat heute von der immanenten Logik alles Geschehens auszugehen. So gewiß es ist, daß das Irrationale keine geschichtliche Rechnung völlig aufgehen läßt, so hat doch jede große Wandlung Folgen in ihrem Schoße, die ein geordneter politischer Verstand, wenigstens in Gedanken, herausholen kann. Das Chaos kann nur die am Anfang aller Dinge stehende Tat lichten. Die schöpferische Tat aber ist niemals blind, und wir können in unserer individuellen Ohnmacht ihr wenigstens den Weg bereiten, wenn wir, jeder an seinem Teile, über die Frage nach der staatsrechtlichen Logik der Novemberrevolution ins Reine zu kommen suchen.

Die vorrevolutionäre Demokratie ist zu kurzlebig gewesen, um sich zu entwickeln. Viele Entwicklungsmöglichkeiten sind mit ihr untergegangen. Was aber auf dem Wege war, kann nicht genau genug bestimmt und abgeschätzt werden. In der Publizistik ist das bisher, soviel ich sehe, kaum geschehen. Es war doch etwas anderes, ob ein Bundesstaat wie das Deutsche Reich oder ein konstitutioneller Einheitsstaat zum Parlamentarismus überging. Preußen hatte 1862 vor einer ähnlichen Entscheidung wie das England von 1688 gestanden. Entsagte der König zugunsten der Volksvertretung der Entscheidung über Krieg und Frieden und der militärischen Kommandogewalt, so änderte sich nur in Preußen die Verteilung der Gewalten. Der Deutsche Bund wäre nach der Niederlage des russischen Vormundes im Krimkriege nicht mehr in der Lage gewesen, dagegen einzuschreiten. Der preußische Gesandte am Bundestage würde seine Instruktion von der parlamentarischen Regierung seines Staates empfangen haben. Die Verwandlung des Kaisers in einen Bundespräsidenten, dessen Befugnisse das repräsentative Gebiet nicht überschreiten sollten, hatte dagegen eine Tragweite, die auch von den Mehrheitsparteien des Reichstags nicht recht erkannt worden ist. In England hatte 1688 ein revolutionärer Thronwechsel den Verzicht auf die Rechte der Krone erleichtert. In Deutschland ist zunächst versucht worden, die materielle und persönliche Abdankung zu trennen. Da die materielle Abdankung dem Kaiser und König im Reiche und in Preußen nur den Titel ließ, blieb auch den andern Bundesfürsten keine Wahl, so daß sich der deutsche Bundesstaat aus parlamentarischen Staaten zusammensetzte, deren erbliche Präsidenten die be-

deutungslos gewordenen Titel von Königen, Großherzogen und Herzogen weiterführten. Daß hierin ein innerer Widerspruch lag, ergibt sich aus der unmöglichen Vorstellung, daß etwa die Schweiz oder die Vereinigten Staaten sich zu ihrem Präsidenten noch den Luxus untergeordneter Präsidenten an der Spitze jedes Kantons und jedes Staates der amerikanischen Union gegönnt hätten. Ludwig Uhland hatte 1848 den deutschen Kaiser mit einem Tropfen demokratischen Öles salben wollen. Der Reichstag aber hatte im Oktober nach der Ölkanne gegriffen. Der parlamentarische Präsident mit oder ohne Kaisertitel war mit der Idee des dynastischen Bundesstaates schlechterdings nicht mehr vereinbar. Der parlamentarische Bundesstaat war eine contradictio in adjecto. Dynastien ohne dynastische Attribute erschienen faktisch entthront. Hätte der Kaiser nicht persönlich abgedankt, so hätten sich die anderen Bundesfürsten nicht halten können. Der Präsident mit dem Kaisertitel postulierte den Einheitsstaat.

Man wird daher, wie man auch über die Novemberrevolution denken mag, gestehen müssen, daß sie eine Unklarheit beseitigt hat. Erst die Abdankung sämtlicher Souveräne hat die letzten täuschenden Zwischenwände, die uns noch von dem parlamentarischen Einheitsstaate trennten, niedergelegt. In dem Kapitel „Dynastien und Stämme" seines politischen Testamentes [1]) läßt es Bismarck dahingestellt, „ob der staatliche Zusammenhang Preußens fortbestehen würde, wenn man sich die Dynastie Hohenzollern und jede, die ihr rechtlich nachfolgen könnte, verschwunden denkt". Es ist ihm fraglich, ob „Pommern, Hannoveraner, Holsteiner und Schlesier, ob Aachen und Königsberg, im untrennbaren preußischen Nationalstaat verbunden, ohne die Dynastie so weiterleben würden?" Ebenso konnte er sich die staatliche Fortdauer Bayerns nicht denken, „wenn die Wittelsbacher Dynastie spurlos verschwunden wäre". Auch der Gedanke der plötzlichen Beseitigung sämtlicher deutscher Dynastien hat ihn damals in Rückerinnerung an 1848 beschäftigt. Wenn er es nicht für wahrscheinlich hielt, „daß das deutsche Nationalgefühl alle Deutschen dann in den Friktionen europäischer Politik völkerrechtlich zusammenhalten würde," so bekannte er doch freimütig, daß in diesem Falle sein Nationalgefühl in der Aussicht auf den nationalen Einheitsstaat seine „dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichten" würde. Hätten wir einen Bismarck am längeren Hebelarme, so würde er schon vor dem 9. November den kühnen Griff nach der Vereinigung Kleindeutschlands und Deutschösterreichs in dem republikanischen deutschen Einheitsstaate getan haben. 1870 ist Bismarck der Geburtshelfer des deutschen Bundesstaates gewesen. Wenn 1919 der deutsche Einheitsstaat auch ohne Helfer lebensfähig und nicht verkrüppelt zur Welt kommen sollte, so hat er das Bismarck als seinem Erzeuger zu verdanken.

[1]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 291—294. Für die Herausgabe des dritten Teils wäre jetzt die Zeit gekommen.

Für den Prophet des Einheitsstaates Heinrich von Treitschke ist das Deutsche Reich zunächst eine Enttäuschung gewesen. Er war schon 1864 kühn und patriotisch genug, von Bismarck zu erwarten, daß er in Deutschland reinen Tisch machen werde, und mußte sich erst durch die Entstehung des Reiches belehren lassen, daß für den König von Preußen schon die Beseitigung von drei Dynastien eine nicht zu überbietende revolutionäre Leistung darstellte. Den Einheitsstaat konnte Preußen auch unter Bismarcks Führung nicht schaffen, aber die Tendenz zum Einheitsstaat hat es doch dem Deutschen Reiche mit auf den Weg gegeben und in dreiundvierzig Friedensjahren kräftig entwickelt[1]). Der in der Gluthitze des Krieges neugeborene Preußenhaß richtet sich heute weniger gegen die Reichseinheit als gegen die Idee eines führenden Staates und einer Metropole der führenden Intelligenz. Bismarcks Besorgnis, daß „die Deutschen fester geschmiedeten Nationen zur Beute fallen würden, wenn ihnen das dynastische Bindemittel verloren ginge", darf uns heute trotz unserer Ohnmacht nicht zu Boden drücken. Die Ansätze zu republikanischen Neubildungen mit Durchbrechung der bundesstaatlichen Grenzen beweisen, daß die Bundesstaaten nach dem Herausnehmen der dynastischen Klammern zerfallen müssen, aber sie beweisen nicht den Zerfall des Reiches. Es ist nur anachronistische Gewöhnung, wenn der Bayer über den Preußen loszieht. Nur der Ober- und Niederbayer hat noch das Recht, sich einen Bajuwaren zu nennen. Der Franke, der Schwabe, der Pfälzer sind wieder Vertreter ihrer Stämme geworden. In dem dynastischen Bundesstaate hat es außer Welfen sogar vereinzelte Anhänger der alten kurhessischen Rechtspartei, also Monarchisten ohne Monarchen, gegeben. In dem republikanischen Einheitsstaate hat nach dem moralischen Selbstmord der deutschen Dynastien der Partikularismus allein in der unschädlichen Form des Kantönligeistes eine Zukunft. Die Bildung neuer künstlicher republikanischer Bundesstaaten würde eine Verkrüppelung des Einheitsstaates bedeuten. Seine künftige Gliederung ergibt sich zwanglos aus den Provinzen der großen Bundesstaaten und der landschaftlichen Zusammenfassung kleinerer Bundesgebiete. Die Nationalversammlung kann gar nicht rasch genug zusammentreten, um die Bundesstaaten durch ihre Liquidation aus ihrem Verpuppungsprozesse zu erlösen. Sobald die Souveränität sämtlicher Bundesregierungen an die Reichsregierung übergegangen ist, verschwindet der alte Dualismus zwischen Reichsfinanzen und bundesstaatlichen Finanzen, zwischen Reichstag und Landtagen, Reichsministern und bundesstaatlichen Ministern. Die politischen Talente der Nation werden nicht mehr verzettelt, sondern können sich in einem Parlament und einer Regierung ganz dem Reiche widmen. Die Verwaltung in den Provinzen, die Politik auf der Spitze der Pyramide: so

[1]) Eine treffliche Übersicht der Entwicklung der Reichsverfassung seit 1871 bei F. Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, S. 167 ff.

aus dem Vollen heraus zu gestalten, ist noch keinem deutschen Staatsmann vergönnt gewesen, so daß die Kampfesfreudigkeit eines Bismarck wohl auch die furchtbare äußere Bedrängnis mit in Kauf genommen hätte.

Man wird getrost behaupten dürfen, daß es heute keine elsaß-lothringische Frage gäbe, wenn die alte deutsche Westmark 1871 mit einem parlamentarischen Einheitsstaate vereinigt worden wäre. Der ausgesprochene Kantönligeist der Elsässer und Lothringer hätte sich darin, gleichviel ob ein Präsident oder ein demokratisierter Kaiser an der Spitze stand, freier bewegen können als in dem übermäßig zentralisierten Frankreich. Wie die Reichsverfassung von 1871 einen Kompromiß darstellte zwischen der territorialen Entwicklung Deutschlands und der in den Befreiungskriegen wurzelnden Tendenz zum Einheitsstaate, sind auch die Reichslande ein Zugeständnis an die geschichtlich bedingte Unvollkommenheit der Schöpfung Bismarcks gewesen. Die Idee des dynastischen Bundesstaates stand bis zur Novemberrevolution einer befriedigenden Lösung der Frage der elsaß-lothringischen Autonomie allezeit im Wege. Im Einheitsstaate gibt es nur eine Autonomie, der sich die Söhne der Westmark um so williger untergeordnet hätten, wenn sie im Gegensatz zu der Schablonisierung des revolutionären französischen Systems in der Selbstverwaltung jeder Landschaft deren Eigenart gewähren ließ. Diese deutsche Autonomie schließt die elsaß-lothringische ebenso aus wie die bayrische oder die welfisch-hannöversche. Wo jeder zu seinem Rechte kommt, hat das mit dem Charakter des Privilegiums behaftete Partikularrecht seine Berechtigung und seinen Sinn verloren.

An der Entwicklung des Deutschen Reiches zum Einheitsstaate hat aber auch Elsaß-Lothringen nicht umsonst teilgenommen. Ludwig der Vierzehnte und sein Urenkel hatten ein Land, in dem jeder Stein deutsch redet, annektiert, aber sie waren nicht imstande gewesen, seine Bewohner in Franzosen zu verwandeln. Der Verwelschungsprozeß begann erst mit der Nivellierungsarbeit der französischen Revolution. 1870 unterbrochen, könnte er heute nicht ohne weiteres wieder aufgenommen werden. Die Wohltaten der Reichsgesetzgebung und der immer einheitlicher werdenden nationalen Arbeitsgemeinschaft sind den Reichslanden in vollem Maße zugute gekommen. Vier Jahre des Druckes können die Erinnerung daran nicht auslöschen. Die Erinnerung an die Leiden der Etappe wird sehr bald verblassen, sobald man sich wieder darauf besinnt, daß die Kraft des Deutschen Reiches unser oberrheinisches Glacis bis auf die unter den Kanonen Belforts liegende oberelsässische Ecke nicht zur Kriegszone werden ließ. Für Weißbrot und Rotwein kann auch ein hungerndes und dürstendes Volk nicht seine Seele verkaufen. Die Blutsbrüderschaft der vierjährigen gemeinsamen Abwehrschlacht wird das Gedächtnis der entlassenen Frontsoldaten aus den Reichslanden zu dem Anfang des Krieges zurückführen, als alle erkannten, was sie verlieren würden, wenn die deutsche Nation ihre Selbstbestimmung in dem Prozesse gegen eine Welt

von Feinden nicht durchzusetzen vermöchte. Was auch die nächste Zukunft bringen mag, ein deutscher republikanischer Einheitsstaat kann seinen Prozeß mit Frankreich gar nicht verlieren. Die Bausteine zum Einheitsstaate hat uns Bismarck geliefert. Ein besseres, solideres Material hat dem Neuordner eines Staates nie zur Verfügung gestanden. Wenn nicht der Bolschewismus über uns kommt und auch die Teile der zerstörten Reichsmaschine zertrümmert, kann Deutschland nie wieder ein geographischer Begriff werden. In seiner nationalen Geschlossenheit liegt seine Anziehungskraft. Wie sie bereits vor 1914 der latente Einheitsstaat ausgeübt hat, wird sie eine ihrer nationalen Stärke bewußte deutsche Republik allein durch die Tatsache ihres Daseins zur Geltung bringen.

Einen Vorgeschmack dieser Entwicklung haben wir heute schon in unserem Verhältnis zu Deutsch-Österreich. Durch die jüngsten Erörterungen der Schuldfrage ist die Tatsache wieder verdunkelt worden, daß uns im Westen Frankreichs Rheingelüste, im Osten der Druck des Panslawismus und im freien Weltverkehr die angelsächsische Eifersucht bedroht hat. Die deutsche Selbstbestimmung war allemal in Bedrängnis, wenn es auch einer klügeren Politik gelungen wäre, die Kriegsgefahr noch einmal zu beschwören. Bismarck mochte recht haben, als er ausrief, mit der öffentlichen Meinung schießt man nicht auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei. Wenn aber die öffentliche Meinung, wie es in diesem Kriege der Fall war, Pulver und Blei liefert, so wird ihr Beherrscher über die größere Munitionsmenge verfügen. Ein wirksameres Schlagwort zur Gewinnung der Weltsympathien als die nationale Selbstbestimmung hat es nie gegeben. Es wäre unbegreiflich, weshalb wir gerade diese Waffe unseren Feinden überlassen haben, wenn nicht die Existenz der verbündeten Donaumonarchie der Idee der Selbstbestimmung widersprochen hätte. In allen Verbindungen des Staates der Habsburg-Lothringer mit Deutschland von der Reichsgemeinschaft bis zum Zweibund ist die großdeutsche Selbstbestimmung der Grundtrieb der Dynastien und Stämme gewesen. Die Welt hat aber schon 1859 nicht einsehen wollen, warum der Rhein just am Po verteidigt werden solle, so wie sie es heute nicht begreift, daß sich Deutschland doch nur wegen der Deutsch-Österreicher in den grauenvollen Todeskampf Österreich-Ungarns verstricken ließ. Erst die Auflösung des Doppeladlerreiches hat die nationale Selbstbestimmung frei gemacht.

Der Jammer der Gegenwart darf uns die Gunst dieser Wendung nicht verkennen lassen. Bismarck hat 1866 nach Königgrätz für den Fall, daß die Franzosen den Rhein überschritten, die Zerstörung Österreichs ins Auge gefaßt. Als er zwei Jahre später mit dem Deutschamerikaner Karl Schurz ganz offen darüber sprach[1]), meinte er freilich, „zu so exzentrischen Mitteln

[1]) Süddeutsche Monatshefte 1913, S. 366.

greife man, wenn man am Untergehen sei, nicht wenn man die Situation noch bemeistern könne". Bismarck wäre vielleicht auch imstande gewesen, zur Verhütung einer Weltkatastrophe im Bunde mit Rußland Österreich-Ungarn selbst zu zerstören, so wie Friedrich der Große durch die erste polnische Teilung einem ganz Osteuropa in Brand steckenden russisch-österreichischen Kriege zuvorgekommen war. So wie heute aber wären die Deutschösterreicher bei keiner anderen denkbaren Liquidation der Monarchie zu uns gekommen. Um die deutsche Einheit und ihre Früchte hatten sie uns seit 1871 immer beneidet, aber erst der Krieg hat ihnen die riesige Leistungsfähigkeit des Bismarckschen Deutschland vor Augen geführt. Der Abschied aus dem habsburgischen Völkerhause ist ihnen auch jetzt außerordentlich schwer gefallen, weil sie es gewesen waren, die es mit Hilfe ihrer deutschen Brüder gebaut und erhalten hatten. Bei jeder früheren Loslösung wäre stets die Dynastie eine Gefahr geblieben. Auch heute sind die dynastischen Wurzeln der Habsburg-Lothringer der Entwicklung dieses Staates gemäß die zähesten. Es hat da schon eines Vergleichs der deutschen Bundestreue mit der verzweifelten Treulosigkeit Karls des Letzten und seiner kläglichen Berater Lammasch und Andrassy bedurft, um allem Zögern und allen Vorbehalten ein Ende zu machen. So durfte denn der Staatskanzler Karl Renner in der provisorischen Nationalversammlung am 5. Dezember jene herrliche Erklärung abgeben, die uns die Gewißheit schafft, daß deutsches Blut im Vorfelde Deutschösterreichs doch nicht umsonst geflossen ist. „Der eine glaubt" — sagte er —, „der Sozialist strebe hinüber, weil dort der Sozialismus mächtig sei. Kann sein. Der andere, der in erster Linie von kirchlicher Gesinnung beherrscht sei, strebe hinüber, weil das Zentrum draußen mächtig sei. Kann sein. Ein Motiv aber beherrscht uns alle. Nicht aus diesem oder jenem Grunde streben wir hinaus, sondern wir gehören hinaus einfach kraft der Tatsache, daß wir Deutsche sind."

Renners Worte wiegen um so schwerer, weil sie nicht in den ersten Tagen der Vereinigung um das nationale Banner gesprochen sind. Der Besinnung auf das Deutschtum ist längst die Entdeckung gefolgt, daß Deutschösterreich überhaupt kein Staat ist[1]). Das Land der Wenzelskrone verdankt heute die Stärke der jungen tschechischen Republik seiner alten Einheit. Deutschösterreich war nie mehr als ein durch die Dynastie zusammengehaltenes Staatenbündel. Der Prozeß der Auflösung ist daher infolge der Revolution der gleiche wie in Preußen oder Bayern. Tirol, Steiermark und Kärnthen bekunden ein Verlangen nach Autonomie, das sich mit verwandten Bestrebungen im Deutschen Reiche vergleichen läßt. In Deutschböhmen und Österreichisch-Schlesien erinnert man sich der durch die Geschichte zerrissenen

[1]) Eine einsichtige Beurteilung der Verhältnisse Österreichs bei Walther Schotte, Großdeutschland und der Partikularismus. Mitteleuropa 49 vom 3. Dezember.

Zusammenhänge mit dem reichsdeutschen Nachbar. Wien ist nicht wie Berlin die Hauptstadt des führenden Staates, sondern der Sitz der Zentralleitung eines Völkerstaates gewesen. Das Mißverhältnis zwischen der Einwohnerzahl der Donaustadt und der übrigen Bevölkerung des deutschredenden Teiles der ehemaligen Monarchie gibt daher dem Rufe „Los von Wien" eine noch größere innere Berechtigung, als sie die Abkehr Deutschlands von Berlin für sich beanspruchen kann. Rechnet man noch die näheren Umstände des Zusammenbruches hinzu, die Hungersnot und das wilde Zurückfluten des Heeres, nachdem die Front durch den eigenmächtigen Abmarsch czechischer und südslawischer Regimenter zerrissen war, berücksichtigt man vor allem, daß die Auflösung hier zugleich mit der Ablösung von Zisleithanien verbunden ist, so würde man eine dumpfe Hoffnungslosigkeit nur zu begreiflich finden. Denn es ist ja nicht das starke Deutsche Reich, an das Renner als Sprecher Deutschösterreichs den Anschluß sucht. Mit dem deutschen Chaos will sich das noch trostlosere deutschösterreichische Chaos vermählen. Wenn Deutschösterreich es dennoch wagt und wenn von seinem Sprecher sogar eine strahlende Hoffnungsfreudigkeit ausgeht, so gibt es dafür nur eine Erklärung. Was Bismarck 1866 getrennt hatte, wäre auf dynastischem Wege nie wieder vereinigt worden. Junius Alter hatte in seiner Abrechnung mit Bethmann Hollweg das deutsche Reich Bismarcks auf dem Wege zu einer geschichtlichen Episode gesehen. Treiben wir dem Untergange entgegen, so hat er recht. Führt unser Weg wieder aufwärts, so wird das Urteil der Geschichte lauten, die deutsche Einheit konnte nur auf dem Umwege über Kleindeutschland erreicht werden. 1848 hatte bewiesen, daß die Lösung mit Übergehung der Dynastien unmöglich war. Bismarcks Reichsgründung ist die beste dynastische Lösung gewesen. Gerade in Deutschösterreich hat man das mit schmerzlicher Bewunderung anerkannt. Der Ausbau seines Werkes setzte eine Revolution voraus, die herbeizuführen seine Erben sich nicht berufen fühlten. Auch das demokratische deutsche Kaiserreich des Oktobers ist noch nicht reif für die Angliederung Deutschösterreichs gewesen. Erst der Zusammenbruch der Dynastien infolge der Katastrophe des Zweibundes hat die Vorbedingung der Vereinigung geschaffen. In der Autonomie des republikanischen Einheitsstaates kann die Tiroler Autonomie ebenso restlos aufgehen wie die bayrische oder die elsaß-lothringische. Kleindeutschland war schon durch die Eifersucht Münchens auf Berlin belastet. Großdeutschland mit zwei Residenzen wie Berlin und Wien wäre undenkbar gewesen. Der deutsche Einheitsstaat verträgt wie die immer einheitlicher werdenden Vereinigten Staaten von Amerika mehr als eine Riesenstadt. Wien hat seine Herabdrückung zu einem großen Grenzdorfe nicht mehr zu befürchten. So viel auch dem Einzelnen genommen wird, die Gesamtheit kann es mit Zinsen ersetzen.

Daß wir Historiker, die wir Bismarck gegen Treitschke recht gegeben hatten, hier nicht umzulernen haben, läßt sich aus einem unmittelbar vor

Kriegsausbruch abgegebenen Gutachten erweisen. Am Schlusse seines Buches über die Reichsgründung[1]) setzte Erich Brandenburg auseinander, daß eine Wiedervereinigung der Deutschösterreicher mit den übrigen Deutschen sich nur unter zwei Bedingungen würde vollziehen können. Die erste Bedingung sei der ausgesprochene Wunsch der ganzen Masse des deutschösterreichischen Volkes und seine Bereitschaft, sich einem großdeutschen Reiche unterzuordnen, was die Zersprengung des habsburgischen Kaiserstaats durch gewaltsame internationale Verwicklungen voraussetze. Die zweite Bedingung sei ein völliger Neubau des Deutschen Reiches nach Niederreißung des engeren, aber festen Bismarckschen Hauses. 1914 hätte nur ein Staatsmann Bismarckschen Geistes in der Erkenntnis, daß die erste Voraussetzung unterwegs sei, den Todeskampf des habsburgischen Kaiserstaates abkürzen können, aber auch Bismarck würde zu diesem verzweifelten Mittel nur am Rande des Abgrundes gegriffen haben. Die Niederreißung des Reichsgebäudes konnte dagegen 1914 ebensowenig in Rechnung gestellt werden wie die deutschen Säkularisierungen und Mediatisierungen vor der französischen Revolution. Auch die sozialdemokratische Mehrheit wäre wie die bürgerliche Linke auf dem halben Wege der Evolution stehen geblieben, wenn nicht die rote Internationale sie weiter getrieben hätte. Das Einreißen hat die durch den internationalen Bolschewismus entfesselte Militärrevolution besorgt. Der Wiederaufbau ist Sache des gesamten deutschen Volkes, und wir dürfen sicher sein, daß ein Treitschke wie ein Bismarck jetzt genau so wie wir nach dem durch die Natur der Dinge gegebenen Bauplane Hand anlegen würden.

Wie von Napoleon dem Ersten wird daher die Nachwelt von dem Imperialismus unserer Feinde und der sozialistischen Internationale hoffentlich sagen dürfen, daß sie sich als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, erwiesen haben. Den Fortschritt erkennt man schon daran, daß sich heute die Schwierigkeiten des Bauplanes besser erkennen lassen als in dem dichten Zukunftsnebel von 1914. Die alte Sorge, daß der österreichische Klerikalismus im Rahmen des Reiches den konfessionellen Hader verschärfen werde, hat ein anderes Gesicht bekommen durch die Verstärkung der antikirchlichen Richtung und das staatliche Bedürfnis nach einem Gegengewicht. Die Christlich-Sozialen wären mit der Hofburg und dem Beichtvater im Hintergrunde eine Gefahr für das Reich gewesen, deren ganze Größe in letzter Stunde noch die Verschwörung Kaiser Karls und König Ludwigs des Dritten von Bayern mit dem Vatikan zur Gründung eines katholischen süddeutschen Staates enthüllt hat. Heute vertreten sie lediglich das konservative Element, das auch in einer republikanischen Demokratie nicht fehlen darf und mit einer Stärkung der österreichischen Sozialdemokratie durch die Verschmelzung mit den deutschen Genossen zu rechnen hat. Nicht wie

[1]) Band 2, S. 430. Erschienen 1916, aber vor Kriegsausbruch gedruckt.

die Kinder einer Mutter treten wir zuſammen, ſondern wie ein verwaiſtes Paar, dem weder Schwiegereltern noch Verwandte den Burgfrieden des Hauſes ſtören können. So verſchieden die Erinnerungen ſind, ſo wird ſich der norddeutſche Adel gut mit jener Ariſtokratie verſtändigen können, die ihrer politiſchen Begabung noch in dem ſterbenden öſterreichiſchen Herrenhauſe ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat. Das geſunde Bauernblut der Alpendeutſchen hatte ſchon Friedrich Wilhelm der Erſte zu ſchätzen gewußt, als er die vertriebenen evangeliſchen Salzburger nach Oſtpreußen verpflanzte. Von dort bis Kufſtein wird der Tiroler lauter Vettern finden, die ihm das Einleben in die neue Gemeinſchaft erleichtern. Alles in allem gewiß Elemente, die ſo raſch, wie ſie ſich gefunden hatten, wieder auseinanderfallen können, und doch von einem Manne geführt, wie ihn auch die führerloſen Reichsdeutſchen nur zu ſehr gebrauchen können.

Soviel ſteht jedenfalls feſt: die Tatſache, daß wir Deutſche ſind, hat ſich noch nie ſo ſchrankenlos auswirken können. Die Schwierigkeiten des Bauplanes liegen heute nicht da, wo man ſie früher geſucht hat. Der Liquidation der Bundesſtaaten zugunſten des Einheitsſtaates entſpricht in Deutſchöſterreich die finanzielle Auseinanderſetzung mit den anderen Ländern der ehemaligen Monarchie. Mit ſchweren Kriegsſchulden belaſtete Finanzen ſollen in einen gemeinſamen Haushalt übergeführt werden, den die noch ſchwereren Laſten des Wiederaufbaus nach der Niederlage erwarten. Vereintes Schlagen ſetzt noch auf geraume Zeit getrenntes Marſchieren voraus. Sowohl das Deutſche Reich wie Deutſchöſterreich haben wichtige Geſchäfte, die ſie allein erledigen müſſen, ehe ſie ſich zur vollen Arbeitsgemeinſchaft vereinigen können. Aber auch dieſe Geſchäfte werden ſich raſcher abwickeln, wenn die Nationalverſammlung ſofort nach ihrem Zuſammentritt ihre Vereinigung mit der deutſchöſterreichiſchen Konſtituante beſchließt. In der Frage der Selbſtbeſtimmung darf es nur noch untrennbare, in Not und Gefahr verbundene Eidgenoſſen geben. Es muß wieder wie 1840 und 1848 werden, als in allen deutſchen Gauen Beckers Rheinlied und „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" geſungen wurden. Das Schickſal der Heimat des Andreas Hofer und der Deutſchböhmen darf Norddeutſchland ſo wenig gleichgültig laſſen wie die Deutſchöſterreicher die Bedrohung unſerer Weſt- und Oſtmark. Je weniger wir imſtande ſind, den Kampf für unſere Selbſtbeſtimmung mit den Waffen fortzuſetzen, deſto geſchloſſener muß die geſamte Maſſe der Deutſchen für ihr Recht eintreten. Es iſt ſo gut und ſo berechtigt wie die von unſeren feindlichen Nachbarn geltend gemachte Selbſtbeſtimmung und überdauert jede mögliche Vergewaltigung bis ans Ende aller Tage.

Die Entente wagt denn auch nicht, uns ein Recht, das ſie ſelbſt auf den Schild erhoben hatte, zu beſtreiten. Von den Schlagworten, mit denen ſie gegen uns zu Felde zog, iſt ihr keines geblieben, nachdem das deutſche Wahlrecht aller Zwanzigjährigen beiderlei Geſchlechts auch die vielberufene Freiheit

der westlichen Demokratien in den Schatten gestellt hat. Prinzipiell müßten die Wahlen zur Nationalversammlung in den besetzten Gebieten ebenso zugelassen werden, wie wir 1871 den Elsaß-Lothringern die Beschickung der französischen Nationalversammlung in Bordeaux gestattet haben. Ihre Verhinderung oder Beeinflussung wäre eine Rechtsverletzung, der sich sogar die Franzosen durch das Auseinanderfallen Deutschlands lieber enthoben sähen. Was der Druck der Massen vermag, ist die eindringlichste Lehre der deutschen Revolution, die Völker von minderer Volkszahl warnen sollte, unsere Ohnmacht zum Raube deutscher Lande zu benutzen. Schon werden neue Einkreisungspläne geschmiedet, um allen großen und kleinen Teilnehmern der Jagdgesellschaft, die uns zur Strecke gebracht hat, ihre Beute zu garantieren, wenn auch nicht alle sich zu dem Zynismus des italienischen Historikers Ferrero aufschwingen, der im „Secolo" erklärt hat, die Vereinigten Staaten Europas seien das einzige Grab, in dem man das Deutsche Reich endgültig beerdigen könne. Schon vor den Wahlen zur Nationalversammlung sind unsere alten Feinde am Werk, Deutschland, das als Weltmacht in den Krieg eintrat, für alle Zeiten zu einem Objekt ihrer Weltpolitik zu machen. Jetzt oder nie muß die deutsche Einheit geboren werden, die unserem Volke aus tiefster Erniedrigung Genesung für Nation und Vaterland bringen soll. Die immanente Logik des Weltgeschehens spricht dafür, daß es endlich gelingen wird, aber auch die immer mitsprechenden irrationalen Faktoren sind niemals zahlreicher und tätiger gewesen, eine große geschichtliche Rechnung nicht aufgehen zu lassen.

Der Nationalismus im französischen Denken der Vorkriegszeit.

Von

Hermann Platz.

Obwohl der französische Staat an der Entstehung und Wesensgestaltung des französischen Nationalgefühls überstarken Anteil gehabt hatte, wurde und wird es doch bis heute mit Vorliebe so hingestellt, als ob das Nationalgefühl oder in höherem Sinn der Nationalgeist kraft innerer Anlage das politische, sprachliche, künstlerische, ja religiöse Leben zu universalgültigen Formen entwickle. Er allein, so klingt und singt es uns seit langem aus Welschland herüber, habe das Recht und die Pflicht, voll national zu sein, weil das Reinmenschliche, das Maß- und Formvolle, das Einfach-Durchsichtige, also das am ehesten zur Allgemeingültigkeit Berufene, auch gerade das ihm Gemäße, das in der Tat von ihm der Welt Gebotene und immer wieder für sie vorbildlich Darzubietende seien. Dieses nationale Ideal, das auf der kartesianischen Lehre von der Identität der Geister beruht, ist nun im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts — diese Überzeugung wird in nationalistischen Kreisen gegen Ende des Jahrhunderts immer lebendiger — tief entstellt worden, und zwar durch den Romantizismus. Das war nicht bloß die Schuld Rousseaus, sondern auch der deutschen Sucht nach dem Unendlichen, der deutschen Form- und Fassungslosigkeit, die weite französische Kreise erfaßt und für die demokratischen Neuerungen erst zugänglich gemacht hatten. Diesem Angriff im Reiche des Geistes und der Sensibilität folgt dann die größte Sünde Deutschlands, die brutale Verletzung des französischen Vaterlandes durch die Wegnahme Elsaß-Lothringens. Das französische Ansehen, seine tatsächliche Macht und seine kulturelle Ausstrahlungskraft wurden aufs schwerste geschädigt, oder vielmehr die Vorstellung, die man sich von all dem gemacht, wurde jäh zerstört. Seitdem ist die französische Seele erkrankt, weil das nationale Kerngefühl im tiefsten getroffen war. Im Zusammenhang damit ist dann in der Folge auch die romantische Krankheit als solche erkannt worden. In dem Maße nun, als dieser Leidenszustand gefühlt, im nationalen Selbstgefühl lokalisiert wurde und von da aus das gesamte Bewußtsein zu erfüllen begann, entwickelte sich der Nationalismus als Reaktion gegen diese Krankheitserscheinungen, als energischer Gesundungswille.

In der Entwicklungsgeschichte dieses Nationalismus fiel der Philosophie eine Aufgabe zu, die nicht unterschätzt werden darf. Durch große geistige Neuausrichtung warf sie die Geister erst auf das Geleise, auf dem die nationalistische Bewegung möglich war. Es ist bekannt, daß sich in dem Positivisten Hippolyte Taine angesichts des nationalen Zusammenbruchs von 1870/71 erlebnismäßig eine allmähliche Abwendung von Nationalismus und Szientismus vollzog. Als er im Jahre 1876 als Frucht dieser Erlebnisse den ersten Band der „Geschichte des zeitgenössischen Frankreich" veröffentlichte, da erfaßte Bestürzung die rationalistisch-ideologische Welt. Unter dem Druck dieses außerordentlichen Denkeransehens geriet die gegenrevolutionäre Tradition der Rivarol, de Maistre, de Bonald, Comte in lebhaftere Bewegung. Die nationalistische Einzelbekehrung begann.

Als Boutroux und Bergson bewußt und systematisch den Kampf gegen Nationalismus und Szientismus durchführten, da machten sie durch die Eröffnung neuer Horizonte der jungen Generation den Weg zum Nationalismus endgültig frei. Um die Jahrhundertwende konnte so eine nationalpädagogische Arbeit großen Stils einsetzen und das Ziel, die Wiedereinsetzung Frankreichs in seine alte Macht- und Prestigestellung, energischer ins Auge gefaßt werden.

Es ist selbstverständlich, daß ein Ereignis von der Tragweite der französischen Niederlage von 1870/71 bei dem eingangs gekennzeichneten überstarken, überempfindlichen Nationalgefühl der Franzosen auf alle, die denkend und fühlend Zeugen derselben waren, den größten, nachhaltigsten Eindruck machen mußte. In kleinen und großen Geistern lebte ein dumpfes Rachegefühl fort. Den Besten wuchsen aus nationalpsychologischen Erwägungen fruchtbare Erkenntnisse zu. Gelehrte, die bis dahin in weltentrückter Hingebung der Wissenschaft gelebt und dem Glauben gehuldigt hatten, daß sie den ganzen Menschen erfüllen und befriedigen könne, Künstler, die einst unbekümmert um Tagesforderungen an der Gestaltung ihrer Schönheitswelt arbeiteten, vernahmen nun plötzlich die Stimme des Blutes und gehorchten ihr. Wie ein Banville und Leconte de Lisle von dem Parnaß ihrer „Unbeweglichkeit" herabstiegen, wie Emile Boutmy von griechischer Ästhetik zu fruchtbarer Arbeit in der von ihm gegründeten „École libre des sciences politiques" überging, wie ein Fustel de Coulanges, ein Renan sich zu Wortführern des gedemütigten Vaterlandes machten, so spürte auch Hippolyte Taine in seiner reizsamen Seele überwältigend den Rückschlag des nationalen Unglücks. „Es gibt Tage," schrieb er damals, „wo meine Seele wie eine große Wunde ist; ich wußte nicht, daß man so sehr an seinem Vaterland hängen kann" [1]). Und als dann erst Elsaß-Lothringen verloren ging, da

[1]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. III. S. 39.

entrangen sich dem Deutschenfreund von gestern die bitteren Worte: „Kein Mensch, der Herz und Gewissen hat, kann sich mit diesem Gedanken abfinden; es handelt sich hier ja nicht um Eigenliebe, sondern um Pflicht. Wir hoffen, daß in zehn Jahren alle Unterdrückten Europas gemeinsame Sache gegen eine Monarchie und ein Volk machen werden, die gegenwärtig die Rolle Spaniens unter Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten spielen wollen“ [1]).

Diese neu erwachte Liebe machte den Stubengelehrten hellsichtig. Die Dinge des Alltags traten ihm näher. Es trieb ihn in die Arena der politisch-sozialen Kämpfe, denen er bis dahin in scheuer Zurückhaltung ausgewichen war. Ein unwiderstehlicher Drang, mitzuhelfen an der Rettung des heißgeliebten Vaterlandes, hatte ihn erfaßt. Er erkannte es als seine Pflicht, „Artikel zu schreiben, Vorträge zu halten usw., lehrreich und unwillkommen zugleich, um öffentlich die Fehler, die wir gemacht haben, darzulegen und zu bekennen, um in unseren Charakterfehlern die Ursache unseres Unglücks zu zeigen, um die Kenntnis der Sprachen, der Taktik, der fremden Nationen und der Geschichte zu verbreiten, um die Leute zu überzeugen, daß sie arbeiten, gehorchen, regelmäßig leben müssen und in bezug auf Glück nicht anspruchslos sein dürfen“ [2]). Zahlreich sind denn auch die Aufsätze, Artikel, Broschüren, mit denen Taine damals in die Tageskämpfe eingriff. Er bewies damit durch die Tat, was er anderer Stelle so ausdrückte: „Die Idee des Vaterlandes ist sehr tief in sein (des echten Franzosen) Wesen eingedrungen, und bei Gelegenheit wird sie in feuriger Leidenschaft, in langandauernden Opfern, in heroischem Wollen zum Vorschein kommen“ [3]).

Die ganze Größe dieser in den Dienst des nationalen Ideals gestellten Opferkraft zeigte Taine aber erst dadurch, daß er der Philosophie — er hatte am Vorabend des Krieges als Fortsetzung seines Buches über „den Verstand“ „den Willen“ behandeln wollen — Lebewohl sagte und „Die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich“ zu schreiben begann, ein Werk, das fortan bis zu seinem Tode seine ganze riesige Arbeitskraft in Anspruch nahm. Er tat es, wie er in der Vorrede zum fünften Band schrieb, um sich so die Grundsätze der Staatsphilosophie zu erarbeiten, überzeugt, daß gerade das Studium der Geschichte das beste Mittel sei, die Forderung des Tages und das Gesetz der Zukunft kennen zu lernen. Man sieht, wie sich hier schon Inspiration und Umrisse einer großen nationalpädagogischen Bewegung abheben.

[1]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. III. S. 165. Der Koalitionsgedanke, speziell das Bündnis mit Rußland schwebt Taine an verschiedenen Stellen vor Augen. A. Leroy-Beaulieu machte sich damals wohl aus ähnlichen Stimmungen heraus an das Studium Rußlands.

[2]) Ebenda. Bd. III. S. 35.

[3]) Les Origines de la France contemporaine. III[26]. 1909. S. 221.

Und was waren die wichtigsten Punkte, in denen Taine den rationalistischen Boden verließ und traditionalistischen Grundsätzen sich zuwandte? In dem Maße, als der aufrichtige, wahrheitshungrige Gelehrte die nationale Wirklichkeit in ihrer geschichtlichen Entfaltung erforschte, erkannte er die republikanische Legendenbildung, das Trug- und Dunstgebilde, das Männer wie Thiers, Michelet, Victor Hugo um die Revolution und ihre Forderungen, sie verherrlichend, gewoben hatten. „Es scheint mir," so folgert er, „daß die Laienwissenschaft den Geist der Vorsicht und Erhaltung fördert, nicht den Geist der Revolution und des Umsturzes. Sie braucht uns nur den verwickelten Bau des sozialen Körpers zu zeigen, um uns gegen Charlatane und radikale, einfache Allheilmittel mißtrauisch zu machen" [1]). Er zerstörte das Vorurteil, als ob Wissenschaft und Demokratie zusammen im Bunde ständen, verleitete dadurch allerdings auch seinen Schüler Bourget, das Gegenteil zu behaupten, daß nämlich Monarchie und Wissenschaft identisch seien. „Fortan schien die Wissenschaft," so bemerkt der Demokrat Parodi bitter, „die bis dahin dem Publikum als die große Verbündete der Demokratie galt, jede Reaktion stützen und rechtfertigen zu können". Mit kräftiger Faust packte er auch die Lieblingsidee der revolutionären Ideologie, den „klassischen" Geist, wie er es nannte, die Lehre von dem abstrakten, uniformen Menschen an, von dem alle Betrachtung auszugehen, dem alle Bemühung um Fortschritt zu gelten hätten. Sein Positivismus kennt keine Allgemeinbegriffe. Seiner seltsam vereinfachenden Denkweise schien hier (und in der Lehre von Gesellschaftsvertrag und Volkssouveränität) der Kernpunkt der revolutionären Verirrungen zu liegen. Es war „die schöpferische Formel", von der er alles ableiten zu können glaubte. So abstrakt diese Formel selbst auch war, sie verhalf dank ihrer Durchsichtigkeit und Einfachheit vielen zu der Einsicht, daß diese ungeschichtliche Betrachtungsweise zu überwinden sei. Taine aber wuchs auf diesem Wege über die Enge des Rationalismus hinaus und nähert sich den Irrationalitäten, die der Traditionalismus von jeher im Leben erkannte und anerkannt hatte. Er ahnte etwas von der Verflochtenheit und Bedingtheit aller politisch-sozialen Bildungen und von der Überlegenheit alles geschichtlich Gewordenen, in dem allein ja die Triebkräfte und Zielstrebigkeiten, aber auch die Hemmungen und Schranken der nationalen Einheiten zu erkennbarem Ausdruck kommen. Dieser geschichtlichen Wirklichkeit unterwarf er sich zusehends und machte sich zum unermüdlichen Verkünder und Anwalt ihrer Notwendigkeiten. In echt konservativer Weise sah er im Staat nicht bloß die Interessen der Gegenwärtigen, sondern auch die der Toten und Nochnichtgeborenen verkörpert. Er wollte nicht, daß diese der Diktatur des abstrakten Individualismus oder des napoleonischen Despotismus ausgeliefert werde. Er schalt auf Bureaukratismus

[1]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. III. S. 247 ff.

und Zentralismus, da es ihm am Herzen lag, allen nach Selbstbetätigung ringenden Organismen Selbständigkeit und Eigenrecht zu gewähren. Indem er die Improvisationen der Jakobiner entstehen und vergehen sah, lernte er die Bedeutung der Autorität und Kompetenz, indem er Aristokratie und Klerus in ihrem Wirken verfolgte, neben ihren Fehlern und Schattenseiten auch ihre Vorzüge und Lichtseiten kennen. Die systematische Zertrümmerung der väterlichen Autorität und damit der festgegründeten Familie entging ihm nicht. Scharf wandte er sich gegen das jakobinische Programm, das die Familie „als geschlossenen Kreis, als exklusive Gruppe, als aristokratischen Organismus brandmarkte, den Egoismus und Hochmut gebildet haben“ [1]). Wäre sein letzter Band „Die Familie“ vollendet, nicht bloß in wenigen Notizen skizziert worden, dann wäre diese Sorge um die Familie im Sinne und vielleicht im Anschluß an Le Play noch viel stärker zum Ausdruck gekommen. „Das gesunde Ideal für den jungen Mann ist, eine Familie von unbegrenzter Dauer zu gründen.“ Solche und ähnliche Le Playschen Gedanken, die gegen die Auffassung des Eigentums als eines Genußmittels und gegen die zwangsweise gleiche Erbteilung gerichtet sind, finden sich gelegentlich in seinen Briefen [2]).

Im ganzen betrachtet, ist die Denkweise Taines fortan grundsätzlich pessimistisch orientiert. „Die Geschichte zeigt uns, daß die Staaten, die Regierungen, die Religionen, die Kirchen, alle großen Institutionen die einzigen Mittel sind, mit Hilfe deren der tierische, wilde Mensch seinen kleinen Teil Vernunft und Gerechtigkeit erwirbt“ [3]). Pessimist war er insbesondere in seiner Beurteilung des französischen Volkscharakters: „Er widerstrebt der Aufmerksamkeit, dem anhaltenden Fleiß. Er will sofort klar sehen, auf die Gefahr hin, falsch zu sehen ... Er hat nicht Gedächtnis und Einbildungskraft genug, um die Einzelheiten, die Umstände, die ungeheure Verschlungenheit der lebendigen Wirklichkeit zu sehen“ [4]). Diese Charakterfehler waren vor 1789 durch Religion und Monarchie ausgeglichen. In dem Maße, als die wissenschaftliche Weltbetrachtung der Religion und die Auswüchse des Absolutismus der Monarchie das Wasser abgruben, mußte der „klassische“ Geist in Reinkultur auftreten und so den Niedergang Frankreichs bewirken. (Endpunkt Verlust Elsaß-Lothringens.) Der ersten überstürzten Anwendung der Moral auf das menschliche Tun müsse eine zweite folgen, so lautet Taines Reformvorschlag, die methodisch besser ausgerüstet sein werde. „Die rechtmäßige Königin der Welt und der Zukunft ist nicht das, was man 1789

[1]) Les Origines de la France contemporaine. IX. Le Régime moderne. Bd. I[26]. 1911. S. 177.

[2]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. IV. S. 360.

[3]) Ebenda. Bd. III. S. 247 ff.

[4]) Ebenda. Bd. IV. S. 133.

die Vernunft, sondern was man 1878 die Wissenschaft nennt“ [1]). Sie wird aber der zukünftigen Entwicklung erst dann den Stempel ihres beherrschenden Geistes aufdrücken können, wenn „der Götzendienst des allgemeinen Wahlrechts, die dumme Anbetung der Zahl“ [2]) ausgeschaltet, dem reorganisierten Adel sein Einfluß zurückgegeben wird und die Religion wieder ihre sittigenden Wirkungen ausüben kann [3]).

So klafft in dem großen Philosophen gegen Ende seines Lebens der ungeheure Gegensatz zwischen seinen rationalistischen Grundauffassungen und dem wachsenden Traditionalismus, der mit Irrationalitäten, mit „notwendigen Vorurteilen“ rechnete. Er mag ihn oft gespürt haben. Überwunden hat er ihn nicht. Die Liebe zum Vaterland war größer, als die Kraft des Alternden in sich, die innere Geschlossenheit der Überzeugungen herzustellen. Aber diese grell zutage tretende Stilvermischung hinderte nicht, daß von ihm die stärksten Wirkungen ausgingen. Das reine Hervorquellen der Überzeugungen aus dem nationalen Erlebnis von 1870/71 gab ihnen eine Klangfarbe, die auf seine Schüler und Leser den größten Eindruck machen mußte. Bourget, Barrès, Maurras verdanken ihm doch wohl das Beste und Lauterste ihrer nationalistischen Überzeugungen. Der nationalistische Bau ruht so auf Gedankenquadern, die modernster Geist mit modernsten wissenschaftlichen Methoden in leidvoll ernstem Bemühen behauen hatte.

Neben Taine hat in der Frühzeit des Nationalismus vor allem Renan an der Neuprägung gewisser traditionalistischer Wahrheiten mitgearbeitet. Der große Freund des deutschen Geisteslebens brachte vor allem die methodischen Forderungen der deutschen Geschichtswissenschaft zur Geltung, so daß der Nationalist Dimier mit deutlicher Beziehung auf ihn sagen konnte: „Die deutsche Wissenschaft hat ums Jahr 1850 im Hinblick auf die französische Kultur eine wiedergutmachende Rolle gespielt“. Jedenfalls setzte mit Renan (und Taine) die geschichtliche Forschung nach deutschem Vorbild und damit über den revolutionären Bruch hinaus die Anerkennung der Tradition wieder ein. Auch sein Aristokratismus, der zutiefst aus seiner Wesensanlage quoll, hing in etwas mit seinen geschichtlichen Studien und seinen germanischen Rassegedanken zusammen [4]. Ihn schufen die Erlebnisse von 1870/71 zu einem noch viel radikaleren Traditionalisten um, als es Taine war. Sein Buch „Die intellektuelle und moralische Reform“ (1872) spiegelte diese bald wieder überwundene Periode seines Denkens getreulich wieder. „Er ist ganz offensichtlich für die Wiederherstellung der

[1]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. IV. S. 46 ff.

[2]) Ebenda. Bd. III. S. 225.

[3]) Vgl. Les Origines de la France contemporaine. XI. Le Régime moderne. Bd. III. L'Église. Besondere Hoffnungen setzte er auf eine freie protestantische Kirche, von der er auch begraben sein wollte.

[4]) Vgl. Séailles: Renan. 1895. S. 225.

Monarchie und des Adels, um Preußen besser nachahmen zu können", schrieb Taine damals entrüstet[1]). Seillière belehrt uns, daß Traditionalisten und Neumonarchisten mit vollen Händen aus diesem gewagten, mit Scheinwahrheiten gefüllten Buch geschöpft haben[2]).

Die Quintessenz der national-pädagogischen Lehre war ja wohl in den Worten enthalten, der Sieg Deutschlands sei der Sieg des disziplinierten über den undisziplinierten, des ehrerbietigen, sorgfältigen, achtsamen, methodischen Menschen über den, der es nicht wäre, gewesen[3]). Eine Erkenntnis, die nicht ohne weiteres für jeden Franzosen fruchtbar werden konnte.

Größer als diese positiven sind aber die negativen Wirkungen, die, von Renan ausgehend, die national-pädagogische Tätigkeit der jungfranzösischen Kreise beschweren und hemmen. Ich meine den Einfluß, den die dilettantische[4]), alles ironisierende, weil alles genießende, alles von überlegener Warte aus belächelnde Geisteshaltung des alternden Philosophen ausübte. Lemaître und Barrès konnten und können am wenigsten diesen spielerischen, souverän-egozentrisch orientierten Zug des Meisters ablegen. Aber auch die polemischen und dialektischen Methoden der Action française weisen deutliche Spuren der Abhängigkeit von Renan auf. Zwar ist bei ihnen die müde Dekadenzstimmung, die skeptische Tatunlust verschwunden. Diese Männer haben vielleicht gerade bei Renan gelernt, daß das ganze, volle, gesunde Leben anders sein müsse als bei diesem lächelnden, gleitenden Philosophen. Sie haben wenigstens in politisch-sozialer Hinsicht ihre Glaubenssehnsucht und Hoffensluft — eine Form ihres Lebenswillens — gestillt und damit wieder etwas festen Boden in sich geschaffen. Doch gingen diese Zusammenziehungen und Befestigungen des geistigen Wesens nicht so weit, daß das Ich, von dem diese Nationalisten alle mehr oder weniger bewußt und erkennbar ausgingen, sich nicht gewissermaßen seinen Altenteil vorbehalten hätte, von dem aus es seinen Spielbedürfnissen und Willkürtrieben frönen, sein mild lächelndes Überlegenheitsgefühl an Menschen und Ereignissen auslassen könnte. Schließlich regelt sich unsere geistige Haltung entscheidend immer nur von unsern zentralen Überzeugungen. Da nun die Nationalisten fast durchweg anti-intellektualistisch gerichtet sind, in den Hauptvertretern Barrès, Maurras, Lasserre, Soury dem metaphysischen Skeptizismus Renans sehr nahe stehen, muß ihnen, namentlich wenn die wissenschaftliche Forschungsdisziplin eines Taine fehlt, die ganze

[1]) H. Taine: Sa vie et sa correspondance. Bd. III. S. 59.

[2]) Seillière: L'impérialisme germaniste dans l'œuvre de Renan. Revue des deux mondes. 15. Oktober 1906. S. 856.

[3]) La Réforme intellectuelle et morale. S. 55.

[4]) „Eine sehr kluge, aber zugleich sehr wollüstige Geistesanlage, die uns abwechselnd zu den verschiedenen Lebensformen hinneigen läßt, die uns dahin führt, bei allen diesen Formen genießend zu verweilen, ohne daß wir uns einer einzigen hingeben," so bestimmt Bourget den Dilettantismus Renans in Essais de psychologie contemporaine. S. 55.

Geistesbewegung, auch soweit sie von ihnen befruchtet wird, als mehr oder weniger edles, schönes Spiel erscheinen, als Schauspiel, ihnen zu Lust und Zeitvertreib geboten. Dieser selbstzufriedene Dilettantismus, der dem Ästhetizismus und Impressionismus oft bis zum Verwechseln ähnlich sieht, findet ja leicht seinen natürlichen Rahmen in dem traditionalistischen Nationalismus, der der Gleichheit und Freiheit abhold, die Scheidung der Bürger in Herrschende und Beherrschte, in Elite und Masse aufrecht erhält und so aristokratischen Lebenskünstlern willkommene Lebensbedingungen schafft. Er bejaht und fördert auch die Wissenschaft, aber nicht sowohl als verpflichtende Forschung und uneigennützigen Wahrheitsdienst, sondern als bändigende, ordnende, das Leben zierende und füllende Tätigkeit. Und etwas von diesem Renanschen Militarismus, der gern den Schleier der Theorie über die Blößen eines genießenden Herrenmenschentums wirft, blitzt immer wieder in dem Denken und Tun der Nationalisten durch.

*

Die nationalistischen Ideen lagen in der Zeit von der großen Niederlage bis zu der Jahrhundertwende in der Luft. Sie rückten wie bei Déroulède (1883 Ligue des Patriotes) und einigen wenigen Gleichgesinnten auch scharf ins Bewußtsein und bewegten heiße Herzen. Aber sie gelangten nicht zu geschlossener Formulierung, zu lehrhaft gefaßtem Auftreten. Die Ursachen lagen in dem Einfluß der in der Republik flott gemachten Ideologie und in der Vorherrschaft der patriotischen Geste, beides Zustände, die nicht zuletzt in dem Gefühl der Schwäche begründet waren und die in der Tat sich in dem Maße weniger bemerkbar machten, als mit den Bündnissen (Rußland, England), mit den kolonialen Erfolgen das alte Kraftbewußtsein wiederkehrte. Der rationalistische Optimismus wußte mit dem unauflösbaren Rest an dunklen Lebenstrieben, die jedem Rassen- und Nationalgefühl, ihren Forderungen und Idealen zugrunde liegen, nichts anzufangen. Sie hatten in einem Reiche der Völkerverbrüderung und Vernunftherrschaft keinen Platz. Dieser humanitäre Internationalismus erreichte, von Tolstoischen Gedanken gestützt, seine Hauptblüte etwa von 1880 bis 1900. Die nächste Wirkung des Bündnisses mit Rußland war seltsamer Weise eine Entspannung der nationalistischen Atmosphäre. Es weckte nämlich in den Massen den Glauben, im Falle eines Krieges wirke der große nordische Freund so mächtig auf Deutschland ein, daß man sich zeitweilig die militärischen Lasten vom Halse schaffen könne und nicht mehr so starr und ausschließlich auf die Vogesengrenze zu schauen brauche[1]). Als der Dreyfusrevolution gelungen war, was die Boulangisten vergeblich erstrebt hatten, die Opportunisten (die republikanische Aristokratie)

[1]) Chéradame: La crise française. 1912. S. 204.

zu stürzen, da wurde der Radikalismus sich seiner Macht bewußt und setzte sich breit und herrisch an den Regierungstisch [1]). Der Sozialismus wurde regierungsfähig, gleichzeitig aber auch die geheimen Mitregenten: die internationale Freimaurerei und die internationale Plutokratie. Nun konnten sich an den Universitäten die entsprechenden Lehren ans Licht wagen. Léon Bourgeois wurde der Philosoph der neuen Partei. („Der Solidarismus".) Dürckheim und Lévy-Brühl entdeckten den neuen Gott: die Gesellschaft, aber nicht um das Vaterland und seine Interessen, sondern um ihre Ideologie in dem Schatten dieses Tempels Asylrecht finden zu lassen. „In der ideologischen Atmosphäre, die durch die Dreyfushändel geschaffen wurde, versuchte der Pazifismus sich an die Stelle des Revanchegedankens und der imperialistischen Idee (des größeren Frankreich) zu setzen" [2]). Die demokratische Idee und Propaganda wurde über die patriotische Tatsache und Forderung gestellt. „Alle bedeutenden Universitätslehrer haben sich bemüht, die Nationalisten den ‚reinen Sentimentalen' (Rauh) zuzurechnen, um dem Nationalismus nicht bloß die Vernünftigkeit, sondern auch das Daseinsrecht abzusprechen" [3]). Am 30. Dezember 1907 fand eine Sitzung der französischen Gesellschaft für Philosophie statt, in der die Idee des Vaterlandes und der Pazifismus Gegenstand der Erörterungen waren. Während der bekannte Senator d'Estournelles de Constant die Autonomie der Staaten beibehalten wollte und nur ein friedliches Zusammenarbeiten erstrebte, sagte der Philosoph Th. Ruyssen, daß im Internationalismus die größte Wahrheit stecke. Die Geschichte lehre, so erklärte Dürckheim, daß die kleinen Vaterlande immer in dem großen aufgehen, und nichts berechtige uns zu der Annahme, daß diese Bewegung vor unserm Vaterlande Halt mache. Ja er glaubte schon über dem gegenwärtigen Vaterland ein anderes in der Bildung begriffen zu sehen, das unser nationales Vaterland einschließe: das sei das europäische Vaterland oder das Vaterland der Menschheit [4]). In ähnlichem Geiste behandelt der Sorbonneprofessor Rauh in einer Umfrage das Problem, ob „der Patriotismus vernünftig ist und ob er die Tatsachenprobe besteht". Die Rechtfertigungen des Patriotismus nennt er „wohlklingende Allgemeinheiten", „Aberglaube", „Artisten- und Literatenweisheit". „Ich sehe keinen Grund, warum wir in Frankreich den Internationalismus unter den Scheffel stellen sollen." Der Patriotismus müsse jedenfalls in den Dienst des Internationalismus gestellt werden [5]). Man begreift, was solche Lehrer für

[1]) Vgl. Sorel: La Révolution Dreyfusienne. S. 63.

[2]) Chéradame, La crise française. S. 294.

[3]) Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XIX. 1912. S. 82.

[4]) Fontana in Revue de philosophie, abgedruckt im Bull. de la Semaine. 16. September 1908. S. 453.

[5]) Études de morale. Paris 1912. Vgl. Agathon: Les jeunes gens d'aujourd'hui [2] 1913. S. 27, und Gilbert Maire: „L'expérience morale" d'un juif: Frédéric Rauh. Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XIX. 1912. S. 41 ff.

Schüler heranbilden mußten. Der Gymnasiallehrer Joseph Lotte schrieb von Träumereien seiner Universitätszeit: „Ich floß über von Liebe zu den Schwarzen, Gelben, Roten und Weißen der beiden Halbkugeln; in mitteilsamer Weinlaune auf Festessen brachte ich feurige Trinksprüche aus auf die Vereinigten Staaten der Welt und vergaß die französische Wirklichkeit, das Reben- und Getreideland, das Land der Arbeit und Redlichkeit, des Glaubens und Mutes, zugleich aber — ein besiegtes, ein verstümmeltes Land, das seine militärische Niederlage nur durch einen militärischen Sieg wieder gut machen wird“ [1]).

Gerade die Extravaganzen der jüdischen Ideologie, der Dürckheim, Lévy-Brühl, Rauh, die durch das neue Regime alle an die Sorbonne berufen wurden, mögen viel dazu beigetragen haben, daß die Jugend sich nach anfänglicher Verblüffung doch bald aus dem Bannkreis dieser Autoritäten befreite. Sie sagte sich dabei: „An das Elsaß denken, ist peinlich; das schreibt uns bestimmte Pflichten vor. An die Menschheit denken, ist viel schöner und verpflichtet zu nichts“ [2]). Seien wir also hochherzig und wählen das Schwere, das man uns auf der Universität verleiden zu können glaubte!

Doch die Vorherrschaft der Ideologie erklärt allein den Zustand der nationalistischen Doktrinlosigkeit noch nicht. Es kam noch hinzu, daß in der Zeit der System gewordenen Halbheit, des Opportunismus, die nationalistische Gebärde auch in den Kreisen überwog, die nach Tradition und Aspiration der nationalistischen Tat — dazu ist doch wohl auch die eindeutige Formulierung und Systematisierung des Nationalismus zu rechnen — am nächsten standen. Sie konnten sich nicht losmachen von der affektbetonten, sofortigen Erfolg suchenden Revancheforderung. Zwar stand die Reform des Volksschulwesens, die 1879 einsetzte, stark unter dem Druck nationalpädagogischer Bedürfnisse. Die Republik einzurichten, um die Revanche zu erreichen, war ja nicht bloß das anfängliche Regierungsprogramm der Gambetta, Challemel-Lacour, Spuller, Billot, es war im besonderen auch das Schulprogramm von Jules Ferry, Paul Bert usw. In dem neu eingerichteten Moralunterricht, der die aus der Schule verbannte religiöse Unterweisung ersetzen sollte, wurde mangels einer andern einheitlichen Inspiration ein oft recht einseitiger Vaterlandskult getrieben [3]). Aber es dauerte nicht sehr lange, da trat die patriotische Inspiration zurück. Andere Ideologien mußten die Lücke ausfüllen; nur die patriotische Gebärde blieb. Langsam trieb das Schiff des Opportunismus hinaus aus der Enge der heimatlichen Bucht. Man verlor das Zutrauen

[1]) Bull. des professeurs catholiques de l'Université. Nr. 22. 1913.

[2]) Lotte ebenda. 20. Februar 1912. Zum Ganzen vgl. Gaffre und Desjardins: Les Étapes de l'Antipatriotisme. 1906.

[3]) Vgl. Rambaud: Jules Ferry. Paris 1903. S. 410 ff. Über den Rückschlag: Bocquillon: La crise du patriotisme à l'école. Paris 1905.

zur eigenen Wiedereroberungskraft[1]). Der Antiklerikalismus mußte über die dadurch entstandene Lücke hinweghelfen. Da mochte auch die Armee froh sein, daß ihr in dieser Zeit des tatunlustigen Gebärdepatriotismus wenigstens in den kolonialen Feldzügen Gelegenheit gegeben war, die ererbte und erprobte patriotische Gesinnung zu betätigen.

Die verschiedenen konservativen Gruppierungen — zum größten Teil aus Adligen und Katholiken bestehend — hielten stimmungsgemäß an dem, was als wesentlicher Inhalt des Nationalismus gelten kann, fest. In der Person des Thronanwärters symbolisierte sich ihnen das nationale Ideal, die nationale Forderung. In Gesten der Treue erschöpfte sich aber auch dieser Nationalismus. Versuche, ihn zur Lehre zu erheben und mit den Erscheinungen der Gesamtkultur zu verbinden, wurden nicht gemacht. „Die konservative und nationalistische Opposition pflegte leidenschaftlich ihre traditionelle Blindheit weiter und ist durch dreißigjährige Mißerfolge gestraft worden[2])."

So ausgesprochene Hüter der Tradition „die Unsterblichen" der französischen Akademie auch waren und sind, zur Formulierung der nationalistischen Stimmungen und Strebungen, die sie beherrschten, fehlte es der illustren Gesellschaft doch an Geschlossenheit, Kraft und Lebensnähe. Darum wird ihr der echte Franzose die Verdienste, die sie sich um Wachhaltung des nationalistischen Geistes erworben hat, nicht vergessen. „Fast keine unserer Aufnahmefeierlichkeiten vollzieht sich ohne Anspielung auf das schmerzliche Jahr," schrieb Bourget einmal. Und er begründet das damit, daß dieses Jahr „für die ganze Generation, für die Taine, Renan, Flaubert, die großen Ältern, für die Sully-Prudhomme, Gaston Paris, Emile Boutmy, Albert Sorel, die großen Jüngern," ein Erlebnis bedeutete, dessen Lehren sie sich immer ins Gedächtnis zurückrufen mußten, um die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, „eine materielle Revanche durch Wiederaufrichtung der Geister vorzubereiten", erfüllen zu können[3]). Einmal hat sie sogar den Versuch gemacht, Nationalismus der Tat zu treiben, indem sie, um gegen die antinationalen Tendenzen der Dreyfusfreunde zu protestieren, dreiundzwanzig Mann stark in die von Syveton und Dausset gegründete „Ligue de la Patrie" eintrat, indem sie in Lemaître sich sogar an die Spitze stellte und nationalistische Wahlen zu machen versuchte. Wenn sie selbst den Nationalismus auch nicht formulierte, so hat sie den ersten Künder des Nationalismus, Barrès, doch so früh in ihre Reihen aufgenommen, daß Parodi schreiben konnte, es möchte scheinen, daß (damit) die Gedanken, die er zuerst und am klarsten mit Charles

[1]) Vgl. dazu den sechsten Band der Denkwürdigkeiten der Madame Adam: Nos amitiés politiques avant l'abandon de la revanche. „Der Opportunismus beunruhigt mich nicht nur politisch, sondern in Sachen des Patriotismus", sagte Ranc zu Frau Adam.

[2]) Maurras: La Politique religieuse. 1913. S. 336.

[3]) Bourget: Pages de critique et de doctrine. Bd. I. S. 181 ff.

Maurras als Dogmen formuliert und systematisch verbunden hat, . . . Eigentum der wohlgesinnten Gesellschaft geworden seien[1]).

Die Wirkung der nationalistischen Doktrinlosigkeit war zunächst die, daß eine aggressive Revanchepolitik erschwert war. Größer waren die psychologischen Folgen. Sie bestanden darin, daß die nicht zusammengefaßten und zur Tat aufgerufenen nationalistischen Triebkräfte sich anderweitig Luft schafften. Sie kleideten sich in der Jugend von 1880 und 1890 in seltsame Gebärden. Man verlor den Glauben an die große Sache der Revanche, und damit sank auch die Achtung dessen, was die Scharte hätte auswetzen können: Kraft, Macht, Tat. So quoll Dekadenzstimmung auch aus diesem Boden. „Nicht sofort, erst viele Jahre nach dem Kriege machte sich die schrecklichste Wunde, die die Niederlage geschlagen hat, fühlbar." Der Hochmut, die Verbitterung, die Sprunghaftigkeit und Haltlosigkeit, all das beweist, daß in diesen Herzen ein Tiefstes, Wesenhaftes verletzt war. So erklärt Bourget die Montmartreperiode Maurice Donnays: „Diese krampfhafte Lustigkeit, die an ein Nervenleiden denken läßt, ist einer Jugend eigen, die in einer schweren Stunde der Geschichte zwanzig Jahre alt geworden ist . . . Man genießt nicht in derselben Stimmung, wenn man einer siegreichen Nation angehört oder wenn man der Sohn eines besiegten Volkes ist[2])."

Es ist sodann unverkennbar, daß der koloniale Drang in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gerade auch deshalb so stark war, weil eben der latente Nationalismus nur so sich betätigen konnte. Die kolonialen Eroberungen waren nun zweifellos dazu angetan, Kraft und Aufmerksamkeit von dem nationalistischen Zentralproblem, das nur kontinental gelöst werden konnte, abzulenken. Andererseits war aber doch die Regehaltung der militärischen Fähigkeiten und der wirkliche Machtzuwachs, den das junge Kolonialreich darstellte, von einer nationalpsychologisch und nationalpädagogisch gleich großen Bedeutung. Als die Zeit für die nationalistische Vollblüte reif war, kamen gerade aus der Kolonialarmee starke Antriebe zur Überwindung des humanitären Pazifismus und Internationalismus. Nach Marchand, Baratier, Gouraud, Mangin hat Afrika dem auch philosophisch geschulten Ernest Psichari nationalistisch so wirksame Bücher wie: Terre de Soleil et de Sommeil; L'Appel des Armes; Le Voyage du Centurion eingegeben. Die alte Bretagne ist in Afrika wieder erstanden. „Der Sohn hat die Partei seiner Väter gegen seinen Vater ergriffen." „Keime und Saaten sind gesät: die Saat reift," schrieb Hanotaux bedeutungsvoll[3]).

[1]) Traditionalisme et Démocratie (1909). Colin. S. 109/10.

[2]) Bourget: Pages de critique et de doctrine. Bd. I. S. 158.

[3]) „Soldat" vgl. Figaro, 6. Juni 1913. Vgl. Seillière: Mysticisme et Domination, wo an der Hand von Harmand: Domination et Colonisation (1911) und Mille: Louise et Barnavaux (1912) wesentliche Züge des kolonialen Imperialismus dargestellt werden.

Soweit sich der unformulierte Nationalismus in nationalistischen Taten versucht hat, wie etwa in der Boulangeraffäre und in den Dreyfushändeln, war er zu Komödiantentum verurteilt. Wo eben die klare Zielsetzung durch Lehre und Programm fehlt, müssen auch die leidenschaftlichsten Bewegungen in zusammenhangloser Willkür zerfallen.

So possenhaft und bedeutungslos diese nationalistischen Regungen und Erregungen auch waren, eine Wirkung hatten sie doch. Sie erregten die Aufmerksamkeit und wiesen auf ein Problem hin.

Scharfe Schlaglichter fielen auf Personen und Handlungen, die dem nationalistischen Geiste nicht entsprachen. Der internationale Dreyfusklüngel rief eine nationale Reaktion hervor, die mit Argusaugen die Politik der neuen Regierungsmänner verfolgte und an jeder verdächtigen Maßnahme unbarmherzige Kritik übte. Die antiklerikale Kulturpolitik des Combismus, die Militärpolitik der André und Pelletan, die Finanzpolitik der Caillaux schienen jede erfolgreiche Außenpolitik unmöglich zu machen. Man fühlte sich in einem großen Sumpf, aus dem nur energischer Gesundungswille, großangelegte nationale Erziehungsarbeit retten konnte. Um dieses Reformwerk dauerhaft zu gestalten, um ihm die rechten Wege zu weisen, die rechten Ziele setzen zu können, dazu genügten individuelle Begeisterung und Hingabe, praktische Propagandaarbeit, Wahlfeldzüge, Umzüge und Reden nicht. Dazu bedurfte es der Herausarbeitung einer nationalistischen Doktrin. Das dämmerte Barrès schon, als er 1893/94 die kleine Zeitschrift „La Cocarde" leitete. Das wurde 1899 Moreau und Maurras klar, als sie aus der Ligue de la Patrie française, die sich wieder in doktrinell und programmatisch ungenügend vorbereitete Wahlarbeit stürzte, austraten und für ihre Klarheit und Zielsicherheit erstrebenden Bedürfnisse die Action française gründeten. Wie richtig sie die Regungen des Nationalismus deuteten, beweist der Umstand, daß die Akademiker Lemaître und Bourget sich schon bald dieser nach Formulierung ringenden Bewegung anschlossen.

Ehe wir nun diese Formulierungsversuche näher ins Auge fassen, wird es nötig sein, die philosophischen Voraussetzungen darzulegen, unter denen eine Generation in breiterem Strom dem Nationalismus sich anschließen und die Führer, von diesem Strom getragen und befruchtet, die Kraft zu Formulierung und Systematisierung finden konnten. Um den Führer muß es geheimnisvoll drängen und treiben, wenn er mit der Fackel voranstürmen soll. Aber ohne den Zuspruch tausend verschwiegener Stimmen, die den Spender lockender Zukunft meinen, wird er seine Seele nicht an sein System wagen wollen.

*

Daß diese dunkle Bewegung in die Geister kam, dazu hat die Philosophie wesentlich beigetragen. Namentlich haben Emile Boutroux und Henri Bergson durch Schrift und Rede Horizonte eröffnet, Stimmungen erzeugt und Kräfte entbunden, ohne die der Nationalismus in diesem Ausmaß weder als Bewegung noch als System möglich gewesen wäre. Wie die Literaten (Maurras, Lasserre) erst dem Romantizismus, so mußten die Philosophen erst dem Rationalismus und Szientismus zu Leibe rücken. Neben der Vernunft mußten sie wieder der Erfahrung, neben der Wissenschaft der Religion den Platz an der Sonne erkämpfen. Das ist die Lebensaufgabe Boutroux' und Bergsons. Die philosophische Arbeit Boutroux' galt dem Nachweis, daß neben und über dem Reich der zwangläufigen Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit ein Reich der schöpferischen Freiheit besteht, in dem Gott und Seele, Religion und Moral ein vollbegründetes Anrecht auf Existenz und Wirksamkeit haben. Sein zäh festgehaltener Aristotelismus bewahrt ihn davor, in den Antiintellektualismus zu verfallen, den Henri Bergson als die einzige Plattform ansieht, von wo aus Zugang zu den letzten Falten des Seins geschaffen werden könne. Er ist der philosophische Systematiker der neuen Lebensgefühle, das geistige Gewissen einer entscheidenden Stunde.

„Gewiß verehrt niemand mehr als ich die Wissenschaft, ich meine die echte, nicht aber die unechte, die man der Welt aufzwingen wollte. Gegen diese falsche Auffassung, die darauf hinauslief, aus dem Menschen ein passives, formloses Wesen ohne Willen und Selbständigkeit, mit einem Wort eine Sache, zu machen, glaubte ich schon früh mich wenden zu müssen[1])." Die Befreiung der tiefsten Wirklichkeiten aus dem Begriffsgefängnis, in das Scholastik und Positivismus sie gesperrt hätten, diese Aufgabe lockte den Denker. Die Lösung suchte er auf dem Wege einer einschneidenden Grenzregulierung. Der Verstand (die Wissenschaft), so lehrt er, ist im Reiche des Materiellen, des Unorganischen zuständig. Das Seelische faßt nur die Philosophie mit Hilfe der Intuition. Die Wissenschaft dient durch Aufstellung ihrer Theorien und Systeme nur den Zwecken des äußeren praktischen, materiellen Lebens. Der Nützlichkeitsgedanke beherrscht ihr Tun. Tief unten aber rauscht, der Wissenschaft unerreichbar, der Strom des wahren Lebens, waltet das Spiel göttlicher Kräfte. Von Intuition geleitet, von Liebe beflügelt gewinnt die Seele hier königliche Rechte: Freiheit und Unsterblichkeit; findet sie ihrer Sehnsucht Ziel: Gott. Durch seine Persönlichkeit und seine Darstellungskunst hat Bergson diesen Ideen eine so große Anhängerschaft gewonnen, daß man oft geneigt ist, von einer Bergsonmode bzw. einem Bergsonsport zu sprechen. Zahllos sind die Anwendungen, Übertragungen, Ausnutzungen (natürlich auch Widerlegungen) seiner Gedanken durch Philosophen, Wissenschaftler, Künstler usw. „Die jungen Leute sind von seinem

[1]) Agathon: Les jeunes gens d'aujourd'hui. ²1913. S. 285.

Unterricht darum so ganz eingenommen," schreibt der Romanschriftsteller Paul Acker, „weil er der Jugend durch Überwindung des Rationalismus die entzückenden Schönheiten des Idealismus wieder schenkt. Daher sind auch seine Schüler von überströmender Dankbarkeit gegen ihn erfüllt[1])". Der Nationalist Lotte beschreibt rührend den überwältigenden Eindruck, den die Lektüre der „Einleitung in die Metaphysik" (erschienen in Péguys: „Cahiers de la Quinzaine", 1903) auf ihn gemacht, wie er aus der Nacht des Materialismus erwacht sei, da ihm göttliches Licht auf jeder Seite entgegengeleuchtet habe[2]). Man müsse gewiß alle nötigen Vorbehalte machen hinsichtlich der Verwendung der Bergsonschen Philosophie, aber zwei Dinge stelle sie mit wirklich wissenschaftlicher Sicherheit fest, daß Geist in der Welt sei und daß auf der Leiter der Lebewesen der Mensch dasjenige — und zwar das einzige — sei, bei dem der Geist zur Befreiung gelange. Wenn auch alle anderen Wesen in Materialität verstrickt seien, der Mensch hat die Kette zerbrochen, das Hindernis genommen, dem Tierischen sich entwunden[3]). Man spürt, wie es jubelt in diesen Herzen, daß ein neuer Lebensmorgen winkt. Objektiv charakterisiert ein anderer Nationalist, Gilbert Maire, den Ertrag der philosophischen Arbeit des Meisters; „Bergson schärft die Geisteswerkzeuge, bis sie die Sympathieschwingungen durchdringen, die der Verstandestätigkeit, sie erzeugend, vorangehen; dadurch gliedert er dem Bereich des Verstandes die dunkeln Regionen der Sensibilität an, die man bis jetzt der Instinktherrschaft überließ[4]). In diese Tiefen reicht, das ist Bergsons Überzeugung, auch die neufranzösische von ihm mitverursachte Bewegung. Er sieht darin nicht etwa nur eine Umwandlung der Ideen, sondern eine richtige Neuschaffung des Willens. Da aber der Wille gerade Ausdruck des Temperaments, des am schwierigsten zu Ändernden, sei, erscheint ihm die Entwicklung der französischen Jugend als eine Art Wunder. „In doppelter Beziehung ein glückverheißendes Wunder, da es die Wiederherstellung unserer moralischen Einheit bejaht und weil es der Beweis dafür ist, daß der französische Geist unversehrt blieb[5])."

Indem Bergson so das französische Sein in seinem traditionellen Sinn bejaht — und das tut er —, offenbart er nur einen tiefen Wesenszug seiner Philosophie, die nicht irgendwelche kühnen, neuartigen Aufstellungen machen,

[1]) Vgl. Seillière: Schätzung und Wirkung der Philosophie Bergsons im heutigen Frankreich. Internationale Wochenschrift. Oktober 1912.

[2]) Bull. des professeurs catholiques de l'Université. Nr. 12.

[3]) Ebenda. 20. November 1913.

[4]) Revue critique des Idées et des Livres. XXI. S. 646. Boutroux stellte bei Besprechung der Ergebnisse der philosophischen Aggregationsprüfung bei den schriftlichen Arbeiten einen starken antiintellektualistischen Zug fest (außerdem dogmatische Tendenzen und Neigung, die Ideen ins Extrem zu treiben). Abgedruckt Bull. de la Semaine 15. November 1913.

[5]) Agathon: Les jeunes gens d'aujourd'hui. ²1913. S. 285.

sondern nahe an den Aussagen des gesunden Menschenverstandes, nahe am Leben bleiben will, bald dem spendenden sich beugend, bald dem weigernden entgegentretend. Da sie glaubt, keine ewigen Wahrheiten entdecken zu brauchen, nur relative erfinden und erproben zu müssen, gewinnt die Haltung des so Denkenden etwas Opportunistisches, das in dem Anschluß an die Zeitströmungen zum Ausdruck kommt. Kein Wunder, daß viele seiner Schüler, im Antiintellektualismus erzogen, an instrumentalistisches Wahrheitsdenken gewöhnt, mit vollen Segeln in das nationalistische Fahrwasser trieben. Mühelos erkennen sie die realen Forderungen des Gemeinschaftslebens an und finden in dem Nutzen dieser Realitäten das Kriterium ihres Denkens und Handelns. „Gegenwärtig, wo das Gute und Böse so schrecklich ineinander verschlungen sind, wo die Besten soviel verabscheuenswürdige und die Schlechten soviel edle Seiten haben, gibt es nur ein sicheres Kriterium: alles auf das Interesse des Glaubens, der Kirche und des Vaterlandes zu beziehen; liebevoll aufnehmen, was diesem Interesse dient, und das übrige verwerfen."

Interessant ist es z. B., zu verfolgen, wie ein Bergsonschüler bei Untersuchung der „Pflichten gegenüber dem Vaterland im Geiste der neuen Moral" glatt zu nationalistischen Schlußfolgerungen kommt. Der Grundzug dieser Moral, so führt Joseph Wilbois aus, sei durch Fortschritt und Anpassung gekennzeichnet. Es sei eine Moral des Übermenschen ohne den Individualismus Nietzsches, eine Moral der Solidarität ohne die abergläubische Verehrung der Tatsache und ohne die Vergöttlichung der gegenwärtigen Gesellschaft. Der Internationalismus müsse dem Nationalismus Platz machen; der Internationalismus sei ja eine einfache wirtschaftliche Haltung, die sich aus feststehenden sozialen Beziehungen ergebe; der Nationalismus dagegen sei eine evolutionistische Haltung, die dem Dynamismus des Volllebens entspringe, und nach den Grundsätzen unserer Moral gebühre diesem der Vorrang vor jenen [1]).

Wie stark die Zeitströmung war, zeigt sich darin, daß nicht bloß der Bergsonismus, sondern auch der Antibergsonismus gewisser früherer Bergsonschüler ins nationalistische Lager führt. Der erstere tut es aus Opportunismus, weil ihm in seiner Abkehr von jeder Seinsphilosophie, in seiner antiintellektualistischen Normierungsschwäche keine andere Wahl bleibt, als in die nationale Bewegung einzutauchen, um das dort realisierte Absolute zu erhaschen. Dazu gehörte z. B. der verstorbene Henri Frank, dazu Massis (Agathon) und Gillouin („La Philosophie de Bergson") [2]), die alle drei stark unter den Einfluß von Barrès gerieten. Der Antibergsonismus tut es aus Reaktionsbedürfnissen, weil er die Schwäche der Intuitionsphilosophie

[1]) Les Devoirs envers la Patrie d'après la Morale nouvelle. Revue hebdomadaire. 21. Jahrgang. 1912. Bd. IV. S. 358.

[2]) Von Massis: La Pensée de M. Barrès. Mercure de France; von Gillouin: Maurice Barrès. Sansot. 1907.

erkennt und auf der Suche nach festem Halt sich dem traditionalistischen Nationalismus nähert. Dazu gehören z. B. Maritain („La Philosophie bergsonienne". 1914) und Julien Benda[1]).

So ist, zusammenfassend betrachtet, das Verdienst Boutroux' und Bergsons von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die geistige Unterbauung des Nationalismus. Frankreich war in Weltanschauungsdingen neutral, laizistisch positivistisch, um nicht zu sagen atheistisch geworden. „Es ist lange her, daß sich unser Vaterland nicht mehr als ‚Soldat Gottes' ausgegeben hat." Und doch hat nach Seillière jeder menschliche Imperialismus die Neigung, sich auf einen Mystizismus, auf den Glauben an irgendeine Jenseitshilfe zu stützen, die imstande ist, den imperialistischen Bemühungen die nötige Spannkraft zu geben. Indem Boutroux und Bergson die Tore des Jenseits wieder öffneten[2]), schenkten sie den französischen Nationalisten den „Gott mit uns", ohne den nur zu leicht Erschlaffung eintritt. William James, meint Seillière, habe in einer manchmal übertriebenen, naiv gläubigen Form getan, was Boutroux und Bergson mit unendlich viel mehr Maß und Feinheit, in echt französischer Weise also, vollbracht hätten: nämlich diesen Erben eines falsch verstandenen Positivismus zum Bewußtsein gebracht, daß sich der Menschengeist in kühnem Fluge immer wieder die Zugänge zur Metaphysik erobert[3]).

Neben den akademischen Größen gaben auch zwei philosophische Außenseiter der nationalistischen Bewegung wertvolle Antriebe. Ich meine Gustave Le Bon und Georges Sorel. Beides markante Denkergestalten, deren Wege weitab führten von dem landläufigen Nationalismus, die aber vielleicht gerade deshalb auf die nach neuen Inhalten suchende Jugend Eindruck machten. Der offiziellen Demokratie und Universitätswelt abhold, mußten sie sich mit viel Gegnerschaft und Haß abfinden. Aber furchtlos und unermüdlich kämpften sie gegen Tagesgrößen und Zeitverirrungen, gegen Humanitarismus und Parlamentarismus, von verschiedenen Ausgangspunkten aus, aber einig in warmem Vaterlandskult.

Le Bon hatte einst auf naturwissenschaftlichem Boden keine Lorbeeren gepflückt („Entwicklung der Materie"). In den letzten Jahren waren ihm aber massenpsychologische Probleme ans Herz gewachsen. Man merkte schon an den Titeln seiner Werke, wie er um die nationalfranzösische Entwicklung in wachsendem Maße sich sorgte. Von der „Entwicklung der Völker" und

[1]) Von Benda: Une philosophie pathétique. 1913. Le Bergsonisme, une philosophie du mouvement. 1914. Les sentiments de Critias. 1917.

[2]) Der Verfasser der „schöpferischen Entwicklung" hat selbst bestätigt, daß sich aus diesem Buch die Idee eines schöpferischen, freien Gottes gewinnen lasse, der den Lebensstoff auf einmal erzeugt habe, dessen Schöpfertätigkeit unter unseren Augen nach der Seite des Lebens hin fortdauere durch Entwicklung der Arten und des Auftretens der menschlichen Persönlichkeiten.

[3]) Mysticisme et Domination. 1913. S. 208.

„Massenpsychologie" war er zur „Politischen Psychologie und sozialen Verteidigung" (1910) und zur „Französische Revolution und die revolutionäre Psychologie" gekommen. Das Ergebnis war, daß er dem Aufklärungsoptimismus immer schärfere Absage zuteil werden läßt. Nicht die richtige Einsicht bewege den Willen, sondern das Gefühl. Das gelte insbesondere für die Gruppe, die Masse, die nur mit Hilfe eines großen Gefühls zu einem großen Ziel, gewissermaßen über sich selbst hinaus, geführt werden könne. So begreift man, daß er zum Beispiel am Schlusse seines Werkes „Politische Psychologie und soziale Verteidigung" zur Entwicklung des patriotischen Geistes auffordert als des einzigen Heilmittels gegen all die Schäden, die das gegenwärtige Frankreich in seinen Grundfesten bedrohen. Kein Vaterlandskult ohne Achtung der Tradition. „Es ist eine Existenzbedingung für ein Volk, die Tradition nicht zu vergewaltigen." Aber leider werde Vaterland wie Tradition im gegenwärtigen Frankreich nur sehr schwach verteidigt.

Dieses Zurückstreben des Geistes aus der künstlichen Helle des Nationalismus in das Land der Ursprünge, das Le Bon an die Seite von Bergson stellt, kommt in dem Wort Le Bons zum Ausdruck, das Picard seinem Büchlein über die Philosophen vorausschickt: „Die Wissenschaft erzeugt mehr Geheimnisse, als sie aufhellt."

Der frühere Ingenieur Georges Sorel ist der Hausphilosoph des revolutionären Syndikalismus. Besonders seine beiden letzten Werke: „Die Illusionen des Fortschritts" und „Die Betrachtungen über die Gewalt" haben ihm auch außerhalb der gewerkschaftlichen Kreise großes Ansehen verschafft. Die Jugend liebt seine unakademische, fast rücksichtslos zugreifende zackige Art, die selbstherrlich die eigene Philosophie zum Ausdruck der zu revolutionierenden Wirklichkeit macht. In vielem, namentlich der Freiheitslehre, von Bergson ausgehend, erneuerte Sorel doch im wesentlichen Gedanken von Marx und Proudhon. Wie der letztere, trennte er aufs schärfste Staat und Gesellschaft. Um die selbständigen Gesellschaftskörper (namentlich die Syndikate) so, wie er wollte, fördern zu können, drängte er den Staat als zentralisierten Bureaukratismus mehr in den Hintergrund[1]). Der nächste und beste Weg, die Kaltstellung der Kapitalisten, der Berufspolitiker und der bürgerlichen Ideologen innerhalb der Syndikate, schien ihm das beste Mittel zu sein, ihnen zu dieser staatentleerenden Selbständigkeit zu verhelfen. Außerdem müßte dieser parasitären Gesellschaft aber die Waffe des Fortschritts- und Entwicklungsgedankens aus der Hand geschlagen werden, die sie ja doch nur erfunden hätten, um ihre verderbliche Herrschaft zu verewigen („Illusionen des Fortschritts").

[1]) Hier traf Sorel sich mit gewissen dezentralistischen Bestrebungen der alten Association catholique, so daß einige Mitglieder derselben, wie René de Marans, wenig Schwierigkeiten haben mochten, von da in den Cercle Proudhon der Action française überzugehen. (Vgl. Cahiers du Cercle Proudhon. Mai bis August 1912.)

Dem ins Grenzen- und Wesenlose zerfließenden Humanitarismus setzt er scharf umrissene, unauflösbar differenzierte, rücksichtslos nach Selbstdurchsetzung strebende Eigenart entgegen. Nicht Überbrückung der Gegensätze, wie der soziale Moralismus sie will, ist seine Losung, sondern Anerkennung, Bejahung, ja Verherrlichung derselben in ihrer ganzen Schärfe und Ausdehnung. Mit der ganzen Wucht ihrer Gegensätzlichkeit treten sie in den Kampf, üben, wenn es sein muß, Gewalt und bringen Umsturz, um durch Entfaltung ihrer verborgenen Kräfte in den Vollbesitz ihres Seins zu gelangen. So kommt Sorel zur Billigung der Gewalt, zur Verkündung des „alleinseligmachenden" Generalstreiks. Der Gewalt verdanke der Sozialismus die hohen moralischen Werte, durch die er der modernen Welt das Heil bringe. Wie die alte Welt durch den Mythus von der Gottheit Christi erneuert worden sei, so werde die moderne Welt durch den Mythus vom Generalstreik erneuert werden. Wie Le Bon die Massen durch den Glauben an das Vaterland, so will also Sorel sie durch den Glauben an den Generalstreik zur gesellschaftlichen Erneuerung führen und damit dem Vaterland in seiner Weise dienen. Während Seillière den Kampf nur um der Macht willen gutheißt, glaubt Sorel, daß seine Gewerkschaftler im Kampfe selbst die Befriedigung finden, die sie brauchen, um ihren Eifer zu nähren.

So wird Sorel der Philosoph des tragischen Konflikts. Die Durchkämpfung gewisser Konflikte ist unvermeidlich. Also müssen alle schlummernden Kräfte aufgerufen und die Stürme männlich bestanden werden. Das Willensmäßige, das Heldenhafte, das Todtrotzige klang vernehmlich durch. Ein harter metallener Ton lag in dem Sorelismus. Das war Musik in den Ohren der sich aufrichtenden Jugend. „Aus Abscheu vor dem demagogischen Wortgeklingel und den humanitären Lügen haben viele Katholiken ‚den Betrachtungen über die Gewalt' zugestimmt, einer Lehre, die hart, aber aufrichtig ist[1])." In den Blättern dieser nationalistischen Konvertiten wird Sorel häufig „unser Meister" genannt. Er hat ihnen zweifellos einen Teil des Willens und der Kraft gegeben, sich von gewissen Vorurteilen der allverseuchenden Umwelt loszumachen und das zu werden, was sie sein wollten: Katholiken und Franzosen. „Die gegenwärtige Wiedergeburt des Partikularismus und des Willens, insbesondere des Kulturwillens, kann ihn (Sorel) als einen ihrer Urheber in Anspruch nehmen."

Am tiefsten und nachhaltigsten hat indes Sorel auf die Action française, deren extremistische Geisteshaltung, Staatsstreichtheorie und Straßenpropaganda eingewirkt[2]). Bourgets „Barrikade" ist auch in seinen Grundzügen sorelistisch gedacht. Wie sehr die Gedanken Sorels in das nationalistische Fahrwasser

[1]) Bull. des professeurs catholiques de l'Université 20. Juni 1911.

[2]) Ausdrücklich stellt dies zum Beispiel Georges Valois fest in dem nietzscheanisch-sorelistisch inspirierten: L'homme qui vient. Philosophie de l'Autorité. 1906. S. XI.

münden, zeigte in gedrängter Kürze die Ankündigung der neuen unter seinem Einfluß stehenden Zeitschrift „Unabhängigkeit“ [1]. Alle Perioden der Geschichte haben ihre Irrtümer. Wenn indessen Frankreich die klassische Erbschaft Griechenlands und Roms uns hat überliefern und sie hat bereichern können, so kommt das daher, daß seine Dichter, Denker und Künstler sich jahrhundertelang gehütet haben, Unordnung mit Freiheit, Originalität mit Geschmacklosigkeit zu verwechseln. Möglich, daß der Schädlinge und Possenreißer heute nicht mehr sind als zu anderen Zeiten; aber man hat ihnen aus Furcht, aus Unwissenheit oder aus trügerischer Neuerungssucht eine Bedeutung zugestanden, die sie niemals gehabt haben.

„Die Unabhängigkeit wendet sich daher an alle einsichtigen, gebildeten Leute, die fähig sind, gegen eine solche Abirrung zu kämpfen. Sie verlangt weder Opfer noch Zugeständnisse, die ihrer persönlichen Entwicklung schaden könnten. Die Vergangenheit verneinen oder ihr Thränen des Bedauerns nachweinen, ist gleich unfruchtbar, aber die Tradition ist nicht nur kein Hindernis, sondern ein notwendiger Stützpunkt, der kühnsten Schwung sichert.“ Damit stellt sich Sorel fast auf dieselbe Linie wie Barrès und Bourget, die beide in dem Schriftleitungsausschuß sitzen.

Je nach dem Standpunkt des Urteilenden wird der Einfluß der deutschen Philosophie auf das französische Geistesleben bald als verhängnisvoll, bald als segensreich angesehen. Die Nationalisten wie Renouvier behaupten, der deutsche Geist habe den französischen verfälscht, er habe den Traditionalismus (deutsch Historizismus) wieder in Frankreich heimisch und stark gemacht. Das sei nichts anderes, als der schon hundert Jahre alte Geist der Reaktion gegen den Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts [2]). Die Nationalisten hinwiederum spüren deutschen Wind in ihren Segeln und freuen sich der guten Fahrt. Das gilt besonders für Nietzsche, der in einer Zeit sentimental-humanitären Demokratismus' als Antiromantiker, Aristokrat und Prediger der Ordnung und Disziplin verehrt wurde. So insbesondere von Pierre Lasserre, Jacques Bainville und Georges Valois, die nicht zuletzt durch Nietzsche dem integralen Nationalismus der Action française zugeführt wurden.

Lasserre nennt den französischen Nietzscheismus, „eine heilsame Krise“; der Kern seiner Gedanken sei „klassisch positiv und traditionell“ [3]). Aus Nietzsches Schriften hat Lasserre sicher viel gelernt für sein Hauptwerk gegen die Romantik. Besonders mag der Stendhalkult [4]) Nietzsches in diesem Sinne

[1]) L'Indépendance (seit 1911), Halbmonatsschrift. Paris, 31 Rue Jacob.

[2]) Morland: Enquête sur l'Influence allemande. 1903. S. 110. Vgl. besonders Raub: Études de morale, wo der ganze Nationalismus als deutsche Verseuchung hingestellt wird.

[3]) Lasserre: La Morale de Nietzsche. 1902. S. 11. Das Buch sollte ursprünglich heißen: Nietzsche gegen den Anarchismus.

[4]) Stendhal, den Taine den größten Psychologen der modernen Zeiten nennt, steht bei den (integralen) Nationalisten in höchsten Ehren. Durch Stiftung eines Stendhal-

gewirkt haben. Bainville freut sich über die tüchtigen Schläge, die Nietzsche der verächtlichen Sippe der Moralisten, der humanitären Kirche und demokratischen Gnosis versetzt habe. Im übrigen behauptet er, daß auch Denker wie Dühring und Eduard von Hartmann, indem sie Antisemitismus und Antiliberalismus rechtfertigten und lehrten, ausgezeichneten Theoretikern, deren Einfluß bei uns wegen ihres reaktionären Rufes gering sei, wertvolle Hilfe gebracht hätten[1]). Noch persönlicher schreibt Valois: „Ich danke Nietzsche meine Befreiung ... Wir erhielten (inmitten des demokratischen und humanitären Schlammes) einen Peitschenhieb, der uns endlich Aug in Aug mit der Wirklichkeit brachte ... Er war der Befreier unserer Energie ... Der Rassenstolz dieser Ausländer (er nennt noch Kipling, Wells und Carlyle) regte in uns den Wunsch, unseren eigenen Stolz und unsere eigene Größe wiederzufinden[2])."

Freilich, der Kritiker hat tief gesehen, der behauptete, allen, die Nietzsche gebraucht hätten, um den Pessimismus zu überwinden, wäre die Erinnerung an diese rauhe Behandlung immer etwas Unbehagliches. Das merkt man zum Beispiel Stimmung und Ton der Autoritätsphilosophie Valois' deutlich an[3]).

Der große französische Fortbildner Nietzsches ist Ernest Seillière. In langsamer, mühevoller Kleinarbeit hat er „den Willen zur Macht" zu einem umfassenden Kultursystem ausgebaut. Nach Ausmerzung der psychopathologischen Elemente hat er „den gesunden, kraftspendenden Gehalt der Nietzscheinspiration" frei gemacht, die Grundsätze stoischer Triebbeherrschung und utilitaristischen Traditionalismus' in neue Beleuchtung gerückt, vor allem aber die Notwendigkeit eines irgendwie gearteten mystischen Bundes mit übermenschlichen, überirdischen Faktoren dargetan, da nur so das allgemeinmenschliche Machtstreben die nötige Spannkraft und Zielsicherheit erhält. Seillière ist viel zu viel Philosoph, als daß er seiner imperialistischen Weltanschauung eine einseitig nationalistische Formulierung gäbe. Aber die Grundanlage des Systems und der durch dasselbe erzielten Geistesart ist insofern nationalistisch orientiert, als (wie bei Barrès und den integralen Nationalisten) die individuelle zu gunsten der sozial gereinigten, geschichtlich erprobten kollektiven Vernunft zurücktritt, als die modernen Formen des Mystizismus (Romantik, Demokratismus und Sozialismus) verworfen werden, weil sie dem imperialistischen Streben zwar Spannkraft geben, aber zutiefst ungesund,

preises wollten sie eine Stendhalrenaissance einleiten: realistische Analyse, ironische Haltung, Klarheit und geistige Beherrschtheit, die bei ihm überall durchleuchten, all das sei vorbildlich an ihm. Vgl. Stendhalnummer der Revue critique des Idées des Livres. 10. März 1913.

[1]) Anschließend schreibt Bainville, das große Geschlecht der deutschen Historiker von Mommsen bis Treitschke habe auch einigen unserer Landsleute die Liebe zur nationalen Größe mitgeteilt ... Morland: Enquête sur l'Influence allemande. S. 22/23.

[2]) L'Homme qui vient. Philosophie de l'Autorité. 1906. S. VIII.

[3]) Vgl. auch Valois' Buch: Le Père. 1913.

abwegig sind[1]). Er will sich zwar nicht fanatisieren lassen von dem Mystizismus der Tradition, unterwirft sich aber doch „der Regel unter all ihren Formen (Gebräuchen, herrschenden Übereinkommen und verschiedenen Übungen, ebenso wie der individuellen Disziplin), bis er über ihr steht und sie sich soweit angeeignet hat, um sich von ihr losmachen zu können"[2]). Er will offenbar auch einen nationalen Imperialismus, dem das mystische Bild des Nationalideals helfend zur Seite steht, aber in geläuterter Form, daß Ausschreitungen und Verirrungen zu vermeiden sind. Den ungebärdigen nationalistischen Individualtrieb möchte er von Geschichte und Allgemeinvernunft her gereinigt sehen. Trotz alledem ist er so sehr Franzose, daß die mit dem Erscheinen von Agathons Buche („Die jungen Leute von heute") offensichtlich gewordene Neuschaffung des nationalen Temperaments ihn zu dem Geständnis brachte, daß die leidenschaftliche Sorge um die nationale Erhebung in seinen Augen alles beherrsche. „Nichts darf in uns das schmerzliche Gefühl übertönen, daß das Vaterland geschwächt und in seinen Lebenskräften bedroht ist[3])." Durch dieses Einbiegen in die nationale Bewegung hat der Denker seine Lehre in die Tat umgesetzt. Er hat dem individuellen Nationaltrieb das Recht der Auswirkung erst gegeben, als die soziale Entwicklung seine Vernünftigkeit dartat. Jedenfalls hat dieser großzügige Nietzschedeuter mit dazu beigetragen, daß das zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in Frankreich erwachende Lebensgefühl und Gesundungsbedürfnis die Form des Machtwillens annahm und so erst eigentlich nationalistische Reichweite bekam.

Wie das Wirken der im Vorausgehenden behandelten Denker lehrt, hat die Philosophie am Ausgang des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts es verstanden, die Einseitigkeiten des Rationalismus, Positivismus, Szientismus und das Erzeugnis derselben, die müde, skeptische Dekadenzstimmung, zu überwinden. Sie hat die Quellen des intensiven Lebens wieder fließen lassen, der Geistesbetätigung einen Zug ins Vollmenschliche gegeben. Sie hat den Alpdruck des Pessimismus verscheucht und in der Jugend das Bewußtsein ihrer schöpferischen Freiheit, einen selbstbewußten, schaffensfrohen Lebensglauben neu geschaffen. Sie hat einseitige Gehirn- und Gefühlsmenschen, Dilettanten des Lebens aus der Enge der Studierstuben und der Dumpfheit der Kaffeehäuser ins Freie gelockt und ihnen ungeahnte Ausblicke eröffnet. Schade, daß die gleichzeitigen politischen Ereignisse und wirtschaftlichen Bedürfnisse diesen Zug ins Vollmenschlich-Universale verkümmern und einseitig Kraftbewußtsein und Kampfstimmung entstehen ließen.

(Schluß folgt.)

[1]) Das Christentum ist dem Denker nach wie vor die beste Form des korrigierten und den sozialen Notwendigkeiten angepaßten Mystizismus.

[2]) Estève: Une nouvelle psychologie de l'impérialisme: Ernest Seillière. 1913. S. 231.

[3]) Seillière: Mysticisme et Domination. 1913. S. 212.

Das Buch der Könige.

(Aus der Geschichte der deutschen Seele.)

Von

Wilhelm Schäfer.

Die blonden Räuber der Frühe.

Rund um das Mittelmeer lagen die uralten Gärten; den Reifriesen fern und nicht zu nah den glühenden Mächten, brachten sie Blüte und Frucht in lässiger Fülle.

Korn und Früchte, Honig und Wein wuchsen den Händen mühelos zu, das Vieh ging wohl auf der Weide, die Fischer holten singend den reichen Fang.

Wie der Wind ging, trieb er die Schiffer an günstigen Strand; vom Morgen- zum Abendland säumte die Brandung blühende Küsten; heiter und hoch am zärtlichen Himmel hielten Rosenwolken die trübe Nebellast fern; die stahlblaue Flut sah selten gefährliche Stürme.

Bräunliche Kinder der Sonne fühlten sich üppigen Göttern in günstiger Nähe, ernteten singend den Segen und hielten sie gnädig gestimmt durch reichliche Gaben.

Da kamen von Norden schwertfahrende Völker, Weiber, Kinder und Vieh im Troß ihrer reisigen Habe, wandernde Städte, allabends gerüstet mit Wällen und Ketten der Wagenburg.

Wegkundige Späher fanden die Tore im Rand der Gebirge, berittene Scharen flossen ins Land wie Frühlingsgewässer und bahnten dem Fußvolk den Weg, das mit Schwertern, Schilden und drohenden Helmen bewehrt die furchtsamen Völker bezwang.

Denn größer und stärker waren die Männer als alle Mittelmeerkrieger, blauäugig, blond, nackten Leibes im Schnee und im kalten Gewässer: Riesen der nordischen Nebel, die den Reichtum der Gärten mit Schwertschlag erwarben und die Gunst ihrer Sonne lachend genossen.

Bis an die südlichen Küsten wurden die Völker gedrängt, flüchtend auf eiligen Schiffen, auf felsigen Inseln von ihren Göttern verlassen das Dasein zu retten, indessen die Räuber fröhlich die Ernte einbrachten.

Noch gab es nicht Hellas und Rom und die Ilias lag noch im Schoß zukünftigen Schicksals, als die Väter der Griechen und Römer die Schwertherren wurden der uralten Mittelmeergärten, als die Sonne Homers zu scheinen begann in den Kranz der olympischen Götter.

Die olympischen Götter.

Von Norden kamen die blonden Räuber der Frühe, aus Nebelnächten unendlicher Wälder und von den kalten Meerküsten.

Es ging eine Sage der Heimat mit ihnen von der versunkenen Insel Atlantis, wo der Sonnengott wohnte in blühenden Gärten und wo das Leben im Licht lag, bevor die Reifriesen kamen und die alles verschlingende Sintflut.

Denn einmal gingen sie nicht auf den Straßen der Fremde, einmal wohnten sie froh in der eigenen Freiheit und Gott stand im Segen der Fülle: sein Kleid war die Bläue des Himmels, sein Auge die strahlende Sonne.

Nun saßen sie wieder an sonnigen Küsten; aber der Gott ihrer Herkunft hielt sich verhüllt in himmlischen Fernen, indessen der elementarische Aufruhr das streitbare Geschlecht der Götter erhöhte.

Die aus Nebel und Not ihrer Flucht in die lässige Fülle der Mittelmeergärten gelangten, malten das Bild des göttlichen Daseins mit lockenden Farben, malten es aus mit dem Glanz ihres irdischen Glücks, mit dem schuldvollen Tun ihrer menschlichen Schwächen.

Auf dem olympischen Freudensitz saßen bei Mahl und Trank die glückreichen Götter, rühmten sich ihrer Taten und Listen und bestritten einander den Rang ihrer himmlischen Geltung.

Wohl hießen sie Zeus den Vater und Fürsten der Göttergewalt, aber die Fülle selbstherrlicher Macht hing verstrickt in menschlichen Trieben, und Hera, die Herrin des Hauses, war seiner Treue nicht froh.

Im Schalkspiel sinnenfroher Verkleidung trieben die ungebändigten Wünsche der Götter die Abenteuer der Weltlust, sie hoben die Tracht ihrer Tugend ins himmlische Licht, und die Lust ihrer Laster.

Sie nahmen das Opfer und nahmen die Ehre als kurze Tyrannen; Gnade und Groll ihrer Laune verkehrten die Tage der Menschen aus flüchtiger Freude in trostlose Trauer.

In den olympischen Gärten waren sie Schwertherren der Stunde wie ihre Anbeter, sie holten ihr Glück aus der Gunst des Schicksals wie sie, und warteten ihrer Erfüllung.

Die Griechen.

Jahrhunderte gingen den Schwertherren hin; ihr Glück prahlte laut in den Gärten; die Könige bauten Burgen auf klippigen Küsten, der Ruhm ihrer Taten blähte die Segel kielfester Schiffe.

Troja hieß die Burg und die Stadt über dem Meer, die sie gemeinsam berannten: zehn Jahre lagen sie da im Schutz ihrer Schiffe, hoben die Schwerter und Schilde der Helden im Ruhm ihrer Sänger und bestritten den Göttern die Ehre.

Da wurde Ajax die starre Kraft, Achilles die rasende Stärke, Odysseus die biegsame List, Nestor die weise Erfahrung: da trat der olympische Himmel der Götter ins Schaubild menschlicher Taten.

Da hieß die Stärke und Schönheit des menschlichen Leibes die Tugend, da wurde das sterbliche Leben im Kampf unsterblich erhöht.

Aber Freiheit des Mannes hieß nicht die Willkür, den Göttern zu trotzen: Götter und Menschen standen im Schicksal, Schuld und Vergeltung hielten die Tat im Gewicht der ewigen Gleichung.

So hieß das Schwertherrenglück Lohn ihrer Tugend, so wurde das Unrecht der Macht erhöht ins Recht ihrer Geltung, so traten die blonden Räuber der Frühe ein ins Gesetz.

Sparta hieß die Schwertherrenstadt, ohne Burg und Wälle gebaut im lakonischen Bergland, nur von den Schilden und Schwertern gehütet, in der Zucht harter Gesetze.

Da hatten die blonden Räuber der Frühe das Land geteilt nach dem Recht der freien Gemeinde, da gab es nicht Reichtum noch prahlenden Glanz, und König sein hieß, der freien Gemeinde das Schwert und den Richterstab halten.

Da war der Männerstolz: stark und gesund im Dienst des Staates zu bleiben; die Ehre der Frau: dem Mann beizustehen als freie Gefährtin, dem Staat ihre Kinder stark und gesund zu gebären.

So stand die spartanische Sitte freiwillig im Stachelkleid harter Gesetze, so wurde die Stadt ohne Burg und Wall im lakonischen Bergland die Trutzburg der griechischen Freiheit.

Bis ihre Sitte den Stachel der Ehre, ihr Gesetz den Stolz der freien Erfüllung traurig verlor, bis der spartanische Staat der freien Gemeinde, lasterhaft, lässig und feig, Tyrannen gehorchte.

Athen hieß die uralte Königsburg der Pelasger, daraus die helle Hauptstadt der Griechen, die prunkreiche Wiege des Abendlands wurde.

Nahe dem Meer hing die Stadt der stolzen Akropolis an, die marmornen Tempel und Treppen der Burg traten weither in Licht, wie ein Turm über den Dächern hob das Erzbild der Göttin die goldene Lanze.

Auch in Athen war die Freiheit, aber sie wohnte im Schatten der Götter und liebte die Gärten der heiteren Gunst, sie liebte den mondlichen Schein marmorner Hallen, sie liebte den Markt und das Massengedränge, sie liebte die Schönheit mehr als die Stärke, und mehr die Lust als die Zucht.

Darum schwankte das Schicksal Athens in der Schärfe des Schwertes, und einmal verbrannte das persische Heer die Dächer der schimmernden

Pracht: aber die Brunnen der Lebensluft brachten den Brand zum Verlöschen, und herrlicher hob sich die Hoheit der Hallen über dem heiteren Schaubild der Stadt.

Sie schlug sich frei aus der persischen Plage, und Perikles kam, der Meister der Herrschermacht; er baute den Marmorschrein der alten Königsburg neu und gab den Giebeln die Bildnerei marmorner Leiber.

Er gab den Bildnern, Dichtern und Weisen Griechenlands Raum, der Menschheit den Traum der Wahrheit, Schönheit und Güte zu bilden.

Der Morgen ging ein in den Abend, als die morgenländische Weisheit nach Griechenland kam, als der düstere Stein der Weisen hell und heiter zu funkeln begann.

Da wurden die blonden Räuber der Frühe Schatzhalter der ewigen Dinge, aus Tiefen der Ahnung wuchs ihnen Vergangenheit zu, über den Abgrund zukünftiger Zerstörung, im Schutt langer Vergessenheit der menschlichen Seele aus göttlicher Herkunft das Kleinod zu retten.

Die Römer.

Rauschgolden verging die Sonne der Griechen im Abendrotglück Alexanders, der lateinische Mond stieg auf mit glänzender Scheibe; auf dem Markt von Athen standen römische Wachen, und im Spottbild der Gaukler starb ruhmlos Sparta.

Rom hielt das Zepter des Abendlands über den Mittelmeergärten, über dem persischen Glück und dem messianischen Traum der Hebräer, über dem pharaonischen Alter und über der greisen Jugend der Griechen.

Eine Wölfin, heißt es, habe die blonden Räuber der Frühe gesäugt, die den Völkern am Tiber die neue Schwertherrschaft brachten: eine hungrige Wölfin fraß Länder und Städte und wurde die Herrin der Mittelmeergärten.

Stärker als alle Mächte im Morgen- und Abendland war der stolze Römergedanke, über dem Königsglanz, über despotische Willkür Vernunft und Willen der freien Gemeinde als Ordnung des Staates zu stellen.

Sinnbild und Wächter der freien Gemeinde und Hüter des Staates war der Senat, er gab dem Krieger das Schwert und dem Priester den Stab, dem Richter das Beil und dem Konsul die Toga; er hielt die Quelle der Bürgertugend lebendig, das eigene Wohlsein im breiteren Dasein der Pflicht zu erfüllen.

Da galt die Stärke und Schönheit des Leibes nicht mehr allein, nicht mehr das heitere Spiel genießender Sinne und kühner Gedanken, nicht mehr die süße Sehnsucht der Seele: über dem bunten Dienst seiner selbst stand das Gebot der Gesamtheit.

Gefährliche Tierheit war aller persönliche Schein, Sein war allein der Charakter: karg blieb er in Worten, schlicht im Gewand, streng in der Haltung, groß allein war die Tat.

Zucht war die Tugend des römischen Bürgers, aber die Zucht war das Glück; denn schöner und mehr als Gehorsam war die freie Erfüllung der Pflicht, und schöner und mehr als Pflicht war das Glück der reinen Gesinnung.

So war der römische Bürger und so war die Geltung, daß ihm die bunte Vielheit der Mittelmeervölker gehorchte, und daß als Römer geboren Gebieter sein hieß im Abend- und Morgenland.

Bis im römischen Weltbürgersaal Macht nur noch Macht war, bis der persische Adler das Feldzeichen der römischen Schwertherrschaft wurde und Cäsar der freien Gemeinde das Rückgrat zerbrach.

Das Land der neblichten Wälder.

Die aber die Kundschaft der kühnen Räuber nicht fanden, die an den kalten Meerküsten blieben und in der Nebelnacht unendlicher Wälder, ihnen malte kein lässiges Glück das Schaubild üppiger Götter.

Streitbar und stark blieb Wodans Geschlecht im Kampf mit den Riesen und Alben der kalten Meerküste, mühsam der Wildfang und mager die Feldfrucht.

Stürme und Sterne der Winternacht hielten das Jahr in den Armen, kurz war die Wende des Sommers und karg das wärmende Licht seiner Sonne; Kälte und Nässe hingen dem Frühling das Nebelkleid um, früh kam der Herbst mit den Frösten.

Aber in Wetter und Wind standen die schweigenden Wälder, das Quellengeheimnis zu hüten; Wiesen und Wälder, getränkt von rieselnden Bächen, gaben dem Fleiß ihre Frucht; das wilde Getier hielt Mut und Freiheit in Atem.

Nicht Städte und steinerne Höfe gab es im Lande der weglosen Wälder und keine Tempel den Göttern, nachbarlich fern standen die Häuser im Schatten schützender Bäume, aus Balken gefügt und bedacht mit Stroh gleich moosigen Zelten.

Wie die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, so waren die Menschen im Wald; sein Regen umrauschte ihr Dasein, sein Dunkel verschlang ihren Schritt, sein Frühling trieb ihre Knospen, sein Winter verschneite den Schlaf der wartenden Tage.

Aber Gott war noch wach in der Herkunft aus lichtreicher Weite, heilige Bräuche und stolze Gemeinschaft hielten dem Mann das Dach seines Hauses vor Frevel geschützt.

Wo der uralte Wald die grüne Lichtung umgrenzte, tief in den Gründen, wurden die weißen Rosse gehütet im heiligen Dienst der göttlichen Mächte.

Eine Insel lag draußen im Meer, da stand der heilige Wagen, und wenn die Göttin sich nahte, war er mit weißen Kühen geschirrt zur fröhlichen Fahrt.

Blumen wurden gestreut, und singend kamen die Kinder, dem Wagen entgegen schwoll Freude und Festklang, die Waffen waren verschlossen, kein Krieg durfte sein, für einen Tag ging die Zeit die nie vergessenen Wege.

Für einen Tag blühte die Heimat aus uralten Freuden, der Frieden spannte den Himmel blau und hell übers Land, das Feld lag in Sonne, wie einer Braut strich zärtlicher Wind der Wiese die Wangen.

Uralt und heilig stand über dem neblichten Tag die helle Herkunft der Dinge, und stärker war keiner geschützt mit Waffen, denn der als Gast in ein Haus kam.

Der Schritt des Lebens war tapfere Tat, und mit den Waffen zu sterben sein fröhlichster Ruhm, aber das Wort war ein Schwur, und den Schwur hielt das ewige Schicksal treu bei der Hand.

Der kimbrische Schrecken.

Mit Wagen, Herden, Greisen und Kindern, im Wuchs der riesigen Leiber halb nackt, mit Speeren, Schilden und Hornzier der Helme gerüstet: so kamen die kimbrischen Völker ins römische Reich der Tauristker.

Als ob die Götter den Furchtbaren hülfen auf dem Schlachtfeld von Noreja, fiel ein Gewitter hinein, donnernd zum dröhnenden Schildruf der Kimbrer; die Feldkunst der stolzen Kohorten erlag der Speerkraft von Norden, mit den Läufern nach Rom lief der kimbrische Schrecken.

Aber die Kimbrer wichen zurück in die Wildnis und wandten sich westwärts ins gallische Land; da hielten die Konsuln die Tore bewacht im Gebirge: zum andernmal schlug der kimbrische Schrecken den Römern das Schwert aus der Hand, Furcht fiel in die Völker der Mittelmeergärten.

Immer noch mieden die Sieger das Land der Kohorten, elf Jahre lang irrten sie landsuchend hin im Lebensumstand der Wagen und Herden, mühsam hinüber ins spanische Land und mißlich zurück in die östlichen Berge, bis sie das Alpentor fanden.

Ihre Knaben waren Krieger geworden und Mütter die Mädchen, als ihnen die Täler Tirols den Eingang erschlossen, als sie im sonnigen Südland der Alpen die Weide der langen Wanderschaft fanden.

Einen Herbst, einen Winter und Frühling saßen die Kimbrer im Kanaan ihrer Kundschafter, das Landsucherglück zu genießen: dann traf sie das Schwert der Vergeltung.

Am Gürtel mit Ketten verschränkt, sanken die kimbrischen Männer der römischen Übermacht hin; die Weiber der Wagenburg warfen die Speere und hetzten die Hunde, aber der dröhnende Schildruf verhallte, der kimbrische Schrecken starb im Schlag der römischen Schwerter.

Die raudischen Felder tranken das Blut der nordischen Leiber; die Weide und Wohnsitz zu suchen das kalte Jütland verließen, gingen durchs

Joch in die Mittelmeergärten und dienten als Sklaven, wo sie als Freie zu herrschen gedachten.

Kein schöneres Schicksal war ihnen vergönnt als dieses: Bienenschwärme zu sein, die keine Imkerhand einbrachte, und die nach kärglichem Sommer im kahlen Winter verdarben.

Die Stachelschnur der Kastelle.

Wo der steile Bogen der Berge die römischen Gärten beschützte, wo der Zackenrand eisiger Gipfel den Mittelmeerhimmel bekränzte, wo das schäumende Wasser schrecklicher Schluchten sich staute in grünblauen Seen: kam die Stärke des Stromes, abzuscheiden das Land der neblichten Wälder.

Bis in die Sümpfe der kalten Meerküste zog sein grünes Gewässer der römischen Herrschaft die gallische Grenze; wohl scholl der Hornruf hinüber, und dreimal baute Cäsar Brücken hinüber, sein Schwert in die Wälder zu tragen: aber das unermeßliche Schweigen bot seinem Beutezug Halt, in der grünen Finsternis lagen die Gründe germanischer Freiheit behütet.

Erst Drusus dem Jüngling gelang, was der Strom und die Wälder dem Cäsar verwehrten: fünfmal zog er als Kundschafter aus und trug den gierigen Adler römischer Weltmacht hinein in das weglose Waldland.

Am sandigen Ufer der Elbe tat er sein Wahrzeichen auf, dreihundert römische Meilen weit im herbstroten Land der Cherusker, der tiefer als jemals ein Römer in Wodans Wolkenreich kam.

Aus der schweigenden Tiefe der unabsehbaren Wälder und aus dem Grauen des nahenden Winters trat eine Riesin vor ihn, uralt und Unheil weissagend dem prahlenden Jüngling.

Sein Übermut lachte des raunenden Weibes, aber sein Roß stürzte hin, und sie hoben ihn auf mit gebrochenen Beinen.

Dreißig Tage lang trugen sie ihn auf der Bahre, durch Sturm und Regen der Wildnis die mühsame Weite zurück, wo sie im Sommer mit Hörnerschall ritten: nur seine Leiche brachten sie heim, im Standlager zu Mainz dem Stolzen das Grabmal zu bauen.

Dann taten die Römer dem Strom die Stachelschnur an ihrer trotzig bewehrten Kastelle; von den grünblauen Seen hinunter zur kalten Meerküste stand ihre Wacht über den Strom und über den Rand der düsteren Wälder.

Schwer hing die Frucht und süß schwoll die Rebe zur Linken im Hügelland gallischer Sonne; dunkel und drohend dehnte sich rechts die dürftige Wildnis, der Nebel hing grau über unermeßlichen Weiten.

Die Morgengabe cäsarischer Macht wurde reich im Gewinn emsiger Gärtner; über den Strom scholl der krachende Speer und der Schildruf trotzig schweifender Scharen.

Arminius.

Als das Gebot ausging des Kaisers Augustus, die Welt der römischen Herrschaft zu schätzen, kam als Geisel ein Jüngling nach Rom, aus dem Stamm der Cherusker, und Segimers Sohn, der ein Fürst seiner Sippe im Weserland war.

Sein Oheim Segestes hatte dem Kaiser ein Hilfsvolk gestellt, darin der Sohn Segimers Söldnerdienst tat; ihm boten die Römer das Bürgerrecht an, und in den römischen Ritterstand hob der Kaiser den Jüngling.

Als er heimkehren durfte in das Land seiner Väter, da sein Oheim Segestes dem Statthalter Varus in Unterwürfigkeit diente, sah er Dinge geschehen am Volk der Cherusker, die ihm verräterisch schienen und seinen Zorn reizten.

Denn als Bundesgenosse, nicht als Besiegter hatte das Volk der Cherusker den Römern Einlaß gewährt: Varus aber ließ Strafen verhängen von römischen Richtern, Rutenbündel und Beil bedrohten das Recht und die Herkunft der freien Gemeinde.

Dem Kaiser bauten die Römer im Land der Cherusker Altäre; und was dem Freien zu hüten heilige Pflicht war, der Wahrspruch der wehrhaften Männer wurde von Varus verspottet, dem die Germanen vom Menschen nur Stimme und Körpergestalt hatten.

Dem Unrecht solcher Gewalt mit List zu begegnen, ließ Segimers Sohn die Jünglinge der Cherusker heimlich die Blutspur beschwören.

So sehr war der Hochmut des Römers verblendet, daß er des warnenden Segestes lachte, als er im Schwall und Hörnerklang seiner Kohorten das Sommerlager verließ.

Regenstürme stöhnten im Wald und die Bäche brachen ins Land: als die Bäume anfingen, Wurfspeere zu regnen, als die Cherusker, von kundigen Führern nächtlich geleitet, den gepanzerten Heerwurm anfielen, als der prahlende Schall und der Notruf der Hörner hinstarb im Schildruf der Völker.

Am dritten Abend erlag der gepanzerte Leib den zornigen Bissen, der Statthalter Varus sank in sein eigenes Schwert; nur die Reiter der Nachhut entrannen, den Schrecken des Teutoburger Waldes ans gallische Ufer zu tragen.

Als die Weiden grün wurden im Weserland und der Holderbusch blühte, schreckte kein Hörnerschall mehr das befreite Volk der Cherusker; die Lieder gingen von Segimers Sohn, wie sie von Wodan, Donar und Saxnot und den Helden der Götterzeit sangen.

In Rom aber schritt, von Segestes, dem Vater verraten, Thusnelda die Gattin des Kühnen, als Sklavin die Gasse der Gaffer; und auch den Herrlichen fällte der Neid mit dem Mordstahl der Tücke.

Im siebenunddreißigsten Jahr seines siegreichen Lebens fiel Segimers Sohn, der sein Volk aus der römischen Knechtschaft befreite und dem Land der Wälder und Wiesen der herrlichste Held war.

Wohl sangen die Lieder noch lange ihm nach, den die Römer Arminius nannten, aber sein Name verscholl im Sang der rühmenden Sage; da klingt er hell, wie ein Frühlingstag steht mit Blüten und blankem Gewässer, da wird Segimers Sohn und Segimunds Schwäher, der treulos verratene Held in der Arglist der Sippe: Segifried, Siegfried geheißen.

Der Pfahlgraben.

Wo der Strom seinen Lauf in den Altwässern suchte, sein flaches Gewässer den gallischen Gärten kein Schutz war, wo der Wald sich vorschob im schwarzen Gebirge, hoch über dem Rhein die Quellen der Donau zu tragen: da bauten die Römer das Bollwerk des Zehntlandes ein.

Sie warfen die Stachelschnur vor mit klug gestellten Kastellen und säumten sie ein in den Wall, der mit Türmen, Gräben und Pfählen geschützt über die Kämme des waldigen Taunus zum braunen Gewässer des Mains und über das steinigte Hochland nach Norikum lief.

Eine Stadtmauer mit Toren und Türmen, die länger als fünfhundert Meilen den Wald vom Rhein zur Donau durchquerte: acht Kaiser bauten daran in mehr als zweihundert Jahren; und der sie am stärksten bewehrte, dem fiel sie in Trümmer.

Eher als eine Mauer war es ein Deich, gegen die Springflut gebaut und harmlos an windstillen Tagen, wenn durch die Schleusen das dünne Gewässer des täglichen Grenzverkehrs floß.

Dann wagten römische Händler die Fahrt ins germanische Waldmeer, wo nur selten der Krieg das Tagwerk der friedlichen Bauernwelt störte, wo die Gastlichkeit fröhlicher Brauch und die Treue gegen den Gast heilige Pflicht war.

Sie sahen das seltsame Fachwerk der Häuser, die sauber gefärbten Fächer im schmuckvoll gefügten Gebälk, sie sahen die Säle der Fürsten mit hölzernen Hallen rundum, die Balken geschnitzt und die Bretter bemalt mit vielverschlungenen Bändern.

Sie sahen die Jugend spielen im Hof unter Bäumen, nackten Leibes im Wind und im Regen und ihrer Gliederkraft froh; sie sahen die Mütter Feldarbeit tun im Kreis der lachenden, singenden Mägde.

Sie sahen die Männer heimkehren, müde der mühsamen Jagd in den Wäldern, sahen sie sitzen im Schmuck ihrer Waffen zum Rat der Gemeinde, sahen sie richten und dem Gesetz die Wage mit Freimut und Unbeugsamkeit halten.

Sie sahen ein Bauerngeschlecht im Gang seiner einfachen Tage, sahen es sorgsam gefügt in Sippen und Gauen und fest in der Pflicht der Ge-

meinschaft, sahen es fröhlich und stark und stets gerüstet zum Kampf, wenn das Kriegsschwert die Mannschaft der Dörfer aufrief zum Volksheer der Stämme.

Sie sahen die Fürsten geehrt im Glanz der Edlen und Freien, sie sahen die Jünglingsschar trotzig und waffengeübt und lüstern des Tages, da der Krieg Heldenruhm brachte.

Sie sahen die Brandung unbändiger Kraft gemeistert in Zucht und Gehorsam und ahnten den Tag, da die Springflut anstürmte und der Deich mit der Stachelschnur seiner Kastelle zu dünn war für die Gewalt.

Die Springflut.

An der kalten Meerküste begann der Malstrom zu mahlen, der die Springflut der gotischen Völker über das Abendland brachte, über das Schwertreich der Römer und über die Ernte der Mittelmeergärten.

Das kurze Schwert, den runden Schild und Gehorsam ihrem König brachten die Goten mit über das Wasser, als sie den alten Völkerweg fanden, von Schweden hinunter ans schwarze Meer und hinüber zum Pontus.

Da wurde das alte Scythenland wach im Lärm der Wagen und Pferde, weit in die Stille der östlichen Steppen floh der Hufschlag der Bogenreiter, Völker bedrängten die Völker, Länder wurden lebendig und der Wald kam ins Wandern.

Markomannen, Vandalen und Allamannen, Burgunder und Langobarden wichen dem Königsvolk aus und strömten landsuchend hinein ins Tiefland der Donau, bis der Völkerkessel voll war zum Rand und überfloß in die Gärten.

Vierzehn Jahre lang lag er zu Feld, Mark Aurel, der die Feder liebte und das Schwert nicht hinlegen konnte, in Mühsal und Mißmut den Markomannen zu wehren; als er den Sieg sah, nahm ihm der Tod den kargen Gewinn aus der Hand.

Unaufhörlich danach warf die Brandung flüchtender Völker Spritzwellen hinein in die Gärten, bis die Stachelschnur riß; über den römischen Deich rauschte das deutsche Gewässer.

Schon waren die Alpentore gesprengt, als die Hauptstadt der Welt sich selber zum Schutz die neue Ringmauer baute; wie zur Königszeit war das herrische Rom wieder die Burg am Tiber.

Achthundert Jahre lang hielt sie die Völker im Zwang ihres siegreichen Schwertes, nun krachte von Norden der Speer und warf ihr den Staub vor die Füße.

Noch kreisten die römischen Adler über den Mittelmeergärten, noch lagen die Legionen schwer auf dem Morgenland, noch hielten die Standlager Wacht am Strom und schützten die gallische Ernte; aber die stolze Blöße des römischen Hauptes zog wieder den Eisenhelm an.

Ermanerich.

Von der Weichsel zur Wolga reichten die Waffen des gotischen Königs, und die Völker am Pontus brachten Ermanerich Lösegeld dar.

So hieß er der Reiche, als er nicht mehr ausreiten konnte zur wehenden Schlacht: zehnhundert Goten, heißt es, saßen im Saal, wenn er trank aus dem goldenen Becher und den Liedern lauschte der Amelungen, seines den Göttern entstammenden Geschlechts.

Trotz seinem Alter dachte er noch, Schwanhild die schöne zu freien, und sandte Randwer den Sohn ins roxolanische Reich, ihm Schwanhild die weiße zu freien; aber Randwer der feine hob seine Augen auf zu der Jungfrau, die seine Mutter zu heißen bestimmt war.

Nicht lange, so war die Liebe dem König verraten; da zerriß er den Bart, der wie der Schweif seines Schimmels war, und schwer vergalt er den beiden die Schande: am Galgen hing ihm der Sohn, den Vögeln zum Fraß, und die Pferde schleiften zu Tode die schöne Schwanhild.

Die ihre Brüder hießen, ritten zur Rache in' seine Burg; obwohl der Goten zehnhundert saßen, über die Leichen der Scharwächter schritten sie ein mit zornigem Schwertschlag und trafen ihn, mitten im Saal, der sie spöttisch begrüßte.

Sie wurden mit Steinen geworfen und starben wie Hunde im Zorn seiner Mannen; aber dem Amelungen schmeckte kein Wein mehr, und er siechte hin an den Wunden.

Das aber, heißt es, geschah zu der Zeit, da die hunnischen Reiter einritten ins Land mit unermeßlichen Scharen; er aber mußte brach liegen, der unter Kühnen der König war, und die Boten abwarten der dritten verlorenen Schlacht.

Als er die Brandfackeln flammen sah in der Nacht, hielt er das Schwert, zu schwer seinen Händen, und warf sein Herz in die Schärfe: daß kein sterblicher Mann sich zum andernmal rühme, sein Schwert mit dem Blut des Amelungen gerötet zu haben.

Alarich.

Als die Westgoten dem Kaiser Söldnerdienst taten, wurde Alarich König, aus dem Baltengeschlecht, das ist der Kühnen.

Er sah sein verschlagenes Volk untergehen in den östlichen Mittelmeergärten, darin es klüglich verteilt war, von Mösien über den Hellespont bis weit ins syrische Land.

Er aber wollte Volkskönig sein gleich seinen Vätern und dem verschlagenen Volk ein Vaterland finden; denn nur, was das Schwert hielt, war noch Besitz, als mit der Eifersucht törichter Knaben in Rom und Byzanz das wankende Weltreich zerbrach.

Kühner als vormals die Kimbrer ging Alarichs Fahrt, durch keine Habe behindert als durch das Schwert und die Zelte des Lagers.

Bald stand er mitten in Griechenland, Hellas und Sparta hörten wieder den Schwertschlag und die blonden Räuber der Frühe.

Der dem Kaiserknaben in Rom die Steigbügel hielt, Stilicho der Vandale, kam mit Schiffen und großer Kriegsmacht, den Kühnen zu fangen: aber der Neid von Byzanz öffnete listig die Falle und wies der verwegenen Heerschar das dalmatische Küstenland an.

Seitdem war Alarichs Schwert scharf zwischen Rom und Byzanz; an der steinigten Schwelle der römischen Gärten sah er die Lockung reicher Landschaften vor seiner Tür: das Wasser war dünn im Isonzo, da stand er am Po und bald am gallischen Tor im ligurischen Bergland.

Da mußte Stilicho Lösegeld leisten, Norikum bot er als Bündnispfand an: so wurde das gotische Heervolk wieder landeigen und Alarich König im neuen Westgotenland; doch gab er den Schlüssel nicht aus den Händen.

Als der Knabenkaiser dem Kanzler die Treue mit Arglist vergalt, als Stilicho den Henkertod fand und die arianischen Ketzer zu Alarich flohen, trug er sein Schwert verwegen vor Rom, und schimpflich mußte der stolze Senat den Abzug der Goten erkaufen.

Mehr als ein Jahr lang lag er im Feld, dem das römische Heer von Ravenna den Rückweg verlegte: ein Straßenkönig im fremden Land, mit dem Schwert sein Zeltlager schützend.

Weder Land noch Frieden war zu gewinnen vor der Burg von Ravenna; zum andernmal zog er nach Rom, und diesmal erfuhr die Stolze das Schicksal, so mancher feindlichen Stadt von römischer Schwertmacht bereitet.

Die seit achthundert Jahren keinen Feind mehr erfuhr, sah durch Konstantins prahlenden Bogen den König der Goten einreiten: aber kein Rausch der Stunde verwirrte Alarichs Blick, daß dies für sein kühneres Trachten ein kurzer Triumph war.

Drei Tage lang ließ er die Seinen das Siegerglück kosten, dann nahm er die Hitzigen hart in die Hand: Karthago, die Kornkammer Roms, sollte der Preis seiner Fahrt und die Burg für sein Königtum sein.

Schon hatten kalabrische Schiffer ihm eine Flotte gerafft, als die kochenden Strudel herbstlicher Stürme die Schiffe zerschellten; vom Fieber verzehrt wichen die Seinen verzagt nach Cosenza zurück: da stellte der Tod dem Balten den unsteten Herzschlag still.

Im Sumpffiebertal von Cosenza starb im vierzigsten Jahr seines Lebens der König der Goten, der seinem Volk kein Vaterland fand, der die gotischen Männer im dürren Gestein der kalabrischen Küste zurückließ.

Landfahrend in der Fremde todfeindlicher Länder, konnten sie keinen Grabhügel wölben, kein Gedächtnis der Trauer und Treue dem grausamen Tal, daraus sie morgen schon schritten, das Schwert in der Hand.

Sie gruben ihm nächtlich ein Grab im Busento und senkten den König mit Schmuck und Schwert in den schweigsamen Grund.

Als die Sonne kam in das steinigte Tal, darin sie heimatlos standen und ihres Daseins versichert nur durch das Schwert in der trotzigen Hand, flossen die Wellen schon wieder den emsigen Lauf, mit schäumendem Schleier den Schlaf zu hüten, der den schwertfahrenden Männern Losung und Ziel ihres Straßenglücks war.

Die Hochzeit von Narbonne.

Als Alarich der Kühne schlafen ging im kühlen Steingrund des Busento, ließ er die Seinen schiffbrüchig auf einer Fahrt zurück, die für die Ebbe ihres Rückzugs gefährlicher als für die hingeschäumte Flut war.

Doch führte die verwegene Kriegerschar als Geisel die junge Kaiserschwester mit, die schon im dritten Jahr die Irrfahrt ihres Lagers teilte: Placidia, von Athaulf dem König als Gemahlin begehrt, und ihm zugetan.

Sie war den schlimm Verschlagenen ein Amulett: mit hundert Listen der Gefahr ausweichend, schob sich ihr Lagerdasein in Winkelzügen verwegen nordwärts, Rom und Ravenna rasch vermeidend, bis sie im zweiten Jahr die Alpen überschritten, die Tür ins Freie zu gewinnen.

Da schlugen sie den Sarus, dann den Jovinus, die in Gallien Gewaltherrn und Ravenna abtrünnig waren, und boten sich der schwankenden Gewalt des Kaisers als Schildhalter an, damit dem Aufruhr die Gewalt verriegelt und wieder Recht im Reich auf Macht gestellt sei.

Denn Athaulf der Gote, der des Kaisers Schwester zur Gemahlin begehrte, erfüllte klug und klar, was Alarich im Trotz nicht zwingen konnte: das Schwert der Goten sollte halten, was den schwachen Händen der Römer entglitten war.

Als Athaulf mit der Placidia die Hochzeit hielt, schien in die dunkle Zwietracht der Zeit ein zager Sonnenstrahl, von den Goten in Narbonne prunkvoll gefeiert: da huldigten die Blonden der braunen Königin.

Ob es für Athaulf ein kurzer Traum war, ein halbes Jahr danach mit seinem Tod bezahlt: der weise Wallia baute ihn treu in die Wirklichkeit.

Das Ränkespiel der Höfe von Ravenna und Byzanz ging ruchlos weiter mit Mord und Mörderlisten: das Reich der Goten hielt den Sonnenstrahl in Pflege, bis er aus Gallien nach Spanien hinüber in einen breiten Sommer gewachsen war.

Das toloſanische Reich war es genannt, der Ruhm seiner Schönheit und Macht rief die Gesandten von Morgenland her, und stärker stellte kein Fürst dem Frieden das Schwert vor die Tore, als Eurich, König der Goten.

Von der Loire bis zum Tajo hielt seine mächtige Hand die Unraft der

Völker gebändigt; auch schrieb er die Tafeln der gotischen Herkunft als Recht und Gesetz des toloſanischen Landes.

Dreihundert Jahre hielt es reich und räumig den Völkerstürmen stand, und war dem Islam noch ein Garten, darin die Märchen seiner Künste blühten wie nie im Morgenland.

Und wurde das Wunderland der ritterlichen Tugend, die früheste Freistatt der Bildung, und hielt das Gotenrecht lebendig durch tausend Jahre.

Geiserich.

Wild und weit hat die Vandalen die Völkerflut verschlagen und ihre Mühsal vom wasserreichen Waldland der Oder ins Morgenland gebracht: die unter Godegisel in Gallien einbrachen, ritten die Grenzen Geiserichs ab am Rand der lybischen Wüste.

In Andalusien saßen sie wartend und sahen am blauen Meertor die Kornkammer Roms: Seefahrer wurden sie da, die den Goten gleich Schwertkämpfer waren, und kamen hinüber mit flinken Schiffen, als die Karthager sie riefen.

Da löste das Schwert der Vandalen den Fluch von Karthago und stach dem römischen Stolz in die hilflosen Glieder, da wurde Hannibals Heimat zum andernmal Herrin der Meere.

Denn Geiserich, das ist Speerfürst, nahm das karthagische Land, verwildert durch Aufruhr und Kirchengezänk, in harte Verwaltung, und war auf der Burg von Karthago der Seefahrerkönig, den keiner bezwang.

Und als ihn Eudoxia rief, den gemordeten Kaiser und Gatten zu rächen, vergalt er den Brand von Karthago; mit seinen Schiffen fuhr er hinein in den Tiber und ließ sich durch Leo, den drohenden Bischof, nicht schrecken.

Und ließ die gedemütigte Herrin der Welt sein Siegerrecht fühlen; und wie vor Zeiten die römischen Schiffe den Raub heimbrachten aus dem zerstörten Karthago, vergalt er Gleiches mit Gleichem und trotzte lachend dem Fluch der römischen Priester.

Und hielt seinen Horst an der klippigen Küste, und blieb in den Mittelmeergärten der Seefahrerkönig, den keiner bezwang, bis er heimging im Alter, heim zu den Vätern im Waldland der Oder.

Der als Knabe mit über den Rhein geritten war und als würdiger Greis auf die Burg von Karthago, geliebt von den Seinen, das Abenteuer seines reisigen Lebens reich und rund gespiegelt sah in der Mittelmeerbläue.

Die Hunnenschlacht.

Als Etzel, Heerfürst der Hunnen, ausritt von Ungarn ins gallische Land, kam die große Sturmflut der Völker, alles ersäufend in ihrer Bahn, was die Flucht ins Gebirge nicht fand.

Wie Rabenflug war der Ritt seiner Scharen, und rascher kaum rannte der Schrecken vor ihnen her, als der Hufschlag der struppigen Pferde.

Da half nicht Schwert und nicht Schwur, der berittenen Unzahl zu wehren: so unaufhaltsam schwoll das Gewässer der hunnischen Reiter ins Land, daß schon im Sommer die ersten Sturzwellen um Orleans schäumten.

Dann rückte der Herbann der Westgoten an, mit römischem Kriegsvolk vereint der Flut zu begegnen: vor ihrem Wall wich das schwarze Gewässer zurück, gleich einem See das weite Becken der katalaunischen Felder mit dem Gewimmel der Pferde und den Wagenburgen der Hilfsvölker füllend.

Anders als sonst eine Schlacht war diese, da Goten und Goten, Franken und Franken einander bekämpften, durch Etzels Willen geschieden in Land und in Flut.

Aëtius aber, der römische Feldherr, war Geisel gewesen bei Etzel und kannte die hunnischen Listen: er hielt den Damm seiner Völker mit unbeweglichen Flanken und ließ vom Morgen zum Abend die Flut der Reiter anschäumen, bis die Brandung erlahmte und der Schaum blutig gerann.

Als schon die Dämmerung sank, kamen die gotischen Mauern ins Schreiten, unendliche Torflügel drehten sich ein, bis das Blutmeer der hunnischen Reiter in beiden Flanken gedämmt war.

Da half den Hunnen die Unzahl der Hufe nichts mehr in der Hürde, die Nacht hob den gotischen Kriegern die Sterne: das schwarze Gewühl mußte zurück in die Wagenburg weichen.

Drei Nächte noch, heißt es, hätten die Toten gekämpft in den Lüften bis in den Bächen das Blut abfloß der katalaunischen Felder.

Die Lebendigen warfen das Los der Waffen nicht mehr: der gotische Damm stand im Westen, die hunnische Flut fiel zurück in den Osten, daraus sie, die abendländische Welt zu ersäufen, im Frühjahr geflossen war.

Im zweiten Jahr nach der Hunnenschlacht holte Etzel die blonde Hildico heim und starb in der Brautnacht: das Gewässer der hunnischen Scharen zerrann, sein Schrecken blieb im Gedächtnis der Völker das Grundwasser unheimlicher Sagen.

Burgund.

Von der Weichsel her wehten die gotischen Stürme das Volk der Burgunder gegen den Rhein, wo sie in Worms die Königsburg hatten und den kurzen Traum ihrer Geltung.

Im Kreis starker Helden hielt Gundikar Hof, Alamannen und Franken mußten ihn dulden, und die Römer fragten nach seiner Freundschaft, der die burgundische Insel im Strudel feindlicher Völker stark und besonnen geschützt hielt.

Aber die hunnischen Horden kamen von Osten, und die Römer lenkten sie listig nach Worms, den burgundischen Hochmut zu heilen: hart hielten

die Helden das Schwert und hell den fröhlichen Mut, aber die Römer ersäuften den Mut und das Schwert im Brand und im Blut der unbemessenen Scharen.

Als Gundikar fiel und die todwunden Leiber der Helden dem König den Grabhügel wölbten im Brand seiner Burg, da ging das burgundische Sommerglück aus in den schmerzreichen Winter.

Vom Rhein zur Rhone führten die Römer den klagenden Rest der Greise, Knaben und Mütter: die ein Königsvolk waren, dienten dem römischen Schwert mit dem Mut ihrer mannbaren Knaben.

Aber das Schwert war verrostet und mählich wuchsen die Knaben: als die Blutbäche rannen der katalaunischen Felder, standen burgundische Männer im Heerbann der Sieger und riefen Gundovich Heil, dem König des neuen Geschlechts.

Zum andernmal wurde Burgund die Insel im Strudel feindlicher Völker, Lyon blühte hoch im Stolz der heldischen Herkunft, Franken und Goten zum Trutz mitten im gallischen Land, bis es sein Winterglück, kurz wie der Sommer, verlor.

Kein Schicksal aber löschte den deutschen Namen ihm aus im bunten Schwertlauf der Tage: die Sage behielt Gundikar Gold, die Trübsal und Treue starker Trabanten, Schwert und Fiedel in Blut und Brand, hart und hell im Gedächtnis.

Dietrich, Theodemirs Sohn.

Das schwarze Gewässer der hunnischen Sintflut war verronnen, und die Sonne fing wieder an zu scheinen auf das Geschlecht der Amelungen, als Ereliva den Dietrich, das ist Volksfürst, gebar.

Aber der Ostgotenkönig war hörig geworden, ohne Land und Burg in Pannonien Söldling der römischen Grenzwacht; siebenjährig gab er den Knaben als Geisel gegen Byzanz: Theodemir, der selber Geisel bei Etzel war, dem König der Hunnen.

Edelinge gab er ihm bei, dem Knaben die Lieder der Heimat zu singen, und Hildebrand, daß er ihn lehre, den Jagdspeer zu werfen und das Schwert der Helden zu schlagen.

Und mußte seiner entbehren, bis der Jüngling einritt im achtzehnten Jahr, mit hellerem Blick und härterer Hand, als einer im Heervolk der Goten.

Da sah er das ärmliche Dasein der Seinen und wie sie ein Söldnervolk waren, indessen der Westgotenkönig Toulouse und Toledo ruhmreich regierte.

Einundzwanzig Jahre ward Dietrich alt, da ihn die Goten als König ausriefen; das aber geschah zu der Zeit, da Zeno der Kriegsmann den Helm in Byzanz mit dem Stirnband vertauschte und, flüchtig vor seinen Feinden, die Feldmacht der Goten anrief.

Da kam das Kriegsschwert Zius wieder dem Amelungen zur Hand; wie zu Ermanerichs Tagen klangen die Schilde gewaltig, bis Dietrich im Kranz seiner Recken und Mannen als Sieger einritt in das gedämpfte Byzanz.

Und ob ihn Zeno der schlaue einfangen wollte mit Ehren und Gold und einem ehernen Standbild, er wollte König heißen nicht Feldherr, Schwertmacht der eigenen Burg und Schildhalter der eigenen Herrlichkeit sein, wartend, wer seiner bedürfe.

Das Knäblein hießen sie ihn und Odoaker hielt ihn gefangen im goldenen Käfig, den letzten Kaiser von Rom, Odoaker der rugische Söldling, König in Rom und Ravenna.

Odoaker zu beugen, bot Zeno die Gotenmacht auf: da wurde der Pfeil in den Köcher gelegt, da sangen die Mannen und saßen die Recken im Sattel, weil Dietrich, der Fürst der Stärke, den Feldzug befahl.

Denn keine Heimkehr stand ihnen im Sinn, als sie im Herbst die julischen Alpen durchritten, als sie das Tor am Isonzo erzwangen, als sie den Boden Cäsars betraten, mit Odoaker dem rugischen Feind um die römische Erbschaft zu streiten.

Drei Schlachten schlugen die Starken im Norden, der Alpenrand scholl im Schlag ihrer Waffen bis in die ligurischen Berge, bevor sie den Po überschritten, Odoaker in seiner Burg zu Ravenna, den Fuchs in der Höhle zu fangen.

Aber die Sümpfe ersäuften die Mannen und der Damm lief schmal, darauf die Mauern und Türme der starken Kaiserburg standen; kein Hornruf reichte hinüber; die Segel der Schiffe blähten sich auf, den Belagerten Nahrung zu bringen.

Da half den Goten das Fußvolk nicht mehr, nicht halfen die Rosse der Recken; drei Jahre lang mußten sie liegen und lauern im Sumpfland der Küste: längst war Rom in Dietrichs Gewalt, und immer noch trotzte Ravenna.

So mußte Arglist erreichen, was Kühnheit und Kraft nicht erzwangen; der Fuchs und der Löwe schlossen den Bund, aber der Mord fraß die Treue: als Dietrich einritt in die Burg von Ravenna, lag Odoaker im Blut, von den Goten treulos erschlagen.

Durch Meintat ging aus, was mit ehrlichem Schwertschlag begann am Isonzo; so hell die Sonne danach den Amelungen umsäumte, sie löschte die Blutspur nicht aus auf dem Schild und den Vogelschrei der Vergeltung.

Dietrich der Gotenkönig.

Manche Hand war hart wie seine, die Macht zu greifen und zu halten, er aber hob den Sieg der Stärke ins Gesetz, und den Ackerpflug in di Schwertspur.

Wo aus den Spalten des zerschlagenen Rechts das Unkraut wucherte und wüster Acker lag, fing ein Garten wieder an zu grünen, darin der Gotenkönig behutsam Gärtner war.

Er spielte den Römern nicht noch einmal den Cäsar vor und war kein prahlender Augustus; auch dehnte er die Grenzen seiner Macht nicht weiter aus, als er mit Recht erfüllen konnte, und zweimal nur in dreiunddreißig Jahren zog er ins Feld.

Wie er dem Frankenkönig schrieb: denn der siegt nachhaltig, der alles zu mäßigen weiß!

Als Sohn der Gewalt gekommen, war er ihr strengster Richter, und seiner Ordnung Sinnbild war, daß er zur Nacht im Gotenreich kein Stadttor schließen ließ.

Kein Schwert war stark genug, an seine Macht zu rühren; wohl aber kamen die Gesandten der Könige und Völker, Rat und Richtspruch anzuhören, und seine Friedenssonne lockte Künstler und Gelehrte an, dem Königshof in Ravenna den Glanz und die Pracht zu geben, die seinem Ruhm gebührte.

Was noch an Bauwerken der alten Welt erhalten war, ließ er nicht weniger schützen als, was in seiner Gunst entstand, im Geist der alten Schönheit planen; Standbilder schmückten wieder die Straßen Roms, den Großen zum Gedächtnis, und nirgend prahlte vor der alten Pracht die seine.

Die er als Bauleute berief, ihm einen Königshof zu bauen für seinen Thing und Reichstag, meisterten die Kunst, Marmor zu schneiden und gläserne Steinchen als Bilder auszuglätten, auch gab es griechische Steinmetzen und solche, die noch den Bildguß kannten; so kam der Bau zustande, den er des Reiches redendes Zeugnis und seiner Herrschaft schmuckvolles Antlitz nannte.

Acht Pfeiler trugen das Kuppeldach, mit tönernen Röhren rund überwölbt, acht Nischen nahmen dem Raum die Nähe der Mauern, acht Säulengestände führten ihn zierlich ins Breite.

Eine Waldlichtung innen aus wächsernem Marmor, glühend im Glanz farbiger Gläser, mit Steinmetzwerk nach außen reich überstreckt, den Tempelhallen der Römer zum Trotz in sich selber verschränkt mit ragender Kuppel: so stand der Wunderbau da, desgleichen nicht in der Welt war.

Da hielt der König der Goten den Thing, wenn die wohl regierte Gewalt des Reiches die Großen zur Rechenschaft sandte; im schmuckvollen Torbau grüßten die Steinbilder amelungischer Ahnen sein stolzes Geschlecht.

Da fanden die viel verschlagenen Schwerter sich in die gotische Heimat zurück, im Glanz der Stunde und Stätte ein glückhaftes Märchen, wenn der starkweise Dietrich den staunenden Römern die Herrscherhand zeigte, der den Goten Volkskönig war, vielen ein Vater, den Gerechten und Weisen ein gütiger Freund.

Dietrich von Bern.

Unsere Milde und Huld verwirft die Gewalttätigen! So hatte Dietrich die Macht verriegelt ins Recht und Rom sah die Tage Hadrians wieder.

Er hatte das römische Volk bewahrt vor jeder Bedrückung, im Ehrenkleid saß der Senat, in den römischen Sitten fing wieder die Tugend an, die Tat zu bestimmen: Weisheit und Stärke hatten den Zwiespalt der Völker zum Schweigen gebracht, als ihn das Priestergezänk wachschrie zum blutigen Haß.

Denn Dietrich beugte sich nicht vor dem Bischof der Römer, er ließ die Bibel Wulfilas schreiben mit Silber auf Pergament, purpurn gefärbt, er baute der Gotengemeinde den eigenen Dom in Ravenna: so galt der gotische König den römischen Priestern als Ketzer.

Die eine Buhldirne war und eine Betschwester wurde, Theodora steckte die Fackel der Rechtgläubigkeit an, die Ketzer zu brennen; dem Kaiserhof Warnung zu sagen, sandte Dietrich den Bischof Johannes von Rom nach Byzanz.

Aber die sonst den Kreis ihrer Ämter mit Eifersucht maßen, die Patriarchen in Rom und Byzanz fanden sich einig der Feindschaft.

So mußte Dietrich erfahren, daß ein Tropfen Haß zäher leimt als Liebe; er sah die Schlingen römischer Ränke um die Gerechtigkeit gelegt: der Argwohn des getäuschten Alters zückte seinen Zorn, daß ihm ein tückisches Geschlecht die Duldsamkeit danklos vergalt.

Da wurde Dietrich von Bern der Held der deutschen Sage, der im schneeweißen Alter auszog, unholdes Gezücht zu zerschlagen; sein Zorn zerbrach den Senat und der Bischof büßte im Kerker: Haß gegen Haß war zwischen Goten und Römer gestellt.

In Byzanz die Buhldirne lachte ihm Hohn, daß er sein glückhaftes Reich der Gerechtigkeit selber zerschlug mit zorniger Faust; der dem Frieden das Schwert und dem Recht die Wage zu halten Volksfürst der Goten und König von Rom war: bis die Falschheit ihm an den Hals fuhr.

Im zweiundsiebzigsten Jahr seines Lebens legten die Goten Dietrich von Bern ins Grab zu Ravenna, der Leib des Lindwurms erstickte den Held: mit seiner herrlichen Seele für ein Jahrtausend und mehr floh die Duldsamkeit aus der christlichen Welt.

Kein Haß hob die riesige Steinplatte auf, die ihm sein stolzes Grabmal bewölbte, seine Asche zerstreute die römische Rache im Wind, und die geistlichen Hände löschten den Gotenfürst aus im Gedächtnis der Schrift — wie der schielende Abt auf Reichenau schrieb — als einer Pest von endlosem Schaden.

Der Teufel selber, so ging ihre eifrige Rede, habe den Ketzer von seinem letzten Weidgang geholt, auf dem Rappen der Hölle als wilder Jäger zu

reiten: die gläubige Sage schmückte sein Bild wie keins im deutschen Gedächtnis, sie tat ihm die Brünne Wodans an, sein Schimmel holte den herrlichsten Helden hinauf nach Walhalla.

Der Lindwurm.

Dietrich war tot und Amalasuntha die Tochter regierte das Reich für den Enkel, den sie Athalarich nannte: aber der Stammhalter des Starken war schwach, und der Wurm fraß dem Steckling die zärtlichen Wurzeln.

Amalasuntha ging römisch geziert und der gotischen Sitte abwendig; als der Knabe ihr starb, gab sie die Hand und den Thron Theodat, dem Amaler, der hündischen Sinnes und den gotischen Großen verhaßt war.

Theodat brachte die Tochter des Starkweisen um und gedachte, in Rom den Kaiser zu spielen: das aber geschah zu der Zeit, da Byzanz den Belisar sandte, des Blatt der blonden Herrschaft zu wenden.

Dem drohenden Unheil zu wehren, riefen die wehrhaften Männer den Vitiges aus, aber das Blatt war zu Ende; wie Odoaker vordem, hielt Vitiges nun die Burg von Ravenna, und Belisar stand in den Sümpfen, bis zum andernmal Meineid die Stärke besiegte.

Da grüßten die steinernen Ahnen vergeblich Dietrichs Geschlecht, Byzanz hielt den Thing in der Halle und römische Priester streuten die Asche des Königs ins Meer, den Samen der gotischen Pest.

Aber die Geister der Rabenschlacht ritten herbei im Unheil der Tage, der Ruf ihrer Rache riß aus den Rippen der Not das blutige Gotenherz: ein Nordlicht wie keines hing seinen blutigen Schaum über die Mittelmeergärten.

Mit den betrogenen Recken brachte Belisar Vitiges heim nach Byzanz, seine Flotte ging schwer mit den gotischen Schätzen; aber die Not stand in den Bergen und hob Totila, Ildebalds Sohn auf den Schild ihrer trotzigen Stärke.

Neun Jahre lang war Totila König, und Dietrichs Waffen hatten nicht härter geklungen, da er die Rabenschlacht schlug: ohne Burg und Bestallung spannte der Jüngling den Bogen, die Städte sperrten ihm trotzig die Tore.

Rom und Ravenna holte er heim in mühsamen Kriegen, Neapel und Mailand fielen noch einmal der Gotenmacht zu; er ließ den falschen Senat sein Königsrecht fühlen und gab dem römischen Bischof den Trank der Demut zu kosten.

Aber der Kampf ging um Rom, und Byzanz warf sein Schwert in die Wage der römischen Priester: der Lindwurm hob seinen Leib und der Frieden fuhr in die Hölle.

Der Wohlstand der Städte starb hin in den Bränden und die Standbilder Roms versanken im Schutt, die Felder fanden nicht Frucht noch

Saat, die Straßen starrten im Staub der Rosse und Wagen, das Gebirge lag im Geschrei der flüchtigen Scharen, Hunger und Seuchen fraßen das Land leer.

Neun Jahre lang war Totila König, dann nahm der Tag von Taginä ihm Krone und Schwert aus der sterbenden Hand: gleich Türmen, heißt es, standen die gotischen Recken im Troß ihrer tapferen Mannen, die Bogenschützen aus Morgenland warfen Sturmwolken schwirrender Pfeile über sie hin.

Totila fiel und sechstausend Goten tranken mit ihm ihr Blut; das Morgenland fraß mit sengender Glut das Gebälk der nordischen Türme, das gotische Glück glühte sein Abendrot aus in blutig leuchtender Lohe.

Ein Lavastrom glomm spät in der Nacht am Berg der speienden Feuer: Teja, der letzte König der Goten, schürte den schaurigen Brand, bis alles versank in der Asche.

Tausend, heißt es, fanden den Weg aus der letzten Vernichtung, das Schwert in der Hand und den blutigen Schaum ihres Untergangs brachten sie heim aus den Mittelmeergärten.

Das Abenteuer der gotischen Frühe war aus; die das Königsvolk waren der germanischen Welt, die den frühesten Kaisertraum träumten, die blonden Schwertherren der römischen Gärten sahen das Land und den Traum von den Bergen, darin sie, flüchtig und fremd, der fränkischen Königsmacht dienten.

Die Alamannen.

Wo der Zackenwall der Kastelle das leere Zehntland umzäunte, wo das rote Gestein im braunen Gewässer des Mains sein Spiegelbild sah, vom hercynischen Wald hinüber zur Donau warfen die suebischen Völker der römischen Wacht den Speer in die Flanke.

Alamannen hießen den Römern die streitbaren Männer, die aus den weglosen Wäldern ritten, mit eckigem Schild und langem Schwert die Flüsse durchschwammen, trutzlachend dem römischen Helm das geringelte Blondhaar zu zeigen.

Die Stachelschnur riß: in die zerstörten Kastelle wehte der Schnee kalter Stürme, in den Weiden und Wäldern wuchsen die Dörfer der Sueben, der deutsche Pflug ging wieder im römischen Zehntland.

Über dem Rhein auf der Mauer des Schwarzwaldes hielten sie Wacht und sahen den Wasgenwald jenseits im Abend das fruchtbare Stromland beschatten; sie sahen im Süden den schimmernden Schneekranz der Berge über dem blauen Waldrücken des Jura, und ihre Kundschafter priesen das Land der blaugrünen Seen.

Sie ließen nicht ab von der lockenden Schau und sprengten die steinernen

Riegel am Rhein; sie fuhren hinüber auf Schiffen und Flößen, sie fanden vom Hegau hinunter den See im Hügelgebreite.

Alisazas die in der Fremde Sitzenden hießen, die drüben am Wasgenwald wohnten, aber sie füllten das Stromland und bauten die Heimat der alamannischen Volksschaft hinüber ins Elsaß.

Tief in die Schluchten der schäumenden Bäche drangen sie ein im Land der blaugrünen Seen: da fiel die stolze Burg des Augustus, Vindonissa sank hin im Sumpfland der Aare, Aventicum wurde berannt und durch die helvetische Prunkstadt der Römer ritten die suebischen Krieger.

Wohl hob die Heermacht der Römer die eiserne Hand, den lachenden Räubern zu wehren, bei Straßburg und Colmar traf sie den blonden Übermut schwer: aber die Hand wurde lahm von den eigenen Schlägen.

Von der Rhone zum Main, von Alisaz bis in den Wald der Boheimer ritten die streitbaren Männer und hielten das Land in wachsamer Haft.

Heervölker kamen und schwanden, Schlachten wurden geschlagen und die Strohdächer ihrer Dörfer verbrannten, einmal beugten die fränkischen Herren die trotzigen Nacken: die alamannische Volkschaft hielt ihren Boden und wuchs mit dem Kern der sorgsamen Felder, mit dem Vieh der saftigen Weiden, mit dem Wein der sonnigen Hügel sacht in die Fülle.

Die Gepiden.

Alboin, Audoins Sohn, hatte Thorismund, Thorisins Sohn erschlagen im Kampf ihrer Völker und hatte die Langobarden befreit von der Übermacht der Gepiden.

Darum lagen die Großen Audoin an, daß er den Retter des Volkes und Sieger als Tischgenoß nähme; aber die Sitte gebot, dem Königssohn müsse ein anderer König die Waffen darreichen, ihn würdig zu machen zum Mahl.

Vierzig der Jünglinge nahm Alboin da und zog in Thorisins Land, der nahm ihn auf im Gram seines Alters und hieß ihn sitzen mit Ehren, wo Thorismund saß im Saal der Gepiden.

Aber sein Herz hielt den harten Anblick nicht aus und sein Mund sprach mit Seufzen: Wehe, der Platz ist mir teuer, aber den Mann, der da sitzt, sehe ich schwer!

Da schalt ihn Kunimund, Thorisins anderer Sohn, für seinen erschlagenen Bruder, und schmähte die Jünglinge Alboins Stuten um ihrer weißen Schuhriemen willen.

Aber Alboin, Audoins Sohn, hob seine zornige Hand von der Tafel und wies gegen Westen und sprach in der Burg seiner Feinde: Draußen im Asfeld spürte dein Bruder, wie Stuten ausschlagen können!

Da wurde der Wein verschüttet, die Waffen räumten den Tisch und

traten zum Tanz, und rissen die Kluft in den Saal, da Alboin stand im Schwertkranz der Seinen. und waren Tausend um Vierzig.

Aber der König stand auf im Zorn und die Treue hielt wie ein Turm der Sitte das schirmende Dach: Wehe dem Mann, der seinem Gast treulos den Wein verschüttet, und wehe dem Schwert, das seinem Schwur den Frieden nicht hält!

Und holte die Waffen Thorismunds her von der Wand und gab sie Audoins Sohn, und hielt den Saal still mit wehrenden Händen und gab dem Gast seinen Spruch als Hausherr und König.

Und hieß ihn gehen in Frieden und hielt ihm den Königsbann bis an die Grenze, der seinem Volk der bitterste Feind und seinem Blut herzlich zuleid war, weil er ihm Thorismund seinen Sohn draußen im Asfeld erschlug.

Die Langobarden.

Noch einmal glänzten die Mittelmeergärten im Glück der alten Gestirne, aber das Morgenland glühte düster hinein und Herrin der Welt war Byzanz: sein Exarch regierte das Reich in Ravenna, der Senat war zerbrochen, der römische Papst saß allein in den Trümmern der ewigen Stadt.

Zum andernmal zeigte das Schwert der nordischen Völkerentfaltung das Ziel: der langobardische Trotz ging lachend den Weg der Kimbrer und Goten, Machthalter der römischen Erbschaft zu bleiben.

Sie hatten das Volk der Gepiden dienstbar gemacht im verlassenen Ostgotenland und waren die Starken geworden im Stegreif der östlichen Völker, als die Kundschafter Alboin lockten, die kühne Heerfahrt noch einmal zu wagen.

Über den Birnbaumerwald brachen sie ein, im Mai der römischen Gärten, und hielten im Sommer so fleißige Ernte, daß sie schon warm in dem Nest von Verona die Winterrast hielten.

Da stand noch die räumige Burg Dietrichs von Bern und die steinerne Brücke; die blonden Langbärte füllten die Stadt mit dem Troß ihrer Wagen und Weiber; in der Burg aber saß der lachende König der Stärke und tat seinen Spruch, daß dies nur die Rast vor Ravenna und der Steigbügel wäre, ins Reich der Pfaffen zu reiten.

Rot rann der Wein und rief den Übermut wach der tapfer bestandenen Taten; Alboin tat seinen Trunk aus dem silbergerandeten Schädel und bot ihn der Königin dar: sie gab ihm Bescheid und kannte den Becher, die Tochter des toten Gepiden, und schwur seinem Frevel heimliche Rache.

Der ihr den Vater erschlug und sie zwang zu dem greulichen Trunk, sah den Abend nicht mehr in der Kammer Dietrichs von Bern; sein Waffenträger Helmichis gab ihm den letzten Bescheid auf den Becher, der zur Nacht mit der Königin ritt auf der Flucht nach Ravenna.

Sie klagten um Alboins Tod und schwuren ihm blutige Rache; aber sie taten den Ritt nicht nach Ravenna und Rom: sie säumten ihr Reich im Schneekranz der Alpen und füllten das fruchtbare Tiefland, das nun das lombardische hieß.

Sie ließen Ravenna und Rom, ließen Kaiser und Papst den Zank um die Geltung; sie saßen am Freitisch Dietrichs von Bern, aßen und tranken und hatten die Fülle, wo die Goten den Becher der Bitternis tranken.

Hengist und Horsa.

Seefahrer waren die Sachsen, die an der kalten Meerküste saßen; aber das Meer war nicht blau und keine lässige Fülle dehnte ihm wohlig den Strand, donnernd sprangen die Wogen und fraßen sich gierig hinein ins Flachland der Küste.

Sand und Sümpfe trugen die Spuren der Stürme, die Reifriesen raubten dem Frühling die Blüte und rissen dem Herbst die Frucht von den Bäumen, der Wind wehte wüst aus der Wolkenwand, die nebligten Lüfte lasteten kalt auf den Weiden.

Wenn die Flut kam, standen die Häuser im schmutzigen Schaum, und wenn sie verebbte, schwamm das kärgliche Grün ihrer Hügel gleich Inseln im weglosen Sand.

Dann lagen die bauchigen Leiber der Schiffe im Schlamm, schief an den schwärzlichen Pflöcken; aber die Flut riß sie auf im schaufelnden Tanz und warf um die zackigen Hörner der Schiffe das schäumende Band ihrer Zügel.

Dann lachte das Herz, das Ruder fiel ein und riß in die jagende Flut die Wundmale krallender Tatzen, dann jauchzten die Schiffe hinaus an die stählerne Wand, sturmvogelfrei im Wechselgesang der wallenden Wolkengehänge.

Häuptlinge waren die Herren der Hügel, die mit Knechten und Sassen die kühnen Meerfahrten wagten; der Raub war ihr Recht, der Kampf an den Küsten der nordlichen Länder die Lust ihres Lebens.

Gleich einer Schüssel gefüllt mit den Gaben der lustreichen Landschaft lagen die britischen Küsten dicht vor der Tür; und lange schon fuhren die Sachsen hinüber, bevor der britische König sie dingte, den Pikten und Skoten zu wehren.

Hengist und Horsa hießen die sächsischen Helfer, die hörnigen Schiffe trugen den Hall ihrer Waffen hinüber, die Feinde zu schrecken; aber der britische König hatte den Bock zum Gärtner gemacht.

Herren wurden aus Helfern, und Widersacher dem Wohlsein britischer Tage; die hörnigen Schiffe schliefen am Strand, indessen die sächsischen Männer die Macht auf den Straßen des Britenlands fanden.

Sie hielten das Schwert und prüften die Schärfe und lachten der

Christengesänge, sie setzten sich breit in den Stuhl der britischen Herkunft: Anglia hießen sie prahlend das Land, weil sie sächsischen Stammes, doch Angeln genannt in der Heimat und stolz ihrer Vetterschaft waren.

Chlodevech.

Ein Eber lief aus von den Franken und brach in die gallischen Felder: Chlodevech, Childerichs Sohn, den die salischen Großen im fünfzehnten Jahr seines hitzigen Lebens als König kürten.

Die merovingische Stirn stand ihm steil zu Gesicht und die Borsten des Ebers — so ging die Sage — wuchsen ihm stachlig den Rücken entlang: aber dem Knaben brannte das Herz nach Ruhm und Gewinn raubreicher Fahrten.

Noch aber hielten Burgunder, Alamannen und Goten das gallische Gatter zu eng für den fränkischen Eber, zornmutig schnob er hinein, die rostigen Ketten zu sprengen.

Das alamannische Schwert hielt der fränkischen Streitaxt mit Übermacht Stand, schon mähte es fröhlich die Ernte: da rief der zornige Eber den römischen Christengott an und beugte den borstigen Nacken dem Kreuz, daß es ihm hülfe.

So wurde der König der Franken Christ, die Kirche hielt ihm die Taufe zu Reims mit dem Prunk ihrer besten Gewänder:

Dreitausend Franken beugten das Knie und sangen dem König zur Messe, und hoben das bärtige Antlitz gen Morgen, wo im Weihrauch und Wechselgesang römischer Priester der düstere Hochaltar stand.

Chlotilde, die Gattin des Königs, hielt lächelnd das Taufbecken hin; die Chlodevechs Trotz und den grausamen Sinn seiner Großen mit sanfter List lenkte, hing das fränkische Schwert ans römische Kreuz und schenkte dem Stuhlhalter Petri den allerchristlichsten König.

Da war dem fränkischen Eber das Tor im Süden geöffnet, eifrige Bischöfe brachten heimlich den Schlüssel: Arianer waren Burgunder und Goten, und Chlodevech nahm mit der blutigen Streitaxt den christkatholischen Segen.

Sie wirkten ihm Wunder entgegen, den widrigen Weidgang zu zwingen, die Hündin zeigte dem landfremden Eber nächtlich die Furt, und feurige Zeichen gaben ihm Fährte; und als er den König der Goten erschlug in der Schlacht, da hatte die göttliche Waltung den Wahrspruch der Kirche getan.

Wohl schloß der Heerbann Dietrichs von Bern dem fränkischen Eber zuletzt noch das Gatter, aber das gallische Land war den Goten verloren; über Toulouse und Bordeaux hing die Streitaxt der Franken, und Chlodevech streute das Silber und Gold seines Raubes dem Volk auf die Gasse und tat das römische Purpurgewand an.

Steil stand ihm die merovingische Stirn zu Gesicht, und die Borsten des Ebers wuchsen ihm stachlig den Rücken entlang: noch gab es Fürsten der Franken, die ihm nicht untertan waren; er brachte sie lachend um und schonte den Letzten nicht seines Geschlechts.

Und als er sie alle versammelt hatte in der Gruft seiner Väter: stand er klagend um sie und jammerte laut, unter Fremden ein Fremdling zu sein, und senkte tückisch den borstigen Nacken, ob sich nicht einer verriete, den sein blutiger Blick noch nicht fand.

Er trug als freidiger Unhold das Kreuz in den grausamen Händen, und war der Kirche ein treuer Knecht und ihrem starken Mirakel; er wurde begraben in heiliger Gruft, und die lateinischen Lieder sangen um ihn, der dem Statthalter Petri die Steigbügel hielt im germanischen Norden.

Brunhilde.

Die Blutspur Chlodevechs rann in den Bach merovingischer Mördergeschichte; unholde Frauen hielten den Haß in blutigen Schalen, riesengroß wuchs ihr grausames Bild im Gedächtnis der fränkischen Völker.

Zwei Schwestern kamen aus Westgotenland, Königsfrauen in Franken zu sein und Gattinnen feindlicher Brüder: Galswintha die Gute wurde erwürgt in Paris, König Chilperichs Buhlin Fredegunde rühmte sich frech ihrer Tat.

Brunhilde, die Schwester in Metz und Sigiberts Königin, erhob ihren Zorn und rief den König zur Rache: da mußte sich Chilperich beugen und Buße geloben dem stärkeren Schwert seines Bruders.

Fredegunde aber, die Magd auf dem Thron, fällte Sigiberts Stärke: die Großen Chilperichs hoben den siegreichen Mann auf den Schild und das Volk lief ihm zu in Paris; aber das Gift ihrer Schwerter gab ihm heimlich den Segen.

Da trank Brunhilde den Becher der Bitterkeit leer, da wurde Sigiberts Königin krank im Blutrauch der Rache.

Die eigenen Großen entführten ihr grausam den einzigen Knaben und ließen sie treulos in Chilperichs Hand; der hielt die Stolze höhnisch gefangen und die in Metz Königin war, mußte in Meldis Klosterdienst tun.

Aber Merovech, Chilperichs Sohn, entbrannte in Liebe zu ihr und half der Feindin des Vaters zur Flucht aus dem Kloster: als Merovechs Frau kehrte sie heim in Sigiberts Land nach gramvollen Jahren.

Die eigenen Großen erschlugen ihr grausam den Gatten; da blieb sie, Gattin nicht mehr und nicht mehr liebende Frau, nur Königsmutter in Metz, das zärtliche Reis ihrer Liebe, König Sigiberts Sohn, zu hüten im Haß der Geschlechter.

Da mußten die fränkischen Herren die Hand des gotischen Weibes erfahren: sie traf den Trotz und dämpfte den Frevel, sie hielt ihrem Knaben den Horst und trug die Furcht ihrer Stärke ins Land wie ein kreisender Adler.

Dreißig Jahre lang kam ihr das Königsschwert nicht aus den herrischen Händen; als Sigiberts Sohn starb, hielt sie den Enkeln das Reich und blieb als Greisin die unbeugsame Mutter des Landes.

Aber die Enkel kamen in Streit und die Krone ertrank im Blut ihrer Kriege; wohl hob Brunhilde den blutigen Reif Sigiberts ihrem Urenkel auf, doch waren der Raben zuviel um den einsamen Horst ihres Alters.

Sie riefen Chlotachar her, Fredegundens streitbaren Sohn: die lahmen Flügel der Gotin taten den letzten Flug ihrer Flucht, aber die Späher fanden die Spur und fingen den Vogel im steinichten Jura.

Sie banden der gotischen Greisin die Glieder mit Stricken und hetzten das Roß, Brunhilde zu schleifen: da löschte der Sohn Fredegundens den Haß seiner Mutter im Blut und zerfetzten Gebein ihrer Feindin.

Die Blutspur Chlodevechs rann im Gerinnsel des sterbenden Weibes; riesengroß wuchs ihr Bild im Gedächtnis der fränkischen Völker, aus uralten Tiefen brachte die Sage Brünne und Helm, die unholde Frau in Wodans Reich zu geleiten.

Ingunthis.

Der gotische Königssohn Hermingild freite Ingunthis, Brunhildens liebliche Tochter; aber Godswintha, Brunhildens Mutter, war seinem Vater Leovigild im Alter Gattin geworden.

Godswintha holte dem Stiefsohn die Enkelin selber ins Haus, aber Ingunthis war fränkisch und fromm, ihr galten die Goten als Ketzer.

So neigte dem Hermingild bleich und schlank eine Lilie zu; Godswintha, die Großmutter, sah die Wurzeln in Dornen und Unkraut.

Das Alter war häßlich und grausam, die Jugend war schön und gerecht: sie ließ sich schmähen und schlagen und trug die Lilienstirn stolz mit dem Dornenkranz ihrer Leiden.

Leovigild aber, der Vater, wollte nicht Zwietracht und Zank im Hause des Königs, er bannte das böse Zerwürfnis und sandte den Sohn gen Sevilla.

Da saß Ingunthis die Schöne im andalusischen Land und heilte die Lilienstirn im zärtlichen Wind ihrer Wochen; die Kirche bot Balsam und Weihrauch, sie weihte das Dornenkränzlein zur himmlischen Krone.

Die geistlichen Boten kamen und gingen im Eifer bischöflicher Sendung, der Heilquell kirchlicher Gnaden brach auf: da wurde das Knäblein römisch getauft und Hermingild konnte nicht länger als Ketzer die Lilienfrau kränken:

Er trank das Gift der Empörung aus den Händen der frommen Ingunthis; er wurde der Kirche gehorsamer Sohn und brach dem Vater und König die Treue.

Drei Jahre lang schlugen die Waffen im Zeichen des Kreuzes; aber Leovigilds Hand griff hart in die Dornen: auf der Burg Osser gefangen, lag ihm der weinende Sohn zu Füßen, der um den Glauben der schönen Ingunthis in Bitterkeit kam.

Der König war stark und sein Herz stand nicht still, das Blut seiner Väter zu bitten; aber der Sohn trug die Krone der Lilienstirn stolz und beharrlich, bis ihm das Beil des Gerichts den Sühnetag seiner himmlischen Leidenschaft brachte.

Da sangen die Messen und um sein blutiges Haupt webte die Kirche den leuchtenden Kranz der heiligen Märtyrerkrone; Ingunthis aber die Schöne floh fern über See.

Karl Martell.

Der Wüstensturm kam und wehte die Glut gegen Westen: der Halbmond stand mit dem Stern auf den Fahnen und mächtig wurde das Schwert der Kalifen an den südlichen Mittelmeerküsten.

Da sank Karthago zum andernmal hin mit seinen Kirchen und Klöstern, das Tor des Herkules stand in der Glut ihres Brandes, und wo die Schiffe Geiserichs gingen, flogen die grünseidenen Säume im Wind von Damaskus.

König Roderich rief den Heerbann der Goten, aber das Schwert war verrostet, und lässig fanden die Boten das luftreiche Land, als Tarik den Traum westgotischer Königsmacht weckte.

Sieben Tage lang hielten die Goten das Kreuz in den Halbmond und Roderich fuhr in den Kampf mit acht weißen Zeltern, bis er im Schilf des Flusses verschwand.

Da wankte der gotische Turm im Sturm der maurischen Scharen, da wurde das Kreuz geschleift im Blut seiner Streiter, da stand der Halbmond im Stern seines Sieges.

Am Palmsonntag zog Tarik ein in Toledo; die Glocken klangen nicht mehr von den Türmen, arabische Rosse gingen die Straßen der gotischen Stadt, und auf der Königsburg wehte das grüne Tuch des Propheten.

Die Rosse stäubten die Straßen und fanden die Krippen der Ställe gefüllt, die Schiffe kamen und gingen am Herkulestor, unaufhörlich drangen die maurischen Scharen hinein ins Westgotenland: die nordische Flut war verrauscht, über das faule Gewässer wehte der Wüstensand.

Abd Errahman kam und die Furcht seiner Scharen fiel über die flüchtenden Völker; aber Karl, der Hammer genannt und Schwertherr der Franken, hielt den Zermalmer hart in der Hand, und als er ihn warf, da zuckte der Blitzstrahl Donars hinein in die Wolke der Wüste.

Wie eine Mauer von Eis standen die nordischen Männer in Muspilheims Feuer, Surturs weißglühender Stern brannte im Halbmond zu Asche, hoch in den brennenden Himmel ragte das Kreuz.

Pipin der kleine.

Hausmeier hießen die Franken den Kanzler des Königs, seinen Hammer hob Karl in Theuderichs Namen: aber König war nur der Ring an seiner gewaltigen Hand, und als ihm Theuderich starb, ließ er den Thron und die Krone leer im Palast und ritt allein auf das Maifeld.

Auch ließ er das Reich seinen Söhnen, als ob es sein eigenes wäre, er ließ es stark und gerundet und hatte den neidischen Groll der Großen zerschlagen mit seinem Hammer.

Karlmann und Pipin, die Söhne, holten den Childerich her aus dem Dunkel unnützer Tage und hoben ihn auf den Thron; sie führten Kriege und mehrten das Reich, sie waren im Feld und im Rat des Vaters selbstherrliche Söhne und hielten den König im goldenen Käfig.

Aber Karlmann verdrossen die Dinge der Welt, er tauschte das Kleid mit der Kutte und ließ dem jüngeren Bruder den Teil seiner Macht: so wurde Pipin allein Hausmeier im fränkischen Reich und hielt den Hammer des Vaters trotz seiner kurzen Gestalt.

Sie hießen ihn Pipin den kleinen, doch groß war seine Gewalt: Alamannen, Burgunder, Bayern, Friesen und Sachsen mußten dem Zornigen büßen, und klein blieb der Trotz seiner Großen.

Da hob er den Blick auf den Thron und sah den Childerich sitzen, gebeugt von der Last seiner Krone; er nahm ihm das Gold von der grämlichen Stirn, er ließ ihm das Haupthaar scheeren und tat den Geschorenen still in ein Kloster.

Ihm aber mußten die Großen ein neues Königskleid reichen, und die Kirche brachte das Öl, ihn prunkvoll zu salben, der ihrer weltlichen Geltung ein Schwert und dem römischen Traum in Sankt Peter ein treuer Türhüter war.

Sie hießen ihn Pipin den kleinen und freuten sich seiner Stärke, sie sahen das Schwert bei der Krone und hörten den Schwur auf das Kreuz, sie sangen das Lied auf den König der Franken und lauschten der römischen Orgelgewalt.

Karl der Große.

Die fränkische Zeit war erfüllt, das Buch der Könige lag mit blutroten Siegeln beschlossen, das Reich trat ein in den Gang der Geschichte und Karl, Pipins gewaltiger Sohn, war sein Kaiser.

Der Rhein war die Heimat der Franken gewesen, bevor sie groß wurden im gallischen Glück, am Rhein saß wieder der fränkische König, der die Krone über alle Völker Germaniens trug.

Sie hatten Weide und Wohlstand gesucht an den Mittelmeerküsten, sie waren mit Schiffen gefahren und auf Kamelen geritten, sie hatten die römischen Gärten besessen und Königreiche gegründet im Morgen- und Abendland.

Sie hatten das Schicksal der Kimbrer verkehrt in den Hochmut der gotischen Herrschaft, sie waren Schwertherren gewesen an der Theiß, am Tiber und Tajo: aber die lässige Fülle nahm dem Schwert seine Schärfe, das Blut der Mittelmeervölker trank die Kraft ihrer Glieder.

Nun war die nordische Springflut verrauscht in den römischen Gärten und der Rest ihrer Gewässer füllte den fränkischen See: Alamannen-, Burgunder, die gallischen Goten, Langobarden und Bayern, Friesen und Sachsen zwang das gewaltige Schwert des fränkischen Königs in seinen Heerbann.

Gewaltig wie Etzel und Dietrich war Karl und hielt das Abendland hart in der Zucht seiner stolzen Gedanken; aber nun herrschte der Hunne nicht mehr über germanische Schwerter, auch er nicht fremd in der römischen Feindschaft: deutsch waren die Völker karolischer Macht und deutsch war der König.

Am Rhein hinauf und hinunter hielten die Pfalzen das Schwert und die Wage seines Gerichts, sein Stuhl stand zu Aachen im Rheinfrankenland: da saß er im Glanz seiner eigenen Macht, da war er Hausherr der Heimat und König im Kreis seiner Recken.

Wie vormals nach Rom und Byzanz, so ritten nun die Gesandten vom Morgenland her in den Nebel der nordischen Nächte, sie fanden den Herrscher des Abendlands gehen in leinener Kleidung, sie sahen ihn reiten und jagen wie jeden seiner Getreuen, und wie er den kleinen Dingen des Tages sein Antlitz treulich zukehrte.

Sie sahen ihn schwimmen im lustigen Schwall seiner Freunde und Diener und hörten ihn lachen beim Mahl, fröhlich besorgt um das Wohl seiner Gäste: sie suchten staunend Prunk und Gepränge und brachten das Bild seiner Menschlichkeit heim, die frank und frei in germanischer Sitte unter Männern der Mann und unter den Helden des Krieges im Frieden der friedlichste war.

Hoch aber ragte hinaus über die Dächer der Hallen, frei unter dem fränkischen Himmel, das Reiterbild Dietrichs von Bern, der seines Herrschertums höchster Ahnherr und seiner Tafelrunde der rühmlichste Held war.

Sie hatten das eherne Bild zu Schiff von Ravenna gebracht, durch das blaue Herkulestor, von der sonnigen Mittelmeerküste hinein in das graue Gewässer der Nordsee, bis es dem fränkischen Königsstuhl als Wahrzeichen vorstand.

Sie hatten auch Säulen und kupferne Gitter genommen von Dietrichs ruhmreicher Halle und hatten die Kuppel gewölbt nach ihrem sinnreichen Vorbild.

Aber das Kreuz stand darauf, und was dem Goten Thingstätte war, das wurde dem Franken zur Kirche; denn Karl war König und Herr seiner Völker aus göttlicher Gnade, er führte das Schwert seiner Macht, der Kirche und ihrer göttlichen Sendung in Demut zu dienen.

Wodan und Donar ritten die Jagd nächtlicher Träume, aber der Tag stand im Kreuz und die Wirklichkeit war in den Dienst Gottes und in die Lobpreisung seiner ewigen Allmacht gelegt.

Deutsch war der König, deutsch war das Wort und das Linnen der fränkischen Kleidung, aber das Christentum hielt seinen Geist im Glauben der römischen Kirche gebändigt.

Ein Zipfel nur war das päpstliche Land im gewaltigen Kreis seiner Länder, aber der Stuhl von Sankt Peter stand geborgen darin und geehrt als Burg Zion im Herzen des Kaisers.

Eine Kugel galt ihm die irdische Welt, die untere Wölbung war sein im Zorn und Zank irdischer Taten; hoch aber darüber gewölbt stand der Himmel der Kirche, dem er in Demut mit deutschem Schwert Schutzherr und Schirmvogt war.

Die Nibelungen.

Als Leo der Papst dem König der Franken den Purpur umhängte, als wieder ein römisches Reich war im Schoß der katholischen Kirche, sangen die päpstlichen Knaben in Rom den Göttern Walhallas die Messe.

Wodan, die wehende Unrast, lag in Sankt Peter begraben, aber der Spuk seines Daseins sank in die nordischen Seelen wie Heimweh.

Die Glocken bellten den Sieg des Gekreuzigten aus von den Kirchen und Klöstern, und manche wurden von den Mönchen mit in die deutsche Wildnis gebracht: aber der Wind Wodans nahm den ehernen Schall in die herrische Hand, er stieß ihn hoch an den Felsen, daß er heulend zerbrach, er warf die jammernden Stücke hinein in die trotzig schweigenden Wälder.

Wo die Füße der Ewigkeit gingen im Walten natürlicher Mächte, wo der Donner wohnte im Horst der Wolken und Wetter, wo die Sterne der Nacht heimlich ihr Strahlengebind wuschen im Abgrund der toten Gewässer: hielt Wodan zornig Gericht und sandte die Sturmgeister aus in die Ahnungen einsamer Nächte, die Ungetreuen zu schrecken.

Der König der Juden hing kalt am Kreuz seiner Leiden: aber die Räder rollten im Wetter, Donar stand hoch mit dem Hammer und warf die zackigen Blitze, Freya sank mit der Abendröte hinunter zur Nacht, Baldurs Scheite lohten im Sonnenwendfeuer, und in den heimlichen Gründen saß Frigga, die Brunnen des Lebens zu hüten.

Die aber der Götter Lieblinge waren, saßen beim Mahl im Ruhm ihrer herrlichen Taten; die Sänger stiegen die goldenen Stufen hinunter zum Brunnen der heiligen Herkunft, sie holten das Mahnwort der Sage herauf und die Wundersucht ihrer Lieder.

Sie sangen dem männlichen Mut das Lob seiner Macht und der Stärke den Stolz ihrer Stunde: sie gaben dem Leben das Schwert in die Hand und lachten der knieenden Demut, sie hießen die Stärke gesund und verächtlich die

Schwäche, sie taten der trotzigen Tat das Königskleid an und dem Zweifel das Narrengewand.

Sie sangen von Siegfried, dem kühnen Bezwinger der Drachen und Alben; die holdeste Frau war sein Preis, aber treulose List warf den Herrlichen hin, aus Liebeslust wurde die blutige Not im Haß der Geschlechter.

Sie sangen von Etzel, dem König der Hunnen, und wie er die blonde Hildico freite, aber der schwarze Zwingherr der Welt starb in der Brautnacht.

Sie sangen von Schwanhild und Randwer, wie sie den Wein verbotener Liebe genossen, dem greisen König zur Schande; die Rosse Ermanerichs schleiften die schöne Schwanhild und Randwer, der Sohn, büßte die Gunst seiner Mutter am Galgen.

Sie sangen von Dietrich, dem starkweisen König der Goten, wie er die Rabenschlacht schlug und wie ihn der Schimmel Wodans heimholte, als wilder Jäger zu reiten in höllischen Nächten.

Sie sangen von Brunhild, der heldischen Frau und ihrer furchtbaren Feindin, wie sie den Männern zum Trutz ihre Burg hielt, und wie sie den Stolz büßte.

Sie sangen das schmähliche Leid der schönen Ingunthis, wie die schneeweißen Hände Magdarbeit taten in bitterer Kälte; klagend stand sie am Meer und sah nach den Schiffen.

Sie sangen von Gundikars Burg und dem Übermut seiner Recken, von seiner schmählichen Schuld und dem unendlichen Blutstrom der Sühne, sie sangen von Hagen, dem finsteren Helden blinder Gefolgschaft, sie gaben dem Spielmann Volker den Preis der fröhlichen Kunst, lachend zu leben und lachend zu sterben.

Die Lieder liefen ins Land wie schäumende Bäche, sie suchten und fanden ihr Bett im Strom, der die Taten und Leiden, den lachenden Trotz und die standhafte Stärke germanischer Frühe hinein ins Urgebraus trug, in das rauschende Naß Ymirs, des Riesen, in die donnernde Brandung der kalten Meerküste.

Da fuhr das Totenschiff Baldurs hinein in den Norden arischer Herkunft, da hellte die Lohe den nächtlichen Himmel, da wurde Siegfried der Erbe des göttlichen Jünglings, da kam dem herrlichen Mann der Glanz in die Locken, da hob er die Kraft und das gleißende Gold aus den Höhlen der Albengeschlechter.

Da band die Sage den Heldenbericht ein in den Kampf der Asen und Vanen; das Schuldbuch der Götter tat seine Blätter zum andernmal auf im Schicksal der Menschen.

Da fand der Trotz und die Kraft, der Mut und die Treue der nordischen Männer ihr strahlendes Gleichnis.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Sechster Teil.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Wie Herr Augustus Marschorder nach Portugal erhält und mit bekümmertem Herzen nach Portsmouth von dannen fährt. Sehr rührend zu lesen.

London, Wyngallstreet, den 31. März 1809.

Heute erhielt ich vom Herrn A. D. General-Commissary W. F. Dunmore eine kleine Note, welche die Anfrage enthielt, ob ich wieder Lust habe, mit einer neuen Expedition nach Spanien oder Portugal zu marschieren? Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Freude ich dieses Anerbieten annahm, obgleich die alsdann mir bevorstehende Trennung von Cecilien mich mit Trauer erfüllte. Jedoch ermannte ich mich bald wieder und dachte: was sein muß, kann nicht geändert werden. Am 3. April erhielt ich abermals eine Note von Dunmore, worin er mir aufträgt, ich möge mich in London umsehen, ob ich nicht deutsche Bäckergesellen auftreiben und für das Kommissariat engagieren könne? Keine kleine Aufgabe, wenn man bedenkt, wie ungeheuer groß London ist; wo soll ich anfangen, solche Gesellen zu suchen? Überdem schien mir ein solcher Auftrag etwas voreilig, denn ich erhielt noch keinen Gehalt — der erst von dem Tage anhebt, an welchem man beordert wird, sich nach dem Seehafen zur Einschiffung zu begeben —, und wer solche Aufträge ausrichtet, tut Dienst, und ein Diensttuer ist seines Lohnes wert. Kein Geld, kein Schweizer! Aber man muß sich viel in der Welt gefallen lassen.

6. April. Meine Anstellung ist nun definitiv richtig gemacht, höheren

Orts genehmigt, und ich bin bei der Schatzkammer (Treasury) in die Listen eingetragen; aber meine Freude hierüber wird mit der Aussicht, daß mir kein Avancement geworden, sondern mein Gehalt, nämlich sieben Schilling und sechs Pence pro Tag, den ich schon im vorigen Feldzuge genoß, derselbe geblieben, nicht wenig geschmälert.

Als ich am Abend des 9. April wie gewöhnlich elf Uhr nach Hause kam, fand ich einen Brief liegen, überschrieben: on his Majestys Service. Mir ahnte, daß der Brief die Marschorder enthalte. Traurig setzte ich meinen Weg fort. Zu Hause fand ich alles bestätigt. Der Brief enthielt die Weisung, mich ohne Verzug der Expedition in Portsmouth anzuschließen. Niedergeschlagen ging ich zu Bett.

Der 10. April wurde mit Vorbereitungen zu meiner bevorstehenden Abreise hingebracht, die mich sehr ermüdeten. Mittags aß ich bei meinen Freunden Beetham. Nachmittags ging ich mit Cecilie Beetham und ihrem Bruder Alfred nach meinem Hause, um mit Mrs. Knight, meiner Wirtin, abzurechnen, einzupacken und Abschied zu nehmen. Mrs. Knight und ihre Tochter Sophie weinten wie die Kinder. Endlich fuhr ein Mietskutscher vor, meine Bagage wurde aufgepackt, und so ging's wieder nach Beethams Hause, wo ich den Abend zubringen und die Nacht bleiben sollte. Beethams ließen für mich einen Platz in der Portsmouther Kutsche bestellen und belegen, die den andern Morgen früh abgehen sollte. Der Abend ging traurig dahin. Cecilie stützte ihr Madonnenköpfchen nachdenklich auf den schneeweißen Arm, dessen wunderschöne Kontur von den dunkelblonden Locken ihres herabgefallenen Haares nur zu verräterisch bedeckt wurde. Das herrliche Souper wurde kaum angerührt. Umsonst machte ihr Bruder Charles seine Späße. Mein Zustand war der Verzweiflung nahe, denn es war ja der letzte Abend, den ich mit meiner Cecilie zubrachte. Mir kam es vor, als würden wir uns nie wiedersehen und — es geschah also! Ich war ein armer Teufel! Um Ceciliens Hand förmlich anzuhalten durfte ich zurzeit noch nicht wagen. Ich dachte, es wäre grausam, ein solches Mädchen, dem ich für den Augenblick nur ungewisse, eigentlich gar keine Aussichten eröffnen konnte, schon jetzt zu fesseln; ich mußte erst etwas werden, erst ein Vermögen mir erwerben. Man schien meine Gedanken zu erraten und mein Benehmen zu schätzen. Unterdessen tröstete man mich, so gut man konnte. Die Mutter sagte heimlich zu mir: „Seien Sie ruhig, ich will Ihnen Cecilie aufheben!" Welches Versprechen mich wieder etwas aufrichtete. Es wurde spät. Cecilie und die Mutter blieben auf, damit ich die Zeit nicht verschlafen möge, denn die Kutsche ging um fünf Uhr ab. Cecilie wollte für mich wachen! Nie bin ich so dankbar gerührt gewesen! Ich mußte in Ceciliens Bette schlafen, aber ich lag darin wie auf Dornen und Nesseln; denn wenn man schlafen will, so muß man sich nicht in das Bett eines hübschen Mädchens legen, in das man verliebt ist. Ach, man ahnte nicht, in welch eine grausame Lage man mich versetzt hatte.

Am 11. April vier Uhr morgens wurde ich geweckt und zum Frühstück gerufen. Ich hatte Cecilien gebeten, sich in Weiß zu kleiden, denn bisher hatte sie wegen des Todes ihres Vaters immer Schwarz getragen. Das schneeweiße Negligee mit hellblauen Schleifen stand ihr herrlich, sie war darin überirdisch schön, ein vom Himmel gestiegener Engel. Wie Harmonikatöne klang mir das Gelispel ihrer süßen Worte; es war Balsam in mein wundes Herz. Endlich schlug es Dreiviertelfünf und damit die Stunde der Trennung, welche ich nicht beschreiben mag. Cecilie verehrte mir eine Locke von ihrem Haar und ihr Porträt; zwei für mich unschätzbare Geschenke! Und mit dem letzten Kuß ihrer Korallenlippen eingesegnet, stürzte ich zum Hause hinaus. Charles und Alfred begleiteten mich bis an den Wagen, wo auch sie von mir Abschied nahmen. Erst das Rasseln unserer Postkutsche, die mit vier süperben Pferden durch die öden Straßen Londons flog, weckte mich endlich aus meiner Betäubung. Ein Strom von Tränen machte meinem armen Herzen Luft, so daß ich den einzigen Passagier, der sich mit mir im Wagen befand, wegen dieser Unmännlichkeit um Verzeihung bitten mußte. Ehe wir noch die Grenzen der Stadt (mithin the bills of Mortality) verlassen hatten, bestiegen unseren Wagen noch zwei Passagiere, nämlich Mr. Gibbons und eine Miß Dickens, Sänger und Sängerin bei der großen Oper. Ich versuchte mich aufzuheitern, indem ich lebhaften Anteil am Gespräch nahm, aber sowie Ceciliens Bild mir vor die Seele trat oder ich der an ihrer Seite verlebten glücklichen Stunden gedachte, so verließ mich meine Standhaftigkeit. Die Passagiere machten große Augen und wußten nicht, was sie von mir denken sollten, denn ich hatte Lachen und Weinen in einem Sacke.

Ich vermags nicht ex extenso zu schreiben,
Wie traurig er es allda tät treiben;
Meine Augen würden dabei naß,
Und leer an Tinte mein Tintenfaß.

Abends neun Uhr erreichten wir Portsmouth, wo ich in der Georgine abstieg und ein großes Zimmer erhielt. Hier saß ich nun einsam, verlassen und trostlos. Ich schrieb einen Brief an Cecilie und amüsierte mich damit, ihr Bild und Haarlocke zu küssen und zu betrachten. Ich hatte ihr beim Abschied mein Bild, von mir selbst gemalt — es stellte mich reisefertig unter der mit großen Weinranken und -trauben verzierten Veranda eines portugiesischen Bauernhauses lehnend dar und mit der Unterschrift: alas! poor Schaumann —, sowie ein hübsches Schreib- und Toilettenkästchen geschenkt, solches mit allerhand niedlichen Sachen gefüllt, und da das Innere sich mittelst einer geheimen Feder öffnete, sie gebeten, das Geheimnis selbst aufzufinden. Da ich in den letzten Tagen so viele Gemütsbewegungen und wenig Ruhe gehabt hatte, so schlief ich gleich fest ein und erwachte erst morgens neun Uhr.

Den 12. April meldete ich mich bei dem hier residierenden Kriegskommissar Mr. Gauntlet, eilte dann zur Transportoffice und erhielt daselbst die Weisung,

mich ohne Verzug an Bord des Schiffes the Indefatigable, markiert mit D. T., kommandiert vom Kapitän Wills, zu begeben, welches in Stokesbey vor Anker läge. Eiligst kaufte ich mir die zu einer Seereise nötigen Komforts, nahm ein Boot und ging an Bord. Das Schiff hatte bereits 28 Artilleriepferde nebst dazu gehörigen Leuten geladen. Da der Kapitän am Nachmittag noch einmal nach Portsmouth fuhr, so benutzte ich diese Gelegenheit und fuhr mit, um noch dieses und jenes, was ich vergessen hatte, einzukaufen. Ich aß in der Blue post inn, wo ich einen von Portugal eben angekommenen Kommissärsklerk, Mr. Nissen, fand, der mir von den dortigen politischen Zuständen der Dinge eine traurige Beschreibung machte und der Armee Untergang weissagte; er war aber verabschiedet worden — hinc illae lacrimae! dachte ich. Wir hatten uns etwas zu lange in der Stadt aufgehalten, und es wurde schon dunkel, als wir das Boot bestiegen. Ein heftiger Wind, vermischt mit Regen, stellte sich von S.W. ein und türmte die Wellen auf. Unsere sechs Bootsleute mußten zwei Stunden lang heftig gegen Wind und Wetter anrudern, Regen und Wellenschaum stob über uns her und durchnäßte uns. Aber umsonst tobten Sturm und Meer, umsonst grinste der Tod aus der dunklen Tiefe, der bei einer solchen Fahrt und des leichten Umschlagens der Boote wegen hier oft stattfinden soll. Mein Körper war zwar auf dem Meere, aber meine Seele war in London. Mit vieler Mühe erkannten wir endlich in der Dunkelheit unter Hunderten von Schiffen unsere Laterne mit blauem Glase und gelangten mit Mühe an Bord, woselbst ich einen unterdessen angelangten Kollegen, nämlich einen Mr. Gibbons, vorfand.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Einschiffung. Fahrt nach Portugal.

Man muß auch oft durch dick und dünn waten;
Nicht immer kann man in Rosen sich baden,
Denn so ist es auf unserer Lausewelt
Leider von alters her bestellt.

Zur See, an Bord, den 13. April.

Die Nacht ist sehr ungestüm und regnerisch gewesen. Ich schlief auf dem Fußboden der Kajüte auf einer Matratze, die 1 ½ Fuß zu kurz war, unter einer dünnen, wollenen Decke, der Mantelsack war mein Kopfkissen. Beim Erwachen schmerzten mir die Rippen, und als ich dieserhalb mein Lager untersuchte, fand ich, daß ich auf der Krampe und dem Schlosse der Klappe, welche zum Pulvermagazin führte, sowie auf einem alten Schuh ganz sanft geschlafen hatte. Der Sturm tobt aus S.W. und ist zum Auslaufen uns ganz entgegen. Das Schiff rollt außerordentlich, indessen ist alles beschäftigt, die Provision usw. zu stauen und alles zu ordnen und zu befestigen.

An Bord den 14. April. Wind und Sturm wie gestern. Ich habe einen Brief an Cecilien geschrieben; Gott weiß aber, wann und wie ich ihn

ans Land schicken kann. Kein Boot darf von der Flotte mehr nach Portsmouth, denn wir haben Befehl, jede Minute zu segeln, sobald der Wind sich umsetzt. Ich bin in einer höchst traurigen Stimmung. Wollte Gott, wir wären erst einem Lande aus dem Gesichte, welches mir so teuer ist.

An Bord den 15. April. Das Wetter ist etwas besser, aber der Wind noch immer konträr. Das Signal, nach welchem niemand ans Land gehen darf, fliegt noch immer. Nachmittags wurden wir nach dem nicht weit von uns liegenden Schiffe Mars invitiert, dessen Kapitän, Mr. Williams, ein Bruder der Frau unseres Kapitäns ist. Wir blieben zum Souper und waren im ganzen genommen sehr fröhlich. Als wir aber abends in der Dunkelheit bei Sturm und Regen zu unserem Schiff zurückkehrten, standen wir große Gefahr aus.

Heute ist es Sonntag. Unser Commodore hat ein Signal ausgehängt, welches mich sehr amüsiert. Es befiehlt nämlich, daß jedermann in der Flotte sich rasieren, waschen, kämmen, ein reines Hemd und reine Strümpfe anlegen soll. Kapitän Williams vom Mars kam und blieb zum Essen. Ich bin sehr besorgt, wie ich meinen Brief an Cecilien ans Land bringen soll. Abends regnete es fürchterlich.

Zur See den 17. April. Der Wind ist nach Norden herumgegangen und günstig. Der Commodore gibt das Signal zum Segeln, indem er den blauen Peter aushängt, eine Kanone abfeuert und seine Vordersegel vom Winde schwellen läßt. Alles ist voller Leben und Bewegung. Eine Portsmouth-Wherry passiert uns. Unser Oberbootsmann nimmt alle Briefe vom Schiffe, auch den meinigen an Cecilie, und übergibt sie dem Führer der Wherry nebst einem Trinkgelde, um sie zu Portsmouth zur Post zu liefern. Um ein Uhr wurde die letzte Kanone abgefeuert, die Anker aufgewunden, und die ganze Flotte, beschützt von der Fregatte Frederickstern, ging majestätisch unter Segel. Das Wetter war warm, aber regnerisch. Bald hatten wir die sogenannten Needles passiert und den Kanal erreicht. Adieu, Cecilie! Adieu, Albion!

Leb wohl! Es bleicht des Himmels Bild, dort auf des Meeres Blau;
Der Nachtwind seufzt, die Brandung brüllt, der Möwe Schrei tönt rauh.
Die Sonne sucht den Meeresstrand, wir folgen, wie sie sinkt.
Leb wohl, o Sonn', o Heimatland, bis ihr uns wieder winkt!

Byron.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Ankunft in Lissabon. Fideles Leben daselbst. Portugals politische Lage. Marschorder. Muß unserer Armee, die bereits Oporto berannt hat, folgen. Meine Fata auf diesem Marsche.

Im Tagus, den 26. April 1809.

Ein wunderschöner Tag! Welch ein Klima! Der Himmel so dunkelblau, so heiter, so warm, und balsamische Lüfte wehen vom Ufer. Im Hafen geht es bunt her. Boote, beladen mit Orangen, Zitronen, Gemüse, Federvieh usw., kommen heran, 14 dicke Orangen für drei Pence. Nachmittags

ging ich ans Land, um mich zu melden. In dem Augenblicke, wo man in Lissabon landet, wird der Traum, den die in der Sonne brillierenden weißen Häuser in der Ferne hervorbringen, durch übel gepflasterte und steile Straßen, Haufen von Unrat, Hunde, ein krepiertes Pferd bedeckt mit Fliegen und in der letzten Verwesungsstation, Soldaten, Mönche, Matrosen, Bürger in Mänteln, zerlumptes Volk, Dirnen, Gerüche von in Öl gebratenen Fischen usw., zerbrochene Fenster ohne Gardinen, häßlich zerstört. Dennoch sagen die Portugiesen:

Quem naõ tem visto Lisboa
Naõ tem visto cousa boa!

Die Vorstadt Belem sowie Lissabon fand ich unverändert. Hart an der durch Belem nach Lissabon führenden Straße liegt ein ungeheuer großes, in maurisch-gotischem Geschmack erbautes Kloster des St. Hieronymusordens, in dessen schöner und großer Kirche mehrere Könige begraben liegen, welches in seinen architektonischen Verhältnissen eine Majestät zeigt, der man eine unwillkürliche Bewunderung und Ehrfurcht zollen muß. Schade, daß dieses Kloster, kaum noch bewohnt, teils durch die Zeit, teils durch Vernachlässigung, teils durch absurde Renovationen viel von seiner ehemaligen imposanten Schönheit eingebüßt hat. Dermalen lagen unten die dritten Husaren von der Legion, und ich traf zufällig meinen ehemaligen Freund im zwölften Regiment, den Wachtmeister, nachherigen Leutnant Schäfer. Beinahe gegenüber am entgegengesetzten Ufer liegt hoch und beherrschend das romantische Fort St. Sebastian, bestimmt, die Stadt vor einem Angriff von der Seeseite her zu verteidigen. Weiterhin sieht man die königliche Menagerie, wo vor Ankunft der Franzosen manche seltene Tiere aufbewahrt wurden. Neben derselben führt der Weg nach Ajuda, wo sich der königliche botanische Garten und die Kunst- und Naturalienkabinette nebst der schönen Kirche befinden, welche der Marquis von Pombal zum Andenken der an dem Könige Joseph I. versuchten, aber mißlungenen Mordtat errichten ließ. Große Häuser, große Klöster, Kirchen und Kapellen, untermischt mit Gärten, hohen Mauern, Heiligenbildern mit einer Laterne davor, kleine Läden, stinkende Straßen, Bettler, Mönche, Matrosen, portugiesische und englische Soldaten, Huren, Städter in ihren Mänteln und dreieckigen großen Hüten, alles durcheinander, alles wie sonst. Aber es fällt einem sonderbar auf, wenn man eben aus England kommt, wo die Leute weiß, hübsch und rosig, die Kleidung elegant und höchst dezent, die Straßen und Häuser reinlich sind und alles Männliche runde Hüte trägt, sich auf einmal in ein Land versetzt zu sehen, wo das Gegenteil herrscht; besonders sind die großen Mäntel, worunter viele Bürgersleute in bloßen Hemdärmeln gehen, die ungeheuren Hüte, die ein jeder trägt, Bettler, Bürger, sowie Edelmann, an den Füßen oft Schuhe mit ungeheuer großen silbernen Schnallen, aber an den braunen, behaarten Beinen keine Strümpfe usw., sehr auffallend. Was ferner die Neugier der Fremden reizt, sind die vielen Neger und Negerinnen, die vielen Papageien an den Fenstern,

die Freudenmädchen, die überall den Kopf durch eine zerbrochene Fensterscheibe stecken, und die Gallegos oder Lastträger. Alles trägt an den Hüten ein Band, der Franzosen wegen, mit dem Motto: Vencia o moria — Portugal a sepultura dos Franceses usw. Abends aß ich mit mehreren von unserem Departement in Belem. Es wurde scharf pokuliert. Einige hübsche Mädchen, die durch die Fenster schauten, wurden hereininvitiert, gescherzt und gesungen. Erst spät gelangte ich wieder an Bord.

Am 27. April ging's wieder in die Stadt, besonders aber, um einmal ordentlich zu Mittag zu essen. Ich fand Lissabon nebst allen Forts voll von unseren Truppen. General Beresford war der Gouverneur. Zwölf Uhr feuerte die ganze Flotte eine große Salve wegen eines über die Rocheforter französische Flotte erfochtenen Sieges. Manche Bouteille wurde deshalb geleert. In der Gesellschaft, woselbst ich dinierte, wurden unter anderen Toasts auch auf die Gesundheit unserer Damen getrunken, und ein jeder mußte diejenige nennen, die er liebte. Mit Enthusiasmus brachte ich den Toast Cecilie Betham aus.

28. April. Heute ging's mit aller Bagage ans Land und nach dem amerikanischen Hotel Ruo do Corpo Santo ins Quartier. Da ich nun hörte, es werde niemand gestattet sein, mehr Bagage als wie einen kleinen Mantelsack ins Feld mitzunehmen, so packte ich, ehe ich das Schiff verließ, alle meine schönen Miniaturgemälde und Studien, die eine recht hübsche Sammlung ausmachten, nebst meinen schönen Farben, Zeichnungen und entbehrlichen Kleidungsstücken usw. zusammen, adressierte solche an meine Wirtin in London und übergab sie dem Kapitän, welcher, da die leeren Transportschiffe sogleich zurückgehen sollten, heilig versprach, mein Paket in Portsmouth zur Post zu liefern. Die Kavallerie schifft schon aus, und wie ich höre, werden wir in einigen Tagen marschieren. Um zu hören, was vorgeht, begebe ich mich sehr oft in das Generalkommissariat oder gehe spazieren. Ich bin sehr beschäftigt, meine Sachen zu ordnen, und da gerade eine Art Pferdemarkt vor der Stadt war, ein Maultier zu kaufen, denn ich soll dem Vernehmen nach mit dem Kommissär Downey auf eine geheime Expedition abgesandt werden. Die Maultiere und Pferde, die zum Verkauf ausgeboten wurden, waren aber entweder lahm oder blind oder enorm teuer; das Gute war von der avancierenden Armee bereits aufgekauft worden. Endlich erschien ein niedliches Pferdchen mit Sattel und Zaum, welches einem Offizier der Legion, der mit seiner Frau in Lissabon war, gehörte und zu einem billigen Preise losgeschlagen werden sollte. Wir werden handelseins. Auf der Probe zeigte es sich aber engbrüstig, und der Handel ging zurück. Wie es in Portugal während unserer Retirade nach Corunna ausgesehen, darüber brachte ich folgendes in Erfahrung. Erst waren in Lissabon die im Norden Spaniens stattgefundenen unglücklichen Ereignisse in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden und zugleich die beunruhigende Nachricht eingelaufen, daß sich drei französische Armeen zusammenzögen, um in Portugal einzudringen. Eine in Galizina

unter Marschall Soult, eine in Salamanca unter General Lapisse und die dritte an den Ufern des Tagus unter Marschall Victor, von welchem letzteren und nächstgelegenen Punkte das Eindringen am meisten zu befürchten stand, da man auf dieser Seite keine andere Deckung hatte als einige aus Flüchtlingen bestehende Truppen, die General Cuesta wieder zu formieren suchte. Dies brachte große Bewegung und Unruhe hervor. Aus Almeida wurden die Garnison und die Magazine herausgezogen, die Forts und Batterien am Tagus außer Verteidigungszustand gesetzt und die englischen Truppen konzentriert, um jeden Augenblick eingeschifft werden zu können. Zum Glück für Portugal kehrte Bonaparte, um Vorbereitungen zum Kriege in Deutschland zu treffen, mit fünfzehntausend Mann seiner besten Truppen nach Frankreich zurück, wodurch den Fortschritten der französischen Armee Einhalt getan und Gelegenheit an die Hand gegeben wurde, bessere Anstalten zu treffen, welche man auch gehörig benutzte. Von dem englischen Ministerium dazu auserwählt, wurde General Beresford im Februar zum Marschall und Kommandeur en Chef der portugiesischen Armee ernannt und zugleich in jedem Bataillon englische Offiziere in den höheren Graden angestellt, hierdurch aber bald ein gleichförmiges System in der Disziplin und Subordination eingeführt, was der Armee am meisten not getan hat, um sie in einen schlagfertigen Stand zu setzen; denn daß es ihr an angeborenem Mute nicht fehlte und daß sie wohl imstande sei, unter einer guten Anführung gegen die Franzosen zu fechten, hatte die schon früher von Sir Robert Wilson aus lauter Eingeborenen formierte Legion bewiesen. Durch diese Kraftäußerungen der Einwohner wurde alles mit neuen Hoffnungen erfüllt, und da zugleich England zwanzigtausend Portugiesen in seinen Sold nahm und seine Truppen zu Lissabon bis zu siebzehntausend Mann verstärkt hatte, so war, ehe noch neue Vorfälle stattfanden, nach und nach das alte Vertrauen zurückgekehrt. Aus dem Norden war zuerst der Sturm hervorgebrochen. Sobald die Eroberung Galiziens ganz vollendet, an verschiedenen Orten, um die Einwohner im Gehorsam zu erhalten, Truppen postiert und das Kommando über die Provinz dem Marschall Ney mit siebzehntausend Mann übertragen worden war, hatte Soult seinen Marsch über Vigo und Tay, in welchen beiden Plätzen er Besatzungen ließ, auf Oporto gerichtet und war, ohne besonderen Widerstand zu finden, über Chaves in Portugal eingerückt. General Freire, der das Land von dieser Seite verteidigen sollte, hatte beschlossen, sich mit seinem undisziplinierten schwachen Korps in die Gebirge bei Oporto zurückzuziehen, von wo aus er den Feind während des Angriffs auf die Stadt mit Erfolg beunruhigen oder, wenn derselbe mißglückte, wahrscheinlich ganz aufreiben konnte. Wie klug auch diese Maßregeln genommen waren, so wurden sie doch zuerst dadurch vereitelt, daß in der Division des Generals Silveira eine Meuterei ausbrach, und einige Bataillone darauf bestanden, Chaves verteidigen zu wollen; sie blieben daher in der Stadt zurück und mußten sich am dritten Tage, nachdem sie eingeschlossen

worden, auf Diskretion ergeben. Um seine Kommunikation mit Galizien zu sichern, ließ Soult eine Garnison darin zurück und setzte seinen Marsch fort. Ungeachtet nun das letzte Beispiel den Truppen des Generals Freira die üblen Folgen der Insubordination hinlänglich gezeigt hatte, so verlangten sie doch in ihrer Unerfahrenheit lebhaft eine Schlacht, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie eines besseren zu belehren und nach Braga zu führen. Hier aber strömten Tausende von bewaffneten Landleuten zu seinen Fahnen und wiederholten dringend den allgemeinen Wunsch, eine Schlacht zu liefern. Noch immer blieb Freira standhaft bei seiner Weigerung und war eben im Begriff, einigen der Verständigsten die Vorteile auseinanderzusetzen, die man gewönne, wenn der Angriff noch aufgeschoben würde, als auf einmal der unvernünftige, rohe Haufe, der keinen Unterschied zwischen Vorsicht und Verräterei zu machen verstand, auf den Argwohn geriet, daß letztere der Weigerung zugrunde liege, in sein Zimmer drang und ihn und die Offiziere von seinem Stabe ermordete. Sie mußten jedoch bald ihr ungerechtes barbarisches Verfahren teuer bezahlen, denn nachdem sie, in ihrer Insubordination und Vermessenheit beharrend, einen englischen Offizier, den Baron Eben, genötigt hatten, das Kommando zu übernehmen und sie gegen den Feind zu führen, und dieser ihr neuer Anführer ihren Wunsch erfüllte und sie bei Carvalho da Este in die Schlacht brachte, wurden sie, obgleich einige unter ihnen mit außerordentlichem Mute und ehrenvoll fochten, doch gänzlich geschlagen, und die Ermordung ihres Feldherrn durch die Säbel der feindlichen Kavallerie schwer an ihnen gerächt. Soult schloß hierauf Oporto ein, welches man mit großer Tätigkeit befestigt, in den weitläufigen Außenwerken zweihundert Stück Geschütze aufgeführt und zwanzigtausend Mann Besatzung hineingelegt hatte und auf diese Art wohl imstande gewesen wäre, sich einige Wochen zu halten. Da aber ebensolche Insubordination und Mißtrauen darin herrschte, als bei der Feldarmee stattgefunden, so wurde sie nach einer schlecht geleiteten Verteidigung am 29. März von den Franzosen mit Sturm genommen. Beim Eindringen in die Stadt wurden die Einwohner ohne Unterschied ermordet und die gröbsten Ausschweifungen begangen. Mit Anerkennung muß man jedoch hier bemerken, daß Marschall Soult entweder von dem Wunsche, sich mit den Einwohnern auf einen guten Fuß zu setzen und sich die reichen Hilfsquellen zu erhalten, oder wirklich von einem richtigen Gefühle geleitet, es sich eifrigst hat angelegen sein lassen, die Ordnung binnen vierundzwanzig Stunden wieder herzustellen und so vieles vom offenbaren Verderben zu retten. Einen Tag vor der Einnahme Oportos, welche den Zugang zu den nördlichen Provinzen eröffnete, schlug Marschall Victor bei Medellin die spanische Armee unter Cuesta gänzlich in die Flucht und trieb sie bis Almendraleja, wodurch nun auch die südlichen Provinzen von aller Deckung entblößt waren. Victor hatte bei Almaraz eine Brücke über den Tagus geschlagen und hierauf denselben am 19. März mit zehntausend Mann passiert, ebenso bei Merida die

Guadiana und am 28 die Spanier bei Dom Benito und Mingobril angegriffen. Im Anfange hielten sie sich sehr gut; die französische Kavallerie eröffnete das Gefecht mit einer kühnen Charge auf die spanische Linie, die aber fest stand und durch ein heftiges Feuer den angreifenden Feind zwang, sich mit großem Verluste zurückzuziehen; dieser günstige Erfolg wurde sogleich benutzt, der linke Flügel des Feindes lebhaft von allen Seiten angegriffen und zwei Stunden lang mit großem Vorteile verfolgt. Vorzüglich zeichnete sich die spanische Kavallerie bei dieser Verfolgung durch ihren Mut aus; als aber die Franzosen endlich in ein ihnen vorteilhaftes Terrain gekommen waren, da kehrte sie auf einmal schimpflicherweise um und verbreitete bei der nachfolgenden Infanterie durch ihre Flucht denselben panischen Schrecken, so daß in einem Augenblick die ganze Armee auseinanderlief, die Waffen wegwarf und sich durch die Flucht zu retten suchte. Anfangs gaben die Franzosen, die ihr großer Verlust von tausend Mann entrüstet hatte und deren Ehrgefühl durch den Triumph, den größtenteils unmontierte Leute über sie erlangt, gekränkt war, den Flüchtlingen keinen Pardon, so daß wohl neuntausend Mann durch den Säbel oder das Bajonett fielen, ehe ihre Rachsucht abgekühlt war; späterhin machte man noch einige tausend Gefangene. Den Abend vorher war nur wenige Leguas weiter bei Ciudad-Real eine ähnliche tragische Szene vorgefallen, indem die Armee von La Mancha zersprengt und größtenteils niedergemacht wurde. Aus Vorsicht stellte daher Sir John Craddock, der die Truppen in Portugal kommandierte, ein Korps von 7000 Mann bei Abrantes auf und zog die englische Hauptarmee bei Leyria, die portugiesische bei Thomar zusammen. In dieser Lage befanden sich die Angelegenheiten in Portugal, als Sir Arthur Wellesley am 22. April in Lissabon ans Land trat, um das Oberkommando zu übernehmen. Beinahe einen Monat lang blieb Marschall Soult untätig in Oporto stehen und wartete, da er eher vorzurücken nicht für ratsam hielt, täglich auf Nachrichten von seinen Waffengefährten; endlich aber detachierte er, über das lange Ausbleiben derselben ungeduldig, den General Loison mit 6000 Mann zur Vertreibung des Generals Silveira, welcher, nachdem er sich wieder der Festung Chaves bemächtigt, in seinem Rücken hinter der Tamego eine Position genommen hatte, um ihm die einzige noch übrig gebliebene Kommunikation mit Spanien abzuschneiden. Nach einigen Tagen hartnäckigen Widerstandes gelang es Loison, dies auszuführen und sich in Amarante festzusetzen. Dieselbe schwankende Unschlüssigkeit zeigte sich in den Operationen Lapisses und Victors, dagegen Sir Arthur, von keinen solchen Rücksichten gebunden, mit Entschlossenheit zu Werke ging. Schon am zehnten Tage nach seiner Landung setzten sich die Engländer, um über Coimbra und Aveiro auf Oporto zu gehen und dasselbe wieder zu nehmen, in Bewegung. Zu gleicher Zeit marschierte Marschall Beresford mit sechstausend Portugiesen über Viseu, um den Donno bei Lamego zu passieren und dem Feinde den besten Weg zum Rückzuge über Amarante abzuschneiden; das Korps bei Abrantes aber

blieb stehen, um Victors Armee im Auge zu behalten. So standen die Sachen bei meiner Ankunft in Lissabon. In unserem Hotel logiert auch einer von unserem Departement namens Mr. J. House, ein jovialer, lustiger Kauz. Er, ich, Mr. Gibbon und Mr. Falludo, mein ehemaliger Dolmetscher, der mir klagte, daß bei seinem Marsche aus Corunna die spanischen Provinzialbehörden ihn unterwegs wie einen Spion grausam behandelt, ihm auch das Pferd, welches ich ihm geschenkt, weggenommen hätten, aßen zusammen. Wir führten ein lustiges Leben!

Ich soll nun nicht mit W. Downey ziehen, der einen Dolmetscher mitnehmen wird, aber ich soll ihn in acht Tagen im Hauptquartier treffen. Nachdem ich nun, um Instruktionen zu erhalten, sechs Stunden in dem Generalkommissariat gewartet hatte, erhielt ich den Bescheid, ich soll in Lissabon unter dem Befehle des Generalkommissariats Danmore bleiben, eine Nachricht, die mir gar nicht gefiel, indem ich zu dem Bureauwesen keine Lust habe, den tätigen Felddienst aber vorziehe. Sehr bald wurde ich aber nach des Generalkommissärs Office wiederum zurückgerufen, alle die vorherigen Ordres in Hinsicht meiner annulliert und mir angezeigt, ich soll dem Hauptquartier nach Oporto folgen. Bon! Nichts wie Ordres, Kontraordres und Disordres! Ich soll noch heute Nachmittag marschieren und zwar nach Rio-Major, wo ich ein Magazin übernehmen soll, und habe daher noch tausend Kleinigkeiten zu besorgen. Da ich nun immer noch kein Pferd oder Maultier hatte bekommen können, so verließ ich mich auf mein Glück und auf das Requisitionssystem und beschloß, zu Fuß abzureiten. Demgemäß embarkierte ich nachmittags mit Mr. Gibbon in einem Boote, um den Tagus herauf nach Villa Franca zu fahren, wodurch wir viel Zeit gewannen und vielem Ungemach aus dem Wege gingen. Wind und Flut waren eben günstig, die Ufer des Tagus reizend, und wir gelangten mit Sonnenuntergang nach Villa Franca, wo wir übernachteten, und, nachdem ich vom Magistrate ein Maultier requiriert, am 30. April fünf Leguas weiter nach Alcantara reisten, woselbst wir spät ankamen und nach zwei Leguas weiter nach Azambuga mußten. Wir erhielten mit Mühe in einer gemeinen Maultierventa ein schlechtes Quartier und ein Bette voller Flöhe, worin wir zusammen schlafen mußten. Da der Magistrat mir keine Maultiere anschaffen konnte, so wurden Esel requiriert. Wir marschierten mit den vierten Dragonern, genannt Queen's Own, von hier.

Nachmittags, den 2. Mai, hielt ich, wie unser Herr Jesus Christus auf einem Esel meinen Einzug in Santarem. Die schöne kriegerische Haltung der englischen Dragoner, ihre süperben Pferde und eleganten Uniformen erregten bei den Einwohnern allgemeine Bewunderung. Wir erhielten unser Quartier zwar in einem schönen Hause, aber das große wüste Zimmer, mit Ziegelsteinen gepflastert, behagte uns nicht. Müde und matt, bedeckt mit Schweiß und Staub, hatten wir keine Lust, unsere Rationen, bestehend aus 1 Pfund

hartem Zwieback, 1 Pfund Fleisch, 1 Pinte schlechtem Wein und 3 Pfund Holz, von Gott weiß wie vielen Bureaus, Autoritäten und Magazinen zusammen zu trommeln, noch viel weniger drei halbe Bogen darüber voll zu schreiben, sondern zogen es vor, uns selbst zu beköstigen. Da aber die ganze Armee diese Stadt passiert hatte, so waren die Lebensmittel rar, und nur mit Mühe fanden wir für unser Geld Eier, Salat, Brot und Wein. Obgleich ich nun meinen Esel nebst seinen Eigentümer, der mir gefolgt war, nicht aus den Augen ließ, so war es der Canaille doch gelungen, zu entwischen. Ich ging daher zum Juiz de fora und requirierte ein Maultier, wurde aber mit dem Bedauern abgewiesen, daß bereits alle Maultiere embarkiert und an die Armee abgeliefert wären; sobald ich indessen eins sähe, möchte ich solches nur ergreifen und dem Juiz de fora melden. Jetzt erinnerte ich mich, gehört zu haben, daß mein Freund, der Kapitän Plate, hier residiere; ich machte mich also auf den Weg, ihn zu suchen, konnte ihn aber nicht finden; er hätte mir gewiß zu einem Maultier verholfen. Müde wie ein Hund dachte ich, laß es zum Kuckuck sein, kommt Zeit, kommt Rat, und ging zu Bett. Morgens früh saß ich wie die Spinne im Neste hinter einem Kavallerieställe auf der Lauer, und nicht lange hatte ich so gesessen, als ein unglücklicher Stadtesel, der mit Töpfen beladen, worin Wasser geschöpft werden sollte, dem mir nahen Brunnen zugetrieben, sofort ergriffen, den Dragonern im Stalle in Verwahrung gegeben, dann zum Juiz de fora gestiegen und in optima forma embarkiert wurde. Da ich nun dem Eigentümer ein gutes Trinkgeld versprach, so legte sich sein furchtbares Heulen und Lamentieren. Die Töpfe mußten herunter, mein Mantelsack wurde aufgeschnürt, und wir zogen wohlgemut von dannen. Mr. Gibbon, der zu den vierten Dragonern, die hier Rasttag hielten, gesetzt worden war, blieb in Santarem zurück. Das Wetter war sehr schön, nicht eine Wolke am Himmel, aber die Hitze unleidlich. Die Gegend um Santarem herum abwechselnd mit kleinen weißen Landhäusern, mit Orangen-, Lorbeer- und Olivenbäumen, Weinpflanzungen, Kornfeldern und Wiesen bedeckt, durch welche sich der Tagus schlängelt, nahm sich reizend aus, sowie denn im Frühjahr diese Länder sich wie ein Paradies gestalten. Alles und selbst die Heiden prangen dann mit den üppigsten Blüten, deren balsamischer Duft durch zephirähnliche sanfte Lüfte umhergetragen den Wanderer entzückt und erquickt. Nachdem ich nun einige schöne Gegenden, Berge und Triften, auch einen Pinienwald durchzogen und genossen, die nicht lieblicher sein können, erreichte ich fünf Uhr nachmittags aufgelöst von Hitze und mit Staub bedeckt das Ziel meiner Reise, nämlich den kleinen Ort Rio-Major, von Waldung und Gärten umringt. Kaum hatte ich Quartier erhalten, als ich den hier stationierten Kommissär Mr. Vanstock aufsuchte, der eben essen wollte und mich gastfreundlich zu Tische lud, welches denn natürlich von meiner Seite mit Freuden angenommen wurde. Ich eröffnete Mr. Vanstock mein Bedauern, daß ich beordert sei, ihn abzulösen und übergab ihm mein Kreditive,

erhielt aber dagegen einen vom Generalkommissär bei seiner Durchreise an mich hier geschriebenen und zurückgelassenen Brief, welcher das Gegenteil enthielt und worin es hieß: meine Talente wären ihm dermaßen empfohlen, daß er im Sinne habe, mir eine bedeutendere Charge, wie ein solches kleines Etappenmagazin, anzuvertrauen; ich möge daher unverzüglich dem Hauptquartier nachfolgen und mich dort bei ihm melden. Das war nun alles recht gut, wenn ich nur beritten gewesen wäre! Da nun alle Pferde, Maultiere und Esel aus diesem kleinen Orte ebenfalls zum öffentlichen Dienste bereits embarkiert worden und selbst für schweres Geld nicht mehr zu haben waren, so setzte mich alles dieses in eine große Verlegenheit.

4. Mai. Zwei Offiziere, Mr. Hornsby von den schottischen Füsiliers und ein Doktor, sind hier angekommen und in derselben Verlegenheit. Wir werden zusammen reisen.

5. Mai. Mit sehr vieler Mühe erlangten wir endlich und endlich zwei Postmäuler und zwei Esel. Es wurde gelost. Ich und Hornsby reiten die Maultiere zuerst, der Doktor und der Postillon die Esel; das geht aber um. Gleich nach dem Frühstück ging's vorwärts, und wir trottierten komisch hintereinander her. Da wir der Armee nachzogen, so fanden wir allenthalben wenig zu Essen. Fragten wir nach Eiern, so hieß es: no ha! Milch, no ha! Fleisch, no ha! Butter, no ha nada ni nada! — Mittags erreichten wir Condeixa, ein hübsches Städtchen, von Orangen- und Weingärten, hohen Zypressen, Lorbeer und Oliven umgeben. An der Hauptstraße lag der stattliche bischöfliche Palast. Hier kauften wir uns Brot, Eier, Wein und Orangen, erquickten uns damit und verschliefen die große Hitze. Spät zogen wir wieder von dannen, eine schlechte steinige Chaussee hinan, von welcher wir endlich ein großes Tal entdeckten, durch welches ein Fluß sich wand; es war der Mondego. Welch ein herrliches Panorama von Bergen, Hügeln, Orangen- und Zitronenhainen, hohen Zypressen, Lorbeer, Oliven und Pinien! Und im Zentrum dieses Paradieses hart am Flusse, worüber eine schöne steinerne Brücke führte, prangte auf einer Anhöhe Haus über Haus mit Klöstern, Türmen und Kirchen dazwischen, die Stadt und Universität Coimbra, in der Provinz Beira, an der Nordseite des Flusses Mondego, offen und hoch vor unseren Blicken.

7. Mai. Ich bin sehr darüber aus, mich beritten zu machen; da aber alles, was vier Beine hat, embarkiert ist, so muß ich wegen Mangel eines Pferdes oder Maultieres absolut hier liegen bleiben. Leutnant Hornsby hat unterdessen einen Offizier seines Regiments, einen Irländer von Geburt, namens Leutnant Emery, hier aufgefunden, der ein treuherziger, gefälliger, gentiler und höchst fideler Kauz, aber auch, wie man in England spaßhafterweise sagt, a wild Irishman ist.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Burckhardts Weltbild.

Eine geschichtsphilosophische Studie.

Von

Ernst Grohne.

Die philosophische Seite.

Lorenz wagt in seinem Buch „Schlosser, und über einige Prinzipien der Geschichtsschreiber" (S. 15) sich nicht dafür zu entscheiden, ob der „historische Geist" wie ein glatter Spiegel, oder wie ein die Strahlen zerlegendes Prisma beschaffen sein soll. Burckhardt würde sich den historischen Geist gewiß als Spiegel gedacht haben. Die zerstreuten Lichtstrahlen, die aus dem Dämmern der Vergangenheit zurückleuchten, zu brechen und kritisch aufzulösen, liegt weit ab von seinen Intentionen. Behutsam und mit feinstem Gefühl fängt er sie auf und lenkt sie nur ab, um sie zu einem Bild zu vereinen. In beidem, dem Auffangen und Sammeln, zeigt sich die innere Zweiheit seiner geistigen Teilnahme — seine Objektivität und Subjektivität. Das utopistische Ideal der Objektivität beherrscht ihn ebenso stark wie Ranke, der, wie er einmal sagte, sein Selbst auslöschen möchte, um die Dinge zu sehen, wie sie an sich gewesen sind (Simmel, Probl. d. Gesch.-Phil. S. 60). „Könnten wir auf unsere Individualität verzichten!" wünscht Burckhardt am Schluß der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" [1]). Diese Objektivität ist gewiß eine philosophische Unmöglichkeit; denn das Ich ist der Träger jedes Vorstellens überhaupt, und ein Verständnis für das Erlebnis anderer können wir nur durch persönliches Nacherleben erreichen, wobei das Ich das seelische Medium ist.

Und dennoch darf diese Objektivität als Ideal an sich einen besonderen Wert beanspruchen. Sie liegt im Unendlichen — man kann sie nie erreichen, aber ihr näher kommen. Für Burckhardt hat die Wanderung nach diesem in der Unendlichkeit liegenden Ziel außerordentlich viel zu bedeuten. Hier ward er sich seiner starken Subjektivität bewußt, hier erschloß sich seinem

[1]) W. B. = Weltgeschichtliche Betrachtungen. Weitere Abkürzungen Burckhardtscher Werke: K. d. R. = Kultur der Renaissance. Z. C. = Zeitalter Constantins. Gr. K. = Griechische Kulturgeschichte.

historischen und philosophischen Auge der Blick für das Unergründliche, das Wunderbare, für die Unbegreiflichkeit des Leidens ebenso wie für die Unfaßbarkeit des Erhabenen. Hier liegt auch die Wurzel seines tiefen Skeptizismus aller Spekulation gegenüber.

Man hat Burckhardt mit nicht richtiger Einschätzung als unspekulativen Kopf bezeichnet. Er selbst gesteht in einem Brief an Nietzsche[1]: „In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne regiert." Auch in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" ruft sich Burckhardt fortgesetzt, da wo der Weg den festen Boden der realen Forschung verlassen will, ein energisches Halt zu. Aber oft genug können wir feststellen, daß er dann dennoch über die Ursprünge nachgrübelt. Noch öfter gesteht er zwar zu: hier verliert sich die Perspektive ins Unergründliche. Dies Betonen des Rätselhaften, Geheimnisvollen, Mystischen, das hinter den Erscheinungen sich dunkel emporreckt, bildet den eigentlichen metaphysischen Untergrund der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und ebenso seiner drei anderen kulturhistorischen Meisterwerke. So sagt er im „Zeitalter Constantins" 278: „Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts steht die lebendige Produktion des Schönen still . . . Die tiefsten Ursachen dieser Erscheinung wird man wohl nie ergründen oder in Worte fassen können." „Venedig erkannte sich", so berichtet er in der „Kultur der Renaissance" I 68, „selbst als eine wunderbare, geheimnisvolle Schöpfung, in der noch etwas mehr als Menschenwitz wirksam gewesen." An einer anderen Stelle ruft er aus (K. d. R. II 158): „Wessen Auge dringt in die Tiefen, wo sich Charaktere und Schicksale der Völker bilden!" Auch aus den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" seien einige hierher gehörige Aussprüche in Erinnerung gebracht. Mit den Worten: „Wir aber sind nicht eingeweiht in die Zwecke der ewigen Weisheit," versucht er die metaphysischen Geschichtskonstruktionen (Hegel) abzuweisen. Das Wesen der Ursprünge ist ihm das Dunkelste aller philosophischen Probleme, und er gesteht: „Es scheint eine große Unmöglichkeit obzuschweben, uns die Entbindung des Geistigen überhaupt vorzustellen" (W. B. 39, ferner siehe 57, 59, 212). Diese Geständnisse des Nichterklärenkönnens[2], enthalten eigentlich keinen Verzicht auf metaphysisches Konstruieren. Burckhardt geht nur einen Schritt weiter als viele andere Historiker; versuchen diese die bloßen Ursachen zu ergründen, so rührt er dagegen an die tiefsten Ursachen, steht dann erschauernd vor ihrem

[1]) Trog, H., Jacob Burckhardt, eine biographische Skizze. Basel 1898. S. 135.

[2]) Gothein sagt Preußische Jahrbücher, Bd. 90, S. 18: „Für alle jene Geister, die das Erkennungszeichen der Goethebildung an sich tragen, bleibt die zarte Scheu bestehen, einzudringen in das innerste Geheimnis der Menschenseele." Burckhardt fühlte sich dem Ethos Schillers näher verwandt und dem philosophischen Geiste, wie er im „Verschleierten Bild von Saïs" lebt.

letzten und erhabenen Geheimnis, und die philosophischen Fragen ersterben ihm auf den Lippen [1]).

Aber nicht nur das Werden, auch das „Wachsen und Vergehen folgt höheren unergründlichen Lebensgesetzen" (W. B. 57). Burckhardt erkennt keine Entwicklung an, die gleichbedeutend mit stetem Wachsen und Fortschreiten wäre. Ihm bedeutet Entwickeln soviel wie Fließen, Sichwandeln; und unter „Kontinuität der Weltentwicklung", einem Ausdruck, den er in der „Griechischen Kulturgeschichte" 11 einmal anwendet, versteht er den Zusammenhang der Weltgeschichte im Sinne des höheren Pragmatismus. Burckhardt verwendet auch einigemal den darwinistischen Begriff „Kampf ums Dasein" (W. B. 263), aber nicht im entwicklungsmäßigen Sinn von Darwins Zuchtwahl. Wohl finden sich hier und da angedeutete darwinistische Gedankengänge, so, wenn er darauf hinweist, „wie viele Höchstausgestattete untergingen, bis einer sich von Stadium zu Stadium durchschlug" (W. B. 233). Aber weiter geht Burckhardt nicht, und sobald es sich für Evolutionismus und Teleologie zu entscheiden gilt, macht er Halt. Als Erkenntnisgebiet kommt für ihn nur in Betracht, was zwischen dem dunklen Anfang und unbekannten Ende liegt. Sein Abweisen des Entwicklungsgedankens beruht, so viel wir aus den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" entnehmen können, nicht auf kosmologischen Erwägungen, daß die Erde mit ihren Welterscheinungen selber ein vergängliches kosmisches Individuum sei; er setzt sich auch nicht mit dem biologischen Evolutionismus auseinander, obwohl er doch der Vater des modernen, ihm so verhaßten entwicklungsfrohen Optimismus ist. Dagegen scheint er sich dessen wohl bewußt zu sein, daß durch das Verwerfen des konsequenten geschichtlichen Fortschritts das Verhältnis unserer Idealvorstellungen zu den mechanischen Kräften ein solches bloßer Zufälligkeiten wird. Es ist für ihn gar nicht so selbstverständlich, daß sich jedes katastrophale Ereignis zweckmäßig in das System einer Weltentwicklung einfügen müsse. Er empfindet oft tief die Grausamkeit des scheinbar zwecklosen Untergangs ganzer Völker (W. B. 268). Nie wird er jedoch weich — sein Schmerz darüber ist männlich und verhüllt. Aber aus allen diesen kühlen Quellen strömen am Ende die Gedanken zu seinen Weltanschauungen zusammen.

In dem Fluß der Weltgeschehnisse selbst hat Burckhardt keine aufsteigende Linie wahrnehmen können, nur gewaltige Amplituden — Kurventäler und Kurvengipfel. In diesen kulturellen Ebben und Fluten sieht er das Ewig-

[1]) Ähnlich wie Burckhardt, nur nicht so innerlich durchfühlend, betont auch Ranke das Mystische der Ursprünge. So redet er von gewissen Ideen, die „aus den unerforschten Tiefen des menschlichen Geistes steigen", und glaubt, „daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer, als man denkt". (Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben. Zweiter Teil. L. Ranke, Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht, S. 73 und 59.)

wiederkehrende — das „Konstante"; „dieses erscheint am Ende ... größer und wichtiger als das Momentane" (Gr. K. 3 und W. B. 4). An anderer Stelle bringt er diesen Gedanken wieder: das Sichwiederholende ist wichtiger als das Einmalige. Wertvoller ist dieses immer Wiederkehrende, dies Ewigmenschliche gewiß nicht als das „Einmalige" — aber für die Erkenntnis des Weltverlaufes erscheint es ihm lehrreicher. Die intensive Betrachtung dieses Konstanten, sich stets Wandelnden, aber innerlich immer Gleichbleibenden hat schließlich die Fundamente zu seiner Anschauung gelegt: daß wir die Weltgeschichte nicht auf ein „Programm" festlegen können, daß sich nichts steigend entwickelt, daß alles nur fließt — zu einem Zweck, den uns die „ewige Weltweisheit" nicht offenbart hat. Das Einmalige ist das Einziggroße und zugleich das nie Wiederkehrende. Es kann nicht das Entwicklungsziel des Konstanten sein; es kann nur mit der ganzen Wucht seiner erhabenen Außergewöhnlichkeit den Strom des Werdens und Geschehens stauen, so daß das Zeitniveau in einzelnen „klassischen" Epochen steigt; aber dann folgen wieder um so tiefer sinkende barbarische Zeitalter. Zwar flackert das Einmalige hier und da in Renaissancen wieder hoch; wie sehr dies auch dem geistigen Geschmack der betreffenden Kultur zur Ehre gereichen mag (W. B. 67), in Wirklichkeit ist es nicht das Einziggroße selbst, das wieder erscheint, es ist nur ein klassizistisches Verständnis, wie es hohen Kulturen zu eigen zu sein pflegt.

Die attische Kultur und die italienische Renaissance sind Burckhardt die zwei riesengroßen Entwicklungsgipfel der Weltgeschichte. Die Spitzen beider Gipfel, durch eine Linie verbunden, ergeben eine absteigende Richtung; denn die moderne Kultur erklärt er für unwert, mit diesen beiden hohen Zeiten der Menschheit zu konkurrieren. Die kulturelle Selbstüberhebung der neueren Zeit erscheint ihm lächerlich, und wo er kann, erteilt er ihr einen kritischen Jagdhieb. Auf fast jeder Seite der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" wirft er der modernen optimistischen Lebensauffassung den Fehdehandschuh hin: ihre geistige Grundlage sei allein die „Sekurität", worunter er außer den staatsrechtlichen Garantierungen auch die technischen Errungenschaften versteht. Eisenbahnen und Telegraphie, damit stimmt er ganz zu Schopenhauer [1]), sind nicht die geeigneten Mittel, die Menschheit glücklicher und sittlicher zu machen. Seine beständige Klage ist, daß der moderne Geschäftsgeist auch die geistige und künstlerische Kultur zu materialisieren droht. Die neuere Romanindustrie ist ihm zuwider wie überhaupt jedes Geldverdienen durch geistige und künstlerische Arbeit. Geradezu verhaßt ist ihm aber die Presse. Ihr gilt wohl der fast auf jeder Seite der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" wiederkehrende Vorwurf, daß heutzutage so viel ideale Werte nicht erblühen können, weil sie schon in ihrem

[1]) W. a. W. und V. II 519: „Die Konstruktionsgeschichten laufen vom platten Optimismus geleitet zuletzt immer auf einen behaglichen, nahrhaften, fetten Staat mit wohl geregelten Konstitutionen, guter Justiz und Polizei, Technik und Industrie, und höchstens auf intellektuelle Vervollkommnung hinaus."

Knospendasein „zerschwatzt" werden. Am schärfsten und offensten hat er dies in der „Kultur der Renaissance" I 182 präzisiert: „Berni und andere", so sagt er da, „malen . . . die Umgebung des Papstes (Hadrian des Sechsten), die Deutschen, mit derselben Lügenhaftigkeit, mit welcher das heutige großstädtische Feuilleton das So zum Anders und das Nichts zum Etwas verkündigt." Auch die politischen Qualitäten des modernen Staates schätzt Burckhardt nicht hoch ein. Er hält es überhaupt nicht für den eigentlichen Zweck des Staates — und damit kommen wir auf Burckhardts moralischen Standpunkt —, das „Sittliche zu verwirklichen" (W. B. 36). Diese Meinung hat ihm den Ruf eines moralisch indifferenten Historikers eingetragen. Mit Unrecht, denn seine relativ geringe Einschätzung des Staates beruht gerade auf einer starken ethischen Kritik des dem Staate zugrunde liegenden Prinzips der Macht. Er zitiert gern und oft in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" die Schlossersche These: die Macht ist böse an sich. Aber er nimmt sie nur als allgemeines ethisches Prinzip an, er verwendet sie nicht zur historischen Kritik wie der in Kants philosophischen Fußstapfen wandelnde unerbittlich strenge Sittenrichter Schlosser[1]). Nichts liegt ihm ferner als das, er verbittet sich geradezu dieses Richteramt und freut sich fast, daß es sich durch seine innere Fruchtlosigkeit selbst richtet. „Abendländische Völker", so sagt er (K. d. R. 257), „können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten." Und ferner: „Eine große Nation, die durch Kultur, Taten, Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neuen Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige. Sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker."

Dennoch verzichtet Burckhardt in keiner Weise auf ein sittliches „Pathos". Mit starker Emphase verteilt er Licht und Schatten. Eigenschaftswörter wie: schrecklich, scheußlich, ruchlos, infam, fließen ihm leicht aus der Feder. Aber es sind keine eigentlichen Rufe der Entrüstung, es sind förmlich Aufschreie eines sittlichen Erstaunens; Burckhardt fühlt sich förmlich geschüttelt von der grausigen Wucht mancher Persönlichkeiten und Ereignisse. Er konstatiert, daß es eine „Dispensation vom Sittengesetz" gibt, und zwar nicht nur für Völker, sondern auch für einzelne Individuen, vor allem Feldherren und Staatengründer (W. B. 245). „Macht ohne Verbrechen" ist ihm nicht denkbar. Er verwirft ihr böses Prinzip nicht, aber er findet es auch nicht entschuldbar. So spricht er auch dem von manchen bewunderten Cesare Borgia

[1]) Zum Verständnis sei hier bemerkt: Die sittenrichterliche Anwendung der Moral entsprang aus Schlossers eigener Geschichtsauffassung. Kant dachte hier freier und praktischer. In dem Entwurf „Zum ewigen Frieden", S. 50 (Reclam), spricht er „von der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transzendentalen Begriff des öffentlichen Rechtes". Und ferner S. 56: „Alle Maximen, die der Publizität (des öffentlichen Rechtes) bedürfen, stimmen mit Recht und Politik zusammen." Burckhardt, der in den Großstaaten das böse Prinzip des Machtsinns verkörpert sieht, würde zu dieser Ansicht eine gegensätzliche Stellung genommen haben.

jede „dämonische Genialität" ab und sieht in seinen Handlungen nur ein „Übermaß von Bosheit" (K. d. R. I 126). Im Kriege sieht er mehr eine allzu menschliche als unmenschliche Institution.

Der moralische Wille Burckhardts, ethisch objektiv sein zu wollen, verleiht seinen Geschichtswerken, vor allen den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", einen ungemeinen Reiz. Man spürt beim Lesen sogleich den starken Händedruck eines führenden Mannes von höchstem sittlichen Ernst und fühlt sogleich seinen schrankenlosen historischen Blick, der weder jenseits noch zwischen Gut und Böse weilen möchte, der alles gern verstehen, wenngleich nichts verzeihen möchte.

Burckhardt suchte sich die Zeiten zur historischen Betrachtung aus, wo Böses und Gutes, jedes überreichlich, beieinander liegen, wie zum Beispiel in der italienischen Renaissance. Er packt da förmlich den Leser mit seinem feinfühligen Verständnis; so zum Beispiel wenn er über Bandellos lascive Novellen diskutiert (K. d. R. II 95): „Manche Leser werden denken, an einer Gesellschaft, die so unmoralische Erzählungen anzuhören imstande war, sei nichts zu verlieren und zu gewinnen gewesen. Richtiger möchte der Satz lauten: Auf welch sicheren Grundlagen mußte eine Geselligkeit beruhen, die trotz jener Historien nicht aus Rand und Band ging und zwischen hinein wieder der ernsten Diskussion fähig war." Er staunt die „völlig objektive, von Vorurteilen und Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge" an im Italien zur Renaissancezeit; „sie erreicht zuweilen eine Vollendung, in der sie elegant und großartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrundes hervorbringt."

Nur je näher der Gegenwart, desto auffälliger mischt sich, wie wir das oben eingehender feststellen konnten, eine subjektive Färbung Burckhardts geschichtlicher Moralauffassung bei. Subjektives Schweizertum redet aus ihm, wenn er den Machtpolitik treibenden Großstaat dem innerlich freieren Kleinstaat gegenüber herunterseßt. Das moderne Staatsschuldensystem verpönt er[1]) (W. B. 132 und 137). Mit dem Konstitutionalismus seßt er sich in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" kaum auseinander, und seine früher im „Zeitalter Constantins" ausgesprochene geringe Meinung von der staatlichen Freiheit[2]) korrigiert er später kaum. Die gedankliche Streich-

[1]) Man wird auch hier an Kants philosophischen Entwurf „Zum ewigen Frieden" erinnert, dessen praktische und ethische Auffassung anders ist als die Burckhardts. Zum Behuf der „Landesökonomie" hält Kant im Abschnitt IV die Staatsschulden für „unverdächtig", aber als Geldmacht für gefährlich wegen der „Erleichterung des Kriegsführens". Burckhardt hält es für ein Zeichen herzlosen Hochmuts, auf Kosten späterer Geschlechter zu leben.

[2]) Z. C. 70: „Sonst ist der spätrömische Despotismus überhaupt nicht mit der peinlichen Aufsicht über alle Kleinigkeiten, mit dem Hineinregieren in alles und jedes, namentlich nicht mit dem Diktieren und Kontrollieren geistiger Richtungen behaftet, die dem modernen Staat ankleben."

richtung aller dieser Meinungen deutet durchgehends auf Burckhardts pessimistische Grundanschauungen hin. Noch energischer als den kulturellen Fortschritt lehnt Burckhardt den moralischen ab. „Unsere Präsumption, im Zeitalter des sittlichen Fortschritts zu leben," findet er „höchst lächerlich" (W. B. 65). Und „wenn schon in alten Zeiten einer für andere das Leben hingab, so ist man seither nicht darüber hinausgekommen (W. B. 259). Burckhardt gesteht der Moral, ebenso wie dem Geist an sich nur Wandelbarkeit zu, aber keine Entwicklungsfähigkeit[1]). Seinem Begriff „Sittlichkeit als Potenz" könnte man einen absoluten Wert beimessen. Das Problem der Willensfreiheit begegnet ihm einmal auf einem theoretischen Exkurs, aber er kehrt vor dieser philosophischen Sphinx wieder um (W. B. 171).

Burckhardt deutet den metaphysischen Gehalt seines philosophischen Denkens nur mit großer Zurückhaltung an. Er spricht wohl von einer ewigen Weltweisheit, nimmt aber in seinen historischen Werken und in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" den Namen Gottes nie in den Mund — ganz im Gegensatz zu Ranke[2]), der in seinen jüngeren Jahren seine Ideenlehre gern religiös als Walten Gottes einkleidet. Konfessionelle Krisen beurteilt er nüchtern; selbst der Reformation bestreitet er ihre religiöse Aktualität; den Asketen und Heiligen bringt er mehr Verständnis entgegen als den Reformern (Calvin). Die hierarchischen Größen sind ihm jedoch unsympathisch. Der Phantasiegehalt einer Religion, ihr Symbolismus stand ihm näher als ihr Dogmatismus, daher seine Abneigung gegen rationalistische Religionen. Die Religionsformen erscheinen ihm wandelbar wie alles andere in der Geschichte. Das Unvergängliche, was dahinter steht, unternimmt er nicht philosophisch zu deuten. Seine innerste religiöse Überzeugung verriet er nur im ganz persönlichen Umgang. Spittler erzählt in seinen Essays, „Jakob Burckhardt und der Student" (Neue Züricher Zeitung Jahrg. 133 Nr. 184): „Die Vorstellung eines persönlichen Gottes lehnte er ab. Ich hörte ihn bitter und achselzuckend ausrufen: ‚Die Idee Gottes? wenn ein Tier das andere auffrißt?'" Und doch war Burckhardt — wie wir es in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" oft feststellen können — von mysteriösen Ahnungen erfüllt, daß doch eine höhere absolute Weisheit oder Vernunft ordnend über dem scheinbaren Chaos der historischen Begebenheiten schwebe. „Zielschübe von hinten — ein Kutschieren in die Räderspeichen statt vorn auf dem Bock" nennt Spitteler es mit leiser Ironie. Von einer gewissen Unsicherheit des Denkens wird man Burckhardt da nicht freisprechen können.

Mit Schopenhauer verbinden ihn heimliche Sympathien. Er steht jedoch

[1]) Schopenhauer, der ihn hier wohl in dieser Auffassung bestärkt hat (W. a. W. und V. II 519): „Das Moralische bleibt im wesentlichen unverändert."

[2]) Gesch. d. rom. germ. Völker (1824), S VIII: „Die Hauptsache ist immer, wovon wir handeln, wie Jakobi sagt, Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich: das Leben des Einzelnen der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen.

nicht in dessen philosophischem Bann, wiewohl er ihn öfter inhaltlich übernimmt als wörtlich zitiert. Schopenhauers schwersinnigen Pessimismus der Geschichte gegenüber, „diesen verworrenen Traum der Menschheit", übernimmt er äußerlich und innerlich nur partiell; äußerlich, indem er nicht mit der ganzen Welt, sondern nur mit der jüngsten Zeit und ihrer optimistischen Arroganz hadert, und innerlich, weil, wie wir im folgenden zu zeigen haben, ein wirklicher Künstler in ihm steckt, der bejahen muß, was der Philosoph verneinte. Burckhardt faßte die Welt zugleich als „schlechten Willen" und als „schönheitsfähige Vorstellung" [1]). Vor dem Mysterium des Weltzwecks hegte Burckhardt eine scheue Achtung. Versuche, den Schleier dieses Saisbildes gewaltsam zu zerreißen, verwundeten ihn seelisch. So hat er sich von Nietzsche, zu dem er eine zeitlang in kühler Freundschaft stand, später zurückgezogen. Die „schwindelnde Gratwanderung" nach dem Jenseits der moralischen Begriffe machte ihn schaudern.

Die künstlerische Seite.

Burckhardts im Umriß dargestellte philosophische Anschauungen für sich zu summieren und eine Bilanz daraus zu ziehen, wäre ungerecht gegen den Mann, der es sich stets energisch verbeten hat, philosophisch ausgedeutet zu werden. Was wir bis jetzt resumiert haben, ist eigentlich nur der weithin schwellende Hintergrund seines Weltbilds, der sich ohne Horizont in die Nebel des Ahnens verliert. Dieser philosophische Hintergrund darf nicht aus dem Rahmen des Weltbildes gelöst werden; er würde für sich genommen einen unbegreiflich düsteren Eindruck hinterlassen.

Den Vordergrund, die Welt der Erscheinungen betrachtet Burckhardt ganz anders. Er deutet sie nicht, er beschaut sie nur und versucht dem selbständigen Leben ihrer Formen und Farben mit seinem Künstlerblick nachzuspüren. In dem Glück dieses Schauenkönnens liegt der Kern von Burckhardts Lebensbejahung, von der er in den letzten Worten der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" jenes einzige Geständnis ablegte.

Burckhardts geistiges Vorstellungsvermögen steht ganz im Banne einer starken malerischen Begabung, die zwar mehr empfindend als produzierend ist, die aber ähnlich wie bei Goethe und Gottfried Keller für die Plastik seines Denkens bestimmend ist. Bezeichnend für das Visuelle seines künstlerischen Empfindens ist, daß er die Lektüre historischer Romane vermied und selbst von den historischen Novellen seines großen Zeitgenossen und Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer nur flüchtigste Kenntnis nahm, wogegen die Werke der bel-

[1]) Joel, Jacob Burckhardt als Geschichtsphilosoph (Basler Festschrift 1910), S. 70.

gischen Historienmaler (Piloty usw.), die damals von ganz Europa bewundert wurden, auch seinen vorübergehenden Beifall fanden[1]). Der junge Burckhardt warf mühelos gefällige Gedichte und Novellen auf das Papier, fertigte musterhafte Zeichnungen an und vertrieb sich nachdenkliche Mußestunden mit Landschaftsmalerei. Aber rascher und energischer als der grüne Heinrich hat sich Burckhardt von diesem äußerlichen Dilettantismus losgerungen. Fortan trat an Stelle des Bildes das Bildliche, an Stelle der Darstellung die Anschauung[2]). Er malte nun nicht mehr mit Farben, sondern mit Worten und suchte das feine Innenleben griechischer Architektur in der geistigen Struktur gesteigerter Geschichtsepochen wiederzufinden. Burckhardt verteilt in seinen geschichtlichen Darstellungen Schwarz und Weiß und die bunten Farben wie ein Gedankenmaler, der jeder der ungezählten Physiognomien das geistige Ich ablauschen möchte — und wie ein dekorativer Maler, der die Maße der Gestalten und des Raumes mit seiner dämmernden Tiefe gern in Harmonie zueinander sehen möchte. Hier liegen vielleicht die subjektivsten Wurzeln von Burckhardts historischem Objektivitätshang und seiner äußerlichen Indifferenz gegen moralische Werturteile.

Burckhardts ganze Geschichtsschreibung trägt einen intuitiven Charakter. Sein Pragmatismus besteht im Begreifen des typisch Menschlichen. So kommt er dazu, in Übereinstimmung mit Schopenhauer die Poesie für wertvoller zur Erkenntnis der Menschheit zu halten als die Geschichte, die er als Wissenschaft gering schätzt. Den künstlerischen Kern in der Geschichtsschreibung stellt Burckhardt höher als den wissenschaftlichen. Zwar spricht er sich nie offen darüber aus, aber seine eigenen Geschichtswerke erbringen den lebendigen Beweis dafür.

Das Erkennen dessen, worauf es ankommt in der Geschichte, erscheint ihm auf rein deduktivem Wege nicht möglich. Es handelt sich in der Geschichte um das Verstehen von Verstandes- und Gefühlswelten, daher auch die Notwendigkeit, daß Verstandeskritik und seelischer Takt sich ergänzend zusammenarbeiten. Auf die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Kunst deutet Burckhardt einmal in der „Kultur der Renaissance" II 65 mit den Worten hin: „Das rasche Erfassen des Charakteristischen ist eine wesentliche Vorbedingung für die Erkenntnis des Schönen und die Fähigkeit es zu beschreiben . . . Die Bildung geht der Kunst voran."

Die Klarheit des Bewußtseins ist ihm für die Tiefe künstlerischer Anschauung unbedingt maßgebend. Je exakter den historischen Gebilden bewußte Überlegung zugrunde liegt, desto künstlerischer sind sie. In diesem Sinne

[1]) Hier liegt einer der wenigen Fälle vor, wo sich Burckhardts persönlicher Geschmack von dem späteren historischen Urteil hat korrigieren lassen müssen.

[2]) Schon als vierundzwanzigjähriger Student schreibt er: „Mein ganzes Geschichtsstudium ist so gut wie meine Landschaftsklecserei und meine Beschäftigung mit Kunst aus einem enormen Durst nach Anschauungen hervorgegangen." (Joel, S. 64.)

sagt er von den Renaissancestaaten (K. d. R. I 94): sie waren nie „in ihrem Innern Kunstwerke, das heißt bewußte, von der Reflexion abhängige, auf genau berechnetem sichtbaren Grunde beruhende Schöpfungen"; und ebenso war „ihr Verhältnis zueinander und zum Auslande ein Werk der Kunst". Aus dieser Ansicht entspringt auch Burckhardts Scheidung von Geschichte und Natur. „Die Geschichte ist der Bruch mit der Natur vermöge des erwachenden Bewußtseins," sagt er (W. B. S. 23) und ferner: „Die Geschichte ist etwas anderes als die Natur, ihr Schaffen und Entstehen und Untergehenlassen ist ein anderes." Burckhardt stellt die Schöpfungen der Natur und die Werke der Kunst überhaupt nicht in eine vergleichende Parallele, und wir verstehen jetzt auch, warum. Ein idealer Kunstwille kann nur von bewußt empfindenden Menschen getragen werden.

Die sich eben damals anspinnenden Fragen moderner Kunsttheorie, ob die Kunst überhaupt die Natur nachzuahmen habe, oder ob die Kunst „gleich der Natur, gesehen durch ein Temperament sei" (Zola), hat und hätte Burckhardt gewißlich einer Kontroverse nicht für würdig erachtet. Er wurzelt in ganz anderen Sphären. „Sie (die Künste) haben es nicht mit dem auch ohne sie Vorhandenen zu tun" (W. B. S. 60). Hiermit schneidet er alle Tüfteleien, die irgendeine Abhängigkeit der Kunst herauskonstruieren wollen, rundweg ab. Ihm hat die Kunst „ein höheres Leben darzustellen, welches ohne sie nicht vorhanden wäre" (W. B. 60). Das Wesen dieses Schöpferischen in der Kunst faßt Burckhardt als ein Mysterium auf. Es beruht „auf geheimnisvollen Schwingungen, in die die Seele versetzt wird". An einer früheren Stelle nennt er die Künste „rätselhafter als die Wissenschaft". Der Zweck der Kunst ist nach Burckhardt in ihr selbst enthalten. Ob ausschließlich, möchte er nicht entscheiden; er sagt an der charakteristischen Belegstelle mit Vorsicht: „Die Kunst ist in hohem Grade um ihrer selbst willen vorhanden" (W. B. 59). Der Begriff l'art pour l'art, übrigens eine Formulierung, auf die Burckhardt in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" nicht anspielt, ist die unbedingte Konsequenz seiner Kunsttheorie. Inwieweit er diese schon seit einigen Jahrzehnten kursierende Kunstdevise durch eigene Reflexion geistig wieder neugeboren hat, ist schwer zu entscheiden; ebenso, inwieweit eine Befruchtung von seiten der französischen Dichter Lamartine, Musset, Victor Hugo anzunehmen ist, die am Ausgang der französischen Romantik diese Formel prägten aus dem Bedürfnis, „de réagir contre les règles étroites du classicisme". (Cassagne, La théorie de l'art pour l'art en France, S. 142). Diese Formel selbst wurde damals das revolutionäre Banner einer neuen Kunstrichtung — „la proclamation de l'art délivrée des endraves de la rhétorique et de la politique traditionelle". Burckhardts Kunstanschauungen ohne weiteres dieser l'art pour l'art-Richtung einzuordnen, würde auf eine engherzige Systematisierung herauslaufen. Burckhardt hätte dem, der es versucht haben würde, ihm auf diesem Gebiete idealster Freiheit mit literarischen Einschachtelungen

zu kommen, gewiß eine schweizerische Grobheit gesagt; und Burckhardt ist ein ehrlicher Zitierer; er hätte, wenn er sich in der künstlerischen Gefolgschaft jener französischen Spätromantiker gefühlt haben würde, auf die Formulierung l'art pour l'art hingewiesen. Und schließlich ist Burckhardt Künstler genug, um auch auf eigenen Pfaden zu jener Konsequenz gelangen zu können. Er stellte Kunst und Poesie im höchsten Sinne in den Dienst des Faustischen Wortes „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Beide machen das Geistige an sich der Anschauung, das heißt dem sinnlichen Bewußtsein zugänglich. „Aus Welt, Zeit und Natur sammeln Kunst und Poesie allgültige, allverständliche Bilder, die das einzig Irdischbleibende sind, eine zweite ideale Schöpfung, der bestimmten einzelnen Zeitlichkeit enthoben, irdisch unsterblich, eine Sprache für alle Nationen." Aber diese schönformige Interpretation ist dennoch nicht Zweck der Künste. Sie führen den Menschen in den Olymp ihrer ewigen Schönheiten, aber nur den Menschen, der sie sucht, sie drängen sich ihm nicht auf, vor allem nicht als sittliche Lehrmeisterin. Sie leben ihr eigenes höheres Leben, in dessen elysische Gefilde zu schauen nur wenigen vergönnt ist; Burckhardt verkündet deren Ruhm im Abschnitt V der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" mit glühenden Worten.

Die Künste nach ihrer formalen Seite ordnet Burckhardt dem Wandel der Geschichte unter. Sie blühen auf in originaler Kraftentfaltung oder erstehen in Renaissancen und entarten in „Barokos" und „Rokokos"[1]. „Das Schöne (selbst) freilich könnte über die Zeiten und ihren Wechsel erhaben sein", sagt er dann zögernd, und es liegt ihm auf der Zunge, das Schöne für einen absoluten Wert zu erklären; aber seine philosophische Scheu läßt ihn nicht diesen gewaltigen Sprung ins Metaphysische wagen. Burckhardt erlebt eben in der Geschichte mehr künstlerisch als philosophisch. Sein wissenschaftlicher Forschungseifer ist zugleich höchster vergeistigter Genuß auf künstlerischer Basis.

Burckhardt schildert die natürliche Wirklichkeit in der Geschichte nicht ab wie ein Naturforscher, sondern er überträgt sie wie ein abbildender Künstler, und zwar beinahe im Sinne des feinsinnigen Kunsttheoretikers Fiedler, der in seinen, ein Lustrum nach den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" erschienenen Aufsätzen seine Kunsttheorie in dem scheinbar paradoxen Satze gipfeln läßt, daß die künstlerisch dargestellte Natur schöner sei als die wirkliche. Dieser Satz ist weit davon entfernt, eine Idealisierung der Natur zu fordern; er will nur darauf hinweisen, daß der Künstler beim Nachschaffen noch etwas hinzubringt, nämlich die Architektonik der Kunst, die die in der Natur vorhandenen, aber verworrenen Schönheitselemente polarisiert und

[1]) Burckhardt überträgt dies Entwicklungsschema auch auf die Kultur. So erzählt er im Z. C. 274 von der überladenen und ausgearteten Tracht, „welche wohl ein römisch Rokoko heißen könnte, wenn man diesen profanen Ausdruck gestatten will".

harmonisiert. Ähnlich Burckhardt. Beim Auffangen der historischen Lichtstrahlen versucht er — um auf das Lorenzsche Bild zurückzukommen — mit jener ebenso idealistischen wie utopistischen Objektivität zu verfahren, aber das Sammeln, das Komponieren zu einem runden Gesamtbild — kurz die Architektonik — wird ganz von dem Subjektivismus seiner künstlerischen Empfindungskraft geleitet.

Schmale und flüchtig hinskizzierte Friese zu zeichnen, wie sie die Universalgeschichte liefert, liegt weit ab von Burckhardts innerem historischen Beruf. Er schreibt monographisch; seine Erstlingswerke sind zum Teil Biographien[1]); später schildert er einzelne Epochen, die zugleich Ausnahmezeiten der Geschichte sind. Das Emporwachsen und Abebben solcher Zeiten ist ihm unwichtiger als ihre eigentliche Hochflut. Hier findet er die leuchtenden Farben und die Monumentalität des Stils, die er so gern vereint sah — daher seine starke Vorliebe für Rubens' formen- und farbensatte Kunst und seine Kühle gegen Michelangelo, dessen farbenarme Monumentalität ihm von zu pathetischer Einseitigkeit war. Er legt seiner Begeisterung keine Zügel an, genau so wie er die Pfeile seiner Entrüstung mit der Schärfe, wie sie der impulsive Augenblick geboren, hinausschießt, wobei er die gegen die neuere Kultur gerichteten vorher noch in die Lauge einer wehmütig bitteren Satire taucht.

Joel hat in seiner Abhandlung: Burckhardt als Geschichtsphilosoph (S. 110/11) eine statistisch aufgesetzte Farbenskala von all den sprühenden Eigenschaftswörtern in Burckhadts Werken zusammengestellt. „Groß" ist seinem Temperament zu klein umgrenzt, er sagt lieber „ganz groß, riesengroß, am allergrößten". Die vielen mit „un-" und „über-"gebildeten Adjektiva wie „unbegreiflich, unaussprechlich, unvergleichlich, unbeschreiblich, unglaublich und übermächtig, überkühl, überreich, übergroß" zeigen, wie Burckhardt staunend an den Grenzen des Erkennens steht, über die er so gern hinausahnen möchte. Seine künstlerische Begeisterung ist ihrem Wesen nach mächtiger als seine Kritik; sie läßt zuweilen das noch für groß gelten, was jene nicht verzeihen kann. Verwirft sein ethisches Empfinden die Macht, so bewundert sein künstlerisches Gefühl die Großartigkeit ihrer Erscheinungen. Die Erinnerung an Napoleons Größe wiegt seine Garantielosigkeit auf.

Das Schopenhauersche Wort: Die Kunst ist immer am Ende, das heißt in ihren großen Repräsentanten, jedesmal vollendet, ist Burckhardt aus der Seele gesprochen. Von der wunderbaren Höhe der griechischen Kunst an scheint sich ihm die Kunst eher abgewickelt als entwickelt zu haben. Selbst die Renaissance wagt er nicht mit dem „ewigen Griechentum" (Gr. K. S. 3) auf eine Stufe zu stellen[2]). Aber die Renaissance hat dennoch innerhalb

[1]) So die Konrads von Hochstaden, ferner die Schrift: Erzbischof Andreas v. Krain und der letzte Konzilsversuch in Basel 1482—1484. 1850.

[2]) In den W. B. sagt er S. 272: „Wenn zum Beispiel im fünfzehnten Jahrhundert plötzlich große Massen wohlerhaltener griechischer Skulpturen und Malereien wären ge-

ihres Kunsthorizontes Vollendetes geleistet. Dagegen scheint ihm die zeitgenössische Kunst einen unerhörten Tiefpunkt jener Abwicklungskurve darzustellen. „Das Drama ist zum Geschäft geworden, wie jetzt der Roman und noch so vieles, das Literatur heißt." „Der Mensch glaubt, die Kunst diene ihm, ja sie wird Gegenstand von Zeitvertreib und Geschwätz" (W. B. 78, 80). Es sind die alten, schon oft erwähnten Klagen, die wir hier nur noch elegischer und bitterer wiederfinden. Wir können sie ihm zum Teil sogar nachfühlen, wenn wir die damalige Zeitstimmung nach 1871 betrachten. „Frankreich liegt in Ruinen." Die neugeborenen Großstaaten Deutschland und Italien sind in starkem wirtschaftlichen Aufschwung begriffen und vom Gründertum durchfiebert. Das Eisenbahnnetz beginnt die Welt zu umspinnen. Technik und Industrie hasten von Erfolg zu Erfolg und überdröhnen alle feinen und besinnlichen Stimmungen. Der dichtenden Kunst fehlt der große Mann, der über dieser geschäftigen Zeit stände. Die Dichtkunst geht bei Spaniern und Orientalen hausieren. Die Malerei wird durch den ihm widerwärtigen Ideenmaler Kaulbach vertreten, und der charakterlose Hausstil erregt sein ganzes Entsetzen[1]). Die dramatische Musik Richard Wagners haßt der durch und durch musikalische, aber kontrapunktisch fühlende Burckhardt, ähnlich wie später Nietzsche, allerdings mit mehr Kritik als Pathos.

Dennoch liegt eine leise Tragik über diesem künstlerischen Todesurteil, das Burckhardt über seine Zeit fällte. Es gab doch einen Böcklin, einen Gottfried Keller, einen Conrad Ferdinand Meyer, Männer, deren Kunst eine Oase in der damaligen Kunstwüste darstellte, Männer, die einen schweizerischen Klassizismus heraufführten. Rätselhaft wird es immer bleiben, warum Burckhardt es gerade hier unterläßt, seine drei großen zeitgenössischen Landsleute als Träger schweizerischer Poliskultur gegen die geschäftsgeistigen und künstlerisch verödeten Großstaaten auszuspielen. Aber die leuchtenden Morgensterne dieser Männer standen damals hinter den Nebeln eines uns heute schwerverständlichen Tiefstandes künstlerischer Kritik. Böcklins Kunst erkannte Burckhardt zwar an, wenn auch mit Zurückhaltung. Von Gottfried Keller nahm er mit einigem Behagen Kenntnis, aber Conrad Ferdinand Meyers Novellen hat er, wie wir schon oben erwähnten, nicht gelesen. Gegen lebende Künstler und Dichter übte Burckhardt eine allzuzögernde Kritik. Spitteler beschwert sich, wohl aus eigener Erfahrung heraus, bitter darüber. In diesem Sinne haben wir Burckhardts pessimistisches Urteil über die neueste Zeit, wenn nicht zu korrigieren, so doch zu verstehen. Auch hat seine Kritik im

funden worden, so hätten Leonardo, Michelangelo, Rafael, Tizian, Correggio nicht schaffen können, was sie geschaffen haben, während sie mit dem von den Römern Ererbten wohl in ihrer Weise wetteifern konnten."

[1]) Nach einem Besuch Frankfurts (a. M.) schreibt er in sein Tagebuch den ironischen Vers:

„Die Frankfurter Jüden
Bauen mit Karyatyden!"

Alter an satirischer Bitterkeit zugenommen. Noch im „Zeitalter Constantins" urteilt er wesentlich milder und wir werden vielleicht sagen gerechter über seine Zeit. „Unser jetziges Leben", so sagt er S. 297, „hat teilweise höhere Prinzipien und Ziele, aber es ist ungleich und disharmonisch. Das Schönste und Zarteste wohnt darin neben derben Barbareien. Unsere Vielgeschäftigkeit läßt uns nur nicht die Muße, daran Anstoß zu nehmen." Ferner bezeichnet er in der „Kultur der Renaissance" I 288 die spätgriechische und römische Welt zwar als „Epochen, die der unsrigen an Schönheitssinn unendlich überlegen waren," fährt aber dann gleich fort: „Man mag dagegen einwenden, daß heute nicht der Mangel an Schönheitssinn, sondern der größere Ernst und die universalistische Behandlung" die Pflege gewisser lehrhafter Kunstzweige ausschließen. In diesem Sinne gesteht Burckhardt der neueren Zeit unumschränkt eine Überlegenheit zu: „Die Studien haben eine Universalität erreicht, wie nie zuvor" (W. B. 15). Mit einzig dastehendem Wissensdurst möchte man alles wissenschaftlich ergründen. Dadurch ist das Leben nach vielen Richtungen hin bewußter geworden (W. B. 67). Dennoch möchte Burckhardt aus diesen Symptomen nicht eine Steigerung der intellektuellen Entwicklung folgern. Der Spezialismus bringt angeblich wiederum eine Bewußtseinsverengerung (W. B. 299). In dieser zwar schwankenden Ablehnung eines intellektuellen Fortschritts geht Burckhardt noch weiter als Schopenhauer, der eine „intellektuelle Vervollkommnung" durchaus für möglich hält (W. a. W. u. V. II 519). Was er der modernen Zeit nicht verzeihen kann — und hier bricht besonders der Künstler in ihm durch —, ist diese innere Zerrissenheit, diese Disharmonie und dieses Unverständnis für das Bunte und Zufällige (W. B. 65). Die freie Kraft des idealen Willens, die „in hundert hochtürmigen Kathedralen gen Himmel steigt", hat Burckhardt in seiner Zeit nicht so wiedergefunden, wie sie ihn in jener einzigen Festzeit des Menschentums begeistert hatte. Sein Polisideal ist Ausgangspunkt und Ziel zugleich einer ganzen Kulturauffassung. „Kultur ist Entfaltung des Menschen selber" (Joel 100). Das einzig dastehende Beispiel dafür bietet ihm Athen. „Welch eine unermeßliche geschichtliche Erkenntnis geht von dieser Stadt aus", ruft er begeistert (W. B. 123). Durch die Komposition der sechs Bedingtheiten flicht sich als Fugenthema die bedingende Kultur, oft nur als heimlich anklingender Wunsch dem brutalen Gegenteil gegenüber, aber dann lebhaft aufgegriffen, wenn, wie im atheniſchen Staate, die Kultur wirklich die Dominante ist. Offen tritt Burckhardt dann für die Unabhängigkeit des edelsten Kulturphänomens, der Kunst, ein. Mag sie im „Tempeldienst" gelernt haben, menschliche Symbole trotz geistiger und sinnlicher Umschränkung in unendlicher Schönheit darzustellen, so will es Burckhardt dennoch den Religionen nicht zugestehen, daß die Kunst bei ihnen nach Brot gehe (W. B. 159). In dieser Hinsicht kann man sagen, daß für ihn „Kultur der positive Sinn der Geschichte ist" (Joel 98). Der positive Sinn der Kultur

aber ist die Kunst. Schönheit ist etwas Bejahendes. Hier liegen alle die Gründe, die Burckhardt mit goldenen Fesseln an das Leben binden, dessen Willen er verneint. Er durchlebt das Horazische Wort: Musa beat. Solange es in den Schönheiten der Kunst noch Geheimnisvolles und Übermenschliches gibt, ist das Leben für Burckhardt im höchsten Sinne lebenswert.

Durch seinen Pessimismus ist Burckhardt aber doch wider Willen zum Sittenrichter unserer Zeit geworden. Das Anlegen höchster Maßstäbe wird immer mit pessimistischem Resultate enden. Und was sind Burckhardts bittere Urteile anderes als „Pfeile der Sehnsucht"? Was würde aus einer Zeit werden, der nicht wenigstens ein Demosthenes die eisigkalte, aber wasserhelle Wahrheit sagte! — Es soll hier nicht weiter erörtert werden, wie weit das Verneinende in seinem Geiste bejahend gewirkt hat. Die modernen realistischen Künste würden ihm vielleicht ein wenig nach Rembrandt schmecken, dem er trotz großartiger Genialität das Plebejische nicht verzeihen konnte. Und der kleine esoterische Kreis, der sich um den feinseitigen Einzelspänner Stephan George geschart hat und der bewußt Burckhardtsche Ideale verwirklichen möchte, würde ihn vielleicht an einen pathetischen Michelangelo erinnern, dem man die Simsonlocken der Kraft abgeschnitten hat.

Burckhardt liebte den kraftvollen, formenschönen und farbensatten Rubens — das Urbild künstlerischer Gesundheit.

Allerhand von Gottfried Keller.

Von

Adolf Frey.

Bald nach Gottfried Kellers Tod schrieb ich Erinnerungen[1]) an den Dichter, die ich erstmals in der Deutschen Rundschau veröffentlichte. Jetzt, hundert Jahre nach seiner Geburt, füge ich einen Nachtrag hinzu, indem ich dieses und jenes mitteile, was ich früher zurückhielt oder erst seither erfuhr.

Ich zeichne nicht in das alte Bild hinein. Ich versuche ein paar neue Striche und Skizzen. Ich sehe heute nicht anders als vor einem Vierteljahrhundert. Allein ich ziele nach schärferem Kontur, nach reicherer Fülle der Einzelzüge.

*

Als Jeremias Gotthelf starb, ahnte die Schweiz nicht, was sie verloren hatte. Als Gottfried Keller die Augen zumachte, da wußte sie, was sie einbüßte. Seinen fünfzigsten Geburtstag hatten lediglich Züricher Studenten unter sich gefeiert. Den Sechziger begrüßte nur der Becherklang einer bescheidenen Tafelrunde von Freunden und Verehrern. Den Siebziger mit Fahnen, Liedern und Pokalen zu empfangen, stand das Vaterland bereit.

Seither ist sein Ruhm stetig gewachsen. In unseren herostratisch gelaunten Zeiten der Umwertungen und Neueinschätzungen rührt keine Hand an sein Piedestal. Ihm sind in den Zirkeln und stillen Gemächern derjenigen, die, unbeirrt von Moden und Modegeschreien, erkennen, worauf es ankommt, Altäre errichtet. Schulmeister und Politiker, Sozialreformer und Ästheten klauben sich beflissen Rosinen aus seinem Kuchen und versüßen ihr Gebäck damit. Er ist seinen Schweizer Landsleuten fast zum mythischen Heros geworden, zum Richter und Maß mancher Dinge. Wie oft liest oder hört man: daran würde Gottfried Keller seine Freude haben! damit wäre er einverstanden!

Schon der Lebende verfiel der Anekdote, wie schwerlich jemals ein Schweizer, und der Tote erst recht. Diese Anekdoten sind vorwiegend Trinkgeschichten und Becherschnurren. Begreiflich, da er öffentlich nicht hervortrat, selten einer Privateinladung folgte und meistens im Wirtshaus verkehrte, wohin ihn sein einsames und frostiges Junggesellentum trieb, das ihm

[1]) Erinnerungen an Gottfried Keller. Zweite, erweiterte Auflage. Leipzig, Verlag H. Haessel. 1893.

in seinen vier Wänden keine Gäste erlaubte. Der Wein löste dem Schweigsamen die Zunge, entband seine Sprachkraft, befeuerte seinen Humor, sprühte ihm drastische Einzelfälle zu und entflammte seinen Zorn.

Es lag nahe, daß man im Laufe der Zeit dem Dichter manch ein fahrendes, herrenloses Gut zuschob, wie man ehemals dem Freiherrn von Münchhausen alte, heimatlose Jägermären aufhalste. Und es ist verständlich, daß nicht Weniges entstellt und verdunkelt wurde.

Das verbreitetste, handlichste Histörchen ist das folgende:

Es war bereits heiterheller Tag, als Gottfried Keller von einer vaterländischen Festivität aufbrach, so schwer geladen, daß er den Weg zu seiner Wohnung, der Staatsschreiberei, nicht mehr wußte. Da stößt er auf seinen Milchmann und fragt ihn: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Staatsschreiber Keller wohnt?" Der Mann riß verwundert die Augen auf: „Aber, Herr Staatsschreiber, das sind Sie ja selber!" „Du Kuh," lautete die zornige Antwort, „ich frage nicht, wer ich bin, ich frage, wo ich wohne."

So ungefähr druckte es einer schon zu Lebzeiten des Dichters. Dieser ärgerte sich nicht wenig, zumal der volle Name und eine Personalbeschreibung als Zugaben nicht fehlten. Denn obgleich er sich im großen und ganzen zu seinen Becherlüpfen bekannte und seine Räusche als Gesamtkorpus nicht in Abrede stellte, so wollte er doch denjenigen, um den es sich just handelte, in den meisten Fällen nicht Wort haben, wie er denn einmal — es war allerdings nachts spät und unterwegs nach dem zweiten Wirtshaus — gegen Böcklin aufbrauste, an seinem Ruf als Trinker sei nur der eine Rausch schuld, den er vor dreißig Jahren in Düsseldorf gehabt. „Übrigens", schloß er mir gegenüber die kurze Philippika gegen den Verbreiter der Mär mit dem Milchmann, „ist die ganze Sache gar nicht wahr. Es ist ein alter Meidinger."

Eine andere Aventüre, so ergötzlich und glaublich sie aussieht, scheint mir auch nur etwas Zugeflogenes: Eine Herrenrunde machte sich spät auf den Heimweg, nachdem sie dem Cortaillod wacker zugesprochen, dem räuschigen roten Neuenburger, der beim Einschenken einen weißen Stern bildet, was Gottfried Keller in seinem Aufsatz „Ein bescheidenes Kunstreischen" anzumerken nicht unterläßt. Man wanderte in der Dunkelheit den Zeltweg hinaus, als plötzlich dem einen der Hut hinunterfiel. Alle machten sich auf die Suche, und der Hut wurde auch wirklich gefunden. Als man nun aber den Weg fortsetzen wollte, stellte sich heraus, daß über dem Bücken Gottfried Keller den seinen verloren hatte. Es half nichts; er kam nicht wieder zum Vorschein, so daß der Dichter barhaupt seinen Heid aufsuchen mußte. Am nächsten Vormittag brachte der Sohn desjenigen, dem der Hut heruntergefallen war, Kellers verlorenen: „Der Ihrige, Herr Staatsschreiber, war auf dem Hute des Vaters aufgestülpt. Aber er hat es erst heute morgen entdeckt."

Mit noch größerem Mißtrauen als den vermißten Hut betrachte ich die verlorenen Stiefel des Poeten.

Eines Tages erschien auf der Züricher Polizei eine alte, unscheinbare, sehr einfach und altmodisch gekleidete Jungfer, die Schwester des alt Staatsschreibers Gottfried Keller, wie man schließlich nach verschiedenen Fragen herausbrachte. Sie klagte, ihrem Bruder seien in letzter Zeit verschiedentlich die Schuhe abhanden gekommen, ohne daß er für die Täterschaft irgend einen Anhalt besäße. Man versprach ihr, der Sache auf den Grund zu gehen und ihr den Befund mitzuteilen. Eine Besonderheit des Hauses zum Thaleck, Kellers letzter Wohnung, erleichterte die Nachforschungen. Die Haustüre liegt nämlich über dem Straßenniveau und zugleich weiter zurück als die Hausfront, so daß man wie in einer Nische über ein paar Steinstufen zu ihr hinaufsteigt. Wenn nun der Dichter nach einem schärferen Trunk heimkehrte, so setzte er sich in der Meinung, bereits in seinem Zimmer zu sein, hinter der Haustüre auf den untersten Absatz der Holztreppe, entledigte sich der Schuhe und stellte sie ins Freie, wo sie wenig verwunderlicher Weise Abnehmer fanden.

Samt der Geschichte vom Milchmann halte ich auch diese für unwahr, das heißt nicht für ein Erlebnis Kellers. Er verlor wohl über dem Becher zuweilen die völlige Sicherheit der kurzen Beine und die Kontenance, wurde heftig und jähzornig. Allein Verstand und Sinn verlor er nicht.

Das Gewitter entlud sich bei ihm oft unversehens. Öfter jedoch grollte und wetterleuchtete es bloß.

Eines Abends kam er mit einem Architekten, der mir die Geschichte erzählt und übrigens der Stadt Zürich den stattlichen Brunnen neben der Kaibrücke gestiftet hat, in ein Restaurant. Am Tisch nebenan unterhielt sich eine Handvoll junger Leute, dem Anschein nach vorwiegend oder ausschließlich deutsche Studenten. Einer unter ihnen, ein langer Geselle, besaß eine auffallend hohe Stimme, wie man sie in Niederdeutschland nicht selten, in der Schweiz beinahe gar nicht hört, und machte von ihr ausgiebigen und weitreichenden Gebrauch. Der Mensch und seine Trompete prickelten Gottfried Keller ersichtlich widerwärtig. Indessen blieb es bei streitbaren Blicken, die er ab und zu hinüberwarf. Er bezahlte und erhob sich mit seinem Begleiter, der ein bißchen auf Kohlen gesessen hatte und nunmehr aufatmete. Allein es erfolgte doch noch ein Nachspielchen. Wie sie nämlich am Tisch der Jugend schon beinahe vorüber waren, blieb Keller stehen und wandte sich an den hochragenden Piepsling: „Wenn Sie das nächste Mal wieder ins Wirtshaus gehn, so nehmen Sie dann das Kindsmädchen mit!"

Eine schwüle Stunde vor etwa dreißig Jahren ist mir haften geblieben. Wir waren ungefähr unser acht mit dem Dichter im Café Weißhaar beim Bier gewesen und fielen dann noch im Pfauen ein, wo wir dem hitzigen Leutschwein zusprachen, der unweit der Ufenau am Gestad wächst. Es ver-

lief alles glatt und friedlich, bis einer den Namen eines schweizerischen Journalisten und Politikers nannte. Keller fuhr auf, verwarf die Hand und rief:

„Henken sollte man ihn, den Kaib!"

Mein Bruder Emil, eine liebenswürdige und gerechte Natur, begann den Betreffenden, für den er just auch nicht viel übrig hatte, in Schutz zu nehmen:

„Aber, Herr Staatsschreiber" ...

Und nun plänkelte es fortwährend über den Tisch hinüber und herüber. Es fruchtete nichts, daß ich meinem Bruder, neben dem ich saß, auf den Fuß trat und ihn, soweit angängig, unter dem Tisch knuffte und das Gespräch auf ein anderes Geleise zu schieben trachtete. Doch es endete glimpflich, man brach auf, und wir begleiteten, da es uns am Wege lag, den Dichter zum Thaleck. Nachdem wir uns verabschiedet und er eben, den Hausschlüssel aus der Tasche fördernd, die Stufen hinaufsteigen wollte, wandte er sich nochmals und sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich heute abend etwas heftig gewesen bin!"

Ein lustiges Auseinandergehn am nämlichen Ort beobachtete in jenen Jahren ein Nachbar Kellers:

In später, völlig mondheller Nacht wandelten Gottfried Keller und der ebenfalls kleine und ähnlich posturierte Professor Julius Stiefel den Zeltweg hinaus. Vor dem Thaleck, als eben der Abschied vollzogen werden sollte, geriet der Dichter unversehens ins Wanken, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Stiefel brachte es fertig, ihn wieder emporzurichten, worauf nun die Trennung stattfand. Wie Keller ein paar Stufen aufgestiegen war, veranlaßte ihn ein verdächtiges umstürzlerisches Geräusch auf der anderen Straßenseite (denn Stiefel wohnte schräg gegenüber) zum Umsehen; in der Tat hatte den kurzbeinigen Gelehrten eben das Los des kurzbeinigen Dichters ereilt, und zwar ebenfalls beim Überschreiten des Straßengräbleins.

„Sind Sie umgheit, Herr Professor?" erkundigte er sich.

„Ja, aber es macht nichts!" scholl es heroisch zurück.

Zwei Räusche sind denkwürdig und wohlverbürgt.

Der erste fällt in den Beginn der vierziger Jahre des Dichters. Er war bei François Wille in Mariafeld eingeladen. Nach dem Nachtessen trank man Punsch, der den Gast dermaßen begeisterte, daß er mit seinen kurzen Beinen einen Kosakentanz zum besten gab. Als Schlafenszeit angezeigt schien, geleitete ihn Wille ins Nebenhaus, wo später Richard Wagner monatelang Herberge fand. Um sich den warmen Kopf etwas zu verkühlen, spazierte der Hausherr noch eine Weile im Garten hin und her. Es fing ihn an zu beunruhigen, daß hinter dem Fenster Kellers das Licht nicht erlosch, und der Gedanke beschlich ihn, es möchte am Ende noch etwas Ungeschicktes geschehen. Schließlich ging er hinauf, um nachzusehen. Die Tür war unverschlossen,

die Kerze brannte auf dem Nachttisch. Bis auf Hemd und Unterhosen entkleidet, war der Dichter halb liegend, halb sitzend eingeschlafen. Wille weckte ihn, da er ihn nicht in der unbequemen Lage lassen wollte. Keller atmete auf: „O, jetzt bin ich auch froh, daß Sie mich geweckt haben! Es träumte mir eben, sie hätten mich in der Sonne zu Küßnacht hinausgeschmissen (usegheit)."

Unerwünschter deuchte ihn das Geweckwerden bei einem Bekannten, wo er übernachtete, nachdem er mit ihm noch ein wenig gebürstet. Früh morgens schreckte ihn starkes, regelmäßiges Klopfen vor dem Zimmer aus dem Schlaf, so daß er aus dem Bett fuhr und die Tür aufriß. Da stand ein Maurer und erklärte, er habe den Auftrag, den Kamin auszupickeln, welchen Auftrag der Hausherr abzubestellen offenbar vergessen habe. „Jetzt höret auf oder fresset den Teppich da!" rief der verärgerte Dichter und warf die Tür zu.

Einer der heftigsten und längsten Becherstürme beschwor der sechzigste Geburtstag über ihn herauf. Zu seinen Ehren wurde im Zunfthaus zur „Waag" ein solennes Mittagessen von siebzehn Gedecken veranstaltet. Man merkte gegen den Abend, daß die Teilnehmer den Wein nicht in die Schuhe geschüttet hatten. Etwa um sieben Uhr bestiegen Keller und drei andere eine Droschke, um nach der (alten) Tonhalle zu fahren und dort weiter zu bechern. Sie waren aber schon in einer solchen Verfassung, daß es keinem gelang auszusteigen. Sie fuhren deshalb vor die Kronenhalle, wo ein ziemlich hohes Trottoir und infolgedessen der Tritt aus dem Fuhrwerk kürzer und leichter war. Trotzdem scheiterte der Schöpfer der Seldwyler und stürzte. Der Becherlupf florierte fort, und Meister Gottfried warf mit Grobheiten fürstlich um sich. Gegen elf Uhr machte er sich nach dem Bürgli auf den Weg, von einigen Freunden bis in die Nähe des Hauses begleitet. Hier endet die Chronik der Beteiligten, und Meister Gottfried erhält das Wort:

„In der Nähe vom Bürgli bin ich in der Dunkelheit am anstehenden Gestein gestolpert und ins Gras gefallen. Da bin ich eine Zeit lang liegen geblieben. Dann kam ein Gewitter und es fing an zu regnen. Da hat das Gewitter bei mir einen Rausch zum Ausbruch gebracht! Nun hatte ich keinen Hausschlüssel bei mir und beschloß, die Schwester nicht zu stören. Ich schellte also bei den L.'s (den Hauseigentümern im Erdgeschoß). Als sie kamen, dachte ich, ich wolle meinen guten Humor nicht verlieren, und sagte: „So, so, Jungfer L., seh ich Sie auch einmal im Unterrock!" —

Ein Redner vermochte — ich weiß nicht, war's eine politische Versammlung oder ein Festanlaß — nicht zu landen, wie man in der Schweiz sich ausdrückt, das heißt nicht zu enden. Da rief der Dichter: „Gebt doch dem Kalb eine Stange, damit es landen kann!"

So gegen sein sechzigstes Jahr begann er etwa leise zu seufzen, er sei der Alte nicht mehr und vertrage weniger als früher. Wir saßen eines Abends ganz allein in der Meise beisammen. Ich wehrte ab, als er wieder

einschenken wollte. Da sagte er: „Sie trinken nichts, Herr Doktor!" Ich erwiderte, daß ich wenig vertrüge und mich sehr in acht nehmen müsse. Eifrig bemerkte er: „Da haben Sie ganz recht! Je mehr Sie sich jetzt in acht nehmen, desto mehr mögen Sie später verleiden." Als ich ihn ungefähr drei Jahre später wiedersah — ich war auf deutschen Hochschulen gewesen —, erschrak ich, wie sehr er gealtert hatte. Er fühlte seine Wurzeln einigermaßen gelockert und deutete etwa mehr oder weniger humoristisch auf Nöte und Bresten des Alters. „Das kann ich Ihnen sagen: wenn man in die Jahre kommt, so ist es eine verfluchte Geschichte mit der hydraulischen Anstalt." Aber er klagte nicht, vermerkte es auch an anderen übel: „Es muß einer schon ein schlechter Kerl sein, wenn er sechzig ist und sperrt sich gegen das Sterben."

Immerhin, seine Lebensfreude und Zuversicht waren gedämpft. Die Sorge meldete sich, er möchte mit diesem oder jenem Werk nicht mehr zu Rande kommen. Wie ganz anders hatte es noch 1877 geklungen, als er mir einmal vom Bürgli unterwegs nach dem Pfauen anvertraute: „Ich möchte meine Gedichte noch sammeln und strählen und einen Roman mittleren Umfangs schreiben und vielleicht noch die eine oder andere Novelle. Und der Verleger muß mir womöglich eine Gesamtausgabe bluten. Dann ist es mir pomadig, abzukratzen."

In jene Tage der Heimsuchungen fällt ein Wort, das mir ein Fremdgewächs zu sein scheint, das irgend jemand in des Dichters Garten pflanzte. Vom Rheumatismus gequält, bat Keller den Arzt zu sich. „Kommt das vom Essen, Herr Doktor?" fragte er. „Nein, Herr Staatsschreiber, das kommt vom Flüssigen," lautete die anzügliche Auskunft. Da wandte sich der Dichter zu der anwesenden Schwester: „Siehst du, Regel, da hast du's mit deinen ewigen Suppen."

Seufzen und Siechtum der Schwester verdüsterten die zwei Jahre vom Abschluß des Martin Salander bis zu ihrem im Herbst 1888 erfolgten Tod. Sie hauptsächlich mögen ihn an einer Fortsetzung des Romans gehindert haben. Als die Leidende erlöst wurde, war seine Kraft schon so zusammengeschmolzen, daß er es nicht mehr erreichte, das Ausgedachte zu gestalten und auf dem Papier festzuhalten.

Gottfried Keller ist nie so rührend und sympathisch wie als Pfleger und Krankenwärter seiner Schwester. Zwischen den beiden bestand kein inneres Verhältnis. Die Regula blickte wenig und mit wenig Verständnis in das Reich ihres Bruders. Wollte sie sich ein paar gute Lesestunden gönnen, so holte sie bei Nachbarn einen Band Gartenlaube. Es waltete eine spärliche, trocken-mürrische Aussprache zwischen ihnen. Aber nach ihrer ernstlichen Erkrankung besorgte er, der selber schon halbwegs Pflegebedürftige, die nötigen Ausgänge und Handreichungen und setzte sich häufig an ihr Bett, um sie zu stützen, da sie keinen Atem mehr fand. Eines Tages traf ihn die Frau des Tiermalers Rudolf Koller, wie er mit einer umfänglichen Tüte aus einer

Zuckerbäckerei heraustrat. „Aha," scherzte sie, „das bekommt gewiß eine schöne Dame!" „Nein," erwiderte er, „das bekommt meine Schwester. Sie kann fast nichts mehr essen; und da habe ich gedacht, ich wolle es mit dem da probieren." Sie setzte hinzu, als sie mir das berichtete: „Die traurigen Augen vergess' ich nicht mehr, die er gemacht hat."

Er war vergrämter und stiller, vielleicht gelegentlich auch milder und zugänglicher geworden. Wenigstens ich habe das erfahren. Aber im Grunde blieb er selbstverständlich bis zum letzten Atemzug der haargleiche. Namentlich verlor sich das Reizbare, Unberechenbare in keiner Weise, das herbe, rauhbrüchige Herausfahren, das schon dem Knaben angehaftet: „er konnte ‚leid' sein," sagte ein Klassengenosse.

Ich saß eines Nachmittags — es war 1877 oder 1878 — bei Keller auf dem Bürgli, als eine Berlinerin mit ihrer jungen Tochter auftauchte. Ich wollte mich entfernen; er bat mich jedoch, ein wenig zu warten — „hoffentlich gehen sie bald wieder" — und führte die Damen in den havanabraunen Salon. Nach geraumer Weile holte er mich auch hinüber. Die beiden schilderten die Herrlichkeiten der Bayreuther Festspiele und ergossen sich in uferlose Schwärmereien für R. Wagner. Keller verhielt sich sehr einsilbig und äußerte, nachdem sie das Feld geräumt hatten: „Die Verse Wagners sind nichts als Leberreime."

Einmal lenkte ich das Gespräch auf Bismarck, den ich sehr bestaunte. Er zog die Augenbrauen hoch und quittierte mein Lob mit dem trockenen Spruch: „Er ist ein rauher Patron, der sich nicht auf die Füße treten läßt." Er hatte die deutschen Waffenerfolge und die Wiedergeburt des Reiches freudig begrüßt. Allein die Weiterentwicklung der Dinge, der ins Kraut schießende Kultus mit dem Kaiser, das Anschwellen der Krongewalt usw. widerstrebten ihm gründlich, um so mehr, als er seit seinem Berliner Aufenthalt von den preußischen Junkern ein übles Bild bewahrte, das er mir mit wenigen energischen Strichen umriß.

Ein Züricher Journalist hatte sich über eine schweizerische Wandergemäldeausstellung vernehmen lassen und unter anderem geäußert, er wünsche Barrikadenkämpfe statt der vorhandenen Blumen-, Frucht- und Tierstücke. „Das ist verkehrtes Zeug!" schalt Keller. „Ein gut gemaltes Stilleben ist so viel wert wie ein gut gemalter Barrikadenkampf; und ein schlecht gemalter Barrikadenkampf ist um kein Haar mehr wert als ein schlecht gemaltes Stilleben."

Aus dem Anfang unseres Verkehrs erinnere ich mich an die Bemerkung: „Ein junger Lyriker kann sofort etwas Rechtes hervorbringen, ohne eigentlich etwas gelernt oder auch nur an so etwas gedacht zu haben. Aber ein Maler muß erst etwas lernen, sonst nützt das Talent nicht viel."

Kritischen Erörterungen abhold, beschränkte er sein Urteil meistens auf das möglichst prägnant formulierte Ergebnis. Im allgemeinen neigte er zur Anerkennung, und Einzelheiten bestachen ihn leicht, wenigstens auf den ersten

Blick. Dabei wirkte der vor oder nach der Lektüre empfangene persönliche Eindruck gewöhnlich und meist ausschlaggebend mit.

Den Pfuschern und Dilettanten, die sich in seiner Nähe mausig machten, ging er gehörig auf die Eisen und schenkte ihnen nichts; am wenigsten Johann Jakob Honegger, dem „Fähndrich Pistol", wie er ihn nannte. Dieser hatte 1877, offenbar um Keller zu kränken, im vierten Bande der „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" sich geäußert: „Es ist ein selten gegebenes, ein für den Literarhistoriker besonderes Glück, wenn die Gunst der Götter es fügte, daß er die Betrachtung einer Periode mit dem mächtigen Namen eines Drammor eröffnen durfte." Spöttisch erzählte mir Keller, wie der Schwätzer, dessen Bildnis die „Leipziger Illustrierte Zeitung" gebracht hatte, daselbst als der Meister feiner Silberstiftzeichnung gepriesen war und auf Befragen bekannte, dieses Lob selbst verfaßt zu haben.

Da war derjenige Literarhistoriker, der damals am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich dozierte, schon eine andere Nummer: Johannes Scherr. Aber im Grunde widerstrebte Keller der Mensch und der Schriftsteller, wie ich im Frühling 1877 aus seinem Munde sehr deutlich vernahm, als ich ihm die Frage unterbreitete, ob ich Scherrs Vorlesungen hören sollte. Weil Keller, wenn nicht gerade Wein darüber geflossen war, zwar seiner Zunge, nicht aber seinem Gesicht zu gebieten vermochte, das den flüchtigsten Wolkenschatten spiegelte, und weil er auch mit geringeren Dosen Aberwillen nicht hinter dem Berg zu halten pflegte, so mag Scherr wohl gewußt haben, wie die Dinge lagen. Er verdichtete seinen Groll gegen Keller in „Porkeles und Porkelessa" zu einer lächerlichen Figur, in der man den Dichter auf dem Bürgli erkannte. Zornig erzählte dieser mir den Streich und ließ unmißverständlich den Wunsch durchblicken, daß dem Widerwart eins auf den Pelz gebrannt werde. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und klopfte unverzüglich bei J. V. Widmann an, der damals das Feuilleton des Berner „Bund" leitete. Er war klüger als ich: er lehnte meine gegen Scherr in Aussicht genommene Prozedur ab, indem er dartat, außer Keller habe vermutlich keine Seele den Angriff bemerkt; eine Abwehr stoße die Leute erst recht darauf und erziele den einzigen Effekt, mir widrige Geschichten auf den Hals zu ziehen. Wie richtig er gesehen hatte, erfuhr dann Jakob Bächtold bald darauf. Von Kellers unmutigen Klagen erregt, gürtete er sich und zauste den Übeltäter im Feuilleton der Neuen Züricher Zeitung, das er redigierte (Juni 1882). Die Studenten am Polytechnikum erteilten ihm Antwort mit einer Katzenmusik. Andere Angriffe fehlten auch nicht. Aufgebracht und hilfesuchend wandte er sich an Gottfried Keller. Der aber trat zurück: „Ich kümmere mich nicht um das Gezänke der Gelehrten." Es galt den Eingeweihten für ausgemacht, daß sich, aus mehr als einer Ursache, die Abkehr, die später zum unheilvollen Bruch gedieh, von dem warmen, ja leidenschaftlichen Verehrer in Keller schon damals vollzogen hatte.

Es ist Tatsache, daß sich ein eigentliches Verhältnis zwischen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer nicht entwickelte und daß der alt Staatsschreiber von den alljährlichen Besuchen des Poeten in Kilchberg nicht einen einzigen erwiderte. Neben anderem verdroß ihn das plötzliche aus der Dunkelheit Auftauchen des halbwegs Aufgegebenen, sein Platznehmen in der Nähe, das Zusammengenanntwerden mit ihm. Er meinte, als einmal eine Zeitschrift die Zürcher Dioskuren am Parnaß nebeneinander abbildete: „wie zwei Dackel an einer Schnur". Dabei bog er Daumen, Ringfinger und den kleinen Finger ein und spreizte den Zeigefinger und den Mittelfinger auseinander, um die sich gabelnde Leine zu verdeutlichen, woran die beiden gekoppelt seien.

Seine Kritik machte vor keinem Sterblichen Halt, auch vor Böcklin nicht, den er doch wohl unter allen Mitlebenden obenan stellte und wahrhaft bewunderte. Er bemängelte die überlangen Figuren in „Frühlings Erwachen": „das kommt von seiner Originalitätssucht", urteilte er. Damit ging er jedenfalls irre; sondern es machte sich, wie Albert Welti fraglos richtig vermutete, in den gestreckten Proportionen der Einfluß des Hans von Marees geltend.

Der Verkehr zwischen beiden brachte mehrfach zutage, daß eben der Maler, auch der hervorragende, was auch für wundersame gegenteilige Weisheit moderne Philosophen und Ästhetiker aushecken mögen, in allererster Linie mit den Augen lebt, wogegen das Reich und Regiment eines bedeutenden Dichters eines starken ethischen Grundes bedarf. Meister Gottfried ergoß seinen Tadel über die „Susanna im Bade"; er beanstandete nicht den Vorwurf oder die künstlerischen Eigenschaften des Bildes, sondern daß Böcklin es zum Geschenk für die Frau des Kunsthändlers bestimmt hatte, der für sie von ihm ein Werk zum Präsent erbeten hatte, er, der ihn vorher, wie Böcklin zürnte, übel übervorteilt habe.

Hierher gehört eine Geschichte, die mich die Krone aller Gottfried Keller-Anekdoten dünkt, weil sie die nie versagende Kraft und Sicherheit dieser ernsten, geschlossenen und im tiefsten Kern sittlichen Natur zeigt. Ich erzähle sie auf die Gefahr hin, von jenen wohlfeilen Götzendienern, die sich in allen Tempeln und Vorhöfen der Kunst und Dichtung grün machen, wegen mangelnden Respekts vor dem großen Poeten beschnarcht zu werden, dessen Hut und Ehrenwache sie zuvörderst beanspruchen.

Eines Abends hatte sich, wie nicht selten, ein kleiner Herrenzirkel, darunter Böcklin und Gottfried Keller, im Café Weißhaar eingefunden. Nachdem man den Heimweg angetreten, ergriff man übungsgemäß gleich in der Nähe, an einer Gartenmauer der „oberen Zäune", die Gelegenheit, das zu tun, was der Mensch tun muß, namentlich wenn er getrunken hat. Nun war das Gespräch kurz vor dem Aufbruch vom Trunk auf die Unsterblichkeit der Seele geraten. Böcklin, den Faden für sich weiter spinnend, wandte sich in der Dunkelheit an den neben ihm stehenden Gottfried Keller, der sich damit be-

gnügt hatte, der Unterhaltung schweigend zuzuhören. „Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele?" fragte er. „Warten Sie nur, bis ich fertig bin! ich will es Ihnen dann schon sagen!" knurrte Keller. Wie man sich wieder in Bewegung setzte und Böcklin auf den verheißenen Bescheid spannte, fuhr ihn Keller an: „Es muß einer schon ein schlechter Hund sein, wenn er beim — von der Unsterblichkeit der Seele redet." Ihren vollen Wert erhält die Antwort durch den Umstand, daß der Dichter seit Jahrzehnten auf den Unsterblichkeitsglauben verzichtet und in einigen Liedern diesem Verzicht den rührendsten Ausdruck verliehen hatte, den die Weltliteratur aufweist. —

Von Amts wegen hatte der Staatsschreiber im Regierungsrat und noch da und dort das Protokoll zu führen; mehrfach unter anderem in einer Kommission, die neue Gesetze beriet. Hier führte das demokratische Regierungsmitglied S . . ., übrigens ein tüchtiger und sympathischer Mann, das erste Wort, wobei er namentlich der Marotte frönte, die ihm wohl von seinen Schulmeisterzeiten her anklebte, immer neue Wendungen und Ausdrücke anzubringen. Als er nun einmal mit diesen Gepflogenheiten wieder am Berge stand und auch keiner der anderen ein und aus wußte, fiel es einem ein, den Dichter-Staatsschreiber, den man bisher in Sachen nicht begrüßt, um Rat zu fragen. „Ein Gesetz ist kein Roman," brummte er.

Ein anderes Mitglied der Regierung pflegte er das lackierte Blech zu nennen. Solche Zulagen fielen ihm auf Weg und Steg in die Hand. Den Respirator der Lungenleidenden bezeichnete er als Totenmaulkorb.

Beim Wein sprach es sich herum, daß ein Stadtbekannter, der allerlei seltsame Streiche begangen, weswegen Keller just nicht große Stücke auf ihn hielt, unvermutet gestorben sei. „So," bemerkte er trocken, „jetzt macht der Hagel auch noch das!"

Sein festes, leicht herbes und starres Wesen schlug auch in politischen Dingen durch. Er sah den Angehörigen der eigenen Partei, der liberalen, scharf auf die Finger und machte gegen die der anderen entschieden Front. Er bezeichnete es zum Beispiel als eine Torheit der liberalen „Neuen Züricher Zeitung", daß sie dem Demokraten Salomon Vögelin (1837—1888), einem Mann von Geist und Verdienst, ihre Spalten öffnete.

Während seiner gesunden Tage sah ich den Meister Gottfried daheim niemals anders als im Schlafrock. Einmal hatte der alte, abgeschossene, worin ich ihn zuerst erblickt, einem neuen weichen müssen, einem schnöden Gebilde: ein schmieriges Graugelb und Graugrün schrie wider ein ebenso gemeines, freches Violett des Kragens und der Aufschläge. Entweder betrachtete ich den Greuel erstaunt, oder der Dichter glaubte es doch, kurz, er lachte sauersüß: „Ja, sehen Sie ihn nur an! Ich habe ihn bei Licht gekauft, und da hat er dann bei Tag so ausgesehen."

Weil er infolge seiner Schwerbeweglichkeit langeher keine eigentlichen Spaziergänge unternahm, sondern seine Märsche auf die Besorgung des Not-

wendigen in Gedichten, auf der Post und dergleichen beförderte, so schlenderte er gewöhnlich erst gegen Abend aus der benachbarten Hütte, wenn er dem Wirtshause zugesteuert hatte, auf das er sich seit dem Tode der Schwester erst recht angewiesen fand. Sein außerordentlicher Durst schwemmte denselben gewaltig, und er verstand es sehr, daß er mehrere Nachtgelage mit dem Dichter Richard Schmidt im Restaurant gebrachte.

Traute er aus seinem Schweigen auf, daß mit den Jahren Umgang nahm, so konnte er gesprächig plaudern oder, als ein Gebildeter heiter, lustige Geschichten, gewissen ernst erzählen. Als ungeduldigen Besuchen gab er zum Beispiel folgendes zum besten:

Ein alter Schiff hatte für sein Leben gern, wie früher regelmäßig, Gesellschaften mitgemacht, das seit undenklichen Jahren übliche Zürcher Sommervergnügen. Aber die Frau, die ihn unter Seufzen hielt, sah es nicht, indem sie behauptete, er komme dann gar nicht mehr heim, sondern bleibe irgendwo in einem Straßengraben liegen. Zwei Freunde legten ein gutes Wort für ihn ein und schworen hoch und teuer, ihn sorgfältig bei seiner Familie wieder abzuliefern. Es ließ es denn die Frau geschehen. Zwischen Mitternacht und Morgen fühlte es müde, und drunten gelte einer: ‚Wir bringen ihn!' Die Frau machte Licht, sah erstaunt über, geht die Stiege hinab und schließt auf. Da sehen die beiden Arm in Arm und führen beladen. ‚Ja, wo ist er denn?' schreit die Frau erbost. Sie sehen einander und gucken sich mit offenen Mäulern an. Er war ihnen unterwegs ausgeschlüpft, und sie hatten es nicht gemerkt.

Seit dem Frühjahr 1882 sah ich Keller nur selten mehr im Wirtshaus, sondern ich mit ihm auf seinem Zimmer zusammen, häufiger als früher, weil ich nicht mehr in Zürich wohnte. Einer dieser Besuche, einer der letzten, schwebt mir besonders vor. Er kam auf einen Erlaß der bayerischen Krone zu sprechen, der die Insassen des bayerischen Maximilianeums, zu denen er gehörte, künftighin zu einem besonderen Verkehr verpflichtete. Plötzlich zog er eine Schublade seines Schreibtisches auf, entnahm einen Schreibstift den Orden, hing ihn sich an den Hals und stapfte mit komischem Ernst ein paar Schritte, um darzustellen, wie elegant er sich als untadeliger Ordensritter aufnehmen und benehmen würde. Dann hielt er, nachdem er das Kleinod an seinen Ort zurückgelegt, den Degen hervor, den ihm die Zürcher Regierung bei seinem Scheiden aus dem Staatsschreiberamt verehrt hatte.

Jetzt entsann ich mich, daß ich ungefähr ein Jahrzehnt früher mich scherzend bei ihm erkundigt hatte, wie denn eigentlich so ein Orden aussähe; denn ich hatte damals noch nie einen zu Gesicht bekommen. Aber er hatte geschwommt: ‚Der König kennt mich nicht, und ich kenne den König nicht. Solange ich lebe, kommt das Ding nicht mehr aus dem Etui heraus.'

Er hatte aber nicht König gesagt, sondern ein nicht hoffähiges Wort gebraucht.

Kanonikus und Tragödin.

(Mit Briefen von Wilhelm Smets und Sophie Schröder.)

Von

Heinrich Stümcke.

Wilhelm Smets: Wenn von sonderbaren und verschlungenen Lebensläufen deutscher Dichter und Schriftsteller die Rede ist, wird man seinen Namen mit an erster Stelle nennen müssen. Als Sohn eines kurkölnischen, vom Niederrhein nach Reval an Kotzebues Theater als Mime verschlagenen Kriminalrichters und einer kaum den Kinderschuhen entwachsenen Schauspielerin am Finnischen Golf geboren, in zartester Jugend schon als Theaterkind in stummen Rollen auf den Brettern tätig, durch die baldige Scheidung der Eltern früh der Mutter beraubt und sie jahrelang tot glaubend; in des Vaters rheinischer Heimat, im damalig kaiserlich-französischen Lyzeum zu Aachen von Jesuiten erzogen, aber ein feuriger deutscher Patriot, der eine Vorläuferin der späteren Burschenschaft gründet und sich der Haft durch die Flucht entziehen muß; bei Ausbruch der Freiheitskriege freiwilliger Jäger und bald Offizier im Hauptquartier Gneisenaus und Mitkämpfer bei Waterloo. Nach dem zweiten Pariser Frieden wird aus dem Landwehrleutnant ein Hauslehrer, der junge Adlige nach Wien begleitet. — Hier sieht er in einer Vorstellung des Burgtheaters nach sechzehn Jahren die Mutter als die nunmehrige große Tragödin Sophie Schröder wieder. Smets hat selbst in einem Gedicht diese Szene des Wiedererkennens geschildert.

Die Schauspielerin gab die eine der beiden Mütter in dem Drama „Salomos Urteil". Der Jüngling entdeckt in dem Antlitz die eigenen Züge und eilt bewegt hinter die Kulissen:

„Mutter, du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!"
„Wilhelm! mein ältester Sohn!" rief sie und sank mir ans Herz.

Sophie Schröder hat ihrerseits in einem Brief an Rahel Varnhagen ihre freudige Überraschung, den lange Totgeglaubten wiederzufinden, geschildert: „Er scheint ein guter Mensch, hat sehr viel gelernt und hat vor einigen Tagen unter meiner Anleitung mit recht viel Glück seine Laufbahn als Schauspieler angefangen." — Zahlreiche, bislang ungedruckte Briefe von Wilhelm Smets und Sophie Schröder, die ich im Nachlaß der Tragödin

aufgefunden habe, ermöglichen es, das früher sehr lückenhafte und einseitige Bild der Beziehungen zwischen Mutter und Sohn zu ergänzen und einzelne wichtige Begebenheiten in Smets' Leben mit seinen eigenen Worten zu schildern.

Es war natürlich, daß Sophie Schröder, die alle ihre Kinder der Bühne zugeführt hatte, auch von einer Theaterlaufbahn des ältesten wiedergefundenen Sprossen träumte. Aber seine mangelnde Begabung für den Schauspielerberuf wurde bald erkannt. Nun versuchte Smets sich als Bühnendichter mit einem unter dem Einfluß Schreyvogels und Zacharias Werners entstandenen mißglückten Schicksalsdrama „Die Blutbraut" und schrieb gleichzeitig Kritiken für Bäuerles „Wiener Theaterzeitung". Wenn der Zwanzigjährige nach glaubwürdigem Zeugnis zeitweilig nahe daran war, seinem Leben ein Ende zu machen, so waren wohl nicht nur die Geldnöte und die Enttäuschung als Schauspieler die Ursache, sondern auch die tiefe Erschütterung durch den Einblick in die zerrütteten Eheverhältnisse der Mutter, die noch bei Lebzeiten ihres zweiundzwanzig Jahre älteren und seit Jahren kränkelnden zweiten Gatten, des ehemaligen gefeierten Baritonisten Friedrich Ludwig Schröder, ein Liebesverhältnis mit dem Wiener Maler Daffinger eingegangen war, der als ein roher und rücksichtsloser Patron geschildert wird. Diese unerquicklichen Verhältnisse haben sicherlich auch dazu beigetragen, daß Smets, in seine rheinische Heimat zurückgekehrt, den Entschluß faßte, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Seine Enttäuschung, daß eine lang gehegte Jugendliebe einem anderen die Hand zum Lebensbunde reichte, war freilich der Hauptgrund. Und wieder spielte das Schicksal wunderlich mit ihm: Als Theaterkritiker hatte er die damals viel gegebene Posse von Sessa „Unser Verkehr" wegen ihrer antisemitischen Tendenz scharf verurteilt und dadurch veranlaßt, daß sie vom Spielplan des Aachener Stadttheaters verschwand. Die dankbare Judenschaft, die von dem Wunsch des jungen Journalisten, sich akademischen Studien zu widmen, gehört hatte, wies ihm für die üblichen sechs Semester die nötigen Gelder an.

Smets bezog 1818 das Priesterseminar in Köln, dann die Universität Münster, erwarb sich in Jena mit einer philosophischen Abhandlung den Doktortitel und wurde 1822 in Köln zum Priester geweiht und sofort als Domkaplan und Religionslehrer am Gymnasium angestellt. Die Mutter mag über diese Wendung der Dinge anfänglich ebenso erstaunt gewesen sein wie ihr Freund und Kollege am Burgtheater Costenoble, der kopfschüttelnd in seinem Tagebuche 1822 vermerkte: „Wunderliche Karriere! Erst Schauspieler, dann Geistlicher!" Aber sie war es zufrieden, ihren Ältesten im sichern Hafen zu sehen, zumal seine Briefe und vollends seine gedruckten Widmungen an liebevoller Aufmerksamkeit und Hochschätzung ihrer Kunst nichts zu wünschen übrig ließen. So setzte er dem schon genannten Drama „Die Blutbraut" die Zueignung vor: „Der deutschen Frau und Hochmeisterin auf dem deutschen

Kothurn Sophie Schröder dankbar und ehrfurchtsvoll gewidmet vom Verfasser," und bekundete in einem Gedicht kurz vor Empfang der Priesterweihe sein Verständnis für ihr tragisches Geschick:

„O weiß ich's doch, wie blutend du gerungen,
Daß Menschenhaß sich deiner nicht bemeistert,
Wenn Hohn dein Herz, Neid deinen Lorbeer kränkte:

Doch, wie ein Phönix hast du dich entschwungen,
Für großes Leben deinen Sohn begeistert.

Zu seinem Freunde Karl Simrock äußerte sich Smets einmal in ähnlichem Sinne, — vielleicht im Jahre 1825, als Sophie Schröder durch ihre dritte, unbesonnene und rasch wieder gelöste Heirat mit dem jungen genialisch-lüderlichen Heldenspieler Wilhelm Kunst den bösen Zungen in- und außerhalb Wiens wieder einmal reichlich Stoff zum Klatschen gab: — „Und wäre sie von Schuld nicht frei, ich müßte sie noch mehr lieben und verehren, sie — meine Mutter — und eine Maria Magdalena, der viel vergeben, weil sie viel geliebt hat." — Für der Mutter Vertrauen zu Smets spricht es, daß sie, die eifrige Protestantin, ihm ihren jüngsten und Lieblingssohn Alexander zeitweilig zur Erziehung nach Köln mitgab. Den Stiefgeschwistern begegnete auch der nunmehrige Priester mit der früheren Herzlichkeit und Ungezwungenheit. So scherzt er in einem Briefe am Schluß des Kölner Karnevals 1825: „Gott mit euch allen, liebe Kinder! Herzlichen Gruß vom Kölner Wurstel, der nach der Fastenzeit total mager geworden ist." Der Mutter erzählt er um dieselbe Zeit mit Stolz von dem ihm gewordenen ehrenvollen Auftrage, auf Goethes poetisches Sendschreiben an die Kölner Karnevalsgesellschaft in gebundener Rede zu erwidern. Als Smets 1829 das Pfarramt in Hersel verwaltete, kamen Mutter und Stiefbruder auf Besuch, den der Sohn vier Jahre später in München erwiderte. Als er nach seiner einstweiligen Pensionierung im Jahre 1837 stark mit Geldnöten zu kämpfen hatte, wurde er von der Mutter und von der ihm herzlich zugetanen Stiefschwester Wilhelmine Schröder-Devrient unterstützt. Daß er an dem Wohlergehen der Seinigen aufrichtigen Anteil nahm, bezeugt sein Brief an Alexander Schröder, als er 1841 von einer vermeintlich schweren Erkrankung der Mutter hörte: „Sehr in Besorgnis über das Befinden unserer lieben Mutter sehe ich mich veranlaßt, mich direkt an Dich zu wenden. Seit dem ersten Februar habe ich keine Nachricht mehr von ihr erhalten und höre nun durch Fräulein Charlotte von Hagn, die hier Gastvorstellungen gibt, daß Mutter sich augenblicklich in Dresden bei Minna befinde und zwar in einem solchen Zustande der Verschlimmerung ihres Fußübels, daß man fürchte, der Fuß müsse ihr abgenommen werden. Du kannst denken, wie sehr diese Nachricht mich erschreckt hat, wenngleich ich sie noch für ein falsches Gerücht halte. Ich bitte dich daher, mich umgehend zu beruhigen. Sollte aber an allem nichts sein und im

Gegenteile, wie ich hoffe, die gute Mutter sich immer besser befinden, dann sage ihr nichts von diesem Gerücht, da du weißt, wie apprehensiv sie in dieser Hinsicht ist. Sei also so gut und schreibe mir recht bald." — Ebenso besorgt zeigt er sich wegen des Schicksals seiner Stiefschwester Elisabeth, die mit dem Sohne des Hamburger Theaterdirektors Friedrich Ludwig Schmidt verheiratet war, nach dem großen Brande der Hansastadt 1842: „Ich kann nicht länger anstehen, etwas von mir hören zu lassen, um so mehr, als Ihnen gewiß jetzt jede Annäherung der Ihrigen erleichternd und angenehm bei dem Schicksal sein muß, das Ihr gutes, liebes Hamburg betroffen hat. Ich habe sogleich auf die erste Nachricht an Betty geschrieben und erwarte sehnlichst Antwort. Dazu ist Herr Verlagsbuchhändler Dumont von hier in Handelsinteressen sogleich nach Hamburg gereist, und ich habe ihn gebeten, meine Schwester aufzusuchen. Wolle Gott, daß sie doch alle drei wenigstens an Leib und Seele unbeschadet davongekommen sind. Zugleich habe ich Betty aufgefordert, auf der Stelle, falls es noch nicht geschehen wäre, ein paar Zeilen an Sie zu Ihrer Beruhigung zu richten."

1842 erhielt Smets nach der Rückkehr aus Rom, wo er von mehreren Kardinälen und auch vom Papst Gregor dem Sechzehnten huldvoll empfangen worden war, die ehrenvolle Berufung als Kanonikus an die Domkirche in Aachen. „So ist denn der Arme", schrieb die Mutter beglückt an den jüngeren Sohn, „nun auch endlich im Hafen und hat durch die Verwendung des Grafen Brühl, den er in Rom kennen lernte, eine sehr schöne Anstellung in Aachen erhalten, wodurch er vor jedem Mangel gesichert ist. Ich kann sagen, daß mich das wahrhaft und herzlich gefreut hat, und daß sein Wissen und sein Talent, die doch wirklich verdienten, sorgenfrei sein zu können, und seine herannahenden Jahre und seine Kränklichkeit es auch nötig machten, ruhig in die Zukunft sehen zu können."

Smets selber schilderte der Mutter seine neue Lage im Oktober 1844:

„Ein geräumiges, baulich sehr bequem eingerichtetes Haus nebst einem kleinen, blumenreichen Gärtchen, die gewissenhafteste Vorsorge und aufrichtigste Teilnahme von Seiten meiner Haushälterin, von meinen Kollegen freundlich aufgenommen und geachtet, von den Gebildeten gesucht und vom großen Haufen durch meine Predigten hochverehrt, — was will ich mehr? — Nur ist das Einkommen auf einer Stelle, wenn so viele Ansprüche gemacht werden, zu gering, da es, abgerechnet die Dienstwohnung, alles in allem nur an 550 Taler beträgt; es ist daher ein wahres Glück, daß ich mir durch schriftstellerische Tätigkeit noch ein Sümmchen dazu verdienen kann, obwohl diese immerwährenden Geistesanstrengungen mir mitunter doch etwas lästig werden. Meine Herren Kollegen haben alle Vermögen von Haus aus, und da läßt sich's schon bequemer an. Nun, die Anerkennung meiner Leistungen und unausgesetzten Tätigkeit ist auch etwas wert, und wenn Gott mir Gesundheit gibt, dann kann man alles tragen und alles tun."

In demselben Briefe beantwortet er eine Frage der Mutter nach der Reliquienverehrung der katholischen Kirche mit folgenden bemerkenswerten Ausführungen:

„Was nun den sogenannten heiligen Rock anbelangt, so ist dies eine rein geschichtliche Frage, und es möchten sich wohl ebensoviele Zeugnisse oder Gründe für die wahrscheinliche Echtheit als gegen dieselbe vorbringen lassen. Wer nun den ersteren Gründen beistimmt, den muß der Anblick des Gewandes Christi (besonders noch, wenn er an diesen wirklich als an den Erlöser der Menschheit glaubt) mit einem Schauder der Ehrfurcht erfüllen, der sich nicht auf das Kleid, sondern auf den bezieht, der es trug, und das ist eigentlich alles, was die Kirche hinsichtlich der Reliquienverehrung lehrt. Die angeblichen Wunder, die Übertriebenheiten bei der Verehrung — das gehört meistens in die vom Volke sich selbst geschaffene Theologie, wovon die Kirche nichts weiß und wogegen ihre aufgeklärten Diener umsonst ankämpfen. Das Volk bleibt auch hier — Volk — und eigensinnig! Wer nun aus Gründen eine solche Reliquie nicht für historisch echt hält, von dem fordert die Kirche auch nicht, daß er sie verehre; jedenfalls aber scheint mir ein feindseliges Entgegentreten, wie das des bereits seit längerer Zeit von seinem Amte abgesetzten katholischen Priesters Ronge aus Schlesien in dem bekannten Briefe, ungeeignet, schon aus dem Grunde, weil es ihm nicht zusteht, einem katholischen Bischofe gegenüber eine solche wirklich bubenhaft freche Sprache zu führen, dann auch, weil er ganz außer Augen setzt, daß man bei solchen Anlässen niemandem seine Meinung aufdrängen soll. — Wer sich zur Verehrung angetrieben fühlt, den lasse man verehren, wenn er's in der rechten Weise tut, und wer diese Grenze nicht einhält, der wird durch einen noch so scharfen und bissigen Tadel nicht gebessert."

Leider verschlechterte sich um die Mitte der vierziger Jahre Smets' schon lange schwankender Gesundheitszustand zusehends und machte zeitweilig aus ihm einen überängstlichen und reizbaren Hypochonder. Als Ursache seiner häufigen Erkältungen nennt er die feuchte Kühle und den Zug, der in der alten karolingischen Kirche herrschte. „Dieser Umstand tritt am nachteiligsten für mich ein, wenn ich erhitzt von der Kanzel kommend — denn da bin ich immer noch der nämliche: älter, aber nicht kälter — nun in die feuchten Räume der Sakristei zurückkehre, um die Kirchenkleidung abzulegen. Dies geschieht nun mitunter sehr häufig, da ich während der Fasten- und Osterzeit in diesem Jahr vom 2. Februar bis zum 6. April nicht weniger als neunmal gepredigt habe und jedesmal vor einer Menschenmenge, die unabsehbar war und alle Räume füllte. Daß dies bei meinen sonstigen schriftstellerischen Arbeiten, die mitunter Fronarbeiten sind, weil sie in Lieferungen nach bestimmter Zeit dem Kontrakte gemäß erfolgen müssen, meine Zeit sehr in Anspruch nimmt, können Sie leicht denken, da ich größtenteils ein Auditorium habe, das aus vielen Geistlichen, dem Gelehrtenstande im allgemeinen und der

Hautevolee Aachens und der Umgegend besteht und nicht selten auch ganze Familien aus Düren auf der Eisenbahn sich zu meiner Predigt hier einfinden, und da muß man denn Besseres und Gründlicheres im Vorrat haben, als was sich aus dem Ärmel schütteln läßt, welche Weise übrigens auch nie die meinige gewesen ist."

Seit dem Jahre 1825 hatte Smets im Verlage Dumont-Schauberg in Köln eine Reihe Dichtungen und Erbauungsbücher erscheinen lassen. Während der Pause zwischen seinem Priesteramt wurde er von dem ihm eng befreundeten Verleger eingeladen, sich auch an der Leitung der Kölnischen Zeitung zu beteiligen, und insbesondere auf seine Anregung wurde der damals noch recht dürftige Unterhaltungsteil zu einer dauernden Einrichtung des Blattes und zeitgemäß erweitert. Smets selber steuerte unter anderem seine fesselnd geschriebenen Reiseberichte aus Oberitalien und Rom bei und versuchte sich zeitweilig auch an politischen Artikeln. Den Briefen der Mutter pflegte er gelegentlich die Handschriften neu entstandener Gedichte und eines der ersten Exemplare seines jeweiligen neuen Buches beizulegen, und stolz las Sophie Schröder Besuchern, wie ihrem alten königlichen Gönner, Ludwig dem Ersten von Bayern, welcher ja selber gern den Pegasus tummelte, daraus vor. — Ein Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn fand nach jahrelanger Trennung zuletzt 1846 statt. Smets freute sich schon im voraus, als er schrieb: „Noch ein Jahr Geduld — dann kommen Sie, ich halte Sie beim Worte ... Dann kommen Sie zu meinem Lebensjubiläum, da ich im nächsten Jahre ein Fünfziger werde." Und als die Mutter im April 1846 wirklich in Aachen eingetroffen ist, meldet er's beglückt dem Stiefbruder: „Da bin ich denn nun endlich im Besitze unserer lieben Mutter, eine Freude, die ich fast acht Jahre entbehren mußte, und ich bin fest überzeugt, daß Du Dich echt brüderlich über meine Freude mitfreuen wirst, da Du ja während so langer Zeit dieses Herzensglück genossen hast. Die Liebe, Gute ist munter und gesund und hat sich in meiner baulich etwas vernachlässigten Wohnung so gut wie möglich eingerichtet. Gott erhalte uns die Gute noch lange, lange!" — Leider sollte sich das Zusammensein von Mutter und Sohn nicht so erfreulich gestalten, wie beide gehofft hatten. In den vertraulichen Briefen, die Sophie Schröder damals aus Aachen an ihren Liebling Alexander sandte, gibt sie ihrer Enttäuschung ungeschminkten Ausdruck:

„... Im ganzen muß ich Dir sagen, daß ich meinem Gott danken will, wenn ich wieder von hier weg bin. Du wirst stutzen und fragen, warum? — So höre denn. Nicht als ob Wilhelm es an irgendeiner Aufmerksamkeit und liebevollem Benehmen fehlen ließe; nein, gewiß nicht, das heißt, er ist alles, so viel er es sein kann. Denn das ist nicht mehr der lebensfrohe Mensch mit einem freien Geist und noch rüstigem Körper, das ist ein kranker, abgemergelter, vor der Zeit zum alten Mann gewordener Mensch mit einem aschgrauen Gesicht, der tausend wirkliche und zweitausend eingebildete Plagen

hat. Dann ist er ein fürchterlicher Streiter geworden, und obgleich wir, was den Liberalismus betrifft, ganz und gar einerlei Meinung sind, so sprechen wir doch auch über hundert andere Sachen, wo er immer recht haben will und eine etwas jesuitische Sophisterei und Pietismus nicht zu verkennen ist. — Da ich das nun mit wahrer Wehmut einsehe, so vermeide ich jetzt schon so viel wie möglich, über solche Gegenstände mit ihm zu sprechen, wo dergleichen sich äußern kann. — Dann lebt er beinahe ganz von der Welt abgesondert, weil eben seine wirklichen und eingebildeten Leiden ihn von aller Geselligkeit abschließen. Ich bin doch schon beinahe acht Tage hier, und nur ein Mensch, ein Herr Schindler[1]), der hier Musikmeister ist und mich von Wien aus kennen will, hat uns besucht, und auch da entfernte sich Wilhelm gleich und sagte mir nachher, daß es ein recht guter Bekannter von ihm wäre, aber der Mann spräche so viel und so bestimmt und so laut, das könne er nicht aushalten. Den ganzen Tag hört man nichts als: jetzt habe ich wieder den Krampf, dabei paukt er sich mit beiden Fäusten in die Seiten, daß diese ungebetenen Gäste weggehen sollen; dann dauert es wieder nicht lange, dann ißt er einen tüchtigen Runken Schwarzbrod, gleich darauf wieder eine Tasse Kräutertee, dann Suppe, dann Käse — mit einem Wort, er treibt das tollste Zeug, wie es nur ein echter Hypochonder treiben kann. So meint er, daß ihm alles schadet, was ihm durchaus nicht schaden kann, und an einem Brausepulver, was ich ihn zu nehmen überredete, ist er in seiner Einbildung beinahe gestorben. — Dann sind seine ökonomischen Verhältnisse nichts weniger als brillant, denn sein fixes Gehalt ist 420 Taler und freie Wohnung, daher ist denn auch die Einrichtung so, daß ich keine besondere Bequemlichkeit habe, denn sie hatten mich in ein Zimmer gebettet, weil das Haus ein alter verfallener Kasten ist, wo das Wasser an den Wänden herunterlief und ich gleich den andern Morgen erklärte, daß ich darin nicht bleiben könnte ... Gekocht wird nicht zu Hause, sondern das Essen, was im ganzen herzlich schlecht ist, aus dem Gasthause geholt, heute Kraut mit Wurst und morgen Wurst mit Kraut. Nun du lieber Gott, der arme Kerl, der eigentlich herzlich zu bedauern ist, hat es nicht besser, und ich bin in diesem Punkte auch zufrieden, aber, daß ich mich unter solchen Umständen bald wieder wegsehne, ist mir auch nicht zu verdenken, und länger wie vierzehn Tage, höchstens drei Wochen halte ich die Geschichte nicht aus ..."

In einem späteren Briefe klagt sie:

„Sonst komme ich und bin ich mit keinem Menschen in Berührung gekommen, denn das weiß Wilhelm sehr gescheit abzuwenden, und wenn ich mich nicht irre, so ist darin eine große Schwäche, die Schwäche der Eitelkeit, zu suchen. Er will die Aufmerksamkeit, die in Gesellschaft sich doch auch ein wenig auf mich erstrecken würde, nur allein auf sich gelenkt wissen."

[1]) Der bekannte Biograph und „ami" Beethovens.

Der wahre Grund von Wilhelms Handlungsweise war wohl, daß gewisse ihm ohnehin nicht wohlwollend gesinnte Amtsbrüder, die über den Dichter und ehemaligen verunglückten Schauspieler gern spöttelten und schon vor Jahren seine vom damaligen Erzbischof Spiegel geplante Ernennung zum Kölner Domherrn hintertrieben hatten, an dem Auftreten der immer noch temperamentvollen und ihren Jahren zum Trotz gern sich jugendlich kleidenden Schauspielerin an der Seite des Sohnes im Priesterkleide Anstoß nahmen. Sophie Schröder war ihrerseits von den Aristokraten der Geburt und des Geistes von jeher viel zu sehr verwöhnt worden, um eine Zurücksetzung, von welcher Seite sie auch käme, ertragen zu können. Übrigens gestaltete sich der Verkehr zwischen Mutter und Sohn, als beide nach Köln zum Besuche dortiger Verwandten reisten, erfreulicher. „Köln hat mir recht gut gefallen," schrieb die Mutter an Alexander, „und ich habe hier manches Schöne und Herrliche gesehen und habe es sehr bereut und bedauert, daß ich nicht wenigstens acht Tage früher hergekommen bin, indem ich dann gewiß meinen Preis heraus und dreifachen Ersatz für die trübe Zeit in Aachen erhalten hätte. Diese letzten sechs Tage sind mir herumgegangen, ich weiß nicht wie. Wilhelm ist gestern Abend nach Aachen zurück. Der Domherr Sauertopf war hier teilweise ein ganz anderer Mensch und hat auch wirklich alles getan, was in seinen Kräften war, um mir Vergnügen zu machen. Er verleugnet das Schrödersche Herz nicht, aber sein Geist hat eine Richtung genommen, die mich betrübt, und sein Körper, der allerdings sehr leidend ist, leidet eben durch das Geistige tausendmal, mehr als es nötig wäre ... Daß ich übrigens in der kurzen Zeit in manchen Dingen gewiß wohltätig auf ihn gewirkt habe, ist gewiß, und so ist denn die Zeit doch nicht ganz verloren". Daß dieses letzte Zusammensein bei Smets keinen Stachel zurückgelassen hatte, bezeugen deutlich seine Briefe an die Mutter aus den beiden kommenden Jahren, den letzten seines Lebens. Insbesondere hören wir von seinem Plan, selber die Biographie Sophie Schröders zu schreiben: „Da in der früheren Auflage des Konversationslexikons mehrere Unrichtigkeiten über Sie vorgekommen waren, so hatte ich mich Brockhaus angeboten, einen vollständigen Artikel zu schreiben, man möge mir nur die Zeit bestimmen, wenn ich ihn einsenden solle. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen, aber die nähere Bescheidung blieb aus, und da sehe ich denn aus Ihrem lieben Briefe zu meinem Erstaunen, daß man mich doch bei Seite hat liegen lassen und einen anderen Berichterstatter angenommen hat. Wenn übrigens die umständlichen Angaben über den seligen Vater richtig sind, dann muß der Aufsatz von jemand herrühren, der mir jemals näher stand, und da habe ich denn niemand anderes im Verdacht als den sauberen Herrn J. B. Rousseau [1]). Übrigens lassen Sie sich das nicht zu sehr verdrießen. Ihr Ruhm steht in der Geschichte

[1]) Rheinischer Dichter, Freund Heines, 1802 bis 1867.

des deutschen Theaters zu fest begründet als durch einen Artikel in einer Kompilation (was doch nur das Leipziger Konversationslexikon ist), die nach fünf Jahren wieder veraltet sein wird, erschüttert werden zu können. — Führen Sie den Entschluß aus, Ihre Memoiren zu schreiben, wozu ich Sie schon so oft aufforderte; was ich dazu vermag, da steht ja Leib und Seele, Geist und Herz der Mutter zu Dienst, von der ich's nächst Gott habe." — Mit großer Besorgnis erfüllte die Mutter die Nachricht, daß Smets trotz seines leidenden Zustandes als Kandidat für das erste deutsche Parlament aufgestellt worden war. Sie befürchtete von den unvermeidlichen Aufregungen für seinen leidenden Zustand das Schlimmste. In der Tat wurde der Aachener Domherr am 10. Mai 1848 als Stellvertreter des Finanzministers Hansemann mit überwiegender Mehrheit gewählt und nahm nach dessen Verzicht den Platz in der Frankfurter Paulskirche ein. Mit gemischten Empfindungen meldete Smets am Sophientage der Mutter: „Da haben wir nun die Helden, die Männer der Tat, die Verspotter des deutschen Vaterlandes kennen gelernt: Herwegh — Rebell und Feigling, Heine — Pensionist von Ludwig Philipps Gnaden. Klingt mein Gedicht ‚An die politischen Dichter' jetzt nicht wie eine Vorhersagung?" — Smets schloß sich im Parlament dem rechten Zentrum an, aber teils aus Mißvergnügen über den Gang der Verhandlungen, namentlich über das Hinausschieben der wichtigsten Frage, der sogenannten Bundesexekution, teils wegen seiner Kränklichkeit nahm der gefeierte, des Wortes so mächtige Kanzelredner in den Vollversammlungen nicht das Wort. Seine damalige Stimmung und die Ursache seines baldigen Scheidens von der parlamentarischen Tätigkeit kommt in einem Briefe aus Frankfurt vom 22. Juli an die Mutter zum Ausdruck:

„Leider fand ich mich hier in mancher Hinsicht getäuscht, so wenig Weihe und Würde und wahre Begeisterung war hier vorhanden ... Was half's? Ich war einmal hier und mußte nun, solange es ging, ausharren. Als aber der wahrhaft feierliche Akt der Erwählung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser vorüber war, da fand ich doch, wie sehr die schwüle Atmosphäre des Lokals, die Gebärdung eines großen Teils der Versammlung und vor allem die langandauernden, oft sechsstündigen Sitzungen, mich wieder angegriffen hatten. Ich nahm daher einen achttägigen Urlaub und begab mich nach dem ganz nahe gelegenen Bade Soden mit seiner wahrhaft italienischen Luft. Dieser Aufenthalt hat mir ungemein wohlgetan. Hierher zurückgekommen merkte ich aber bald, daß die erneuten Anstrengungen jene Einwirkung wieder schwächten, und so entschloß ich mich denn, um meine Entlassung beim Präsidenten der Reichsversammlung einzukommen. Ich tat dies gestern und werde hoffentlich morgen schon die Genehmigung erhalten. Ich bin alsdann entschlossen, noch auf acht Tage nach Soden zu gehen und dann anfangs August nach Aachen zurückzukehren. Zugleich habe ich einen offenen Brief nach Aachen eingesandt, um meinen Wählern die Motive meines Rück-

trittes aus der Versammlung anzugeben: Erstens, daß die Dauer der Reichsversammlung noch bis ins Frühjahr 1849 sich hinziehen kann und ich die Mission nur unter der Voraussetzung angenommen hatte, daß ihre Dauer höchstens vier Monate währe; zweitens die Rücksichten, die ich meiner Gesundheit schuldig bin; drittens, daß ich mich dem Wirkungskreise nicht länger ganz entziehen darf, der durch meinen Beruf als Geistlicher bedingt ist . . ."

Die Kur in Soden hatte nicht den gewünschten Erfolg. Bald nach der Rückkunft nach Aachen starb Smets am 14. Oktober 1848. Seine letzten Seufzer waren nach Aussage seines geistlichen Beistandes seiner Mutter geweiht. Aus Frankfurt hatte er ihr als Beweis, wie „bei so manchem Unangenehmen Geist und Gemüt frisch, frei und rührig geblieben", noch die Abschriften seiner letzten in Bad Soden entstandenen Dichtungen übersandt. Sophie Schröder wurde von der Nachricht des Ablebens ihres „guten, vortrefflichen Wilhelm" aufs schmerzlichste getroffen: „Was soll ich Ihnen sagen?" heißt es in ihrem an einen Aachener Vetter gerichteten Trauerbriefe: „Ich beweine ihn, denn er ist mein Sohn, das Kind meiner Jugend, aber ich beklage ihn nicht. Ihm ist wohl. Was sollte er auch noch in dieser entarteten Welt, wo die schwache, sanfte Stimme der Ermahnung erfolglos an dem starren Felsen der verdorbenen Menschheit abgleitet? Frankfurt war freilich nicht der Ort, wo mein guter, ehrlicher Wilhelm hingehörte. Hätte er meinen Rat befolgt, so hätte ihn uns der Himmel doch vielleicht etwas länger erhalten. Doch wie gesagt, ihm ist wohl und ihm die ewige, glückselige Ruhe zu gönnen."

Als die Greisin einige Jahre später unter den Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit rücksichtslos aufräumte und ungezählte Briefe und Bilder zum Feuertode verdammte, hat sie die Briefe und Gedichte, die Wilhelm Smets ihr einst gewidmet hat, als unersetzliche Andenken in echter Mutterliebe davor behütet. —

Literarische Rundschau.

Vom Auslanddeutschtum.

Die Katastrophe, die über das Deutsche Reich hereingebrochen ist, bedeutet auch eine Katastrophe für viele Gruppen der Auslanddeutschen. Die deutschen Balten, die eben in den sicheren Hafen eingelaufen zu sein meinten, sehen sich aufs neue den Stürmen preisgegeben. Unsicher ist die Zukunft der Deutschen Ungarns: werden die treu bewährten Siebenbürger Sachsen nach der Zertrümmerung des magyarischen Ungarns ihren noch intoleranteren Gegnern, den Rumänen, anheimfallen? Werden die südungarischen Schwaben serbische, die Zipser Deutschen gar tschecho-slowakische Herren bekommen? Werden die südtiroler Deutschen und die Deutschböhmen im Namen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker den Italienern und Tschechen zum Zertreten ausgeliefert werden? Wird sich auf amerikanischem und britischem Boden noch irgendein nennenswerter Rest des Auslanddeutschtums behaupten können? Ist irgendeine feste Basis zu entdecken, auf der die deutschen Bauern der Ukraine und Rußlands ihre Existenz aufbauen könnten? —

Ja, werden nicht unmittelbar an den Grenzen des Reiches, in Elsaß und Lothringen und in den preußischen Ostprovinzen, Millionen Deutscher vom Volkskörper losgerissen und dem unsicheren Schicksal, Auslanddeutsche zu sein, überliefert? Und nicht genug damit! Tauchen nicht schon vor unserem Auge die Scharen der Auswanderer auf, die, von Arbeitslosigkeit und Hunger getrieben, ihrer Heimat den Rücken kehren? Tausende und Abertausende, fleißige Arbeiter — aber doch nur Kulturdünger für fremde Völker, dem eigenen Volke rettungslos verloren!

Selbst der Anschluß der Deutschösterreicher in ihrer Gesamtheit oder doch in ihrer Hauptmasse, wenn er Wirklichkeit werden sollte, könnte in das tiefe Dunkel dieser Aussichten kein siegreiches Licht bringen. Denn auch der österreichische Teil des Gesamtstaates würde an denselben Gebrechen leiden wie der Gesamtstaat, er müßte, damit die Bleibenden leben können, viele seiner Kinder über die Grenze ziehen lassen, und diese wären genau ebenso der Gefahr ausgesetzt, rettungslos im fremden Volkstum zu versickern. Menschenausfuhr hier wie dort!

Der Anschluß, an sich erfreulich, brächte noch keine Heilung. Der kranke Körper wäre größer, aber nicht gesünder geworden.

Angesichts dieser trüben Lage, gegen die man das Auge nur gewaltsam verschließen könnte, lag zunächst der Gedanke nahe: was hat es für Zweck, sich mit dem Auslanddeutschtum zu beschäftigen? Wir haben mit uns selbst genug zu tun! — Aber Ignorieren schafft die Sache selbst nicht aus der Welt, und es bleibt die Tatsache bestehen, daß unser — der Reichsdeutschen und der Auslanddeutschen — Schicksal trotz der politischen Trennung innerlich zusammenhängt. Wendet sich beides zum Schlechteren, so ist das kein Grund, sich von einer Sache, die uns angeht, abzuwenden.

Die Schriften, die über das Auslanddeutschtum in letzter Zeit erschienen sind, sollen daher hier — wenigstens aphoristisch — besprochen werden. Meist sind es — wie das Auslanddeutschtum großenteils selbst — Zufallsprodukte; es wäre falsch, den Eindruck hervorzurufen, als bildeten sie ein organisches Ganzes. Alle ent-

stammen sie einer überholten Periode des Krieges — als wir noch Hoffnung hatten. Sie rücken daher von selbst in eine andere Beleuchtung, aber entwertet sind sie darum an sich keineswegs.

*

Dem Dichter bietet die Welt des Auslanddeutschtums besonders fruchtbare Motive. Und wenn, wie das während des Krieges kaum vermeidlich ist, die dichterische Darstellung den unverkennbaren Einfluß bestimmter Zeitereignisse aufweist, so ist sie doch im ganzen von dem Wechsel der Zeitereignisse relativ unabhängig, sobald sie nur ihren künstlerischen Wert in sich selbst trägt. Das gilt in weitem Umfange von Mia Munier-Wroblewskas Roman aus kurländischen Leidenstagen[1]). All die verschiedenen Möglichkeiten der Stellung eines deutschen Balten zu Rußland auf der einen, zu Deutschland und dem deutschen Volk auf der anderen Seite haben hier die greifbare Wirklichkeit von Charaktergestalten angenommen: wir sehen den Russifizierten, wir sehen den Rußland und dem Zaren loyal ergebenen Balten grundsätzlich deutscher Kultur, den Deutschen, der in Opposition gegen das russische Wesen getrieben wird, und so fort. Dabei ist die Verfasserin keineswegs blind für deutsche, speziell reichsdeutsche Schwächen.

Ihr Roman ist geradezu ein Anschauungsunterricht in den Elementen des Auslanddeutschtums für den Reichsdeutschen, der immer noch so egozentrisch orientiert ist, daß er ständig Deutsch mit Reichsdeutsch identifiziert und sich deutsches Volkstum nur im Zusammenhang mit dem Deutschen Reich denken kann. „Ich glaube," heißt es da, „in diesem seltsamen Ablehnen jedes Deutschtums außerhalb der politischen Grenzen Deutschlands, das fast allen Reichsdeutschen eigen ist, liegt einer der Gründe, warum sie so unbeliebt sind ... Der Reichsdeutsche verlangt, daß man sich als Deutscher ausweist, indem man sofort ein Hoch auf Seine Majestät ausbringt. Daß man im Herzen deutsch, urdeutsch sein kann, im Herzen sowie in allen Sitten und Lebensanschauungen, ohne preußischer Reserveoffizier zu sein und ohne irgend welchen Zusammenhang mit dem Hause Hohenzollern zu haben, das begreifen sie nicht. Es liegt eine Enge darin, eine Beschränktheit des völkischen Horizontes, die uns unbegreifbar ist" (S. 34). Und auch auf eine andere Erscheinung reichsdeutschen Lebens, das Schwinden des Heimatgefühls, legt sie den Finger: „Ich weiß, daß in Deutschland der Begriff Vaterland den Begriff Heimat zu verschlingen droht: der Beamte und Offizier lebt heute im Rheinland, morgen in Masuren und hat seine Jugend vielleicht in Schleswig verbracht; keins dieser Länder ist ihm die bleibende Heimat, darum ist ihm eins der urdeutschesten Gefühle, die Liebe zur Scholle, verloren gegangen. Uns aber (den Balten) ist dieses edle Gefühl verblieben, ja, es hat sich unendlich vertieft."

Auf den Boden heißesten Nationalitätenkampfes führt uns Hans Watzlik[2]), während Adam Müller-Guttenbrunn[3]) diesmal die Nationalitätenfrage nur den Hintergrund bilden läßt. Er gibt die Geschichte einer vielköpfigen Schwabenfamilie, gruppiert um die liebes- und leidensfähige Tochter Meister Jakobs als Hauptperson (im einzelnen erinnern dabei die Motive der kranken Frau und der Vergiftung an Sudermanns „Litauische Geschichten").

*

[1]) Mia Munier-Wroblewska, Und doch! Ein Roman aus Kurlands Leidenstagen. Stuttgart und Berlin 1917, J. G. Cottasche Buchhandlung.

[2]) Hans Watzlik, O Böhmen! Roman. Leipzig 1917, L. Staackmann.

[3]) Adam Müller-Guttenbrunn, Meister Jakob und seine Kinder. Leipzig 1918, L. Staackmann.

Derselbe Adam Müller-Guttenbrunn legt uns zwei Auswahlsammlungen vor. Die eine[1]) will die Sorgen zum Ausdruck bringen, die im alten Ungarn der Magyaren für uns schlummerten. Es ist eine Auswahl von Aufsätzen, die er im Lauf der Jahre über das Banat im besonderen und über Ungarn im allgemeinen geschrieben hat. Es ist etwas anderes, Aufsätze zu schreiben, etwas anderes, sie in Buchform herauszugeben. Das volle Schwergewicht eines Buches werden sie kaum erreichen; sie bleiben Studien und Skizzen für seine Romane. Aber ein erfolgreicher Schriftsteller darf sich wohl auch einmal dies erlauben. Die zweite Sammlung[2]) bietet nur eine Auswahl solcher Kapitel aus seinen jedermann zugänglichen Romanen und Erzählungen, die zusammen ein Bild des deutschen Lebens in Südungarn geben.

Ein anderer Dichter, auch in Wien lebend wie Adam Müller-Guttenbrunn, der ihm die orientierende Vorrede beigesteuert hat, legt jetzt zum ersten Male eine Sammlung seiner Gedichte vor, die meist schon vor dem Kriege entstanden sind: Josef Reichl[3]). Ihr äußeres Kennzeichen ist der eigentümlich altertümliche Dialekt, wie er bei den Heanzen im westlichen Ungarn, der Heimat des Dichters, gesprochen wird. (Aus den sich widersprechenden Zeitungsnachrichten ist nicht klar zu ersehen, ob dies — bisher politisch ziemlich indifferente — deutschsprachige Gebiet sich jetzt von Ungarn lösen und an Deutschösterreich anschließen oder nur eine gewisse Autonomie haben will, um unter Wahrung seiner Eigenart im ungarischen Staatsverband zu bleiben.) Schon bei früherer Gelegenheit ist eine Probe seiner Dichtung mitgeteilt („Deutsche Rundschau", Juni 1916, S. 471 ff.); jetzt rundet sich das Bild. Einfache Motive beherrschen die Dialektdichtung; der Dialektdichter wendet sich ja nicht an die Deutschen des ganzen Volkes, sondern nur an die Genossen seiner trauten Heimat, nicht an die Bewohner einer Stadt, sondern nur an die seines eigenen Hauses. Diesem innigeren und zugleich engeren Kreise entspricht die Wahl seiner Stoffe. So auch bei Reichl. Vor allem ist der Preis der Heimat, der uns aus jeder Dialektdichtung entgegentönt: nirgend auf Erden ist es so schön wie gerade hier, nirgends sind die Menschen so prächtig!

Dos singt und lacht af niadn Bam
Und rauscht aus Bach und Quelln
Und nindascht folln ma d'Sunnstrohln sao
Ins wohne [= warme] Herz, die helln.

Und wen i red und wen i siach
Und wen i grod bigegn,
De Leut sein oll sao lia(b) und guat,
Wia seltn wo oa z'sehgn.

A Menschenschlo(g) vull Lebn und Kroft,
Van echtn deutschn Bluat —
Drum lo(b) i ma mei Rootol [= Raabtal] holt,
Wo sao wos grotn tuat!

[1]) Adam Müller-Guttenbrunn, Deutsche Sorgen in Ungarn. Studien und Bekenntnisse. Verlegt bei Ed. Strache, Wien-Warnsdorf-Leipzig. 1918.

[2]) Adam Müller-Guttenbrunn, Deutsches Leben in Ungarn. Im Insel-Verlag zu Leipzig. Ohne Jahr. [Österreichische Bibliothek Nr. 18.]

[3]) Josef Reichl, Hinta Pfluag und Aarn. Gedichte aus dem Raabtale in Heanzerischer Mundart. Wien 1918, Verlag Leonhardt (K. K. Universitätsbuchhandlung Georg Szelinski). [Aarn = Egge.]

Er freut sich am Landleben und freut sich an der Natur. Nicht stürmisch und achtlos über Felder und Wiesen eilen, hübsch langsam! und ab und an stehen bleiben, um ihre einfachen Schönheiten besser zu genießen!

Wer wird denn rennan do a so,
Den We(g) muaß ma mit Aondacht geh
Und stehn bleibn hie und do.

Wer wird do eiln!
Loß üns vaweiln
Und los [= horch], wia d' Vögln singan, schlogn
Und iahnan Gsaong vül hundert Meiln
Zum Himmöl affitrogn!

Abendgeläut, Sonntag, Dorfmusik, Heumahd, Spätsommer, das Familienleben mit Mutterliebe, Vaterfreude, Heimweh sind der Gegenstand seiner Dichtung; auch, wie der große Krieg in seine Welt hineinragt, ist es doch seine kleine Welt, die er in Bewegung setzt: das brave Liesel strickt für den Vater oder die Daheimgebliebenen — Frauen, Kinder und Greise — bestellen an Stelle der Männer den Acker. Harmloser Humor, der dem Dialekt so wohl ansteht, fehlt auch in diesen Gedichten nicht.

Der andere Band, weniger idyllisch, setzt der Teilnahme der ungarländischen Deutschen am Kampf um Ungarn ein Denkmal. Wie die Deutschen im Heer kräftig vertreten waren, so mischten sich auch in den Chor der vaterländischen Dichter Ungarns deutsche Stimmen. „Wir sind stolz, in diesem Weltbrand eine solche Poesie auch in deutscher Sprache bei uns erstanden zu sehen", sagt ihr Sammler[1]). Innige Liebe und Treue dem Vaterland Ungarn mit dem obersten Kriegsherrn der Monarchie gegenüber sowie Stolz auf den reichsdeutschen Bundesgenossen sprechen sich darin aus.

Der Titel der Sammlung ist einem Gedicht entnommen, das die gleiche Überschrift „Hände weg!" führt; es lautet:

Die Hände weg von unsrer Heimat Erde!
Des Ackers Scholle sichert unser Schwert,
Daß sie durch keinen Feind entweihet werde,
Daß sicher stehe jeden Hauses Herd.

Das teure Blut sei willig hingegeben!
Die Hände weg, da meine Wiege stand!
O trautes Glück, der Liebe sonnig Leben! —
Die Hände weg! vom teuren Vaterland!

[1]) Hände weg! Deutsch-ungarländische Kriegsgedichte aus dem Weltkrieg 1914 bis 1917. Gesammelt und zugunsten des Vereins „Pro Transsylvania" herausgegeben vom Kriegsfreiwilligen Dr. Richard Huß, k. und k. Leutnant d. R., Debreczin, Kgl. Ungarische Universitätsbuchhandlung Franz von Csathy, 1918. Dabei sind auch mehrere magyarische Kriegsgedichte in deutscher Übersetzung eingestreut; sie stören nur. Zu ihrer Aufnahme lag um so weniger Grund vor, als es von dem bedeutendsten magyarischen Lyriker dieser Zeit, dem Dichter von Przmysl, eine eigene deutsche Übersetzung gibt: „Auf polnischen Fluren. Am Lagerfeuer. Przmysler Gedichte von Géza Gyóni (Achim)." Deutsche Ausgabe, veranstaltet von Rudolf Wotocsek. Dresden 1915. Verlag C. C. Meinhold und Söhne, Kgl. Hofbuchdruckerei.

Man kann vielleicht sagen, daß die meisten dieser Kriegsgedichte, wie das so bei Massendichtung nicht gut anders sein kann, ohne besonderen ästhetischen Reiz sind. Aber sie waren doch einmal vorhanden, sie waren echt. Gerade als Massenerscheinung sind sie charakteristisch; und so behalten sie, abgesehen sowohl von künstlerischem Wert wie von den Ereignissen, die später eingetreten sind, ihren geschichtlichen Wert. Weder Ungarn noch seine Deutschen brauchen sich ihrer zu schämen.

Der Sammler stellt für die Zukunft einen zweiten Band in Aussicht. Wird er im verstümmelten Ungarn seine Absicht auch ausführen können und wollen?

*

Die Erfolge der Tschechen liegen nun offen zutage. Die Keimzelle des tschechischen Staates ist die tschechische Schule. „Von keinem Volke sind mit der Schule als nationaler Waffe größere politische Erfolge erzielt worden als von ihnen." Eine konsequente, zielbewußte, von Opferwilligkeit getragene Arbeit ist hier geleistet worden, wie man das im einzelnen bei August Ritter von Wotawa[1]) nachlesen kann.

Einer verhältnismäßig optimistischen Auffassung huldigt Müller[2]). Die Bevölkerungsbewegung in Böhmen sei zum Stillstand gekommen, das Vordringen der Tschechen habe schon vor Jahren seinen Höhepunkt erreicht, die Deutschen könnten künftig ihr Sprachgebiet behaupten. Daher sei, trotz der politisch jetzt stärksten Zuspitzung (aber der Verfasser dachte noch an einen deutsch-tschechischen Ausgleich innerhalb des Österreichs der Habsburger), Anlaß zu mehr optimistischer Auffassung, als allgemein den Deutsch-Böhmen gegenüber üblich ist. „Darauf wollte ich vor allem mit dieser Veröffentlichung aufmerksam machen." Aber schon als der Verfasser diese Zeilen schrieb, hatten Krieg und Hunger die Reihen der Deutschen in Böhmen gelichtet, und seitdem hat der Umschwung der Dinge ihre Lage nicht besser gestaltet. So wird der Verfasser nur wenige zu einer optimistischen Betrachtung der deutsch-böhmischen Dinge bekehren.

*

Verhältnismäßig zahlreich ist wieder die Literatur aus dem Baltikum und über das Baltikum.

Als die Schriften erschienen, standen die deutschen Balten auf der Höhe; sie hofften auf ein Leben, das sie für immer und unlösbar mit dem deutschen Volk und Reich verbinden sollte. „Denn jedes andere Leben war für uns kein Leben mehr." Jetzt müssen sie dies Unleben führen, und noch läßt sich nicht absehen, welche Folgen das für ihre Stellung im Lande (genauer: in den beiden Ländern Lettland und Esthland) und ihre Selbstbehauptung haben mag.

Aber was ihr Schicksal auch sein mag, unvergessen soll ihnen die Hilfstätigkeit bleiben, die sie noch unter der russischen Herrschaft als loyale Untertanen des Zaren an notleidenden Reichsdeutschen getrieben haben, weil sie es nicht untätig mit ansehen konnten, wie Männer, Frauen und Kinder deutschen Blutes wehrlos ge-

[1]) Dr. August Ritter von Wotawa, Das tschechische Schulwesen. Prag 1918, Verlag Deutsche Arbeit. [10. Flugschrift der Deutschen Arbeit.]

[2]) Dr. G. H. Müller, Tschechen und Deutsche. Ein Überblick über Vergangenheit und Gegenwart. Mit einer Karte. Dresden 1918.

peinigt wurden. Der Bericht der Rigaer Stadtmission[1]), der Hauptsammelstelle dieser Arbeit, gereicht den Balten dauernd zur Ehre. Nebenbei ist er eine lebendige Widerlegung des Vorurteils, als seien im Verhältnis von Reichsdeutschen und Auslandsdeutschen die Reichsdeutschen immer die Gebenden.

Die lebensfrischen Schilderungen aus der schwersten Zeit Rigas, die wir einer ungenannten Baltin[2]) verdanken, sind auch darin wertvoll, daß sie zeigen, wie nur ganz allmählich ein Umschwung in der Stellung der deutschen Balten zu Rußland eingetreten ist, wie erst die brutal feindselige Behandlung durch das zarische Regiment ihre altererbte Loyalität erschüttert und „des Zarenreichs treueste Untertanen" in Gegensatz zum russischen Staat getrieben hat.

Von den übrigen Neuerscheinungen ist wenig zu sagen. Eine Sammlung baltischer Briefe[3]) legt Zeugnis von der hohen Kultur und der teilweise erstaunlichen Fähigkeit der Balten, gute Briefe zu schreiben, ab. Eine sorgfältige chronikalische Zusammenstellung aller für das Baltenland wichtigen Daten bietet Harry von Pistohlkors[4]) — ein Buch also zum Nachschlagen, nicht zum Lesen; ein Einzelthema behandelt Schäfer[5]) lichtvoll; statistische Angaben mannigfacher Art erhöhen den Wert einer Karte[6]). Von recht verschiedenem Wert sind die einzelnen Bändchen einer ausschließlich Kurland gewidmeten Sammlung[7]). Journalistenaufsätze, popularisierende Darstellungen, eigene Arbeiten, Veröffentlichungen aus neu er-

[1]) Aus baltischer Hilfsarbeit an notleidenden Reichsdeutschen im Weltkriege. Herausgegeben vom Baltischen Deutsch-evangelischen Notstandskomitee, dessen Zwecken der Reinertrag zugute kommt. Riga 1918, Kommissionsverlag von Jonck und Poliewsky.

[2]) Mein Heimatland in schwerer Zeit. Riga 1914/16. Von einer Baltin. Herausgegeben vom Verein für das Deutschtum im Ausland. (Ohne Ort und Jahr.)

[3]) Baltische Briefe aus zwei Jahrhunderten. Herausgegeben von Alexander Eggers. Berlin ohne Jahr. [Deutsche Bibliothek Nr. 120.]

[4]) Harry von Pistohlkors, Livlands Kampf um Deutschtum und Kultur. Eine Übersicht aller bedeutungsvollen Ereignisse aus der Geschichte des alten Ordensgebietes Livland. Berlin 1918, Puttkammer und Mühlbrecht.

[5]) Dietrich Schäfer, Kurland und das Baltikum in Weltgeschichte und Weltwirtschaft. Berlin 1918, Carl Heymanns Verlag. [Deutsche weltwirtschaftliche Gesellschaft, Vereinsschriften, 1918, Heft 8.]

[6]) Karte der Baltischen Provinzen Liv-, Est- und Kurland. Im Maßstab 1:650 000 mit vergleichenden statistischen Angaben über Größe, Bevölkerung und Wirtschaft. Leipzig ohne Jahr. Herausgegeben vom Verlag F. A. Brockhaus.

[7]) Kurland in der Vergangenheit und Gegenwart. Berlin-Steglitz. Verlag von Fritz Würtz. Bisher sind folgende Bändchen erschienen:

I. Geschichte des Herzogtums Kurland. Von B. v. Wilpert. 2. Auflage.
II. Aus dem eroberten Kurland. Beiträge verschiedener Verfasser.
III. Briefe an Elisa von der Recke. Herausgegeben von Professor Dr. D. O. Clemen. 16 Briefe. hier zum ersten Male veröffentlicht, aus kurländischen Archiven.
IV. Die Letten. Von Professor Max Boehm.
V. Kämpfe um Mitau. Winter 1916/17. Von Kriegsberichterstatter Emil Herold.
VI. Gertrud von den Brincken, Gedichte und Balladen.
VII. Aus kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von Professor Dr. D. Otto Clemen. Teils gedruckten, teils ungedruckten Tagebüchern entnommen.
IX. Von Baltischen Frauen. Von Piet von Reyher.

Weitere Bändchen sind angekündigt.

schlossenen Archiven, erste Ausgabe der Gedichte einer baltischen Dichterin — alles ist vorhanden. Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.

Von deutschen Bauernkolonien in Rußland handelt nur eine Arbeit[1]); sie ist besonders deshalb beachtenswert, weil sie für eine wesentlich günstigere Beurteilung der Wolgadeutschen eintritt. „Besonders kluge Leute reden zwar von der Rückständigkeit der deutschen Bauern in Rußland im allgemeinen und der an der Wolga im besonderen. In Wirklichkeit verhält sich die Sache gerade umgekehrt." In mancher Beziehung ist er natürlich von seiner Umgebung abhängig, aber wo wirklich „etwas für seine Verhältnisse war, da hat er mit der Entwicklung Schritt gehalten. Er arbeitet daher auch in großem Maßstab mit Maschinen, was von dem deutschen Bauer im Reich nicht behauptet werden kann." In den letzten zehn Jahren habe das wirtschaftliche Leben in den deutschen Ansiedlungen an der Wolga einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen. „Überall in den Dörfern ist große Wohlhabenheit und Reichtum entstanden. Zu gleicher Zeit hat, neben der Landwirtschaft, auch das Gewerbe ganz bedeutende Fortschritte gemacht, die zu schönen Hoffnungen berechtigten. Und in den Städten sitzt ein so starkes deutsches Unternehmertum wie kaum sonst noch unter den Deutschen in Rußland. Alles eine Folge der geistigen Regsamkeit, die den Wolgadeutschen über den wirtschaftlich fortgeschritteneren südrussischen Deutschen stellt. Und nicht nur über diesen, sondern auch über den reichsdeutschen Bauern. Wie oft hat man diese Beobachtung machen können an den gefangenen Deutschen von der Wolga. Diese geistige Regsamkeit hat sich eben auf ihn von seinem Vorfahren vererbt, der meist Handwerker, Kaufmann, Gelehrter und dergleichen war." Nun haben Krieg und Revolution ihre Existenz erschüttert und sie innerlich von Rußland gelöst. „Da taten sie sich zusammen, berieten gemeinsam und beschlossen, ihre Wohnsitze aufzugeben und wieder zurückzukehren ins Land ihrer Väter, in ihre eigentliche Heimat, wo sie endlich zur Ruhe kommen werden." Aber werden wir, jetzt selbst von Niederlage und Revolution heimgesucht, noch irgend etwas für sie tun können? Werden sie nicht weiter sich selbst überlassen bleiben?!

Hier mag auch Nagels Schrift, welche eine gute Übersicht über eine wichtige Bewegung unserer Geschichte, die Wanderung nach dem Osten, bietet[2]), angefügt werden, obwohl sie es nicht nur mit russischem, überwiegend sogar mit reichsdeutschem Boden zu tun hat. Denn ihre praktische Abzweckung war, eine neue Ostlandwanderung großen Stils, speziell nach dem Baltikum und Litauen, zu fördern. Die Ereignisse haben es mit sich gebracht, daß sein Ruf: „naer Oostland willen wy ryden!" keine willigen Ohren mehr findet, wir vielmehr von eigenen schweren völkischen Verlusten im Osten bedroht sind. Aber der historische Teil seiner Darlegungen, das ist bei weitem der größte Teil seiner Schrift, bleibt unveraltet.

*

Einen lehrreichen Vergleich zwischen Balten und Elsässern stellt Dehio[3]) an. Er macht auf die eigentümliche Erscheinung aufmerksam, daß die in geschlossener

[1]) Dr. K. Fritzler, Die Deutschen an der Wolga und ihre Zukunft. [Archiv für Innere Kolonisation, XI, 1, Oktober 1918.]

[2]) W. Ferdinand Nagel, Die Ostlandwanderung der Deutschen. Berlin 1918, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

[3]) Livland und Elsaß. Vortrag in der Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur, gehalten von Professor Dr. G. G. Dehio. Berlin 1918, Julius Springer.

Masse sitzenden Elsässer die Fremdherrschaft sehr viel weniger gut als Deutsche überstanden hätten als die an Zahl so viel geringeren, über ein fremdsprachiges Land verteilten Balten. Er findet die historische Erklärung dafür in der Scheidung von Heimatgefühl, Volksgefühl, Staatsgefühl; die Entwicklung dieser drei Faktoren sei hier und dort ganz verschieden gewesen. Zwar an Heimatliebe mögen sich beide gleich sein; aber Volksbewußtsein und Staatsbewußtsein sind verschiedene Wege gegangen. Als die Elsässer an Frankreich kamen, waren sie infolge der unglückseligen deutschen Zerrissenheit und Ohnmacht tatsächlich so gut wie staatslos, sie brachten aus dem Deutschen Reich kein Staatsbewußtsein mit. Erst unter Napoleons des Ersten ruhmreichem Kaisertum, das sie mit sich fortriß, entdeckten sie den Staat und fühlten sich durch den Anschluß an ihn innerlich und äußerlich gehoben. Von hier aus wurde nun ihr Volksbewußtsein beeinflußt; daß sie als tätige Glieder des französischen Staates doch Angehörige des großen deutschen Volkes seien, entschwand ihrem Bewußtsein. So trat ein Riß zwischen Staats- und Volksbewußtsein ein, der auch seit 1870 noch nicht geheilt ist. Das Volksbewußtsein blieb verkrüppelt.

Anders die Balten. Sie waren von vornherein in der glücklichen Lage, die Träger des (livländischen) Staates zu sein, und zwar eines deutschen Staates. Volksbewußtsein und Staatsbewußtsein waren in Harmonie und längst konsolidiert, als sie unter fremde Herrschaft kamen, und auch dann noch konnten sie lange Zeit als bevorzugte Diener des russischen Staates Deutsche bleiben. Die Spannung zwischen Staatsbewußtsein und Volksbewußtsein war hier erst ganz jungen Datums, aus der letzten Spanne vor dem Kriege, und traf auf ein gefestigtes Volksbewußtsein.

Die Elsässer — sollen wir sie in dieser Übersicht auch schon zu den Auslandsdeutschen rechnen? Das hieße zum mindesten den Tatsachen vorauseilen. Aber andererseits darf man sich nicht künstlich dagegen blind machen, daß diese verabscheuenswerte Möglichkeit beim Friedensschluß Wirklichkeit werden kann: daß Millionen deutscher Elsässer und deutscher Lothringer vom Volkskörper abgerissen werden. Denn Deutsche — dem Blute nach — werden sie ja wohl bleiben müssen. Zwar wird es in Frankreich jetzt Mode, nach dem Vorgange von Camille Jullian, die Elsaß-Lothringer für Kelten zu erklären, die nur nachträglich die deutsche Mundart angenommen hätten. Aber auf diesem Gebiete sind oft andere als wissenschaftliche Argumente ausschlaggebend. Als der unglückselige Rheinbund florierte, stellte sich flugs die „wissenschaftliche" Entdeckung ein, daß unsere Bayern gar keine Deutschen seien, sondern daß sie die Ehre hätten, als Kelten Verwandte der grande nation zu sein! Und so mag es denn zweifelhaft sein, ob wissenschaftliche Erörterungen [1]) hier etwas ausrichten und gläubige Franzosen von ihrer neumodischen Theorie bekehren werden. Neutrale werden dafür zugänglicher sein.

*

Flüchtig tauchen vor uns die Deutsch-Belgier auf [2]); einer der Ihren plaudert anziehend von ihrer Sprache, Geschichte und ihren Gebräuchen und fordert die „Gleichberechtigung unserer deutschen Muttersprache mit der französischen oder flämischen Sprache". — Es war einmal.

*

[1]) Die völkische Eigenart Elsaß-Lothringens. Von Professor Dr. Georg Wolfram. Basel 1918, Ernst Finckh.

[2]) Julius Loeb, Das hochdeutsche Sprachgebiet in Belgien. Die alte deutsche Stadt. Arel. 1918, Verlag der „Areler Zeitung" in Arel.

Über den Ozean führt uns nur Moltmann[1]); er gibt eine lesbare Übersicht über die Entwicklung der deutschen Ansiedlungen in Südbrasilien bis zum Ausbruch des Krieges. Aber wir wissen nicht, ob wir beim Friedensschluß einfach dort wieder anknüpfen können.

*

Eine zusammenfassende Darstellung hat Hoeniger[2]) bereits vor einigen Jahren versucht; jetzt liegt sie in zweiter Auflage fast unverändert vor. Hoeniger hatte nur die Wahl, mit der neuen Auflage zu warten, „bis die durch den Krieg von Grund aus umgestalteten Verhältnisse der Auslanddeutschen sich allseitig übersehen ließen" — das hätte einen Aufschub von vielen Jahren bedeutet —, oder die Kriegszeit ganz von seiner Betrachtung auszuschließen. Er entschied sich mit Recht für das letztere. Das Verdienst seiner Schrift besteht in ihrer bewußten Nüchternheit; sie gibt den Rahmen, dessen Inhalt durch Einzelforschung ausgefüllt werden müßte.

Charakteristisch für den Stand der Dinge ist, daß nicht selten angeführt wird, was von sachkundiger Seite empfohlen sei, um in bestimmten Fragen zu helfen. Daß aber auch etwas geschehen sei, davon ist nicht die Rede.

*

Zum ersten Male tritt das neugegründete Deutsche Ausland-Institut (mit seinem vollen Namen: Museum und Institut zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Ausland) mit Veröffentlichungen hervor: einer Zeitschrift[3]) und einer Monographie[4]). Die erste größere Arbeit des Instituts bestand in der Einrichtung der Kurlandausstellung, die als wandernder Anschauungsunterricht durch die größeren Städte Deutschlands zog; aus Anlaß der Ausstellung ist dieser Band herausgegeben, der unter dem Titel „Kurland" eine Reihe von Aufsätzen über Geschichte, Kultur und Wirtschaft des Landes umfaßt. Die „Mitteilungen" berichten auch über die anderen Arbeiten des Instituts; Museum, Vorträge im Reich und im Ausland, wirtschaftliche Auskunfts- und Vermittlungsstelle, Büchereien, bibliographische Sammlungen, Literatur über das Auslanddeutschtum, Archiv und noch manches andere wird da genannt, so daß man versucht ist, dem jungen Unternehmen zuzurufen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Doch scheint eine kräftige Initiative dahinter zu stehen.

*

Von der Zukunft des Deutschtums im Ausland spricht Engelhardt[5]); erfüllt von der Überzeugung, daß der Krieg um das Deutschtum in der Welt gehe,

[1]) Moltmann, Deutsche Siedelung in Süd-Brasilien. Ein erfolgreiches Jahrhundert deutscher überseeischer Siedlungsarbeit. Gotha 1918, F. A. Perthes A.-G.

[2]) Hoeniger, Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. 2. Auflage. Leipzig und Berlin 1918, Verlag von B. G. Teubner. [Aus Natur und Geisteswelt, 402. Bändchen.]

[3]) Mitteilungen des Deutschen Ausland-Instituts. (Doppel-)Heft 1 und 2, Oktober-November. Stuttgart 1918.

[4]) Kurland. Mit 16 Abbildungen. [Schriften des Deutschen Ausland-Museums 1.] Stuttgart 1917, Selbstverlag.

[5]) Engelhardt, Die Zukunft des Auslanddeutschtums. 2. Tausend. Hamburg 1918, Verlag von F. A. Vogel.

„nicht nur um den Bestand der deutschen Heimat hier in Europa, sondern darum, ob das Deutschtum in der Welt noch seinen Platz haben und immer mehr haben soll, oder ob es ins unbedeutende Dämmern der Duldung zurückgestoßen werden soll", aber doch noch in der Hoffnung auf ein glückliches Ende. Tatsächlich gelten seine Vorschläge auch jetzt noch. Denn was von deutscher Seite zur Erhaltung und Förderung des Auslanddeutschtums geschehen kann, ist — so oder so — dasselbe; nur ist die Verwirklichung sehr viel schwieriger geworden; aber darum nicht von vornherein aussichtslos. Ja, einer seiner Vorschläge wird gerade jetzt besonders dringlich. Er beklagt es, daß wir bisher nie eine Auswandererpolitik getrieben haben, daß uns daher im Laufe der Jahre Millionen und Abermillionen Menschen verloren gegangen sind[1]), die obendrein noch die Kraft unserer Rivalen stärkten. Besonders Amerika hat davon profitiert. Es könnte nicht entfernt so anmaßend auftreten, wenn seiner Volkskraft und wirtschaftlichen Macht nicht erst durch den gewaltigen Zustrom von deutschem Blut zu eigentlicher Blüte verholfen worden wäre. Man denke sich, die Leistungen der verlorenen Millionen und ihrer Nachkommen hätten in diesem Weltkriege nicht auf der Seite der Gegner gestanden! Was für einen Gewinn hätte das bedeutet!

Daraus folgt: wir bedürfen zur Auswanderung auch einer Auswanderungspolitik. Und zwar ist die Gegenwart ihrer Einführung nicht ungünstig. „Dieser Krieg hat es jedem, der es vorher noch nicht gewußt hat, deutlich gemacht, daß der Einzelne nicht sich selbst gehört, sondern seiner Volksgemeinschaft. Er ist nicht sein eigener Herr, sondern ihr eigener Diener. Sollten wir nicht aus diesem Kriege lernen, auch für das Auswandererwesen, daß der Einzelne nicht mehr so schrankenlos wie bisher über sich und sein Leben bestimmen kann? Sollten wir nicht in eine Entwicklung hineinsteuern, die der Volksgemeinschaft größere Rechte über den einzelnen Menschen gewährt als bisher, damit jeder mit seiner Art und seinem Können und seinen Kräften zum Besten des ganzen Volkes dienen kann? Dann würden wir endlich eine zielbewußte Auswanderungspolitik haben: der Einzelne wandert nicht mehr nach seinem Belieben dahin aus, wo es ihm gerade paßt. Sondern der Staat, das Volk entscheidet, wohin sich für die nächsten Jahre oder Jahrzehnte vor allem die Auswanderung der Deutschen zu richten hat, die sich außerhalb Deutschlands ein Leben schaffen wollen" (S. 19. 20).

Jetzt, wo wir nach dem Friedensschluß mit der Möglichkeit einer verstärkten Auswanderung zu rechnen haben, ist es um so nötiger, daß eine Stelle geschaffen wird, welche die amtliche Aufgabe hat, unsere Auswanderer an solche Stellen zu dirigieren, wo sie auch wirklich gedeihen können, ohne ihre (kulturelle) Zugehörigkeit zum deutschen Volke aufzugeben.

Die anderen Anregungen Engelhardts, wie es möglich sei, die Auslanddeutschen vor der Entwurzelung zu schützen, sind auch wert, wiedergegeben zu werden, um so mehr, als sie nicht „hinter der Studierlampe am grünen Tisch erdacht worden", sondern das Ergebnis eigener Erfahrungen sind. Gleichwohl widerstrebt es mir, sie im einzelnen anzuführen. Es gibt nämlich in der Literatur über das Auslanddeutschtum verstreut doch auch eine Reihe guter Gedanken und Vorschläge. Diese finden dann hier und da warme, begeisterte Zustimmung, ein paar Zeitschriftenartikel nehmen sie auf und tragen sie weiter — dann herrscht wieder Ruhe über den Wassern. Seit ich diese Beobachtung gemacht habe, kann ich brauchbare Vorschläge zugleich nur mit einem gewissen Zagen begrüßen: was wird daraus?

[1]) Vgl. auch Julius Ligocki, Sechs Millionen verloren! Hundert Jahre deutscher Auswanderung nach Übersee 1815—1914. Mit einer farbigen graphisch-statistischen Tafel. Berlin 1917, Deutscher Volksverlag „Freie Bahn".

Engelhardts Gedanken also kommen darauf hinaus, daß das Auslanddeutschtum der Diaspora die Schwächen, die ihm bisher anhafteten, nur dann überwinden und volle Lebenskraft gewinnen kann, wenn es die physische Grundlage seiner Existenz, die ihm stets fehlen wird, ersetzen wird durch eine geistige Grundlage, durch Aktivität im Zeichen deutscher Kultur.

Die deutschen „Kolonien" in fremden Städten (an sie denken Engelhardt und sein gleich namhaft zu machender Bundesgenosse in erster Linie, nicht an Ackerbausiedlungen), in denen Kaufleute und Industrielle bestimmenden Einfluß zu haben pflegen, sind aus Erwerbsinteresse entstanden; bleibt nun das materielle Interesse die Basis, auf der die Existenz der ganzen Kolonie sich aufbaut, so ist das Ende unausweichlich immer dasselbe: allmähliches Abstreifen des Deutschtums bis zum völligen Aufgehen in der Umgebung, denn erwerben kann man auch, ohne Deutscher zu sein. Es geht einmal ohne geistige Basis nicht. Und die geistige Kraft, welche hier entfaltet werden muß, welche die Beherrscherin der deutschen „Kolonien" auch in den fremden Handelsstädten werden muß, ist mehr oder minder schwach bereits in den Schulen dieser Auslandgemeinden vorhanden. Darum setzen alle Bestrebungen, welche das Auslanddeutschtum fördern wollen, bei der Auslandschule ein. Sie vor allem muß von lebendigem deutschem Geist erfüllt sein, ihre Leistung, zu dem Zweck auch die Vorbildung ihrer Lehrer ist zu steigern[1]); aber darüber hinaus müssen auch die erwachsenen Glieder der Gemeinde in und aus dem Geiste leben. Dann ist der feste Boden gefunden, auf dem stehend deutsche Auslandgemeinden der Zukunft getrost entgegensehen können. Wahrlich, keine leichte Aufgabe. Wir im Reich haben es bequemer.

*

Dunkel liegt die Zukunft vor uns — unsere eigene wie die der Auslanddeutschen. Bei aller Ohnmacht, Lähmung, Ratlosigkeit und Zerfahrenheit, die gegenwärtig auf uns lasten, bei der noch nicht überwundenen, oder wieder um sich greifenden Gleichgültigkeit in Fragen des Volkstums, die es verhindert, daß z. B. die bösen Nachrichten, die aus Deutschböhmen zu uns kommen, im Reich das Echo finden, das sie verdienten, ist es doch nötig, das Bewußtsein aufrecht zu erhalten, daß auch jenseits der Grenzen Aufgaben für uns vorhanden sind.

Gottfried Fittbogen.

Pierre Loti.

Im Oktober 1918 brachte der Draht die Nachricht, daß ein französisches Unterseeboot samt seinem Kommandanten, dem Schiffskapitän Julien Viaud, von einem österreichisch-ungarischen Tauchboot versenkt worden sei. Hätten es die Zeitungen nicht erläuternd hinzugefügt, so hätten wenige Leser gewußt, daß in der Person dieses Kapitäns einer der hervorragendsten Schriftsteller des zeitgenössischen

[1]) Die deutsche Auslandschule und die Vorbildung ihrer Lehrer. Eine Zukunftsfrage für die Stellung des Deutschtums in der Welt. Im Auftrage des Universitätsausschusses der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens in Hamburg verfaßt von Fr. von Borstel. Hamburg 1917, Verlag von C. Boysen. Im einzelnen ist der Bogen vielleicht manchmal etwas überspannt. — Auch Moltmann (siehe oben S. 123) fordert für die Deutschen Südbrasiliens vor allem die Schaffung eines ausgebildeten deutschen Schulwesens.

Frankreichs den Tod gefunden hat: so sehr ist sein Ruhm an seinen Decknamen Pierre Loti geknüpft.

Loti war nicht weit von der See geboren, an der See hat er seine Jugend verbracht, das Seemannsleben hat er sich zum Beruf erkoren, durch seine Schilderungen des Lebens, des Liebens und des Sterbens der Seeleute hat er sich seinen Ruhm erworben, als Seemann hat er nun auch den Tod gefunden. Dieser innige Zusammenhang mit dem Meere, diese Vertrautheit mit dem Leben derer, die es befahren, geben den Grundton für das literarische Bildnis Lotis; die Lichter, die noch fehlen, um es anschaulicher zu gestalten und auch die anderen Seiten seiner schriftstellerischen Begabung in ihrem Wesen und Werden begreiflicher erscheinen zu lassen, liefert ein kurzer Blick auf sein Leben, das sich in wenig Worten erzählen läßt.

Loti wurde 1850 in Rochefort geboren. Über die Einflüsse, die in seiner Jugend auf ihn gewirkt und seine Entwicklung bestimmt haben, hat er sich selbst an vielen Stellen seiner Schriften geäußert; denn wenn von irgendeinem Schriftsteller, so gilt von ihm, daß er überall sich selbst schildert; nirgends vielleicht hat er es offener und reizvoller getan als in seinem Roman d'un enfant (1890). Wir erfahren daraus, daß er als spätgeborenes Kind von seinen Eltern und seinen größeren Geschwistern verzärtelt wurde. Dieser stete Verkehr mit Erwachsenen, die Gewohnheit, beständig behütet und bevormundet zu werden, mag jene Schüchternheit, jene überzarte Empfindsamkeit in ihm erzeugt haben, die aus jeder Zeile seiner Werke spricht und die ihm auch bei seinen Kameraden als Spitznamen die Benennung nach jener indischen Blume eintrug, die er sich dann zu seinem Schriftstellernamen wählte. Es erklärt sich weiter daraus jene scheue Abgeschlossenheit, wegen der der Knabe seinen Altersgenossen im Lyzeum unangenehm auffiel, die aber seinen Werken den eigentümlichen Reiz einer starken Sonderheit verleiht. Von bedeutendem Einflusse auf die Bildung seiner Persönlichkeit war ferner die strenge Glaubensübung in seiner protestantischen Familie: das tägliche gemeinsame Lesen der Bibel, an dem alle Hausgenossen, auch die Dienerschaft, teilnahmen, mußte auf ein empfängliches Gemüt eine tiefe Wirkung ausüben — dachte er doch eine Zeitlang daran, sich dem geistlichen Stande zu widmen, als Missionar in ferne Länder zu ziehen; ein starker religiöser Einschlag ist in allen seinen Werken zu bemerken. Freilich hat gerade diese häufige und allzusehr gewohnheitsmäßig geübte Andacht schließlich zu gänzlicher Abkehr vom religiösen Bekenntnis geführt. Frühzeitig zog ihn die Musik an, und zwar galt seine Vorliebe, bezeichnend genug, Chopin. Dagegen hat er nach seinem eigenen Geständnisse aus Büchern wenig Anregung erhalten. Reisebeschreibungen las er am liebsten, auch das ist wieder bezeichnend. Diese und das Beispiel seines älteren Bruders bestimmten ihn, sich der Seemannslaufbahn zuzuwenden. Und damit war der Boden gewonnen, auf dem die Keime, die in der Jugend in ihn gelegt worden waren, zur Reife gedeihen konnten.

Die Eindrücke, die seine empfängliche Seele auf weiten Reisen in allen Erdteilen erfuhr, hat er in seinen Romanen dichterisch gestaltet. Sie scheiden sich in zwei Gruppen. Die einen erzählen Liebesabenteuer, die sich in fernen Gegenden abspielen und deren Held gewöhnlich Loti selbst ist, die andern schildern das harte und entbehrungsreiche Leben der Matrosen und Fischer. Die ersten entwerfen glänzende Gemälde all der entlegenen Himmelsstriche, die Loti gesehen hat. Aziyadé, sein erstes, ohne den Namen des Verfassers erschienenes Werk (1879), und später wieder Fantôme d'Orient (1892) und Les Désenchantés (1906) sind Erzählungen aus dem Haremsleben in Konstantinopel; Rarahu (1880), in

späteren Auflagen Le Mariage de Loti genannt, das zuerst seinen Namen bekannt gemacht hat, ist ein reizendes Stilleben aus Tahiti; Le Roman d'un spahi (1881) führt in die Wüsten Westafrikas; Madame Chrysanthème (1888) ist aus der zierlichen Welt Japans geschöpft und hat dieses Land recht eigentlich in Mode gebracht; Ramuntcho (1897) versetzt die uralte Geschichte von dem Liebespaar, das nicht zusammenkommen kann — das Mädchen ist ins Kloster gesteckt worden, weil es seiner Liebe nicht entsagen will — in das Land der Basken. Mit den Romanen der zweiten Gruppe hat Loti wohl sein Bestes und Dauerndstes geleistet. Mon Frère Yves (1883) ist die Geschichte eines Matrosen, der das Trinken nicht lassen kann; lebensvolle Schilderungen von Land und Leuten der Bretagne umranken die einfache Erzählung. Pêcheur d'Islande (1886), das erfolgreichste Buch Lotis, das gegen dreihundert Auflagen erlebt hat, erzählt ein typisches Seemannslos, das eines Fischers, der sich nach manchem Zögern mit einem Mädchen, das ihn liebt, verlobt; bevor die Hochzeit gefeiert werden kann, kommt er auf dem Meere um, umsonst und endlos von seiner Braut erwartet. Mit diesen Romanen hat Loti ein Stoffgebiet wieder aufgenommen, das seit Eugen Sue kaum gepflegt worden war[1]); aber während Sue in seiner naiven, derb-realistischen Freude am Äußerlichen im Seemannsleben nur das Abenteuerliche, Ereignisvolle sieht, steht ihm Loti als gefühlvoller, träumerischer Lyriker gegenüber; er sieht nicht so sehr die Menschen als das Meer — das Meer in allen seinen Erscheinungsformen, das ihm den düstern, gewaltigen Hintergrund bildet, auf dem sich die Schicksale der Menschen abheben. Die See ist ihm eine ungeheure Naturgewalt, eine geheimnisvolle Schicksalsmacht, die das Leben, das Denken und Fühlen der Seeleute beherrscht.

Man hat wiederholt darauf hingewiesen, daß die Literatur des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts eine große Ähnlichkeit mit der der ersten Jahrzehnte zeigt. Bei Loti ist der Zusammenhang des Jahrhundertendes mit der Romantik vielleicht am deutlichsten, gewiß auch am unmittelbarsten. Loti selbst hat oftmals versichert, er habe „gar nichts" gelesen; ist das wohl auch nicht ganz wörtlich zu nehmen, so steht doch so viel fest, daß er sich mitten in der Hochflut des Naturalismus seine Eigenart zu hüten gewußt hat. Es darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß er in der Provinz, fern vom strömenden geistigen Leben der Hauptstadt, aufgewachsen ist und auch späterhin durch seinen Beruf mehr oder weniger davon abgeschlossen war. So blieben ihm diejenigen Dichter und Schriftsteller, bewußt oder unbewußt, maßgebend, die in seiner Jugend, als er das Lyzeum besuchte, in der Provinz noch den Ton angaben, zu einer Zeit, als sich in Paris bereits andere Strömungen emporgerungen hatten. Diese Schriftsteller waren Musset und vor allem Chateaubriand, mit diesem hat er am meisten Ähnlichkeit, nicht bloß äußerlich dadurch, daß beide die Bretagne in ihr Herz geschlossen haben, Chateaubriand als sein Geburtsland, Loti als Schauplatz einiger seiner besten Werke.

[1]) Die zahllosen Seeromane, die der Kapitän Guillaume de la Landelle von den vierziger Jahren an bis zu seinem Tode (1886) im Unterhaltungsteil verschiedener Zeitungen veröffentlichte, kommen kaum in Betracht; sie erheben sich nicht über die Stufe der Hintertreppenromane. Übrigens ist der Seeroman in Frankreich immer sehr wenig gepflegt worden. Im siebzehnten Jahrhundert ließ Gomberville den Helden seines Polexandre (1629) auf allen möglichen Meeren herumschweifen und wurde so, wenn man will, der Begründer des französischen Seeromans. Doch blieb dieser Versuch ganz vereinzelt. Erst Sue hat nach dem Vorbilde Coopers und unter Verwertung eigener Erlebnisse — er war ja Marinearzt gewesen — diese Gattung wieder aufgenommen.

Bei dem Dichter der Atala wie bei Loti fällt die Vorliebe für das Fernländische, für urwüchsige Menschenrassen, einfache Naturen auf. Beide fühlen sich in ihrer Jugend von Langeweile geplagt, einer Langeweile, die unter dem Einflusse des steten Anblicks des Meeres, das einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht hat, zu Träumerei, zu einer schwermütigen Grundstimmung führt. Die meisterhafte Beherrschung der Sprache, die besonders die Pracht der fremdländischen Landschaft mit unerhörter Anschaulichkeit zu schildern versteht, ist beiden gemeinsam. Auch ein Hinneigen zu religiösen Stimmungen zeichnet beide aus. Hier aber scheiden sich ihre Wege: die Reise nach Jerusalem ist für den Katholiken Chateaubriand das Bedürfnis einer gläubigen Seele; Loti, der dieselbe Fahrt unternommen hat, kann den Glauben, den er verloren hat, dadurch nicht wiederfinden. Und darin schließt er sich eher an seinen gleich berühmten Zeitgenossen Anatole France an. Beide haben, wie vielleicht niemand in Frankreich, seit dem Schöpfer des Génie du christianisme den dichterischen Gehalt des Christentums voll erfaßt und wiederzugeben gewußt; beide haben tiefstes Verständnis für den in der Heilsbotschaft liegenden Trostgehalt gefühlt; „dasselbe tun, was seit undenklichen Zeiten die Vorfahren getan haben, blindlings dieselben Glaubensworte nachzusprechen, das ist höchste Weisheit, ist höchste Kraft" (Ramuntcho). Sie selbst aber sind in religiöser Beziehung durchaus Nihilisten. Loti glaubt nicht an Gott, nicht an Moral, er sieht nur die Nichtigkeit des Daseins, das ringsum vom Tode umlauert wird; „ich finde nichts in mir als unendliche Langeweile", sagt er (Fleurs d'ennui) mit wörtlichem Anklang an Chateaubriand, der sich auch in seinen Jugenderinnerungen (Mémoires d'Outre-tombe) an ennuis und bâillements nicht genug tun kann. Die Sucht nach Genuß, wie sie uns in Lotis Werken entgegentritt, ist kein Widerspruch gegen jene Langeweile: sie läßt sich aus seinem Berufe verstehen. Der Seemann weiß, daß er beständig von Todesgefahren umgeben ist; so lange er sich auf seinem Schiffe befindet, ist er von der übrigen Welt fast abgesperrt; setzt er einmal den Fuß auf das Land, so will er die kurze Zeit, die ihm gegönnt ist, voll ausnutzen, und er gibt sich unsinnigen Genüssen hin. „Es gibt ein Leben, das dahinfließt und von dem man demgemäß vernünftigerweise möglichst viel Genüsse fordert — bis endlich jenes unvermeidliche letzte Schreckgespenst, der Tod, kommt" (Aziyadé). So steht auch hinter allen Werken Lotis das Vergehen, der Tod als Hintergrund. Seine Romane handeln von Liebe, die von vornherein zum Absterben bestimmt ist, von echter Seemannsliebe, die durch Verschiedenheit der Sprache, der Rasse, der Ansichten, der Sitten rein sinnliches Genießen bleibt und jeder geistigen Gemeinschaft entbehrt. Oder es ist eine Liebe, der der Tod ein Ende macht, sei es in Wirklichkeit, sei es symbolisiert in der gewaltigen Naturkraft des Meeres oder in der drückenden Erhabenheit der Wüste. Doch bleibt Loti nicht bei dieser Verneinung stehen. Aus dem Gefühle der Nichtigkeit ergibt sich für ihn das Mitleid mit allen, die gleich ihm darunter zu leiden haben. Der Titel eines seiner Werke: Le Livre de la Pitié et de la Mort könnte die Überschrift seines ganzen dichterischen Schaffens sein. Daher haftet auch an allen seinen Schriften eine fast weibliche, ja nicht selten weibische Empfindsamkeit, — wie denn auch sein ganzes Auftreten, für deutschen Geschmack wenigstens, eine übertriebene Sorgfalt für die äußere Erscheinung verriet; etwas Weibisches liegt ja auch in der Koketterie, mit der er seine Liebesabenteuer erzählt.

An Anatole France schließt er sich auch darin an, daß er in einer Zeit, die das Zurücktreten des Dichters hinter seinem Stoffe, die berühmte impassibilité Flauberts, als oberste Forderung aufstellte, subjektiv zu sein wagte; er bekennt offen, er habe alle seine Bücher für sich selbst geschrieben. Literarische Verwandt-

schaft aufzudecken, mag bei einem Schriftsteller, der innige Beeinflussung durch Bücher ausdrücklich ablehnt und fast nur seine eigenen Eindrücke wiedergibt, unangebracht sein. Indessen sind doch einzelne Zusammenhänge, die ja ganz unbewußt sein können, deutlich erkennbar; sie knüpfen, wie schon erwähnt wurde, fast alle an die Romantik an. Der Einfluß Byrons ist in der tagebuchartig-lyrischen Verwertung von Reisen unverkennbar; an Th. Gautiers malerische Prosa gemahnt die Farbenpracht der Schilderungen; Chateaubriand und Flaubert verraten ihre Einwirkung in dem schillernden Glanze der Sprache, die scheinbar achtlos hingeworfen, in Wirklichkeit aber mit der größten Sorgfalt gefeilt wird. An Meisterschaft in der Schilderung besonders der fremdländischen Landschaft kommt ihm kaum ein Schriftsteller am Ende des Jahrhunderts gleich. Mag er nun die Glut eines Sonnenaufgangs in der Wüste vor den Leser zaubern oder die unermeßliche Öde des Eismeeres schildern, mag er die unnennbare Traurigkeit eines türkischen Friedhofs in uns hervorrufen oder uns durch das Gemälde eines Seesturmes erregen; mag er die farbensatte Tropenpracht oder die schwermütige Schönheit der bretonischen Küste vor uns erstehen lassen — überall zeigt er sich als der unerreichte Gestalter lebensvoller Bilder. Seine Kunst ist dabei, daß er nicht die Einzelheiten mit peinlicher Genauigkeit dem *Verstande* des Lesers nahebringt, sondern mit breiten, aber sicher hingesetzten Pinselstrichen der *Einbildungskraft* ein Gesamtbild hinzuzaubern weiß. Diese Kunst, nicht durch die altberühmte französische klassische Genauigkeit, sondern durch etwas Unsagbares, Unbestimmtes, Verschwommenes zu wirken, das Sinnende, Träumerische — Träume kommen bei ihm häufig vor, er sagt selbst von sich, er sei beständig in einem Zustande zwischen Traum und Wachen — dies alles kann ebenfalls auf die Romantik zurückweisen; näher liegt aber der Anklang an die Symbolisten am Ende des Jahrhunderts; freilich verzichtet er auf die sprachlichen und stilistischen Kunststücke und Künsteleien dieser Schule: wenn er es versteht, das Formlose, Traumhafte wiederzugeben, so genügt ihm eine einfache, ungezwungene Sprache ohne Verrenkung und Übertreibung, die althergebrachte „akademische" Sprache, so daß er bei seiner Bewerbung um einen Sitz unter den vierzig „Unsterblichen" mit leichter Mühe den Sieg über seinen Nebenbuhler Zola davontrug. Auch die Verwendung des Symbols stellt ihn der dekadenten Richtung nahe; in seinen Seeromanen ist der eigentliche Held das Meer, in anderen ein fernes, fremdartiges Land; die Menschen, und ganz besonders die Frauen, sind ihm nur Beiwerk. Vom Naturalismus, gegen den er sich ausdrücklich gewehrt hat, hat er doch die gegenständliche Genauigkeit der Schilderung.

In dieser Übergangsstellung zwischen der naturalistischen und den diese ablösenden Richtungen liegt wohl die Hauptbedeutung Lotis in literargeschichtlicher Beziehung. Er ist zusammen mit Anatole France ein Vertreter jener Gattung des Romans, die ich als die *nihilistische* bezeichnen möchte. In ihr zeigt sich zuerst der Rückschlag gegen die „wissenschaftliche" Richtung Zolas. Als der naturalistische Roman in der Mitte der achtziger Jahre auf seinem Höhepunkte angelangt war, da begann man an der alleinseligmachenden Wahrheit des „experimentellen" Romans zu zweifeln. Man fand aber zunächst nichts, was man an seine Stelle setzen könnte. Der Naturalismus mußte auf Grund seiner materialistischen Weltanschauung dem Christentum kühl, verständnislos gegenüberstehen. Jene nihilistischen Schriftsteller leugnen zwar nun noch das Christentum, aber doch nicht mehr mit voller Überzeugung, sie suchen es wenigstens zu verstehen, sie lassen die Frage offen, ob es nicht doch auch dem modernen Menschen etwas sein könne. Von diesem Zweifel ist aber nur noch ein Schritt zum positiven Bekenntnis, zum

entschiedenen Hinneigen zum Evangelium, wie wir es bei Bourget, Huysmans, Barrès, Rod, Gide u. a. vollzogen finden.

So bewahrt doch Loti allen Richtungen seiner Zeit gegenüber eine ausgesprochene Unabhängigkeit; seine Kraft und Eigenart liegt in seiner vorwiegend lyrischen Begabung. Ist auch seine Erfindungsgabe gering — in allen seinen Werken herrscht eine gewisse Gleichförmigkeit vor —, so gehört er doch durch die gewaltige Erweiterung des Stoffgebietes des Romans, den er aus dem engen Kreise des modernen Gesellschaftslebens, in den ihn der Realismus und der Naturalismus gebannt hatten, wieder in die weite Welt hinausgeführt hat, und nicht zuletzt durch die Pracht der Sprache zu den ersten Schriftstellern des zeitgenössischen Frankreichs. Seinen Werken war ein großer Erfolg beschieden, vielleicht eben weil sie zur rechten Zeit kamen, weil der selbstherrliche Naturalismus sich überlebt hatte und weil Lotis Werk eine neue Art zu verkünden schien. Er hat die Überwindung des Naturalismus vorauskünden geholfen, indem er hinter der Natur etwas Anderes, Tieferes, Unsagbares ahnen ließ.

Adolf Zauner.

Scala Santa. Von Maria Waser. Zürich, Rascher und Cie. 1918.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dr. Eduard Otto, Direktor der Viktoriaschule in Darmstadt. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. 1918.

Der Titel des kleinen Buches weckt Erinnerungen an das große Rom; die Laterankirche, das Baptisterium Konstantins, die Porta San Giovanni stehen vor uns auf, und von der Scala Santa schweift der Blick über die Ringmauern, vor denen einst die 30 000 erschlagenen Goten lagen, weit hinaus in die Campagna. — Aber wenn man etwas Großes, Heiliges, Welterschütterndes erwartet, so wird man angenehm enttäuscht durch drei feinsinnige Skizzen, in denen eine zarte Frauenseele in ihrer Mütterlichkeit sich auslebt. Diese Stufen des mütterlichen Empfindens sind die Scala Santa, zu der uns Maria Waser geleitet. Sie hat das Talent, mit wenigen Pinselstrichen viel zu geben, mehr Stimmungen als Geschehnisse, aber doch so viel charakteristische und humorvolle Beobachtung gesellschaftlicher Schwächen, wie in den „Lebendigen", daß man wünschen möchte, von ihr ein größeres Werk, einen Roman, zu lesen, in dem sich Dichtung und Wahrheit verschmelzen ließen. Unsere reale Zeit ist arm an Landschaftern der Seele, um so mehr sind solche Erscheinungen, wie dies kleine Buch, willkommen.

Das interessante Bändchen Eduard Ottos ist dem kleinen Buch Maria Wasers in mehr als einer Beziehung verwandt, schon dadurch, daß es die kulturelle Mission der Frau, der deutschen Frau besonders, genau so auffaßt wie die anmutige Schweizerin, die trotz ihres wohlerworbenen Doktorhuts, des Weibes Größe in seiner Mütterlichkeit sucht und findet. Ein überreiches Material von Wissen und Erkennen hat Otto in die knappeste Form gegossen; er hat das Historische personifiziert, hat die Heldinnen der verschiedenen Epochen selbst sprechen lassen und dadurch die Vergangenheit gegenwärtig gemacht. Die deutsche Vergangenheit, aus der wir so unendlich viel lernen könnten, wenn wir nur wollten. Gerade unsere Gegenwart mit ihren gewaltsamen Umwälzungen und Erschütterungen soll den Rückblick ins Vergangene nicht scheuen, und wenn Männer dazu keine Muße haben, die moderne Frau ist es sich schuldig, an ihre neuen Aufgaben nicht eher heranzugehen, als bis sie sich über ihre Entwicklungsgeschichte orientiert hat. Naturwissenschaftlich werden wir genug unterrichtet, kulturhistorisch viel zu wenig, man weiß ein paar Namen und Daten aus der Literaturstunde, ein paar Geschehnisse aus dem Geschichtsbuch, aber man hat kein Bild der Epochen, kein Porträt der Persönlichkeit, die vor uns stehen sollte, liebens- oder hassenswert. — Dazu aber regt Ottos „Deutsches Frauenleben" an, es interessiert, es weckt Gedanken und, was bei der Frau mehr ist, Empfindungen! Gerade jetzt, wo das blutige Schwert in die Scheide gesteckt werden soll, entbrennt der schlimmste Kampf um politische Meinungen, da muß die Frau wie Antigone sagen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" fa.

Kant und der Krieg. Von Lic. Dr. W. Bietz. 64 S. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Im Maiheft 1915 brachten die beiden Schriften von W. Bietz, „Kants Ansichten über Krieg und Frieden“, „Fichte über den Krieg“ in der „Deutschen Rundschau“ besprochen. Die vorliegende Darstellung ist in gemeinverständlicher Fassung für weite Kreise bestimmt, und sie sollte gerade jetzt von allen denjenigen Gebildeten für den Pazifismus als einen neuen Weltirrtum gelesen werden. Namentlich unsere Volksbibliotheken sollten auf sie hingewiesen. Kant glaubt an einen unendlichen Fortschritt in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes. Die endliche Vernunft, die fortschreitende Verwirklichung des Sittengesetzes fordert ein Aufhören des Krieges, eine Überwindung des „Ungeselligen“ im Menschen und in den Völkern. Gleichwohl verdammt der Philosoph den Krieg nicht, das kulturfördernde Element des Krieges nicht, er leugnet es nicht, daß der empirisch bestimmte Mensch seine ewig gültigen Gesetze des Handelns missachten und infolgedessen nie die Gewähr für eine absolute Durchführung der Rechtsgemeinschaft unter einem allgemeinen Völkerrecht bieten kann. Erst und Geschichte können alle nur in unendlicher Wechselwirkung zur völligen Einheit gelangen. Die Idee des reinen moralischen Gedankens bleibt, darauf gilt es allen Ernstes die deutsche Nation hinzuweisen, wenn sie nicht in dauernde Schwäche verfallen soll, eine Aufgabe, solange Menschen und Staaten von dem Kampfe des Guten mit dem Schlechten bedrängt werden, solange lebensfähige und weltergebietende Völker nebeneinander wohnen. Nicht die Staatsform, eine monarchische oder demokratische Verfassung der Staaten verbürgt den Frieden, sondern der sittliche Wille der Völker, ihre Lebens- und Gedankenwelt gegenseitig zu wahren, den weltbeherrschenden Mächten eines gleichmachenden und darum unsittlichen Universalismus abzuwehren. ez.

Weltliteratur. Eine Übersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek. Von Adolf Bartels. Erster Teil: Deutsche Dichtung. 432 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek Nr. 5667 ff.)

Es gibt zwei Möglichkeiten, die Geschichte der Weltliteratur darzustellen. Die eine, persönlich bedingte, sucht einfach die Geschichte der einzelnen Literaturen aufeinander abzustimmen, die andere sucht die treibenden literarischen Kräfte, die geistigen Ideen der Völker, die Lieben und Leidenschaften, aufzudecken, das Entlehnen und Geben der verschiedenen geistigen Strömungen und gibt aber selbstverständlich Vollständigkeit zu verfolgen und die innere Einheit alles geistigen Geschehens anzuerkennen. Es ist klar, daß nur dieser zweite Versuch einen tieferen Einblick in die „Weltliteratur“ ermöglichen vermag. Fortschrittsbewußt soll für den Verfasser der neueren Geschichte der Weltliteratur, Adolf Bartels, werden für den ersten Band vorliegenden, der sich, bisher allein erschienene Band behandelt die deutsche Dichtung, die folgenden werden wohl die englische, französische usw. bringen, so daß dann das Gesamtwerk eben die Geschichte der Literaturen, aber nicht die der Weltliteratur ergeben wird. Nimmt man dieser Überschrift einmal den, so muß man zugeben, daß diese Geschichte der deutschen Dichtung sehr geschickt gemacht ist. Die den einzelnen Persönlichkeiten notwendigerweise allgemeinen Bemerkungen sind knapp, aber treffend gehalten, die Zahl der angeführten Schriftstellernamen und Werke ist erstaunlich groß, besonders für die neueste Zeit („um 1900“, den allein drei Viertel des Buches gewidmet sind). Selbstverständlich fehlen zum Beispiel Max Dauthendey, Hermann Bahr, Josef Hard, überall weit unbekanntere Namen aufgenommen sind. Selbstverständlich muß bei der Verschiedenheit der Ansichten, mit denen Auffassungen begegnen, aber es kann es ohne Schaden tun, denn es ist auf der glücklichen Basis gehalten, seine Literaturgeschichte als Lesebuch durch die Reclamsche Universal-Bibliothek auszugestalten. Dadurch kann es den Benutzer in die Lage setzen, sich zu überzeugen, welche der besprochenen Werke in diese Sammlung aufgenommen sind, so daß der Text eine wertvolle Anregung, ja eine praktische Ergänzung zur Literaturgeschichte selbst ausmachen. Es ist somit ein Büchlein ein sehr empfehlenswertes Führen für jeden Freund der Universal-Bibliothek und wer wäre das nicht? und weil sie als solches um so mehr Beachtung erwarten, als die trockenen Art des Verfassers ihm nicht zum Vorteil kommt. cl.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amalthea. — Almanach auf das Jahr 1919. 218 Seiten. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag.

Andrejew. — Hinter der Front. Leonid Andrejew. Herausgegeben von René Schickele. 68 Seiten. (Europäische Bibliothek 4.) Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G. 1918.

Asséo. — Das Massengrab von Albert S. Asséo. 222 Seiten. (Europäische Bücherei.) Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G. 1918.

Barbusse. — 1: Das Frühlicht. Henri Barbusse. 95 Seiten. (Europäische Bibliothek. Herausgegeben von René Schickele.) Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G. 1918.

Bechstein. — Das Spiel von den zehn Jungfrauen, aufgeführt zu Eisenach am 24. April 1322. Nach der einzigen aufgefundenen Handschrift herausgegeben von Ludwig Bechstein. 30 Seiten. Leipzig, Friedrich Jansa.

Beik. — Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Widerlegung der Hypothese Kuno Fischers von Kasimir Beik. 100 Seiten. Leipzig, Wilhelm Schunke. 1918.

Bernstein. — Völkerbund oder Staatenbund. Eine Untersuchung von Eduard Bernstein. 29 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1918.

Bielschowsky. — Beiträge zum Blindenbildungswesen Heft 1. Zugleich erster Jahresbericht der Hochschulbücherei, Studienanstalt und Beratungsstelle für blinde Akademiker e. O. Mit einem Geleitwort Seiner Exzellenz des Herrn Ministers der geistlichen u. Unterrichtsangelegenheiten in Preußen Dr. F. Schmidt. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Bielschowsky, Direktor der Kgl. Universitäts-Augenklinik und der Blinden-Studienanstalt in Marburg a. d. Lahn. Mit 3 Textabbildungen u. 8 Tafeln. 60 Seiten. Berlin, Julius Springer. 1918.

Bischoff. — Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens. Eine Zeitbetrachtung von Diedrich Bischoff. 16 Seiten. Leipzig, Fichte-Buchhandlung. 1918.

Block. — Lehrer und Oberlehrer. Ein Mahnwort zur Einmütigkeit von Rudolf Block, Geh. Oberschulrat. 32 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Bolschewismus. Unter der Herrschaft des Bolschewismus. Erlebnisse von Rußland-Schweizern zum Besten der aus Rußland heimgekehrten, notleidenden Landsleute und zur Aufklärung des Schweizervolkes herausgegeben vom Komitee der Rußland-Schweizer. 63 Seiten. Zürich, Max Rascher & Cie. 1918.

Borries. — Evangelisches Christentum und Wissenschaft. Von Arthur von Borries, Staatsminister a. D., D. theol. h. c. 252 Seiten. Leipzig, Alfred Kröner. 1919.

Casel. — Ecclesia orans. Herausgegeben von Abt Ildefons Herwegen. II. Bändchen: O. Casel, O. S. B., Das Gedächtnis des Herrn in der altchristlichen Liturgie. 37 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1918.

Ehmke. — Flugschriften des Münchner Bundes. 4. Heft. Oktober 1918. F. H. Ehmke. Amtliche Graphik. Unter Mitwirkung des deutschen Werkbundes. 56 Seiten. München, Hugo Bruckmann.

Federer. — Gebt mir meine Wildnis wieder! Umbrische Reisekapitel von Heinrich Federer. 90 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Federer. — In Franzens Poetenstube. Umbrische Reisekapitel von Heinrich Federer. 90 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Federer. — Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius. Geschichtlein von Heinrich Federer. 64 S. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhdlg.

Federer. — Patria! Erzählung aus der irischen Heldenzeit von Heinrich Federer. 92 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Federer. — Der Fürchtemacher. Eine Geschichte aus der Urschweiz von Heinrich Federer. 75 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Federer. — Das Wunder in Holzschuhen. Geschichten aus der Urschweiz von Heinrich Federer. 68 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Frankfurter. — Wann kommt der Frieden? Eine deutsch-norwegische Erörterung herausgegeben von Dr. Richard Otto Frankfurter, Rechtsanwalt in Berlin. 85 Seiten. (Zeitspiegel, herausgegeben von Hermann Mühlbrecht. Heft 16.) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1918.

Gjellerup. — Seitlich zuerst sie sah. Von Karl Gjellerup. 421 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Gleichen-Rußwurm. Der Ritterspiegel. Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter von A. v. Gleichen-Rußwurm. Drittes Tausend. 438 S. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1918.

Graetz. — Die Atomtheorie in ihrer neusten Entwicklung. Sechs Vorträge von Dr. Leo Graetz, Professor an der Universität München. Mit 30 Abbildungen. 88 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1918.

Guardini. — Ecclesia orans. Herausgegeben von Abt Ildefons Herwegen. I. Bändchen: R. Guardini, Vom Geist der Liturgie. 2. und 3. verbesserte Auflage. 84 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1918.

Hafterlik. — Von Reiz- und Rauschmitteln. Unsere wichtigsten Genußmittel nach Zusammensetzung, Gewinnung und Mengen von Dr. Alfred Hafterlik. Mit 7 Kapitelbildern von Willy Planck. 76 Seiten. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1918.

Hartmann. — Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens von R. Julius Hartmann. Mit 46 Abbild. 214 Seiten. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1918.

Hashagen. — Umrisse der Weltpolitik. I: 1871—1907, von Justus Hashagen. 2. verbesserte Auflage. II: 1908—1914. Zweite Auflage. 147 u. 141 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt 553 u. 554.) Leipzig, B. G. Teubner. 1918.

Hommerich. — Das Völkerrecht. 3. Heft: Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit von Dr. rer. pol. August Hommerich, Hauptredakteur der „Germania". Mit einem Vorwort von Geh. Justizrat Prof. Dr. Philipp Zorn, Mitglied des preußischen Herrenhauses und Kronsyndikus. 89 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1918.

Jansen. — Gudrun. Roman von Werner Jansen. 297 Seiten. Braunschweig, Hamburg und Berlin, Georg Westermann. 1918.

Jodl. — Allgemeine Ethik von Friedrich Jodl, weiland o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Wien. Herausgegeben von Wilhelm Börner. 1. und 2. Auflage. 417 Seiten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1918.

Kautsky. — Habsburger Glück und Ende. Von Karl Kautsky. 81 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1918.

Keller. — Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und in ihre Geschichte von Ludwig Keller, herausgegeben von Dr. Schuster, Geh. Archivrat. 2. Auflage. 117 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt 463.) Leipzig, B. G. Teubner. 1918.

Keup-Berlin. — Innere Kolonisation von Dr. Erich Keup-Berlin. 43 Seiten. (Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation Heft 28.) Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 1918.

Kindborg. — Frithjof. Dramatische Bearbeitung der Dichtung Tegnérs in den Versmaßen der Urschrift (4 Akte) von Erich Kindborg. 67 Seiten. Bonn, P. Hauptmann'scher Verlag. 1918.

Kindermann. — Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im neunzehnten Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung von Dr. Heinz Kindermann. 70 S. Stuttgart, Strecker u. Schröder. 1918.

Knudsen. — Der Dichter Hermann Burte von Dr. Hans Knudsen. Mit einem Bildnis des Dichters. 75 Seiten. Konstanz a. B., Reuß und Itta-Verlagsanstalt.

Koch. Geschichte der deutschen Literatur von Prof. Dr. Max Koch. 1. Band: Von der ältesten Zeit bis 1748. 170 Seiten. 2. Band: Vom achtzehnten in das zwanzigste Jahrhundert. 175 Seiten. (Sammlung Göschen.) Berlin u. Leipzig, G. J. Göschen. 1918.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Zukunft der Künstler.

Von

Albert Dresdner.

Künstler sind — glücklicherweise! — immer mit idealen Forderungen geladen; und wenn eine Umwälzung wie die gegenwärtige sich ereignet, die große neue Möglichkeiten und Aussichten eröffnet, dann beeilen sie sich, ihre Forderungen anzumelden, und hoffen, daß die Ansprüche und Wünsche der Kunst und der Künstler in einer neuen Staatsorganisation reichere Berücksichtigung und Erfüllung finden werden als bisher. Mischt sich nun in den Chor der Hoffenden und Begeisterten die Stimme eines nüchternen Beobachters, so darf sie wohl kaum auf einen freundlichen Willkommen von dieser Seite rechnen. Und doch ist nüchterner Wirklichkeitssinn und behutsames Mißtrauen gegen alle bestechenden Selbsttäuschungen nie gebotener gewesen als gerade jetzt. Noch stehen wir in einer Periode völliger und allgemeiner Bewegung und Gärung, allein früher oder später kommt der Zeitpunkt, wo die neu ausgebildeten Zustände und Einrichtungen sich verfestigen werden, um dann voraussichtlich wieder auf lange der weiteren Entwicklung als Grundlage zu dienen und ihren ferneren Gang zu bestimmen. Werden nun die Grundlagen neuen Kunstlebens in Deutschland von vornherein besonnen und zweckmäßig gestaltet, so besteht die begründete Hoffnung, daß sich auf ihnen ein organischer, haltbarer und beständiger Bau werde errichten lassen, in dem Kunst und Künstler sich gut einrichten und unter günstigen Bedingungen ihrem Werke obliegen können. Geht man aber von Voraussetzungen aus, die der Wirklichkeit des Lebens nicht entsprechen, schafft man Einrichtungen, die nicht in ihr wurzeln und nicht von ihr getragen werden, so wird all die aufgewandte schöne Kraft nutzlos verpuffen, und das deutsche Kunstleben wird auch ferner dem Zustande der Künstlichkeit, der chaotischen Undurchsichtigkeit und der Unbefriedigung verhaftet bleiben, unter dem es nun schon so lange krankt. Wir begehen, wie mich dünkt, den Fehler, Kunstfragen oft mit einer falschen Idealität zu behandeln, indem wir außer Acht lassen, daß die künstlerische Erzeugung keine vereinzelte Erscheinung ist, sondern daß sie ein Glied im Gesamtbetriebe der nationalen Arbeit und des nationalen Haushaltes bildet. Sie kann daher nur gedeihen, wenn sie in diesen Betrieb organisch eingeordnet ist und darin den richtigen, ihr zukommenden Platz einnimmt: einen Platz unter gesunden

und förderlichen Arbeitsbedingungen, wo sie am Blutumlaufe des ganzen Volkskörpers und seiner Arbeit teilnimmt, wo sie in die anderen Formen und Äußerungen der nationalen Arbeit zweckmäßig eingreift und, wie sie diese stützt, hält und bereichert, so auch ihrerseits von ihnen getragen und gehoben wird. Die Ablösung der Kunst vom allgemeinen Arbeits- und Wirtschaftsleben ist ihr zu großem Unsegen gediehen; „wer sich der Einsamkeit ergibt, ach! der ist bald allein": so ist es auch der Kunst ergangen, die sich isoliert und dadurch den fruchtbaren Anschluß ans Leben verloren hat.

Dieser Vorgang hat auch die Stellung der Künstler auf das nachteiligste beeinflußt.

Bereits 1904 habe ich in meinem „Weg der Kunst" (besonders S. 46 ff. der ersten Auflage) auf die sich hier zur Behandlung stellenden Probleme hingewiesen und die Gründe untersucht, die dazu geführt haben, daß „der Künstler, bisher ein nützliches und notwendiges Mitglied, ja ein Führer der Gesellschaft, plötzlich zu einer überflüssigen Größe" herabsank und sein Markt ihm völlig verschüttet wurde. Fünf Jahre später hat Alfred Lichtwark mit dem ihn auszeichnenden gesunden Lebenssinne die Erscheinung ins Auge gefaßt und in einer jetzt im zweiten Bande der Auswahl seiner Schriften (S. 121 ff.) wieder abgedruckten Tischrede das Verhältnis der Künstler zur Wirklichkeit mit furchtloser Offenheit in seiner ganzen Unhaltbarkeit gekennzeichnet. Auch sonst ist die Frage seitdem wiederholt berührt worden. Während des Krieges hat sich dann Woldemar von Seidlitz ihrer angenommen und sie zum Gegenstande einer Umfrage bei Künstlern und Kunstfreunden gemacht, die sich von anderen Unternehmungen dieser Art vorteilhaft dadurch unterscheidet, daß sie durch wohldurchdachte Fragestellung das Problem bestimmt umgrenzt und so eine Anzahl nützlicher und beachtungswürdiger Meinungsäußerungen veranlaßt hat (Die Zukunft der Vorbildung unserer Künstler. Leipzig 1917). Den Anstoß zu dieser Veranstaltung hatte ein Aufsatz von Wilhelm von Bode gegeben, worin er für eine gründliche Reform der Ausbildung der Künstler eingetreten war. So wird erkennbar, wie das Problem mehr und mehr in den Mittelpunkt der öffentlichen Aussprache tritt: es umschließt eine Kernfrage, von deren Beantwortung und Lösung jede künftige Gestaltung des deutschen Kunstlebens durchaus abhängt.

Bei Drey (Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst, 1910, S. 307) findet sich eine Aufstellung über die Zahl der in Deutschland im Künstlerberufe tätigen Personen nach der Zählung vom Jahre 1907. Danach waren damals 8724 Personen im Hauptberufe als Künstler tätig. Für die Gruppe der „Kunstmaler" gibt er 6138 Gewerbebetriebe an, von denen 5890 als Hauptbetriebe bezeichnet werden (S. 309). Etwas anders sind die Zahlen, die die amtliche Veröffentlichung der Statistik des Deutschen Reiches über die Ergebnisse dieser Zählung mitteilt (angeführt nach von Seidlitz, S. 46). Sie sind noch erheblich größer und geben — Frauen eingeschlossen — 7505 Maler

und 3694 Bildhauer, zusammen also 11 199 Künstler. Künstlerische Gewerbe anderer Art, denen die Zählung 18779 Personen zuweist, bilden neben den eigentlichen Künstlern eine Sondergruppe, die hier nicht in Betracht gezogen ist. Professor Artur Kampf, der Leiter der Berliner Akademie, hat diese Angaben für übertrieben gehalten und gemeint, die Zahl der in Deutschland lebenden Künstler nur auf 4500 schätzen zu sollen. Zur Kontrolle hat nun von Seidlitz eine Probeberechnung angestellt, bei der er die Schülerzahlen der deutschen Akademien im Wintersemester 1913/14 zum Ausgangspunkte genommen hat. Diese Rechnung kann sich nur als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, als solche aber mit gutem Fug ausgeben, und sie hat bemerkenswerterweise gleichfalls in die Nähe der Zahl von 11000 deutschen Künstlern geführt, die auch die Berufszählung von 1907 ergeben hat. Dabei sind jedoch die Vertreter der angewandten Kunst nicht mitgerechnet, und deren Bestand glaubt von Seidlitz auf das Dreifache dieser Zahl schätzen zu dürfen. Für unsere Zwecke kommt es übrigens weniger auf eine genau gesicherte Zahlenangabe, als auf die Tatsache an, daß wir mit einem zureichenden Grade von Wahrscheinlichkeit auf 10000 und mehr deutsche Maler und Bildhauer zu rechnen haben, und daß weitere Tausende von Deutschen als Architekten und in der angewandten Kunst ihren Lebensberuf finden.

Erschreckende Ziffern! Unabweisbar ist die Frage: wo findet sich im sozialen und wirtschaftlichen Organismus der Nation das Bedürfnis, das die von diesen Tausenden alljährlich gelieferte, sehr umfängliche Kunstproduktion aufzunehmen und deren gerechtfertigten Anspruch, sich durch ihre Arbeit zu erhalten, zu befriedigen vermag? Und in welchem Umfange läßt sich ein solches Bedürfnis annehmen?

Da lassen sich vorerst die Baukünstler absondern, deren Kunst von je den Vorzug enger Verknüpfung mit den praktischen Bedürfnissen des Lebens besessen hat. Sie können unter allen Umständen auf ein gewisses Maß von Aufträgen rechnen. Freilich die Errichtung von öffentlichen Bauwerken großen Stiles wird vermutlich für absehbare Zeit auf das äußerste eingeschränkt bleiben; auch die Zeit der großen Geschäftsbauten ist wohl fürs erste vorüber, und der zuletzt recht in Schwung gekommene Betrieb der Erbauung vornehmer Privat- und Landhäuser dürfte ebenfalls mehr oder weniger zum Stillstande kommen. Immerhin: Bauen ist notwendig wie Seefahren; und vielleicht werden Aufträge für Arbeiter- und Kleinsiedelungen den Architekten Ersatz für manchen Ausfall bieten. Gelänge es, die Baukünstler mehr als bisher an der Errichtung der städtischen Mietshäuser zu beteiligen, so wäre für sie wie auch für den Mietshausbau nicht wenig gewonnen.

Sehr viel ungünstiger stellen sich die Aussichten der Bildhauer und der Maler dar.

Daß auf die Errichtung von öffentlichen Denkmälern ins künftige nicht mehr im bisherigen Maßstabe zu zählen ist, ergibt sich sowohl aus der neuen

sozialen wie aus der finanziellen Lage. Möglicherweise wird den Bildhauern aus dem großen Leide dieser Tage eine Anzahl von Aufträgen auf Grabdenkmäler erwachsen; im übrigen aber bleibt, wenn man von dem doch immer nur recht begrenzten Kreise öffentlicher und privater Aufträge auf Büsten, Erinnerungstafeln und dergleichen mehr absieht, wohl nur die Bauplastik im weitesten Sinne als Quelle des Bedürfnisses für bildhauerische Arbeiten. Diese Quelle könnte immerhin von Ergiebigkeit sein, zumal wenn die Arbeit für die architektonischen Verzierungen allgemein in die Hand der Bildhauer überginge. Aber freilich ist der Zeitgeschmack der Verwendung architektonischer Verzierungen überhaupt nicht eben günstig.

Nun aber vollends die Maler!

In dem Maße, wie die Kirche als Auftraggeberin ausschied und die Malerei sich mehr und mehr zu einer Staffeleikunst entwickelte, ist sie immer ausgeprägter zu einem Luxusgewerbe geworden, dessen Gedeihen auf das engste mit der Existenz einer herrschenden Gesellschaftsgruppe oder Klasse verknüpft und von ihr abhängig ist. Fürstentum und Adel, Kaufmannspatriziat und Bürgertum hatten den Wunsch, ihre Lebensformen im Bilde der Malerei festgehalten zu sehen und in diesem Spiegel sich doppelt zu genießen; auch drängte es die jeweilig herrschende Klasse, ihre Macht und Bedeutung durch die Kunst weithin sichtbar und imponierend darzustellen. In diese Organisation des Kunstbedarfs war der ganze Kunstbetrieb einbezogen; aber die Malerei sah sich, da sie am meisten vom praktischen Bedürfnisse abgelöst war, zu ihrer Erhaltung so gut wie ganz auf diese eine Quelle angewiesen. Doch zeigte sich schon in der Bürgerkunst der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der letzten Erscheinungsform dieses Typs, das Kunstbedürfnis wesentlich unsicherer und eingeschränkter. Noch war die Photographie nicht erfunden, und Goethes Rat, daß der wohlhabende Mann sich und die Seinen einmal im Leben porträtieren lassen solle, war im kultivierten Bürgertume noch lebendig: so war das Bedürfnis nach Bildnissen noch beträchtlich und ausgebreitet; allein für Gemälde größeren Stils, für die noch die Hof- und Adelskunst des Rokokos mannigfache Verwendung gehabt hatte, schmolz der Bedarf bereits sichtlich zusammen, und da die Aufträge der Fürsten, Staaten und Gemeinden dafür nicht mehr zureichten, so schuf man eine Quelle künstlichen Bedürfnisses in den Kunstvereinen, die eine charakteristische Erscheinung des Kunstlebens des neunzehnten Jahrhunderts bilden. Inzwischen hat aber der soziale Amorphismus reißende Fortschritte gemacht, und heute kann man keine bestimmt umrissene Gesellschaftsgruppe mehr erkennen, deren Kulturgesinnung ein einigermaßen geregeltes und zuverlässiges Bedürfnis nach Werken der Malerei zu verbürgen vermöchte. Die Kulturgesinnung des Bürgertums ist materialisiert und mechanisiert; den Bedarf nach Bildnissen hat die Photographie, den an Gemälden als Zimmerschmuck haben die Reproduktionen sehr verringert. Für Werke der Bildhauerkunst hat übrigens

schon das Bürgertum, sowohl im neunzehnten Jahrhundert wie auch früher in Holland, von je wenig Geschmack gehabt.

Fragt man hiernach, auf welche Bedürfnisse der Maler für die Abnahme seiner Werke rechnen kann, so ist das Ergebnis wohl sehr bedenklich zu nennen. Die große Hoffnung bleibt immer der Staat mit seinen Bestellungen und den Ankäufen für die öffentlichen Sammlungen, die doch immer nur einen winzigen Teil der Erzeugung aufnehmen können, obgleich die Museen jetzt das noch Unerprobte und Werdende bereits vielfach mit einer Weitherzigkeit berücksichtigen, die eine besonnene Museumspolitik kaum verantworten kann. Auch Gemeinden, Vereine und sonstige Körperschaften tun das Ihrige; im Publikum selbst aber bilden einen leidlich sicheren Kundenkreis nur die Sammler, deren Zahl zwar in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege gewachsen war, aber immer doch beschränkt blieb. Sonst sieht sich der Maler im wesentlichen auf das gute Glück der Gelegenheitsverkäufe angewiesen, und auch diese pflegt er nur in Ausnahmefällen mit dem Käufer selbst, sondern zumeist durch die Vermittelung des Kunsthandels abzuschließen, dessen hypertrophische Entwicklung selbst ein Symptom und eine Folge der Erscheinung ist, daß das organische Kunstbedürfnis in der modernen Gesellschaft so gut wie ganz verkrüppelt ist.

Wie nachteilig der Mangel einer unmittelbaren Fühlung zwischen Künstler und Publikum ist, ist neuerdings von verschiedenen Seiten nachdrücklich hervorgehoben, und es ist angeregt worden, ihn etwa durch die Einführung von Atelierbesuchen zu beheben. Der Versuch ist mißglückt und mußte mißglücken, weil er wieder, um Lichtwarks Ausdruck zu gebrauchen, nur eine „Unwirklichkeit" mehr schuf. Schon die Verteilung der Künstler in Deutschland macht seinen Erfolg unmöglich. Ihre ganz überwiegende Masse sitzt in wenigen Kunstmittelpunkten zusammengedrängt. Drey (S. 308) gibt die Zahl der in Bayern tätigen Künstler für 1907 auf 3543 an; danach dürfte also die Münchener Künstlerschaft allein schon damals mindestens 3000 Köpfe gezählt haben. Nimmt man etwa Berlin, Dresden, Düsseldorf und noch einige andere Orte hinzu, so wird man die Masse der deutschen Künstlerschaft beisammen haben. Wie wäre es da denkbar, daß der einzelne Künstler Fühlung mit den Privatpersonen findet, die vielleicht Geschmack für seine Werke und Lust haben, das eine oder andere davon zu erwerben! Die örtliche Zusammendrängung der Künstler wirkt automatisch auf ihre Proletarisierung hin. Es ist wahr und es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Zahl der Städte mit selbständigem Kunstleben sich in jüngster Zeit nicht unbeträchtlich vermehrt hat; allein erst wenn auch Orte wie Halle, Ulm oder Trier ihre eigenen örtlichen Künstlerschulen besitzen sollten, bestände Aussicht darauf, daß die dort ansässigen Künstler mit den Bedürfnissen und dem Geschmack ihres Publikums in lebendige Beziehung treten und einen Interessentenkreis für ihre Erzeugung gewinnen können. Wenn jemand in einer Mittelstadt sich etwa

einen Schrank bauen oder einen Ofen setzen lassen will, so weiß er oder kann es jedenfalls sehr leicht in Erfahrung bringen, an welche Handwerker oder Werkstätten er sich zu diesem Zwecke am besten wendet; kommt ihn aber die Lust an, sein Haus mit einem guten Bilde zu schmücken, so bereitet es ihm, wenn er nicht gerade mit dem deutschen Kunstleben gut vertraut sein sollte, so beträchtliche Schwierigkeiten, den Mann seiner Wahl zu entdecken, daß er von seinem Vorsatze abläßt oder sich eben dem ersten besten Kunsthändler ausliefert.

Diese soziale Entwurzelung der Kunst hat für die Malerei die Folge gehabt, daß sie ganz zu einer Atelier- und Ausstellungskunst eingetrocknet ist. Kunstleben und Kunstschaffen stehen immer in inniger Wechselwirkung. Die Maler leben in einer eigenen, abgeschlossenen Welt, und abgeschnitten von jedem wirklichen Bedürfnisse haben sie es verlernt, das Verhältnis ihres Schaffens zur Wirklichkeit, die Wünsche, den Geschmack, die Wohnungsverhältnisse etwaiger Besteller und Käufer in Rücksicht zu ziehen. Die Künstler sahen — und sehen überwiegend wohl noch immer — gerade in dieser Unabhängigkeit ihres Schaffens von der Wirklichkeit das wahre Palladium ihrer künstlerischen Freiheit und pflegen jeden als reaktionär und unkünstlerisch zu verschreien, der diese „Freiheit" als ein Danaergeschenk zu beurteilen geneigt ist. Indes läßt sich doch aus manchen Anzeichen jüngster Vergangenheit abnehmen, daß sich die Zahl der Beurteiler zu mehren beginnt, denen es bei den Folgen dieser künstlerischen Freiheit schwül wird, und besonders ist es Lichtwark hoch anzurechnen, daß er den Mut gefunden hat, der modernen Bildnismalerei ihre „Unwirklichkeit" in kaum widerleglicher Weise vorzuhalten. Gerade das Bildnis bleibt natürlich immer der Zweig der Malerei, der noch am ehesten Anschluß an das Bedürfnis des Lebens findet; aber die künstlerische Entwicklung des modernen Bildnisses hat es dahin geführt, daß es geradezu in einen Gegensatz zu den Ansprüchen der Mehrzahl etwa möglicher Besteller, und zwar auch zu solchen Ansprüchen geraten ist, die, wie Lichtwark (S. 126 f.) hervorhebt, im Grunde ganz berechtigt und mit streng künstlerischer Auffassung und Behandlung der Aufgabe gar wohl vereinbar sind. Wenn ein gutgestellter Bürger bei einem modernen Maler sein und der Seinigen Bildnisse bestellt und er empfängt Porträts, deren gewaltsame Farbengebung die Wände seiner Wohnung sprengt, auf denen er sich und seine Lieben trübselig, wild und zerrissen, die Frau ohne Güte und Anmut, die Kinder ohne den Liebreiz der Jugend dargestellt sieht, kurz: in denen er die ganze Kultur- und Lebensgesinnung seiner Existenz ignoriert und gefälscht findet: so reicht es keineswegs zu, den Widerspruch des Mannes als Philistergeist zu bespötteln, sondern es liegt doch eine offenkundige Unfähigkeit des Künstlers vor, die Forderungen der künstlerischen Form mit denen der Kulturgesinnung in Ausgleich zu setzen und beide zu einer höheren künstlerischen Einheit zu vermählen. So sperren sich auch von dieser Seite aus gerade die stärksten und originellsten

Talente, deren Gedeihen in erster Linie zu wünschen wäre, von den Bedürfnissen der Wirklichkeit ab und überlassen das Terrain untergeordneten Durchschnittsbegabungen, die sich mit bequemen Kompromissen aus der Sache ziehen.

Die Lage der Künstler stellt sich hiernach in einem recht trüben Lichte dar. Es bleibt zu untersuchen, ob von der anscheinend sich vorbereitenden Neuordnung des öffentlichen Lebens eine Umgestaltung der Bedingungen sich erwarten läßt, auf denen sie beruht.

Sozialisierung der Kunst ist das Schlagwort des Tages. Als ihr Ziel bezeichnet das Programm des „Rates der bildenden Künstler Münchens": daß die Kunst nicht Luxus und Ausnahmezustand sein darf, daß sie vielmehr das ganze Volk und das tägliche Leben durchdringen soll (Kunstchronik vom 29. November 1918, S. 138). In dieser Fassung dürfte die Forderung auf keiner Seite Widerspruch erregen; von denen, die heute im deutschen Kunstleben wirken, hat wohl jeder einzelne zu seinem Teile dazu geholfen, der darin niedergelegten Auffassung Bahn zu brechen. Wie aber das aufgestellte Ziel zu erreichen sei, darüber besagt das Münchener Programm nichts — und doch ist gerade dies der Punkt, an dem alles hängt. Setzen wir den Fall (was doch noch keineswegs ausgemacht ist), daß im künftigen Deutschland der Arbeiterstand die herrschende Klasse bilden wird. In diesem Stande begegnet man oft einem sehr ehrenwerten Verlangen nach Kunst, das ja auch schon bisher anerkannt und in mannigfacher Weise berücksichtigt worden ist. Aber dies Verlangen ist vorerst noch durchaus idealer Natur und äußert sich hauptsächlich in dem Wunsche, mit den Kunstwerken des öffentlichen Besitzes in ein näheres Verständnis zu treten. Ehe es aber so in die Lebensführung der Arbeiterschaft hineinwächst, daß es in ihr ein wirkliches Bedürfnis bildet und als solches imstande ist, einen namhaften Teil der künstlerischen Erzeugung aufzunehmen, würde es jedenfalls noch einer gewaltigen Entwicklung bedürfen, und fraglich bleibt, ob der Arbeiter ein inneres Bedürfnis empfinden wird, die Kunst an seinem Hausbau, Hausrat und Hausschmuck zu beteiligen, bevor nicht in seine eigene Arbeit ein künstlerisches Element eingetreten ist und ihn mit einer Werkgesinnung erfüllt hat, die ihn besser als alle schulmeisterliche Kunsterziehung den Wert der Kunst zur Erhöhung des Lebensgefühls begreifen läßt. Denke man nun über diese Aussicht, wie man wolle, so ist doch gewiß, daß die Künstler sich einer Selbsttäuschung hingeben würden, wenn sie auf eine etwaige Umgestaltung der sozialen Lagerung im gedachten Sinne Hoffnungen auf eine baldige Besserung ihrer Existenzbedingungen bauen wollten. Wahrscheinlich ist dagegen, daß durch die scharfe Beanspruchung der großen Vermögen der Kreis der Sammler und damit auch der der Abnehmer von Kunstwerken sich bis auf weiteres verringern wird.

So bleibt als ultimum refugium der Staat nebst den anderen öffentlichen Organen, den Provinzen, Städten und so weiter. Gewiß können sie für die

Künstler viel tun. Sie haben Aufträge für Bauten, Garten- und Friedhofsanlagen zu vergeben; sie können — was sehr wünschenswert wäre — die Künstler in erweitertem Maße zu den Aufgaben des Stadtbaus heranziehen; sie können Bild- und Malwerke zum Schmucke öffentlicher Gebäude bestellen, den Künstlern die Entwürfe für Münzen, Kassenscheine, Briefmarken anvertrauen und noch mancherlei anderes leisten. Dazu treten dann die Ankäufe für die öffentlichen Sammlungen. Aber denke man sich die Tätigkeit der staatlichen Stellen noch so weit ausgedehnt, so wird sie doch immer nur einem Teile der Künstlerschaft die Existenz zu sichern vermögen; und zuletzt wird wohl kaum jemand leugnen, daß diesem Betriebe gerade, je höher er gesteigert wird, um so mehr das Stigma der Künstlichkeit anhaften muß. Immer bleibt die Vorbedingung für eine natürliche Entfaltung des Kunstlebens die persönliche Beziehung zwischen den Künstlern und ihren Bestellern und Käufern; der moderne Staat aber muß sich notgedrungen bureaukratisch regieren, und sei die Kunstbureaukratie noch so wohlgesinnt: Kunst und Bureaukratie geben nun einmal kein gutes Gespann. Ohnehin hat die Abladung kultureller Bedürfnisse auf den Staat in Deutschland schon einen höchst beängstigenden Umfang angenommen, und der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß der einzelne Staatsbürger und Steuerzahler sich seiner Pflicht gegen die Kunst um so mehr entledigt fühlen wird, je eifriger der Staat den Künstlern zu Hilfe kommt.

Möge sich also auch künftig im Verhältnisse des Staates zur Künstlerschaft allerlei bessern — und es gibt da wahrlich vieles, was zu bessern wäre! —, so ist doch nicht abzusehen, wie sich auf diesem Wege die Eingliederung der Arbeit der Künstler in die Volksarbeit erzielen ließe. Ich meine vielmehr, daß man darnach Umschau halten muß, ob sich nicht in der gegenwärtigen Organisation der nationalen Arbeit eine Stelle finden ließe, wo die ungeheure, in der künstlerischen Tätigkeit sich entfaltende Kraft einrücken und in einer für sie selbst und für das Volksganze förderlichen Weise nutzbar gemacht werden könnte.

In dem Münchener Programm findet sich der Hinweis, daß Handwerk und Industrie von der (neu zu gestaltenden) Kunstschule reichlich befruchtet werden sollen. Bestimmter und nachdrücklicher spricht sich Georg Biermann in seinem gleichfalls programmatisch gehaltenen Aufsatze „Das Postulat der Kunst" (Cicerone, 10. Jahrgang, S. 357) aus: „Das Handwerk bedarf der besonderen Pflege der Gemeinden und des Reiches. Ihm müssen wieder die Aufgaben zugewiesen werden, die eine von Grund auf falsch geleitete, sogenannte kunstgewerbliche Erziehung dem Künstler zuzuweisen vergeblich bemüht war, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß etwa das Handwerk als solches des Künstlers entraten kann, wo es sich um bestimmte Aufgaben handelt. Im Gegenteil: ein gut durchgebildetes Handwerk . . . ist eines der

höchsten und wichtigsten Ziele kommender Erneuerung. Es sei Instrument in der Hand des Künstlers." Mir ist von Bedeutung, daß von beiden Seiten der Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk anerkannt und hervorgehoben wird. Ich meine, daß sich vielleicht ein Weg zur Lösung finden ließe, wenn dieser Zusammenhang in einer anderen Weise organisiert wird.

Die Forderung, die Ausbildung des Künstlers auf einer gediegenen und zuverlässigen handwerklichen Schulung aufzubauen, ist nicht neu; ja, sie kann geradezu als ein immer wiederkehrendes Hauptdesiderat der öffentlichen Erörterungen über die Künstlerbildungsfrage bezeichnet werden. Von ihr ist auch die erwähnte, durch von Seidlitz veranstaltete Umfrage ausgegangen, und zwar war es die Frage der Schulorganisation, die dabei in den Vordergrund gestellt wurde. Es sollte vor allem (um einen heute vielgebrauchten Ausdruck zu verwenden) die Möglichkeit und die Zweckmäßigkeit einer künstlerischen Einheitsschule geprüft werden, durch die alle, die sich der Kunst widmen wollen, zu gehen hätten. Als der Lehrstoff dieser Schule war eine elementare, Künstlern und Kunstgewerblern gemeinsame Ausbildung gedacht; nur die als besonders begabt ausgewiesenen Schüler sollten Zulaß zu den weiteren Studien, zur Ausbildung in der „freien Kunst" erhalten, die dann vielleicht am besten den Meisterwerkstätten an den Akademien anzuvertrauen wäre. Auf einzelne wichtige Punkte dieses Meinungsaustausches wird weiterhin noch einzugehen sein; fürs erste stellt sich die grundsätzliche Frage, ob die Untersuchung bei der Schulorganisation halt machen darf. Es will mir scheinen, als ob bei uns der an sich berechtigte Glaube an die Macht der Schule allmählich etwas vom Aberglauben angenommen hat. Wir sind geneigt, die erzieherische Macht der Schule zu überschätzen, die der Praxis zu unterschätzen. Eine ähnliche Erscheinung ist auf dem Gebiete der kaufmännischen Ausbildung zu beobachten: weite Kreise erfahrener und tüchtiger Kaufleute blicken auf die neuerdings beliebt gewordenen Handelshochschulen mit unverhohlenem Mißtrauen. Echte handwerkliche Schulung setzt ihrer Natur nach ein handwerkliches Verhältnis voraus, das heißt das unmittelbare und enge Verhältnis zwischen Meister und Lehrling. Mag sich eine Schule noch so sehr um die individuelle Behandlung jedes Zöglings bemühen: sie bleibt gegenüber der ursprünglichen handwerklichen Lehrform ein Surrogat. Daß mehrere moderne Schulanstalten für angewandte Kunst Ersprießliches leisten, ist zuzugeben; beachtenswert aber ist für ihre Wirksamkeit der Hinweis von Richard Meyer, dem Leiter der Hamburger Kunstgewerbeschule, daß diese Anstalten ihre Schüler zum großen Teile aus der Praxis entnehmen, das heißt, daß die Schüler schon mit einem gewissen handwerklichen Können ausgerüstet sind, wenn sie in die Anstalt eintreten (von Seidlitz S. 17). Auch Bruno Paul und Momme Nissen haben sich für die Notwendigkeit einer handwerklichen Vorschulung ausgesprochen (ebenda S. 15 und S. 11). Nach meiner Ansicht liegt hier der Kernpunkt des Problems: die Frage des Aufbaus des künstlerischen Schulwesens ist der

Ordnung nach die zweite — die erste ist und bleibt die der Anknüpfung des künstlerischen Bildungswesens an die handwerkliche Praxis. Will man ganze Arbeit tun, so wird man sich dazu entschließen müssen, die Ausbildung der Künstler allgemein über das Handwerk zu leiten. Jeder, der sich der Kunst zu widmen gedenkt, beginnt mit einer handwerklichen Lehrzeit. Er tritt als Lehrling beim Steinmetzen, beim Stuben- und Dekorationsmaler, beim Schreiner oder Töpfer, beim Zinngießer oder Goldschmiede oder sonst bei einem der Kunst verwandten Handwerke oder aber auch bei einem Gewerbebetriebe dieser Art, etwa einer Porzellan- oder Möbelfabrik, einer Glashütte und dergleichen, ein. Der künftige Architekt, von dem ja bereits jetzt eine praktische Lehrzeit erfordert wird, beginnt beim Maurermeister. Nicht etwa als „Volontär" — denn diese Stellung ist immer eine dem Arbeitgeber wie dem Lernenden gleich unbequeme Halbheit —, sondern als richtiger Lehrling, und zwar auf so lange Zeit, daß er Gelegenheit hat, die Technik, die Erfahrung und den praktischen Betrieb sich zu eigen zu machen. Bringt man in Anschlag, daß die, die sich die Kunst als ihren Beruf erwählen, im allgemeinen an geistiger Reife und an Vorbildung über der Masse der Lehrjungen stehen, so wird man die Lehrzeit vielleicht auf eineinhalb bis zwei Jahre ansetzen. Der Staat hat es in seiner Hand, diese Wahl des Lehrganges durchzusetzen, indem er den Besuch der Akademien, öffentlichen Kunst- und Kunstgewerbeschulen und sonstigen Kunstlehranstalten, die Verleihung von Stipendien und Preisen, endlich die staatlichen Aufträge und Anstellungen von dem Nachweise einer ordentlichen handwerklichen Lehrzeit abhängig macht. Mag sein, daß im Anfange sich manche junge Kunstbeflissene um diese Anforderung drücken und in privaten Kunstschulen ihre Ausbildung suchen werden; auf die Dauer werden die Vorteile, die der Staat zu bieten hat, doch ihre Wirkung nicht verfehlen, und ist erst einmal eine Generation von Künstlern herangewachsen, die ihren Lehrgang durchs Handwerk genommen hat, so wird das neue Bildungssystem sich bald im öffentlichen Bewußtsein festsetzen.

Eine seiner Wirkungen (nicht die wichtigste) würde voraussichtlich die sein, daß eine Anzahl von Halbtalenten, bei deren Berufswahl die Aussicht auf ein paar muntere Akademiejahre nicht ganz unbeteiligt zu sein pflegt, vor der Prüfung der Lehrlingschaft zurückschrecken und sich der Kunst fernhalten würde. Das würde dann zu einer erwünschten Entlastung der künstlerischen Produktion an Umfang und an Mittelmäßigkeit führen.

Entscheidend aber kann doch allein dies sein: was die Künstler von einem solchen Verfahren für ihre Ausbildung und weiterhin für die Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz zu erwarten hätten. Dann aber auch: welche Folgen daraus für das Handwerk und seine Stellung zur Kunst vorauszusehen wären.

Ein nicht zu umgehendes Bedenken ist das, daß beim gegenwärtigen Stande des Handwerks der Erfolg der Lehrzeit für die künftigen Künstler nur

beschränkt sein kann. Das ist richtig; es bleibt aber doch, wie ich meine, für sie noch genug zu lernen und aufzunehmen, was ihnen ihre handwerklichen Lehrjahre lohnend machen würde. Vor allem macht der Künstler sich mit der Gewinnung, Beschaffung, Verwendung und Verarbeitung der Materialien und mit den üblichen Techniken vertraut. In handwerklicher Arbeit liegt aber eine starke erziehliche Kraft, und da es bei uns noch immer genug Handwerker gibt, die, mögen sie auch sonst in vielem fehlen, doch auf genaue und saubere Ausführung Wert legen, so tritt der Lernende in den Geist der Werkgesinnung, der Verpflichtung gegen das Werk ein. Mit der Übung der Hand bemächtigt sich der werdende Künstler eines Elementes, dessen Vernachlässigung innerhalb der modernen Künstlererziehung oft und mit Recht beklagt worden ist, und schließlich ist nach den Erfahrungen des Künstlerlebens durchaus nicht zu unterschätzen, daß der Lehrling sogleich in den Kreis und in die Gewohnheit ernster und regelmäßiger Arbeit sich hineingezogen sieht. Er wird sich wohl während seiner Lehrzeit die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich durch Zeichen- oder Modellierunterricht auf seine weitere Laufbahn vorzubereiten; und wenn er nun nach Vollendung der Lehrzeit eine Kunstschule bezieht, so wird diese mit neuen Vorbedingungen bei ihren Schülern rechnen können und müssen: mit einem Kapitale eigenen Könnens und Wissens, mit einer gewissen, bereits geleisteten Erziehung des Auges und der Hand, mit vertiefter Reife und vertieftem Urteile, sowie mit einem größeren Ernste in der Auffassung der Arbeit. Diese Züge und Eigenschaften kann man bei Künstlern, die durch den Gang ihres Lebens über das Handwerk zur Kunst geführt wurden, in der Regel beobachten.

Ist über diese Voraussetzung Einverständnis erzielt, so ist auch die Frage der Organisation des künstlerischen Schulwesens auf eine neue, und ich glaube, sicherere Grundlage gestellt. Jedes gesunde Schulwesen will und muß organisch arbeiten: es will an dem Gegebenen und bereits Geleisteten ansetzen und darauf weiter bauen. Haben alle, die sich der Kunst zu widmen beabsichtigen, eine handwerkliche Lehrzeit durchlaufen, so ist es nicht mehr eine amorphe Masse von Begabungen, die die Schule empfängt, sondern sie findet bereits eine gewisse, im einzelnen verschiedene, in der Hauptsache aber doch gleichartige Menge von Kenntnissen, Erfahrungen und Fertigkeiten vor, mit der sie rechnen darf und rechnen muß. Dann wird es also natürlich sein, daß die gesamte Künstlerjugend zunächst von einer gemeinsamen Schule aufgenommen wird, deren Aufgabe die allseitige und planmäßige Vertiefung und Durchbildung des Werkkönnens, ihre Durchdringung mit künstlerischem Zweck- und Formgefühle, dann aber, als Hauptbedingung weiterer künstlerischer Ausbildung, die umfassende und gründliche Erziehung und Übung des Formengedächtnisses im weitesten Sinne sein würde. Die handwerkliche Lehrzeit wird also durch eine auf der Grundlage allgemeiner künstlerischer Erziehung aufgebaute Schule für „angewandte" Kunst fortgesetzt, und erst im

weiteren Verlaufe oder nach Abschluß ihres Lehrganges erfolgt die Aussonderung der Talente, die ihre Art auf die freie Kunst weist. Nach welchen Erwägungen und Bedingungen etwa ihre Auswahl vorzunehmen und wie dann ihre fernere Ausbildung zu ordnen wäre: dies zu erörtern liegt nicht im Plane der vorliegenden Untersuchung. Ich beschränke mich vielmehr darauf, die Berechtigung, die Zweckmäßigkeit und die voraussichtlichen Wirkungen der Unterbauung aller Künstlerbildung durch Lehrlingschaft und angewandte Kunstschule des näheren zu prüfen.

Kein Künstler vermag die Tragfähigkeit seines Talentes von vornherein zu ermessen. Er bedarf der Erfahrung, und zwar zumeist einer ziemlich langen Erfahrung, um seinen Umfang zu erkennen und um Gewißheit darüber zu gewinnen, auf welche Art von Aufgaben ihn seine Begabung mit der besten Aussicht auf Gelingen hinweist. Nirgends hat der hoffnungsvoll nach großen Zielen greifende Anfänger mit so schweren Enttäuschungen, mit so herben Verzichten zu rechnen, wie in den künstlerischen Berufen. Ein zweckmäßig organisiertes Künstlerbildungswesen muß daher danach trachten, die Künstler vor vermeidbaren Umwegen und Rückschlägen, soweit das angängig ist, zu bewahren. Es muß wie ein Sieb wirken, das von vornherein die untauglichen oder schwach tauglichen Elemente ausscheidet und weiterhin auch (wenn dieser Vergleich statthaft ist) die Talente gröberen und feineren Kornes voneinander sondert. Es muß darauf hinstreben, dem werdenden Künstler die größte erreichbare Zahl von Möglichkeiten offen zu halten, damit er in Freiheit und unter vorteilhaften Bedingungen sich über die günstige Ausnutzung seiner Begabung entscheiden kann. Vor allem ist es durchaus zu vermeiden, daß der Schüler ohne hinlängliche Bürgschaften und vorzeitig der in jeder Beziehung anspruchsvollsten Form der Ausübung des künstlerischen Berufes, der „freien" Kunst, zugetrieben wird. Die Vernachlässigung dieser Forderung trägt eine Hauptschuld an der Überflutung der Malerei und Bildhauerei durch jenen erstaunlichen Troß der Mittelmäßigkeit, ja Talentlosigkeit, die die künstlerische Erzeugung ins Ungemessene steigert, die allgemeinen Existenzbedingungen des Künstlerstandes wesentlich verschlechtert und dem Erfolge der wirklich hervorragenden Künstler den Weg verlegt. Nun ist anläßlich der v. Seidlitzschen Umfrage die Besorgnis laut geworden, es könne die Begründung der künstlerischen Erziehung auf gemeinsamer Werkschulung der Ausbildung der zur freien Kunst berufenen Talente abträglich sein. Diese Besorgnis halte ich schon aus dem Grunde für unbegründet, weil die eigentliche geistige Substanz des Talentes dem Wirkungsbereiche der Schule überhaupt nicht unterliegt. Dem Künstler sein Talent zu klären, seine Ausübung zu organisieren und ihm so die Herrschaft darüber in die Hand zu geben, ihm alle Nährquellen zur Bereicherung seiner Begabung zu erschließen, schließlich ihm Auge und Hand zu üben und zu erziehen, ihn die Stoffe, deren er bei seiner Arbeit bedarf, und die Arbeitsverfahren zu lehren: das

vermag die Schule und das soll sie leisten; das Talent selbst aber vermag sie nicht zu verändern, zu vergrößern oder zu verringern. So wird eine Werkschule, deren Plan zugleich eine gediegene allgemeine künstlerische Ausbildung umfaßt, die Begabung des freien Künstlers weder antasten noch hemmen, und sollte man sie als eine harte Zumutung für die Ungeduld des künftigen Malers oder Bildhauers beurteilen, so läge auch hierin kein Nachteil: echtes Talent wächst und strafft sich in strenger Zucht. Der Hauptunterschied zwischen dem „freien" und dem „angewandten" Künstler möchte darin zu suchen sein, daß das Kapital, mit dem jener arbeitet, in erster Linie seine freischaffende Phantasie ist; sie immer von neuem auszugeben und wieder zu erneuern, erfordert eine sehr beträchtliche, sich stets wiederholende Kraftleistung, deren sich nur ein kleiner Kreis besonders starker künstlerischer Persönlichkeiten fähig zeigt. Sehr viel sparsamer gestaltet sich hingegen der geistige Haushalt des „angewandten" Künstlers, dem die gegebene Form und Bestimmung der Aufgabe eine Anregung, eine Erleichterung, eine Stütze bietet; er kann seinen Formenschatz rationeller ausnutzen, anpassen, kombinieren. So erklärt es sich, daß Meister, wie Michelangelo, Rubens, Rembrandt, Künstler von einer besonders mächtigen und leidenschaftlichen Phantasie, die jede Beschränkung als unleidlich empfindet, sich von der angewandten Kunst instinktiv ferngehalten haben; aber um die, die die Gnade haben, um die Auserwählten, die zu den großen Schöpfungen der Malerei oder Bildhauerei berufen sind, braucht man sich überhaupt nicht zu sorgen: sie werden ihren Weg mit oder ohne die Schule, trotz Tod und Teufel, finden. Die ungeheure Masse der künstlerischen Talente indes wird durch die feste Verankerung ihres Könnens im Werklichen einen sicheren Halt, eine zuverlässigere Disziplin, eine erhöhte künstlerische Verantwortlichkeit und Sittlichkeit gewinnen. Wie oft ist es nicht in jüngster Zeit erlebt worden, daß ein Talent, das sich beispielsweise in der Malerei unsicher, ja selbst haltlos zeigte und schließlich zu einem verzweifelten Radikalismus griff, um in dem Tumulte der Ausstellungen sich überhaupt nur bemerkbar zu machen: daß dieses selbe Talent sich durchaus besonnen, tüchtig und erfreulich bewährte, wenn es sich vor bestimmt begrenzte Werkaufgaben gestellt sah! Wenn aber den ganzen Künstlerstand, von den bescheidensten Dienern am Werke bis zu den Geweihten, die gleiche Werkgesinnung durchdringt, so wird dies für die organische Entwicklung und die Disziplin des künstlerischen Schaffens ein Segen sein und die zweckmäßige Verteilung und Ausnutzung der künstlerischen Kräfte wird sich mit sehr viel größerer Leichtigkeit vollziehen.

Das Kunsthandwerk, das die Künstler während des größten Teiles des neunzehnten Jahrhunderts der öden Routine überlassen haben und dessen tiefer Verfall eine schwere Einbuße an nationalem Kulturbesitze in sich schloß, bietet einer großen Zahl tüchtiger Begabungen Gelegenheit zu ersprießlicher und befriedigender Betätigung, zumal da ja die meisten Handwerke Kunsthandwerk

sein können und sein sollen. Und nun weist doch auch die ganze neuere Entwicklung unserer Kunst auf diesen Weg hin. Es war um 1890, als die Maler und auch zum Teil Bildhauer bei uns sich in schnell wachsendem Maße dem Kunsthandwerke zuzuwenden begannen; es sei nur beispielsweise an die Namen Otto Eckmann und Peter Behrens erinnert; in anderen Ländern hatte der Umschwung teilweise bereits früher eingesetzt (Morris und seine Freunde in England!). Die Umstellung der Kunstgesinnung und die wirtschaftliche Not des Künstlerstandes haben zusammengewirkt, um die Bewegung zu fördern; die künstlich aufgeführte Schranke zwischen freier und angewandter Kunst ist nun längst gefallen; Bildhauerei und Malerei haben mit Ernst und nicht ohne Erfolg danach gestrebt, sich aus ihrer abtötenden Vereinzelung zu befreien und den Anschluß an die mater artium, an die Architektur, wieder zu gewinnen, und die Malerei des letzten Tages, der Expressionismus, ist ihrer Grundstimmung nach dekorativ, das heißt angewandt, wie denn auch mehrere seiner Vertreter zum Beispiel in Glasfenstern Vorzügliches geleistet haben. Künstlerwerkstätten sind entstanden und haben gut gearbeitet, der Werkbund hat sich große Verdienste um die Organisation der Bewegung erworben. Wie ganz anders aber könnte sie sich entfalten, wenn die Ausbildung des Künstlers allgemein eine zuverlässige handwerkliche Schulung in sich schlösse! Und um wieviel ausgiebiger könnten dann auch Staat und Gemeinden die Künstler fördern! Denn während ihre Aufträge an „freier" Kunst sich immer in beschränktem Kreise halten werden, ist ihr Bedarf an Werkarbeit sehr beträchtlich, und vom Laternenpfahle und Straßengitter an stößt man in jeder deutschen Stadt auf Aufgaben, die nach der bildenden Künstlerhand verlangen. Hier ist ein großes Gebiet, das die Künstlerschaft noch erobern kann, vorausgesetzt, daß sie den Boden ihrer Wirksamkeit hinlänglich verbreitert und sich dem öffentlichen Bewußtsein gegenüber als die Klasse legitimiert, die den Anspruch zu erheben hat, daß die gesamte Gestaltung unseres sichtbaren Lebens in ihre Hand gelegt oder ihrer Leistung unterstellt werde.

Erreicht sie dieses Ziel, so ist das Grundübel behoben, an dem ihre Existenz gegenwärtig leidet: sie ist an ein wirkliches Bedürfnis geknüpft, und ihre Arbeit greift als organisches Glied in das allgemeine wirtschaftliche und soziale Leben des Volkskörpers ein. Zugleich ist aber zu erhoffen, daß im Fortgange der Entwicklung auch das Bedürfnis nach Werken der „freien" Kunst, der Bildhauerei und Malerei, eine wesentliche Steigerung erfahren werde. Ein wirksamer Weg der „Kunsterziehung" ist beschritten — vielleicht der einzig wirksame Weg. Denn kein Demonstrieren, Predigen und Vermitteln der Kunst, es sei noch so wohlmeinend und eindringlich, kann je — das ist meine Überzeugung — ein Kunstbedürfnis hervorbringen; allein aus der Lebensführung und Lebensgestaltung selbst kann ein solches herauswachsen. Durchdringt die Arbeit und die Gesinnung des Künstlers erst Hausbau und

Gartenanlage, Hausrat und Tischgerät und alle Gegenstände des täglichen Gebrauches, so wird sie den Bürger unmerklich in die Gewöhnung künstlerischer Gesinnung und künstlerischer Ansprüche hineinziehen. Nichts ist so bildungsfähig, nichts von der Gewöhnung so abhängig wie der Geschmack. Hierbei ist auch zu beachten, um wieviel enger sich das Handwerk, wenn es von den Künstlern betrieben wird, mit der Malerei und der Bildhauerei verknüpfen ließe, als das jetzt üblich ist. Jedem Kenner der Kunstgeschichte ist bekannt, welch köstliche Werke wir beispielsweise den italienischen Hochzeitstruhen (cassoni) oder den Wallfahrts- und Kirchenfahnen verdanken; aus späterer Zeit ließe sich etwa die Porzellanmalerei als Beispiel nennen. Noch in der Periode der deutschen Bürgerkunst wurden Füllungen von Schränken und dergleichen mehr oft mit vorteilhafter Wirkung durch Reliefs in verschiedenen Materialien geschmückt; der modernen Malerei würden sich hier vielfältige und lohnende Aufgaben bieten, und ist die bereits abebbende Mode, die unter der Flagge segelt, daß „Ornament ein Verbrechen" sei, erst völlig überwunden und eine tiefere Einsicht in das Verhältnis zwischen Konstruktion und Ornament wieder zu ihrem Rechte gekommen, dann wird auch die plastische Begabung im Kunsthandwerke reicheren Spielraum finden. Kurz, die Unterscheidung zwischen freier und angewandter Kunst muß und wird sich mehr und mehr verwischen; und je mehr dieser Prozeß fortschreitet, um so natürlicher wird der Bürger zu dem Bedürfnisse geleitet, sein Leben durch Werke der Malerei und der Bildhauerkunst zu erhöhen. Wo erst einmal ein künstlerisches Element in die Lebensführung selbst eintritt, wirkt es erfahrungsmäßig revolutionierend.

Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß das, was wir heute Kunstgewerbe nennen, gleicher Art sei wie ein aus der Wurzel gewachsenes Kunsthandwerk. Im Jahre 1914 waren in der Darmstädter Ausstellung mehrere Mietshäuser zu sehen, deren Räume durchweg von Künstlern eingerichtet waren. Es sollten daran die künstlerischen Möglichkeiten der Mietswohnung aufgezeigt werden. Diese Räume waren zumeist von gutem Geschmack und enthielten eine Fülle von hübschen Ideen, aber sie machten im ganzen einen merkwürdig lebensfernen Eindruck. Sie schienen nicht hergestellt zu sein für Menschen, wie sie sind, sondern für solche, die die Künstler sich ausdachten; sie gingen nicht aus von den Lebensgewohnheiten und Ansprüchen der Bürgerklassen, die für dergleichen Wohnungen in Betracht kommen, sondern von rein künstlerischen, von räumlichen oder koloristischen Vorstellungen, in die die Bewohner des Zimmers sich dann einzupassen haben würden. Es ist derselbe Eindruck, der sich bei einem großen Teile der Leistungen unseres modernen Kunstgewerbes, so hochqualifiziert sie auch sind, wiederholt: woran es mangelt, das ist die lebendige Wechselwirkung zwischen dem Künstler und der Wirklichkeit, die Abneigung oder die Unfähigkeit, das Bedürfnis, und sei es selbst an sich unedel oder verwerflich, zunächst entschlossen anzuerkennen und es durch seine Durchdringung mit künstlerischer Form und künstlerischer Gesinnung über

sich selbst zu erheben und zu höherer Entwicklung zu zwingen. Gerade da entstehen überall die originellsten und bewundernswertesten künstlerischen Lösungen und Leistungen, wo der Künstler den zähen Widerstand ihm gestellter schwieriger Bedingungen zum Schmelzen bringen und sie durch das Gesetz der Form bändigen und adeln muß. Die Abneigung der modernen Künstler gegen bestimmte Anforderungen des Bestellers ist ein Zeichen künstlerischer Schwäche oder geistiger Trägheit. Stellt sich hingegen der Künstler erst einmal auf den Boden der Wirklichkeit und geht er von ihren Bedürfnissen aus, so liegt es in seiner Hand, sie umzuformen und zu entwickeln. Er ist es dann, der die Moden des Geschmackes macht, die jetzt von anonymen und unverantwortlichen Stellen und Persönlichkeiten nach rein geschäftlichen Erwägungen bestimmt und eingeführt werden. Er schafft dann neue Höchstleistungen des Handwerks, und es ist ein Gesetz, daß alle menschliche Arbeit sich zuletzt nach den Höchstleistungen ihres Schaffenskreises richtet und bildet. Der Handwerker wird, er mag wollen oder nicht, dem Geschmack, der Güte, dem Stile sich anpassen müssen, die die Künstler angeben, und sein Erfolg wird davon abhängen, inwieweit er dies zu leisten imstande ist. Eine wirkliche Gesundung des Handwerks von innen heraus ist daher nur zu erwarten, wenn Handwerk und Kunst unzertrennlich miteinander verknüpft werden; wird erst der Künstler zum Handwerker, dann ist auch wieder Aussicht, daß der Handwerker zum Künstler wird.

Am wenigsten wird man gerade in jetziger Zeit soziale Vorurteile gegen eine Entwicklung in diesem Sinne ausspielen dürfen, und ich glaube, daß die überwiegende Masse der Künstlerschaft an solchen wenig Teil hat. Welche Annehmlichkeiten die moderne „freie" Künstlerexistenz auch sonst bieten mag — es liegt doch in ihrer Zufälligkeit und Unsicherheit ein demütigendes Moment, das gerade ernste und tüchtige Künstler tief beunruhigen muß. Welche Arbeitskraft sollte auch nicht darunter leiden, daß sie sich so gut wie ganz darauf angewiesen sieht, immer nur „Lagerproduktion" zu schaffen, ohne daß der Erzeuger wissen kann, ob, wann und an wen er je seine Werke verkaufen kann! Dabei muß der Künstlerstand proletarisieren, und das bedeutet ein unermeßliches Unheil für unser ganzes Kulturleben. Es handelt sich hier um ein zentrales Problem des ganzen neueren Kunstlebens. Seit dem Ausgange des Mittelalters hat die Ablösung der künstlerischen Arbeit vom Handwerk eine der großen Lebensfragen des Künstlerstandes gebildet. Spielten bei dieser Bewegung auch Motive des sozialen Ehrgeizes mit, so war sie doch aus den Bedürfnissen und Bedingungen des künstlerischen Schaffens heraus durchaus verständlich und berechtigt. Die Symbiose von Kunst und Handwerk hatte dahin geführt, daß das Schaffen des Künstlers in Gefahr stand, mechanisiert zu werden, daß die Individualität des Künstlers unbillig eingeengt und er von der frischen Anschauung der Natur abgesperrt wurde. Im Verlaufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat die Emanzipationsbewegung den

Sieg errungen, allein der Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk erwies sich dennoch als so fest und als so tief organisch begründet, daß er noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts fortgewirkt hat. Diesem Umstande verdankt die ältere Kunst jene Sicherheit und Gediegenheit der Überlieferung, jene Geschmeidigkeit in der Anpassung an die Wandlungen der Lebensformen und des Geschmackes, schließlich jene Durchschnittshöhe der künstlerischen Leistung, worin sie der folgenden Zeit unbestreitbar überlegen ist. Erst die soziale Entwurzelung des Künstlerstandes, die Mechanisierung der modernen Arbeit und der endgültige Durchbruch des radikalen Subjektivismus im künstlerischen Schaffen haben im neunzehnten Jahrhundert das Band zwischen Kunst und Handwerk wirklich zerschnitten. Die so errungene Freiheit hat das Tempo der Entwicklung der freien Künste ungemein beschleunigt, den Umkreis und die Intensität des künstlerischen Schaffens wesentlich bereichert und der Individualität des Künstlers unbegrenzten Spielraum gesichert, aber sie hat auch notwendig zu jener Absonderung des Künstlerstandes und seiner Arbeit vom Leben geführt, deren unheilvolle Folgen erörtert worden sind. Die Frage, vor die die geschichtliche Entwicklung die Künstlerschaft jetzt stellt, ist die, ob sie aus den Erfahrungen der Geschichte die erforderlichen Schlüsse ziehen und die alte Verbindung mit dem Handwerk in neuer Form herstellen will. Die Gefahr, daß die Kunst wieder einer schädlichen Abhängigkeit vom Handwerk verfallen könnte, ist bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ausgeschlossen; vielmehr ist es heute das Handwerk, das der Führung durch die Künstler bedarf und auf sie wartet. Auch für die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist keine Gefahr mehr zu befürchten; die Freiheit des Künstlers liegt ja überhaupt zuletzt jenseits aller äußeren Bindungen und Bedingungen: sie liegt in der aus der Tiefe seines Wesens quellenden schöpferischen Kraft, und selbst unter völliger Abhängigkeit vom Handwerk haben daher Meister, wie die Bildhauer von Reims oder Bamberg, die kölnischen und die vlämischen Maler, Werke von vollendeter künstlerischer Freiheit hervorzubringen vermocht. Die entscheidende Frage kann und darf vielmehr nur die sein, ob es vorteilhaft ist, daß die Künstler auch weiterhin, losgelöst von jedem realen Bedürfnisse, gleichsam in der Isolierzelle schaffen, oder ob sie in den Organismus der nationalen Arbeit eintreten und sich ihm eingliedern wollen, um sie zu befruchten und sich von ihr befruchten zu lassen. Das ist der Weg, auf den die Interessen der Kunst und der Künstler ebenso wie die unseres ganzen Volkslebens hinweisen.

Die gallikanische Kirche als Werkzeug der Revanche.

Von

Otfried Eberz.

„Ich danke noch einmal dem gütigen Gott, der mir die Gnade gibt, mein Leben als guter Christ und als guter Franzose zu vollenden, diese beiden Gefühle ohne Unterlaß in meinem Herzen miteinander zu vermischen und den Himmel durch die glorreichen Risse der Fahne zu betrachten."

François Coppée[1]).

I.

Nach dem Zusammenbruche Frankreichs im Jahre 1870/71 fühlte sich der Klerus, der einzige Stand, der seine soziale Einheit aus dem Chaos der großen Revolution gerettet hatte, als den berufenen Träger der Hoffnung des Landes. Die Nation, die er zusammen mit dem Königtum geschaffen und erzogen hatte, noch einmal aufzubauen und zur früheren Größe wiederherzustellen, galt ihm als seine gottgewollte Bestimmung. Daher predigte er einen doppelten Kreuzzug: die Monarchie gegen den inneren Feind, die Republik, und die Revanche gegen den äußeren Feind, gegen Preußen. Die Wiederherstellung der legitimen Monarchie erschien ihm dabei als notwendige Vorbedingung des Sieges.

In jenen ersten Jahren nach dem Kriege galt von dem katholischen Frankreich das Wort des Propheten Joel: „Und es werden weissagen euere Söhne und euere Töchter: euere Greise werden Träume träumen und euere Jünglinge werden Gesichte sehen". Frankreich, das neue Israel, wie es sich gern nannte, glich dem alten nicht nur in der Maßlosigkeit der libido dominandi, sondern auch in seinem Reichtum an Propheten, die alle aus der Schule de Maistres hervorgingen, des piemontesischen Patrioten, in dem sich Macchiavelli und Claude Saint-Martin auf eine originelle Weise verschmolzen hatten. Bücher und Broschüren mit kabbalistischen Figuren folgten einander, in denen alte und neue Weissagungen über „den großen König und den großen Papst" gesammelt waren. Die Lilien, die Dante, der Zeitgenosse des Frevels von Anagni, verurteilt hatte als „die schlimme Pflanze, welche die ganze Christen-

[1]) Fr. Coppée, Dans l'Espoir de la Revanche, Paris 1915, S. 222.

heit so mit ihrem Schatten bedeckt, daß nur noch selten gute Frucht von ihr gepflückt wird", waren mit einem Schlage die Hoffnung der Christenheit geworden. „Babylon ist gefallen, seine Prostitution ist gestürzt, die Zeit der Lilien ist gekommen", hieß es; und „von Frankreich sprach die Braut, wenn sie im hohen Liede ausruft: Mein Geliebter gefällt sich unter den Lilien!" [1]) Zurückgekehrt zur Nationalreligion und dem Königtum wird aber Frankreich auch seinen Primat wieder erhalten; „dann wird diese Nation auf den Schlachtfeldern eine so große Glorie wiederfinden, daß man sagen wird: Frankreich ist eines Tages erblichen, weil Gott gegen es war, und seine Glorie verfinsterte sich, weil es in der Gewalt der Revolution war. Heute kehrt es auf seinen Platz unter den Nationen zurück: es ist die erste in Europa". [2]) Selbst den Protestanten Preußens wird es dann wie Schuppen von den Augen fallen, und sie werden in den Schoß der Kirche zurückkehren. „Der Protestant freut sich zweifellos in dieser Stunde der Erfolge des Königreichs Preußen, dieser Sünde an Frankreich und an der Christenheit. . . Bald wird er teilhaben an der Fröhlichkeit des verlorenen Sohnes, der das Haus seines Vaters wiedersieht. Eintretend in das Innerste der Klarheit wird unser Bruder sagen: ‚Singen wir dem Herrn ein neues Lied, weil er Wunder getan hat unter seinem Volke! Sein heiliger Arm hat uns gerettet! Laßt uns zittern vor Freude: er hat uns befreit aus der Knechtschaft der Cäsaren. Er hat im Übermaße das Licht zurückgebracht, er hat den Glauben aufs neue erstrahlen lassen!' — Denn wir werden das sehen." [3])

Diese politisch-religiöse Aufpeitschung der Massen erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1873. Die Religion, welche damals die Mächte der Theurgie und des Okkultismus zu Hilfe gerufen hatte, war nur noch ein Werkzeug rücksichtslosester politischer Agitation. Ihre Orakel versprachen für dieses Jahr das sichtbare Eingreifen Gottes, das heißt das Gelingen eines mit der passiven Unterstützung Mac Mahons und der aktiven der royalistischen Kammermehrheit vom Grafen Chambord unternommenen Staatsstreiches. Die religiöse Demagogie steigerte sich unter diesen Umständen bis zum 29. Juli, an dem sich die Kammer bis zum 5. November vertagte. Die Entscheidung schien damals unmittelbar bevorzustehen. Während der Parlamentsferien sollte die „Fusion" erfolgen, die Unterwerfung der Orleans unter die ältere Linie, die in der Unterordnung der liberalen Orleanisten der Kammer unter die legitimistischen Ultras ihren parlamentarischen Ausdruck finden sollte. Schon vorher hatten sich Ausschüsse zur Organisation der Volksbewegung gebildet, die von den Bischöfen präsidiert wurden. Das Zentralkomitee im Jesuitenkloster der rue de Sèvres zu Paris stand unter der Leitung des P. Bazin, der Geisel der Kommune gewesen

[1]) Blanc de Saint-Bonnet, La Légitimité, 1873, S. 53.
[2]) Ebenda, S. 52.
[3]) Ebenda, S. 56.

war; einzelne Abgeordnete vertraten die Ausschüsse in der Kammer. „Schon wurden in Paray-le-Monial die wunderbaren Pilgerzüge vorbereitet, auf denen sich ganz Frankreich zusammenfand, wo die Banner von Loigny und die der Jungfrau von Orléans, die trauernden Fahnen von Metz und Straßburg flatterten gleich Zeichen der Hoffnung und sichtbaren Gebeten zu Gott, der die Völker heilbar geschaffen hat." [1]) Ununterbrochen strömten Pilgerzüge von Zehntausenden nach den Heiligtümern Marias, zu Unserer Frau von Chartres, von Liesse, von Sion, von Fourvières, von Lourdes, von La Salette. Am 27./28. Mai waren mehr als 20000 Pilger mit 140 Abgeordneten an der Spitze nach Chartres zu dem uralten keltischen Nationalheiligtum der Virgo paritura gewallfahrtet. Bei dieser Gelegenheit hielt der Bischof von Poitiers, Monseigneur Pie, einer der vertrautesten Ratgeber des Prätendenten, die Festpredigt. „O Gott, Herr aller," rief er, „höre die Stimme derer, die keine Hoffnung haben außer dir! . . . Es ist der Aufschrei Frankreichs in seiner Verzweiflung. Es erwartet einen Führer, es erwartet einen Herrn." [2]) Knapp einen Monat später, am 20. Juni, kam es zu einer großen Demonstration in dem unter Jesuitenleitung stehenden Kloster der Visitation zu Paray-le-Monial. Es war das ein Meisterstück dramatischer Inszenierung, der Rhetorik der Geste und des Wortes. Fünfzig legitimistische Abgeordnete führten 25000 unter 300 Bannern marschierende Pilger. Im Namen seiner Kollegen weihte der Deputierte Belcastel „unser heißgeliebtes Vaterland mit allen seinen Provinzen" dem Herzen Jesu, dessen Kult an diesem Ort vor zweihundert Jahren seine begeisterte Prophetin Margarethe Maria Alacoque eingeführt hatte, und Oberst Charette, der mit seinen päpstlichen Zuaven erschienen war, legte die bei Patay und im Loirefeldzug den Truppen vorangetragene Sacré-Coeur-Fahne auf dem Grab der Seligen nieder mit den Worten: „Unser Banner mit dem heiligen Herzen ruht heute auf dem Leibe dieser Heiligen, der Jesus versprochen hat, daß Frankreich, das schönste Königreich nach dem himmlischen, erneuert würde, wenn sein göttliches Herz auf seine Fahnen gemalt sei." [3])

Was den politischen Charakter dieser Kundgebungen und ihre Ziele vollends enthüllte, war die Tatsache, daß sie zugleich der Wiederherstellung des Kirchenstaates galten. „Sauvez Rome et la France Au nom du Sacré-Cœur" lautete der berühmte Refrain der damals gesungenen Pilgerlieder, und so stand denn auch die neue Bewegung im Dienste einer ganz bewußten ultramontanen Prestigepolitik. Die Gegenrevolution in der inneren Politik mußte durch die in der äußeren ergänzt werden, wenn Frankreich den verlorenen Primat wiederfinden wollte. Auf Grund des Nationalitäten-

[1]) A. de Margerie, bei Hanotaux, Histoire de la France contemporaine, II, S. 73.
[2]) Ebenda, S. 74.
[3]) Debidour, L'Église catholique et l'État sous la troisième République, I, S. 108.

prinzips hatten die beiden Napoleon als Testamentsvollstrecker der Revolution die italienischen und die deutschen Stämme sich zu mächtigen Nationalstaaten vereinigen lassen. Das katholische Frankreich fürchtete aber das neue Italien nicht nur als politischen und wirtschaftlichen Konkurrenten im Mittelmeer. „Italien rechnet damit, uns das Protektorat über die katholische Welt zu rauben, ... ein Patronat, das die Vorsehung offenbar ihm vorbehalten hat und das wir uns widerrechtlich angeeignet haben,“ [1]) warnt Dubosc de Pesquidoux im Jahre 1887, und Proudhon hatte in merkwürdiger Übereinstimmung mit dieser Auffassung bereits dreißig Jahre früher betont: „Was die Italiener, voll ihrer großen und dramatischen Erinnerungen, träumen, ist, in politischer Hinsicht, aus Italien eine sechste Großmacht zu bilden, in religiöser Hinsicht, nach Unterordnung des Papsttums unter das Königtum, diesem das Protektorat über die katholische Welt zu verschaffen ... Man will für das geeinte Italien gerade Rom mit seinem päpstlichen Prestige; man will das Papsttum, aber angepaßt an die konstitutionelle Mode. Was man auch sagen mag, Italien ist immer päpstlich: die Sarkasmen Garibaldis und Mazzinis schaffen diese Tatsache nicht aus der Welt. Man will, das Papsttum einem neuen Stande der Dinge unterordnend, Italien die Suprematie über die katholische Welt wiedergeben, Frankreich und Österreich verdrängen, die nur noch einfache Satelliten des großen römischen und christlichen Planeten sein sollen. Rom und die Einheit, dann bald Venedig, das Tessin, Korsika, Nizza, Algerien: um diese große Restauration zu vollenden, wäre nur noch ein Wort zu ändern: anstatt König müßte man Viktor Emanuel Kaiser nennen. So wäre Italien, mehr als jemals päpstlich und kaiserlich, auf dem Gipfel seiner Träume, es hätte, wie Mazzini sagte, das Apostolat Europas wieder an sich gebracht.“ [2]) Solchen von einem geeinten Italien drohenden Gefahren konnte man nur durch die Wiederherstellung des Kirchenstaates unter französischem Protektorat zuvorkommen. Heinrich V. mußte „der neue Karl gegen die neuen Langobarden“ werden.

Sauvez Rome et la France Au nom du Sacré-Cœur: in dieser Formel des Chambordismus bildet das heiligste Herz den dritten Faktor. Daß es sich bei seiner Verehrung bewußt um die Belebung eines national-französischen Kultes handelte, geht aus den Tatsachen unmittelbar hervor. Noch kurz vor der oben erwähnten Vertagung hatte nämlich die Kammer die Errichtung einer Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartrehügel ausdrücklich gutgeheißen und ihr den Charakter der öffentlichen Nützlichkeit zuerkannt; ihr tieferer Sinn sollte der sein, daß sich die Gallia paenitens et devota der mitleidenden Liebe des göttlichen Herzens weihte, dem Christus, „der die Franken

[1]) Dubosc de Pesquidoux, Le Comte de Chambord d'après lui-même, Paris 1887, S. 341.

[2]) Proudhon, La Fédération et l'Unité en Italie. Nouv. éd. Paris 1862, S. 47. Vgl. S. 50 ff.

liebt". Vor der ganzen Welt wurde damit ein heiliger Krieg gelobt, der Krieg gegen die beiden Feinde des Kirchenstaates, Piemont und Preußen, im Namen des Herzens Jesu und unter der Führung des aus der Verbannung heimgekehrten „ältesten Sohnes des Herzens Jesu". Das Herz Jesu wurde auf diese Weise zum Symbol des römisch-französischen Revanchekrieges erhoben, zu dem sich Volk und Prätendent durch ein feierliches Nationalgelübde verpflichteten. Der Gedanke dieses Nationalgelübdes, während der Invasion von dem Millionär und Philanthropen Legentil gefaßt und ausgesprochen, hatte sich im Nu, allgemein verstanden, über ganz Frankreich ausgebreitet. In der ersten Formulierung desselben hatte Legentil, der damals als Flüchtling zu Poitiers im Verkehr mit Bischof Pie lebte, eine sehr deutliche Sprache geredet. „Wir können nicht verkennen," hieß es da unter anderem, „daß in diesem Augenblick die Verletzungen des Völkerrechts, die wir in Rom verurteilen, auch auf französischem Boden begangen werden, begleitet von Grausamkeiten, Sakrilegien, Räubereien und Erpressungen ohne Zahl, welche die Bedürfnisse der Kriegführung nicht verlangen und welche die unter zivilisierten Völkern anerkannten Kriegsgesetze verurteilen. Wir können nicht vergessen, daß diese Infamien begangen oder befohlen werden von dem eigentlichen Haupt der protestantischen Ketzerei in der Welt, und daß derselbe Herrscher, welcher voll Wut die Vernichtung Frankreichs sucht, einen sichtbaren und gehässigen Anteil an den Untaten gehabt hat, deren Opfer der oberste Priester geworden ist. Wir machen der Kulturwelt diese Attentate bekannt; wir appellieren an den Richterstuhl des Herrn der Heerscharen wegen der gegen die Kirche und unser Vaterland begangenen Verbrechen, in unseren Herzen zwei Angelegenheiten vereinigend, welche nie hätten getrennt werden dürfen[1])." — Die tieferen Gründe für die Wahl des Herz-Jesu-Zeichens als Revanchesymbol liegen für jeden auf der Hand, der mit den Ursprüngen des Herz-Jesu-Kults überhaupt vertraut ist. Stark betonte militaristische und monarchistische Tendenzen sind seit jeher für ihn bezeichnend gewesen. Nicht umsonst entstammt er der Zeit, da der Mars Christianissimus von Versailles mit Waffengewalt die französische Weltmonarchie schaffen wollte. An ihn hatte die Visionärin Alacoque die Botschaft des göttlichen Herzens zu bestellen, daß es „auf seine Fahnen gemalt und in seine Waffen eingraviert werden wolle". Die internationale Sacré-Cœur-Propaganda, deren Fäden im Jesuitenhieron zu Paray zusammenlaufen, trägt denn auch einen ausgesprochen nationalen Charakter. Für sie ist Frankreich nicht nur das Volk, „dem Gott den Auftrag gegeben hat, sein Wort zu dem Rest der Welt zu tragen", so daß es „in den Plänen Gottes gewissermaßen eine offizielle Stelle einnimmt"[2]), sondern ganz be-

[1]) P. M. Bony, L'Initiateur du Vœu National. Vie et Œuvres de M. A. Legentil, Paris 1893, S. 229.

[2]) Blanc de Saint-Bonnet, op. cit. S. 37. (Äußerung Mgr. Pies.)

sonders „das Volk des heiligen Herzens". „Die Verehrung des heiligen Herzens ist eine französische Devotion, ehe sie eine katholische ist," erklärte 1872 ausdrücklich Pater Monsabré[1]). Es kann daher nicht wunder nehmen, daß sie der Agitation des Chambordismus — übrigens auch auf internationalem Gebiete — wichtige Dienste geleistet hat.

Die römische Frage sollte der Sprengstoff sein, mit dem man auf einen Schlag die italienische und die deutsche Einheit zu zerreißen hoffte. Einer der Getreuen Chambords hat dieses macchiavellistische Geheimnis des Lilienkatholizismus selbst verraten. „Zwei ähnliche, unter verschiedenen Formen und Namen bei unseren Nachbarn ewig bestehende Strömungen," sagt Dubosc de Pesquidoux, „bieten uns eine Hilfe, durch welche die Revanche und die Vorherrschaft Frankreichs herbeigeführt werden kann. Der Partikularismus, der nie abrüsten wird, weil er im Blute und in der Geschichte beider Rassen liegt, und der Katholizismus oder Papalismus, der nicht nachgeben wird, schlagen Bresche in die italienische und deutsche Einheit und bedrohen sie ohne Unterlaß. Indem Frankreich seine von der Revolution verschmähte Rolle als älteste Tochter der Kirche wieder aufnimmt, das heißt indem es energisch die päpstliche Sache in Italien, die katholische in Deutschland verteidigt, trifft es seine beiden Gegner ins Herz und bringt in ihr Werk die größte Verwirrung. Es gilt also, den Papst gegen das geeinte Italien zu beschützen; es gilt, in dem kaiserlichen und lutherischen Deutschland die Politik Richelieus umzukehren und nicht mehr die Protestanten gegen das katholische Reich, sondern die Katholiken gegen das protestantische Reich zu unterstützen. Katholiken oder Protestanten, die kleinen deutschen gestürzten Fürsten, deren Länder der Einheitsstaat eingezogen hat, würden wahrscheinlich keinen Widerwillen empfinden, uns zu unterstützen"[2]) ... „Der Katholizismus ist also für das evangelische Reich ein ebenso furchtbarer Gegner wie der Partikularismus und der Sozialismus, die es gleicherweise bedrohen, und wir sollten ihn, ich wiederhole es, aus aller Kraft unterstützen, bloß vom Standpunkt unseres nationalen Interesses aus."[3]) Mit anderen Worten handelte es sich bei der ultramontanen Politik, die Frankreich damals inaugurieren sollte, um nichts anderes als um eine Wiederaufnahme der traditionellen Bourbonenpolitik in der Gestalt, die sie durch den Bündniswechsel von 1756 erhalten hatte, der Politik des westfälischen Friedens, die Deutschland in souveräne, unter dem Schutze des Königs von Frankreich stehende Kleinstaaten aufgelöst hatte.

Auf diese Weise schien das Fieberjahr 1873 Frankreich die Wiederherstellung der Monarchie, Italien und Deutschland aber die Erklärung des

[1]) P. M. Bony, op. cit. S. 261.
[2]) Dubosc de Pesquidoux, op. cit. S. 354/355.
[3]) Ebenda, S. 555.

Herz-Jesu-Krieges bringen zu sollen. Die Lilien rochen wieder einmal zu stark in Europa, wie der große Kurfürst sagte. Mehrere Monate hielten denn auch die Umtriebe der Legitimisten die Kabinette in Aufregung. Die Parteigänger des Prätendenten suchten damals einen Bund der katholischen Staaten Europas zur Vernichtung Preußens und Piemonts zustande zu bringen, der Frankreich, das als Republik aus seiner Isolierung nicht herauskam, aufs neue seine Stellung in der Welt wiedergegeben hätte. Sie rechneten dabei auf Spanien, wo Heinrich der Fünfte als Vertreter des antiliberalen und legitimistischen Prinzips in Europa die Sache des Don Carlos unterstützte, auf Österreich, das Land seines Exils, von dessen Entscheidung, wie Bismarck in jenen Tagen erkannte, das Schicksal des ganzen Planes abhing, nicht zuletzt aber auch auf den deutschen und deutsch-polnischen Klerus, der unter dem Vorwande der Befreiung des Kirchenstaates und des Widerstandes gegen das „evangelische Kaisertum" zum Werkzeug der reichsfeindlichen bourbonischen Interessenpolitik herabgewürdigt werden sollte. Gleichzeitig mit dieser Propaganda in Deutschland, die der französische Klerus durch Hirtenbriefe voll der heftigsten Ausfälle gegen Kaiser und Reichsleitung schürte[1]), reizte er in Frankreich, des nahen Sieges der Monarchie gewiß, die Revancheinstinkte auf. „Hört ihr nicht das Oberhaupt der Kirche," predigte in jenen Tagen der Bischof von Poitiers, Monseigneur Pie, „das nur auf die Barmherzigkeit Gottes gegen Frankreich die Sicherheit der göttlichen Hilfe gründet, die es erwartet? Habe guten Mut, Volk Gottes, ruft er uns zu, du bist dem Fremdling unterworfen nicht zu deinem völligen Untergang, sondern weil du den Zorn Gottes hervorgerufen hast. Leide mit Geduld, und bald wirst du den Untergang des Feindes sehen, der dich aufs äußerste verfolgte. Die Bösen, die dich gezüchtigt haben, werden zugrunde gehen, und die Freude deiner Nebenbuhlerin wird das Maß ihrer Verzweiflung werden. O, meine Söhne, ruft zum Herrn; der euch so viele Jahrhunderte geführt hat, wird euer gedenken."[2]) Die Regierung Mac Mahons fand derartige Herausforderungen ganz in der Ordnung. Demgegenüber gab ein Hirtenbrief, den der Bischof von Nancy anläßlich des Abzugs der letzten deutschen Besatzungstruppen von französischem Boden am 27. Juli 1873 auch an die noch zu seiner Diözese gehörenden deutschen Gemeinden von Elsaß-Lothringen richtete, Bismarck zu einem Protest bei dem Herzog von Broglie Veranlassung. Monseigneur Foullon forderte darin zur Wallfahrt zu Unserer Frau von Sion und zum Gebete auf, „damit das Vaterland es verdiene, bald bessere Tage zu sehen ... Die Erinnerung an das verstümmelte Vaterland und die trauernde Kirche wird uns lange ein Gefühl der Freude verbieten; aber es ist wenigstens erlaubt, nach Sion unsere Schmerzen, unsere

[1]) Hanotaux, op. cit. II, S. 395 ff.
[2]) Bei Blanc de Saint-Bonnet, op. cit. 37.

Gelübde und unsere unbezwinglichen Hoffnungen zu tragen ... Nach einem furchtbaren Kriege, der unser liebes Lothringen verwüstet, und nach einem verhängnisvollen Frieden, der es verstümmelt hat, am Tag nach dem Abzug der fremden Soldaten, die drei Jahre lang unseren Boden traten, wird es angemessen sein, mit den Liedern zum Dank für die Befreiung die Gebete der Reue zu vermischen und sich im Schmerz niederzuwerfen, um sich in der Hoffnung zu erheben ... Neben den Bannern von Nancy werden — schmerzliche Erinnerung! — die unserer unglücklichen Schwestern Metz und Straßburg wehen."[1]) Endlich darf hier der Name Freppels, des aus Oberehenheim im Elsaß stammenden Bischofs von Angers, nicht fehlen. Der Graf de Mun hat einmal ein Porträt dieses der Revanche und der Monarchie gleich unbedingt ergebenen Kirchenfürsten festgehalten. Es schildert ihn, wie er ihn zur Zeit der Schnaebele-Affäre bei einer Abstimmung in der Kammer sah. „Ich sehe noch Monseigneur Freppel neben mir mit einem kräftigen Ruck wie bei einem Fechterausfall seine weitgeöffnete Hand in die Luft stoßen: das Feuer der Revanche war in seinen Augen."[2]) Er wartete sein Leben lang umsonst auf den Vergeltungskrieg, aber er starb im Glauben an ihn. „Ich wünsche," sagte er in seinem Testament, „daß mein Herz in die Pfarrkirche von Obernai (Oberehenheim) gebracht werde, wenn das Elsaß wieder französischer Boden geworden ist."[3])

Mit der Absage des Grafen Chambord an seine französischen Parteigänger brachen alle messianischen Erwartungen des Fieberjahres zusammen. Legitimisten und Orleanisten hatten sich trotz der angeblichen Fusion nicht verständigen können, und die Republik triumphierte. Ein Versuch, nach dem Staatsstreich vom 16. Mai 1877 durch Neuwahlen entscheiden zu lassen, daß das Volk die Restauration und den katholischen Revanchekrieg wolle, schlug gleichfalls fehl. Mac Mahon wurde gestürzt, und damit war der erste groß angelegte Feldzug des französischen Katholizismus für die revanchistische Monarchie entgültig gescheitert.

II.

Aber wenn diesmal auch die Kräfte gefehlt hatten, der Wille zur Wiederaufrichtung des Bourbonenthrones, zur Wiedergewinnung der verlorenen Ostprovinzen blieb trotzdem lebendig. Es galt nur zu warten und inzwischen unter der als provisorisch aufgefaßten Republik an der Steigerung der nationalen Macht mitzuarbeiten. So ist Monseigneur Freppel wie Kardinal Lavigerie ein begeisterter Verteidiger der neuen Kolonialpolitik geworden.

[1]) Hanotaux, op. cit. II, S. 385.
[2]) Ch. Maurras, Kiel et Tanger, Nouvelle édition revue. Paris 1914, S. 247.
[3]) Mgr. Ricard, Monseigneur Freppel, Paris 1892, S. 1.

Gegen die verbohrten Doktrinäre der eigenen Partei ankämpfend, forderte er ausdrücklich die Bewilligung der Kriegskredite für Tonkin. „Wenn die Fahne Frankreichs nun einmal durch einen Parlamentsbeschluß regelrecht gebunden ist," rief er in der Kammer aus, „dann hat niemand mehr das Recht zu fragen, welche Hände die Fahne tragen: es ist die Fahne Frankreichs, das genügt, und man muß ihr folgen." [1])

Mit Boulanger hat der royalistische Katholizismus dann gleichfalls eng zusammengesteckt. Die Partei hoffte damals, ihn zu ihrem Sturmbock gegen die Republik machen zu können; er sollte der Monk des Grafen von Paris, des neuen Prätendenten aus dem Hause Orléans, werden. „Die Jesuiten in der Person des P. du Lac waren die Vermittler zwischen ihm und der royalistischen Partei; ein ständiger Agent derselben, der Graf Dillon, war jetzt sein Hauptstellvertreter. Im Juni 1888 verschaffte ihm die Herzogin von Uzès, im Einverständnis mit dem Grafen von Paris, gegen drei Millionen für seine Propaganda. Die Verwaltung dieser riesigen Unterstützung war einem Komitee anvertraut, in dem neben Arthur Meyer, dem getauften, eben noch von Drumont mit Kot beworfenen Juden, der beredteste Vertreter der katholischen Partei, der Graf de Mun, nebst mehreren hervorragenden Royalisten saß, die auf diese Weise tatsächlich die Kollegen des Juden Naquet, des Atheisten Rochefort sowie schamloser Politiker und nichtswürdiger Lebemänner wurden, welche, wie der General, dem sie dienten, weder Sittlichkeit noch Religion besaßen und den anständigen Leuten durch die Zügellosigkeit ihres Privatlebens Ärgernis gaben." [2]) Auch als Boulanger verurteilt und nach London geflohen war, gaben die Katholiken die Hoffnung nicht auf; man rechnete auf den Sieg seiner Partei in den Septemberwahlen. Der Graf von Paris stellte mehrere neue Millionen für die Wahlagitation zur Verfügung, die royalistische Partei brachte ein paar andere auf, de Mun übernahm die Kassenverwaltung. Die uns bereits bekannten religiösen Suggestionsmittel wurden von neuem in den Dienst der „guten Sache" gestellt. Politisch-religiöse Pilgerzüge nach Lourdes und anderen Wallfahrtsorten erschienen von neuem auf der Tagesordnung. Die Basilika auf dem Montmartre wurde zum Hauptquartier der Gegenrevolution, und als im August 1889 die Siedehitze des Wahlkampfes aufs höchste gestiegen war, wurde hier die Fédération internationale du Sacré-Coeur gegründet. Aber die Wahlen brachten den Sieg der Republik. Die zweite katholisch-monarchistische Campagne brach in sich zusammen. Mit dem Royalismus schien es für immer zu Ende zu sein.

Der Ausgang dieser Kraftprobe bestimmte Leo den Dreizehnten zum Eingreifen. Schon 1879, gleich nach seiner Thronbesteigung, hatte er die

[1]) Debidour, op. cit. I, S. 337.
[2]) Ebenda, S. 396.

Legitimisten zur Einstellung des Kampfes gegen die Republik zu bewegen versucht. Nicht ohne Ironie gab Graf Chambord damals zur Antwort: da die Kirche den Selbstmord verbiete, sei es ihm nicht erlaubt, seine eigenen Anhänger zu verabschieden. Seitdem war die Gefahr einer Trennung von Kirche und Staat, die Leo auf alle Fälle verhüten wollte, immer näher gerückt. Als nun der Boulangismus die Lebenskraft der Republik und die Ohnmacht der Royalisten handgreiflich bewiesen hatte, ließ sich der Papst von der Ausführung seiner Pläne nicht länger abhalten. Lavigerie, der Primas von Afrika, mußte mit einem Trinkspruch zu Algier die Versöhnung zwischen Republik und Kirche einläuten, und am 16. Februar 1892 erschien die Enzyklika Inter innumeras, die das Ralliement tatsächlich zur Losung erhob. Sie hatte die Spaltung der Katholiken in zwei Lager zur Folge: das der ralliierten Republikaner und das der refraktären Monarchisten, die erklärten, nicht verpflichtet zu sein, dem Papst auf zeitlichem Gebiet zu gehorchen.

Die Folgen dieser Wendung traten bereits im folgenden Jahre in die Erscheinung: durch ihre Beteiligung an den Wahlen von 1893 ermöglichten die ralliierten Katholiken den Sieg der aristokratischen und konservativen Republik, sie bereiteten dem Bündnis mit dem schismatischen Rußland, das die Erfüllung der nationalen Hoffnungen versprach, eine günstige Aufnahme, und als die Offiziere des russischen Geschwaders im Oktober 1893 in Paris erschienen, ließ der Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, in allen Kirchen seiner Metropole das Tedeum singen. Wenn er freilich annahm, daß die Revanche diesmal unmittelbar bevorstand, so täuschte er sich über die Taktik der Regierung, die ihr Ziel nicht direkt, sondern auf einem Umwege zu erreichen suchte. Seit Ferrys Kolonialpolitik hatte Frankreich neben Deutschland einen zweiten Konkurrenten, der in Innerasien auch der Feind Rußlands war, England. Der Plan des damals am Ruder befindlichen Außenministers Hanotaux ging deshalb dahin, zuerst mit Deutschland und Rußland England niederzuwerfen, und dann erst mit Rußlands Hilfe Deutschland. Dies großzügige Programm scheiterte aber daran, daß England bei Faschoda Sieger blieb und, den Spieß umdrehend, nun wider seine französischen Hauptgegner, den Generalstab und den Klerus, die Dreyfusrevolution entfesselte. Sie bereitete der jungen Herrlichkeit der katholisch-konservativen Republik ein jähes Ende und lieferte Frankreich für sieben Jahre den beiden Werkzeugen Englands, der Loge und der radikalen Partei, aus. Die Krönung ihres Werkes, die Entente cordiale, machte Frankreich zu einem Vasallen des Königs von England. Nun fingen die ralliierten und refraktären Katholiken an, die Gunst der Lage zu begreifen. Während die Revanche auf dem Umweg gegen England in ihren Kreisen nie recht populär gewesen war, sahen sie sich jetzt durch die Eröffnung des direkten Weges im Bunde mit England bereits am Ziel ihrer Wünsche. Das war die eigentliche Geburtsstunde der „Renaissance des französischen Stolzes".

Und so begann der französische Katholizismus zur selben Zeit, in der Pius

der Zehnte den päpstlichen Stuhl bestieg, den dritten planmäßigen Feldzug für die revanchistische Monarchie, der, mit von Jahr zu Jahr wachsendem Fanatismus geführt, schließlich wenigstens eines seiner beiden Ziele erreichen sollte, den Krieg. Was ihn von vornherein aussichtsreich machte, war die Tatsache, daß er sich diesmal mit einer ganz neuen Art von Monarchismus verband, dem positivistischen Monarchismus von Charles Maurras und seiner Schule. Er selber war erst durch den letzteren wieder aus der Erschöpfung geweckt worden, der er durch die Boulangerkrise und das Ralliement verfallen war. Ein Blick auf den wahren Charakter des sonderbaren Bundesgenossen läßt tief in die eigentliche Natur des modernen französischen Katholizismus hineinschauen.

Das antiparlamentarische und diktatorische Gesellschaftssystem Comtes vollendet Maurras durch die Forderung der Erblichkeit der positivistischen Diktatur. Damit ist er nach Littré, Laffitte, Audiffrent der Führer einer vierten Richtung innerhalb des Positivismus geworden, der er als der wahre Nachfolger des Meisters gilt. — Monarchie bedeutet bei ihm stets die erbliche antiparlamentarische nationale Diktatur im Sinne Comtes. Im Gegensatz zu der katholischen, auf theologischer und metaphysischer Grundlage stehenden Lehre vom Königtum, wie sie noch zur Zeit Chambords von Bischof Pie und Blanc de Saint-Bonnet vertreten wurde, ist sein Monarchismus prinzipiell atheistisch, da er das Königtum auf einer unerschütterlichen, empirisch-wissenschaftlichen Basis anstatt auf einer theologischen Fiktion begründen will[1]).

Er ist zweitens antichristlich. Maurras und seine positivistischen Freunde haben für Jesus von Nazareth nur Mitleid und Verachtung. Er ist ihnen der Anarchist, der durch das Gift metaphysischer Utopien die natürliche Weltordnung, deren Voraussetzung die Sklaverei ist, zerstörte. „Ein hebräischer Christ wird in die Welt kommen," läßt Maurras seinen Criton prophezeien; „er wird den Sklaven loskaufen, und indem er den Starken vom Thron stößt, wird er die Ersten tiefer stellen als die Letzten, auf daß sein Ruhm gesungen werde im ewigen Leben[2])." „Die Evangelien der vier obskuren Juden" verneinen im Namen der moralischen Ideale zum Besten der schwachen Individuen und Nationen die von der Natur gewollte Hierarchie der Stände und der Nationen. Sie predigen also widernatürliche Anarchie, die Antiphysis. Man hat indessen wohl zu unterscheiden zwischen Evangelium und katholischer Kirche. Gewiß hat Jesus wie Isaias, David, Salomo „durch sein Beispiel und seine Reden das Vorbild des reinsten Wahnsinns gegeben"[3]), aber der Katholizismus hat das große Verdienst um die Mensch-

[1]) Über Maurras' Stellung zu Comte im allgemeinen s. seinen Aufsatz „Auguste Comte" in L'avenir de l'Intelligence, Paris 1905, S. 103—153.

[2]) Ch. Maurras, Le Chemin du Paradis, Paris 1895, S. 274.

[3]) Revue d'Action Française, Bd. I, S. 318.

heit, den semitischen Anarchismus des eigenen Stifters und seiner Apostel verhältnismäßig unschädlich gemacht zu haben. In der festen Hand der Kirche konnten „diese turbulenten orientalischen Bücher" Frankreich wenig schaden. „Das geringe Maß von gleichmacherischem und freiheitlichem Geist, das unsere Literatur vor der Revolution aufweist, erklärt sich teils aus gewissen historischen Ereignissen, teils aus der beständigen Lektüre und dem Studium beider Testamente durch unsere Geistlichkeit . . . Das Wunder ist nur, daß der Umgang mit der Bibel keine schlimmeren Verwüstungen angerichtet hat . . . Der vielleicht wahrste Vertreter unserer Rasse, Bossuet, hat das Paradoxon fertig gebracht (denn freilich ist alles möglich), aus der Bibel eine vernünftige Politik zu ziehen[1])." Um die ganze Größe dieser paradoxalen Aufgabe zu ermessen, muß man sich das Beispiel Richelieus vergegenwärtigen. „Man wird mir antworten," sagt in dieser Hinsicht E. de Mandat-Grancey, ein Ehrenmitglied der Action Française, „daß es Frankreich nicht übel ergangen ist, als es dem Kardinal Richelieu sein Schicksal anvertraute. Ich antworte: dies hat seinen Grund darin, daß er ein recht schlechter Priester gewesen ist. Nur deswegen konnte er ein guter Staatsmann sein. Er hätte es nicht sein können, wenn er ein guter Priester gewesen wäre, weil er dann, nach der üblichen Redeweise, das Reich Christi auf dieser Erde einrichten, mit anderen Worten, die Prinzipien des Evangeliums auf die Regierung einer menschlichen Gesellschaft hätte anwenden wollen: etwas absolut Unmögliches. Eine Nation, die das zu tun versuchen würde, müßte sofort ins Chaos stürzen[2])." Einen solchen Rückfall aus der heidnischen Disziplin des Katholizismus in die semitische Barbarei des reinen Evangeliums haben Revolution und Reformation gebracht.

Der positivistische Monarchismus ist drittens amoralisch. Die Ethik mit ihren Hirngespinnsten, ihren „Wolken", hat zu verschwinden vor der Politik. Für die „politische Physik" sind aber Macht und Recht identisch; das Recht ist nur sichtbare Macht. Die Staatsräson mit ihrem Grundsatz „par tous les moyens" hat souverän die innere wie die äußere Politik zu beherrschen. Sie verlangt den Sturz der Republik par tous les moyens. „Eines Tages", sagt Maurras, „wird der einheimische Franzose die Notwendigkeit des Risorgimento begreifen. Wir werden unsern Tugendbund bilden, wir werden unsern Sand, unsern Orsini erwecken. Die Action française sät eine Saat, die schließlich einmal aufgehen wird[3])." Wie diese Saat im einzelnen ausgestreut werden sollte, wurde gelegentlich in die Worte gekleidet: „Gewinnen wir die liebsten Freunde des gegenwärtigen Regimes, die Treuesten aus der Prätorianereskorte Clemenceaus. Verschaffen wir uns Geld und

[1]) Revue d'Action Française, Bd. I, S. 315.

[2]) E. de Mandat-Grancey, Le Clergé français et le Concordat, Paris 1906, S. 189.

[3]) Revue d'Action Française 1907, 10. Oktober.

kaufen wir mit dem Gelde alle Mittel und alle Kräfte. Kaufen wir die Frauen, kaufen wir die Gewissen, kaufen wir den Verrat. Wie romanhaft das vorgeschlagene Mittel erscheinen mag, ich spreche zu Leuten, die zu sehr von parlamentarischen Methoden abgekommen sind, um nicht ohne Vorbehalt Billigung zu finden".[1])

Den Gegensatz des anarchischen Evangeliums und des organischen Katholizismus, den wir eben bei Maurras fanden, hatte übrigens bereits Comte selbst aufgestellt: er verweigerte Jesus von Nazareth als einem Abenteuerer und Anarchisten die Aufnahme in seinen Kalender und suchte den Jesuitengeneral, in dem er das wahre Oberhaupt der katholischen Kirche erblickte, zu einem Bündnisse gegen die europäische Anarchie zu gewinnen.[2]) Der Antrag wurde freilich abgelehnt. „Es ist uns unmöglich," lautete die Antwort des P. Nobillon, „einem Bunde beizutreten, der nicht zum direkten Zweck den Triumph des Namens Jesu hat. Wir wissen, daß die europäische Ordnung gestört werden kann, aber wir können nichts anderes dagegen tun, als den Namen Jesu bekennen und uns für ihn in Stücke hauen lassen. Wir sind sehr gerührt von Ihren Empfindungen gegen uns, aber wir können keine Verbindung mit Ihnen eingehen".[3]) Damals bedauerte Comte den zurückgebliebenen Mann, der nicht zu fühlen schien, „wie sehr Ignatius von Loyola in jeder Hinsicht ihren Jesus Christus übertrifft";[4]) sein Glaube an eine frühere oder spätere Verwirklichung des katholisch-positivistischen Bündnisses, das er als Aufgabe seiner Gemeinde hinterließ, blieb aber trotzdem unerschüttert. Ch. Maurras gelang nun das Werk: im Jahre 1905 gründete er die katholisch-positivistische Liga der Action française, die seitdem gemeinsam mit der Ligue des Patriotes an der Spitze der Revanchebewegung marschiert ist. Und die breite Masse der französischen Katholiken? Von patriotischem Fanatismus ergriffen, ließ sie sich durch keinerlei religiöse Bedenken von dem Bunde mit dem atheistischen Nationalismus abhalten. Ihr sagten die Einwendungen des P. Nobillon nichts; für sie, wie für den neuen Bundesgenossen, gab es nur ein Unantastbares: die Größe Frankreichs. Denn „ein wahrer Nationalist stellt, wie es in dem Aufnahmegelübde der Action française heißt, das Vaterland über alles; er erfaßt also, behandelt also, löst also alle schwebenden Fragen in ihrem Zusammenhange mit dem Nationalinteresse[5])." An der Hochschule des Bundes, dem Institut d'Action Française, in dem als Symbol der von Comte erstrebten Allianz neben einer seinen Namen tragenden

[1]) Revue d'Action Française, 1908, 1. März.

[2]) H. Gruber, August Comte, der Begründer des Positivismus. Freiburg i. Br. 1889, S. 122 ff.

[3]) Brief Sabatiers an Comte vom 1. Aristote 1869 (26. Februar 1857). La Revue Occidentale, Bd. XVII, 1886, S. 83.

[4]) Comte an Sabatier, ebenda S. 85.

[5]) Ch. Maurras, Enquête sur la Monarchie, Paris 1914, S. 459.

Lehrkanzel ein „Syllabus" getauftes Katheder erstand, hielten katholische Priester und Mönche, wie der Abbé Pascal und der Benediktiner Dom Besse, zusammen mit den positivistischen Größen Maurras, Lasserre, L. de Montesquiou Vorlesungen über den integralen, das heißt royalistischen Nationalismus. Mit Recht durfte Maurras triumphieren: „Einer von uns hat früher in einer kleinen Schrift zu erklären versucht, inwiefern jetzt die Begegnung von Atheismus und Katholizismus notwendig sei. Ich weiß nicht, ob man ihn verstanden hat. Aber die Begegnung hat stattgefunden, und wenn auch nicht alle die Gründe dafür gefühlt haben, so haben sie doch alle daran teil genommen. Das war das Wesentliche." [1])

Die geistige Leitung in diesem Bunde gehörte natürlich der an Zahl geringeren, an Zielsicherheit, Autorität und Einfluß unvergleichlich stärkeren positivistischen Gruppe. Die Katholiken waren die Geführten oder besser Angeführten. Währenddessen drang unaufgehalten und unaufhaltsam der Positivismus in den französischen Katholizismus ein: ein ausschließlich nationalpolitischer, atheistischer und antichristlicher Katholizismus verbreitete sich als Übergang zum reinen Positivismus. Der Gedanke Comtes, dessen Verwirklichung Maurras übernommen hat, rückt dadurch der Erfüllung nahe. Man höre darüber Comtes Diadochen Laffitte. „Nehmen wir an," erläutert dieser, „daß das Eindringen positivistischer Ansichten in das katholische Priestertum stark genug sei, um die Möglichkeit der Grundlage einer gemeinsamen Verständigung zu schaffen. In diesem Falle wird das religiöse Bündnis unter der Leitung des positivistischen Priestertums möglich und kann unendliche Dienste tun. Der Katholizismus hat eine Organisation und eine Kraft, die es ihm erlauben wird, unter positivistischer Beratung seine moralische Einwirkung auf die Bevölkerung zu verbessern und sie hinreichend gleichartig der des Positivismus zu machen". [2]) So durfte der Maurrassche Comtismus tatsächlich hoffen, ohne Bruch mit der Vergangenheit als letztes Ziel seines Nationalismus die innere Umwandlung des Katholizismus in den Positivismus, die künftige Nationalreligion Frankreichs, herbeizuführen. Denn der Positivismus, hatte der Meister in der Politique positive gesagt, hat gegen den „verendenden" Katholizismus „nicht die Gefühle eines neidischen Nebenbuhlers, sondern die eines würdigen Erben zu entwickeln, der, um das Gesetz der Kontinuität zu erhalten, auf die er die Gesamtheit seiner Ansprüche gründet, der Sanktionierung durch seinen Vorgänger bedarf".

Diese mit dem Atheismus verbündete Agitation für Monarchie und Revanche gab dem französischen Katholizismus unter Pius dem Zehnten sein besonderes Gepräge. Jetzt nach der Kündigung des Konkordates beeilten

[1]) Ch. Maurras, La Politique Religieuse, Paris 1914, S. 17.
[2]) Revue Occidentale XVII, S. 68.

sich die Refraktäre, der Versöhnungspolitik Leos des Dreizehnten, den sie mit der größten Respektlosigkeit behandelten, ein Ende zu machen und alle Katholiken in der neuen monarchistischen Liga zum Sturz der Republik zu sammeln. Die konstitutive Harmonie zwischen Kirche und Königtum wurde Glaubenssatz [1]), das Bekenntnis zur Monarchie als Kriterium der Orthodoxie gefordert. Republikanische Gesinnung wurde als Freimaurerei verdächtigt. Schon vor ihrer Wiederherstellung besaß die Monarchie ihre politisch-religiöse Inquisition und in dem Abbé E. Barbier, dem Herausgeber der „Critique du Libéralisme", ihren Großinquisitor. Gleichzeitig gewann die religiöse Kriegspropaganda beständig an Stärke. Wenn auch der monarchistische Katholizismus die Hetze führte, der ralliierte blieb nicht zurück. Um aber zum Ziele zu gelangen, war es nötig, die pazifistische Opposition zu brechen. Bereits 1902 erschien Goyaus Buch „L'Idée de la Patrie et l'Humanitarisme", das den Pazifismus als freimaurerisch entlarven und seine verhängnisvolle Rolle in der jüngsten Geschichte Frankreichs aufdecken sollte.[2]) Neben dem maurerischen gab es aber auch noch einen christlichen Pazifismus. Es war unmöglich, diesen gleichfalls auf freimaurerische Infiltration zurückzuführen, obwohl es natürlich versucht wurde. Hier handelte es sich vielmehr um eine Renaissance des kanonischen Rechts, die dem Papsttum seine schiedsrichterliche Rolle zurückgeben wollte.[3]) Gegen diese Gefahr berief sich das bellizistische Dogma auf zwei Autoritäten: Bossuet und de Maistre. Auf ersteren zur Rechtfertigung der nationalen Souveränetät in Kriegs- und Friedensfragen. Während der Protestant Leibniz der Ansicht gewesen war, „man sollte in Rom einen obersten Gerichtshof einsetzen, um die Streitigkeiten der Fürsten zu richten, und dies Tribunal müßte vom Papst präsidiert werden," hatte der gallikanische Kirchenvater, der dem von den Legisten begonnenen Werke die theologische Sanktion des Gottesgnadentums gab, erklärt: „Die Könige hängen nur von ihrem Schwert und von Gott ab." Der gleiche Bossuet, der den letzten Schlag gegen die schiedsrichterliche Magistratur der Kirche, die Grundlage des mittelalterlichen Völkerrechts, führte, hatte es fertig gebracht, in seinem „Discours sur l'histoire universelle" den Christen die schiedsrichterliche Tätigkeit der römischen Fetialen als Beispiel vorzuhalten und auszurufen: „Eine der heiligsten Einrichtungen aller Zeiten, welche die Christen beschämt!" — Für de Maistre, die zweite Autorität der Bellizisten, ist das Menschenopfer die Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung. Der Henker, der den inneren, der Soldat, der den äußeren Feind schlachtet, sind die beiden Eckpfeiler des sozialen Gebäudes.

[1]) Zum Beispiel bei Dom Besse, Église et Monarchie, Paris 1910.

[2]) Schrörs, Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten, Freiburg i. Br. 1917, S. 37.

[3]) Vgl. Mgr. Battifol, P. Monceaux, E. Chénon, A. Vanderpol, F. Duval, Abbé Tanquery: L'Église et la Guerre, Paris (Blond).

Der Krieg ist schlechthin „göttlich“ [1]), und das Christentum hat ihm mit seiner Lehre von der Erlösung durch das Blut die denkbar höchste Heiligung gegeben. Diesen Katholizismus hat George Valois [2]), einer der Führer der Action Française in der nebenstehenden Figur, welche seinem Buche „L'Homme qui vient“ als Kommentar beigegeben ist, symbolisch zusammengefaßt, einem Buche, das die brutalste Gewalt, den „Mann mit der Peitsche“, verherrlicht und das von der Revue Thomiste wegen seines „integralen Katholizismus“ gerühmt wurde. Ihm und mit ihm den integralen Katholiken Frankreichs ist das Christentum ein Kultus des Krieges, eine Art von primitivem „Kultus der Art“, und das Zeichen der Erlösung das Schwert oder — das Stilet. Es kann nicht überraschen, daß dieser blutdürstige Katholizismus seinen natürlichen Verbündeten in dem amoralischen Gewaltmenschentum der Action Française erkennen mußte, deren von Maurras selbst gedichtetes Bundeslied mit dem grauenhaften Kehrreim endet: „Frankreich steht auf. Frankreich sieht Blut. Nein, nein! Genug des Verrats!“ [3])

Ave Crux Spes Unica.

Wie zur Zeit des Chambordismus mußte auch bei dieser dritten Kampagne die Religion als Werkzeug der politischen Massensuggestion herhalten, nur daß diesmal der Herz-Jesu-Kultus durch den Kult der Jeanne d'Arc abgelöst wurde. Zu der Revanchebasilika von 1873 kam jetzt die Revanchefelige von 1909. Aber während die Herz-Jesu-Formel nur eine legitimistische Parteiformel gewesen war, gewann der französische Katholizismus in der Jungfrau von Orleans ein Symbol, das alle nationalen Parteien zur Revanche unter seiner Führung sammeln sollte. Denn Jeanne d'Arc sagt jedem Franzosen etwas, sie „ist für die Royalisten der loyale Diener, der dem Könige zu Hilfe eilt; für die Cäsarianer die providentielle Persönlichkeit, die auftaucht, wenn die Nation ihrer bedarf; für die Republikaner das Kind aus dem Volke, das an Großherzigkeit alle bestehenden Größen übertrifft; selbst die Revolutionäre konnen sie mit der Begründung auf ihre Fahnen setzen, daß sie als ein Gegenstand des Ärgernisses und der Spaltung erschien, um zum Werkzeug der Erlösung zu werden. Keine Partei ist Jeanne d'Arc fremd, und alle bedürfen ihrer. Warum? Weil sie die geheimnisvolle Kraft, die göttliche Kraft ist, aus der die Hoffnung entspringt.“ [4]) In der Tat, sie ist die Schöpferin des französischen Nationalismus in jenem fünfzehnten Jahrhundert, das die Einheit Europas in die neuen Nationalstaaten auseinanderfallen sah, und

[1]) De Maistre, Les Soirées de St. Petersbourg, VIIe Entretien.

[2]) G. Valois, L'Homme qui vient, Paris 1906. Die Revue Thomiste brachte, wenn ich nicht irre, ihre Rezension im gleichen Jahre.

[3]) Non, non! La France bouge, Elle voit rouge. Non, non! Assez de trahison!

[4]) M. Barrès, Autour de Jeanne d'Arc, Paris 1916, S. 70.

Ludwig XI., Richelieu, Heinrich IV. und Ludwig XIV. sind nur die Fortsetzer ihres Werkes. Für die ehemalige katholische Einheit Europas unter dem Papsttum hatte sie genau so wenig Sinn wie ihr Zeitalter überhaupt. Sie, die Zeitgenossin d'Aillys und Gersons, ist eine echt gallikanische Heilige. Um so mehr wuchs sie dem französischen Klerus ans Herz. Mit welchen Gefühlen dieser ihrer Seligsprechung beiwohnte, erfahren wir von Monseigneur Baudrillart, dem Rektor der katholischen Universität von Paris. „Gesegnet sei der Papst," ruft er in einem kürzlich erschienenen Panegyrikus der Jungfrau aus, „der sie selig gesprochen hat! Welch unvergeßlicher Augenblick an jenem Aprilmorgen 1909, wo im Hintergrunde von St. Peter in Rom, wie im Lichte des Himmels, das Bild derjenigen sichtbar wurde, die vor fünf Jahrhunderten unser Land gerettet hatte, und die, wiedererstanden, lebendig vor unsern Augen, zu uns zurückzukehren schien, um uns von oben die Worte der Hoffnung zu bringen. Von welcher Bewegung fühlten sich unsere Herzen ergriffen, als das Oberhaupt der Kirche die Fahne Frankreichs küßte!" [1]) Denn „die Erinnerung an Sedan lastete auf uns wie die an Azincourt auf den Zeitgenossen Jeanne d'Arcs". [2]) Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Sendung der Jungfrau, dieses „größte Wunder seit der Inkarnation", um das die nationalkatholische Mystik von Klerus und Laien immer üppigere Ranken der „Hoffnung" schlang, als Zeugnis dafür gepredigt wurde, daß Gott das französische Volk, die „unvergleichliche Nation", der er in Zeiten der Not mit Wundern zu Hilfe kommt, vor allen Völkern auserwählt habe. „Also hat Gott nicht allen Nationen getan, und sein Gesetz hat er ihnen nicht geoffenbart", ruft Monseigneur Baudrillart mit dem Psalmisten in seiner Festpredigt aus, und L. Bloy wiederholt auf seine Art: „Jesus Christus, einziger legitimer und souveräner Monarch aller Monarchen aus Kot und Asche, konnte kein anderes irdisches Königreich haben als Frankreich. Man kann ihn sich nicht als König von Spanien oder England vorstellen, und die tiefste Stufe des Wahnsinns oder der Albernheit wäre es zum Beispiel, ihn als Herrscher über Preußen oder Bulgarien zu denken. Die Welt ist wie eine ungeheure Wohnung, in der es nur ein einziges königliches Gemach und ein einziges Lager der Lust für den gekreuzigten König von Frankreich gibt." [3]) Jedes Jahr wuchs der patriotische Demonstrationszug, der am Feste der Jungfrau im Mai Hunderte von Kränzen vor ihren Standbildern in Paris niederlegte, 1914 stieg die Zahl der Demonstranten auf fünfzigtausend [4]). Die pazifistischen Gegner der Jeanne d'Arc,

[1]) Mgr. Baudrillart, Jeanne la Libératrice. Panégyrique prononcé à Notre-Dame de Paris le 16 mai 1915, Paris 1915, S. 29.

[2]) Ebenda, S. 24.

[3]) Léon Bloy, Jeanne d'Arc et l'Allemagne, Paris 1915, S. 30.

[4]) Baudrillart, op. cit. S. 30.

die anfangs opponieren wollten, verschwanden; Patriotenbund und Action Française begannen die Straße zu beherrschen. Lourdes trat vor der neuen Jungfrau in den Hintergrund. Immerhin wurde auch dies zu Agitationszwecken mißbraucht: als Reklamechef fungierte hier alljährlich kein geringerer als der Atheist Pujo, der Häuptling der Camelots du Roi.

Der Geist, der damals entfesselt worden ist, das Bündnis zwischen Katholizismus und positivistischem Atheismus, dauert noch heute an: in seinem Zeichen haben über zwanzigtausend französische Priester als Soldaten in den Schützengräben gelegen, und wenn wir ihren durch den Druck bekannt gewordenen Berichten Glauben schenken dürfen, so hat ihre Stimmung vollkommen derjenigen entsprochen, die vor und während des Krieges die Action Française unermüdlich gepredigt hat. Daß das eine mit dem andern in ursächlichem Zusammenhange steht, liegt auf der Hand, da die Anhänger der Maurrasschen Schule vor dem Kriege gerade in den Seminarien aufs eifrigste und mit einem Erfolg agitiert hatten, dessen sie sich selbst rühmten. Auch die theologische Jugend war daher bei Kriegsausbruch in den Strudel der nationalistischen Besessenheit gerissen, die der unglückliche junge Lagrange in die erschütternden Worte gefaßt hat: „Die aufsteigende Generation ist zur Wiederherstellung eines großen Volkes oder zum Selbstmord oder vielleicht zum Martyrium bestimmt“ [1]). Der Leser der Kriegsbriefe jener Priestersoldaten fühlt eine unendlich wehmütige Stimmung: melden sie doch, daß das alte Europa, das der katholische Klerus allein noch repräsentierte, für immer tot ist, daß die Eucharistie keine völkerverbindende Kraft mehr ist. Alle diese Priester reden in der Sprache der bellizistischen Theosophie de Maistres über Christus, den Krieg und ihr eigenes Soldatentum. „Die auf dem Schlachtfeld Gefallenen“, sagt einer von ihnen mit einer direkten Anleihe bei altheidnischen Vorstellungen, „gehen geraden Wegs in den Himmel“ [2]). Die Worte des als Unterleutnant gefallenen Priesters de la Gironde sind vollends typisch für das neue nationalkatholische Priestertum, das eine Kriegsgöttin auf seine Altäre gestellt hat. „Jung sterben,“ schreibt er, „als Priester sterben, als Soldat, in einer Attacke, beim Sturmangriff, vielleicht eine Absolution spendend; mein Blut vergießend für die Kirche, für Frankreich, für meine Freunde, für alle die, welche im Herzen dasselbe Ideal tragen wie ich, und auch für die andern, damit sie die Freude des Glaubens kennen. . . . Ah! Wie ist das schön!“ [3])

Die Gerechtigkeit erfordert freilich zu sagen, daß es auch vereinzelte Katholiken gibt, die den Mut finden, die Abkehr der französischen Bischöfe von dem Grundsatze „Ecclesia a sanguine abhorret“ aufs schärfste zu verurteilen. Léon Bloy, der fanatische Trikolorekatholik und Apostel von La Salette, der ohne die

[1]) M. Barrès, Les diverses familles spirituelles de la France, Paris 1917, S. 175.
[2]) Ebenda, S. 40.
[3]) Ebenda, S. 46.

tägliche Kommunion nicht leben zu können behauptete und gegen Deutschland „den vom heiligen Geiste empfohlenen Haß, den eucharistischen Haß, den glühenden Haß der Liebe" predigte, Léon Bloy hatte wenigstens das Gefühl für den Charakter des Priestertums nicht verloren. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er: „Frankreich wird durch seine Bischöfe gemordet, sagte wiederholt die Hirtin von La Salette. Der Gedanke ist entsetzlich, daß keiner von ihnen seine Stimme erhob, um rechtzeitig gegen die Mobilisierung der Priester zu protestieren, und die materiell lächerliche Beteiligung einiger tausend Mann, die zu opfern sie kein Recht hatten, ihnen wichtiger und von größerem Wert für die Verteidigung des Vaterlandes erschien als der Dienst Gottes. Zweifellos wäre dieses absurde und gotteslästerische Gesetz ohne ihre Mitschuld unausführbar gewesen ... Frankreich wird ihnen die endgültige Erniedrigung seines Priesterstandes verdanken ... Aber Gott ist dem zeitgenössischen Denken so fern und das Unheil der Seelen so vollständig, daß es katholische, von unsern Bischöfen anerkannte oder ermutigte Blätter gibt, die den „Heroismus" solcher Soldaten bewundern." [1])

Die rückläufige Bewegung zu den alten Nationalreligionen der heidnischen Vorzeit, die mit der Auflösung des römisch-christlichen Völkerbundes begann, hat auch Frankreich nicht verschont. Hinter der Maske seines Trikolorekatholizismus, der „den Himmel durch die glorreichen Risse der Fahne betrachtet", triumphiert der alte blut- und machtgierige kriegerische Nationalgott der heidnischen Franken. Die famose Identitätsformel „französisch ist katholisch, katholisch ist französisch" sagt alles. In ihrer ersten Hälfte schränkt sie das Wesen des Katholizismus auf das einer Nationalreligion ein: die katholische Religion ist nichts als die Religion des alten Frankengottes; in der zweiten betrachtet sie folgerichtig alle andern katholischen Völker nur als Bekenner dieser französischen Nationalreligion, mithin als geistige Vasallenvölker Frankreichs. Diese berühmte Identitätsformel definiert also selbst den Katholizismus Frankreichs als die klerikale Form seines nationalen Imperialismus.

[1]) L. Bloy, Méditations d'un Solitaire, Paris 1916, S. 76 ff.

Briefe des Präsidenten Lette aus dem Frankfurter Parlament.

Mitgeteilt von

Ludwig Bergsträßer.

Wilhelm Adolf Lette ist im Jahre 1848 nicht unvermittelt durch den Sturm des Zeitgeschehens ins politische Getriebe hineingerissen worden. Er war schon seit seiner Jugendzeit politisch stark interessiert. Mitten in den Befreiungskriegen kam er — als Sohn eines tüchtigen Landwirts und Verwaltungsbeamten in Kienits in der Neumark 1798 geboren — nach Berlin auf das Gymnasium zum Grauen Kloster[1]). Bis 1816 machte er Sekunda und Prima dieser altberühmten Anstalt durch und schloß sich damals schon eng an den deutschnationalen Kreis an, der in persönlicher Fühlung mit dem Turnvater Jahn stand. Als er die Universität bezog, gab dieser ihm ein Schreiben an den Historiker Luden in Jena mit, der den „jungen Turner wohl an einige Leute empfehlen werde, die ihn zurechtweisen können“[2]). Lette blieb nicht in Jena, sondern zog weiter nach Heidelberg, wo er seine beiden Studienjahre verbrachte. Er schloß sich dort der Burschenschaft an und zwar dem Kreise der politisch interessiertesten, auch radikalsten, den dortigen Vertretern der „Schwarzen“[3]). Als Burschenschafter hat er 1817 das Wartburgfest mitgemacht; 1818 war er Vertreter seiner Burschenschaft auf dem Heidelberger Burschentage[4]). Für seine politischen Interessen ist es charakteristisch, daß er bei einem Ausfluge, den er mit andern Burschenschaftern zusammen nach der Pfalz hinüber machte, nicht verfehlte, in Speyer den Redakteur der liberalen „Speyerer Zeitung“, den alten Buttenschön, zu besuchen, der seiner Zeit mit Georg Forster zusammen Mitglied des Mainzer Jakobinerklubs gewesen war[5]). Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er dort bald Führer der

[1]) Vgl. den Lebensabriß in „Unsere Zeit“ I, S. 596, der offenbar auf persönlichen Mitteilungen beruht. Er ist inhaltreich wie der Artikel der A. D. B.

[2]) Deutsches Museum X (1866), S. 860.

[3]) Haupt, Karl Follen, S. 104.

[4]) Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung II, S. 268.

[5]) Pagenstecher, Als Student und Burschenschafter in Heidelberg. Voigtländers Quellenbücher, Bd. 56, S. 75. Der Besuch fand Weihnachten 1817 statt.

Bewegung und stand ganz auf der Seite derer, die alle studentisch-burschenschaftlichen Fragen von der prinzipiellen Seite aus anfaßten. Er war einer der Hauptgegner des Duellzwanges[1]). Die Demagogenverfolgung traf auch ihn einige Zeit hart. Er wurde zu einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt und erst nach längerer Zeit wieder zum Justizdienste zugelassen. Seine Beamtenlaufbahn hat sich fast durchweg in der Verwaltung und speziell in der Tätigkeit der Generalkommissionen der östlichen Landesteile abgespielt. Er kam 1843 ins Ministerium und wurde 1845 Präsident im Revisionskollegium für Landeskulturſachen, einem höheren Gerichtshofe, vor den alle bei den Auseinandersetzungen vorkommenden Streitigkeiten gebracht wurden. Bezeichnend für seine ganze Art ist eine enge Verbindung theoretischer Arbeit mit praktischer. Die letztere führte ihn in Berlin auch bald dazu, sich eifrig verschiedenster Wohltätigkeitsbestrebungen zu widmen und an der Begründung gemeinnütziger Vereine lebhaften Anteil zu nehmen. So war er Mitglied und bald auch Präsident des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen und vor allem Schöpfer des Vereins zur Förderung der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts, der als Letteverein heute noch eine ausgedehnte Wirksamkeit entfaltet.

Als die Revolution kam, beteiligte er sich sofort energisch am politischen Leben Berlins. Er hat im März den konstitutionellen Klub mitbegründet und geleitet, bis er durch seine Wahl ins Frankfurter Parlament dieser Tätigkeit entzogen wurde. Dort vertrat er den fünfzehnten brandenburgischen Wahlkreis Nauen und hat der Versammlung vom Tage der Eröffnung bis zum 20. Mai 1849 angehört, wo er mit den Führern der Erbkaiserpartei seinen Austritt erklärte.

Seine hauptsächliche Tätigkeit im Parlament erstreckte sich auf sein eigentliches Arbeitsgebiet. Er war Mitglied des Ausschusses für Arbeits-, Gewerbs- und Handelsverhältnisse, hat als solcher eine ganze Reihe von Berichten erstattet, besonders über Aufhebung der Feudallasten, und sich auch an der Beratung der Grundrechte im Plenum eifrig beteiligt.

Doch beschränkte er sich nicht darauf. Er hat in die Diskussion der politischen Fragen sofort eingegriffen, zu dem Raveauxschen Antrage über das Verhältnis der Nationalversammlung in Frankfurt zu den einzelstaatlichen Parlamenten klar Stellung genommen. Preußen braucht eine selbständige und eigene Verfassung, muß sich aber den Bestimmungen der Frankfurter Verfassungspartei fügen. Die preußische Regierung bedarf ihrer Landesvertreter, um wieder einen festen Boden unter die Füße zu bekommen[2]). Auch in der Posener Frage arbeitet er mit; er kannte ja die dortigen Ver-

[1]) Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung III, S. 44 und 56.

[2]) Stenographische Berichte I, S. 29.

hältnisse aus eigener Anschauung[1]). Überdies gehörte er zu den ersten Abgeordneten, die die Frage der Schaffung einer Zentralgewalt durch Anträge der Lösung näher bringen wollten. Er hielt sie für dringend, um zwischen Reaktion und Anarchie die Aufgabe zu lösen, Deutschland eine auf freiheitliche Verfassungsbestimmungen gegründete Einheit zu geben. Er schlug vor, daß die Zentralgewalt unabhängig von der Versammlung, auch unverantwortlich sei und aus drei Fürsten der größten deutschen Staaten bestehe. Damit wäre ein selbständiger politischer Faktor konstituiert gewesen und überdies der Fehler vermieden worden, daß die schließlich doch nötige Scheidung zwischen Preußen und Österreich erst durch Wahl eines einzigen und zwar österreichischen Prinzen einmal von ihrem natürlichen und zwangsläufigen Wege abgelenkt wurde.

Die politische Hauptfrage des Verhältnisses zwischen Preußen und Deutschland, worin die Frage Preußen—Österreich und auch die Frage Österreich—Deutschland beschlossen war, hat ihn aufs lebhafteste interessiert. Er hat sie wiederholt durchdacht und ihr eine energische Arbeit gewidmet. Das zeigen unsere Briefe, die ja gerade dieses Problem behandeln. Im Parlament selbst hat er sich zurückgehalten und den politischen Führern das Auftreten nach außen überlassen. Das entsprach seiner praktischen und bescheidenen Natur, die nur darauf aus war, daß etwas geschehe und erreicht werde.

Parteipolitisch hatte sich Lette erst dem linken Zentrum angeschlossen; er ging dann zur Kasinopartei über, und als das Parlament auch parteipolitisch ganz von der Frage, ob großdeutsche oder kleindeutsche Lösung, beherrscht wurde, gehörte er dem erbkaiserlichen Weidenbusch zu.

Nach der Auflösung des Parlaments hat sich Lette noch lange Zeit hindurch am parlamentarischen Leben beteiligt. Er hat im preußischen Abgeordnetenhause in der Zeit der stärksten Reaktion gesessen; er hat auch die Zeit der neuen Ära und des Konflikts im Hause mitgemacht. Damals gehörte er zur Fraktion Grabow, aus der sich dann die altliberale Fraktion entwickelte[2]). Nach deren Auflösung 1862 schloß er sich der Fraktion Rönne an (auch freier parlamentarischer Verein genannt)[3]).

An allen Einheitsbestrebungen der sechziger Jahre beteiligte er sich lebhaft. Er war Mitglied des Nationalvereins und auch des kleindeutschen Abgeordnetentages. 1866 hat er die nationalliberale Partei mitbegründet; als ihr Mitglied saß er noch im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes. Kurz darauf ist er gestorben. Das einige Deutsche Reich hat er nicht mehr gesehen.

[1]) Stenographische Berichte I, S. 227; II, S. 1133.
[2]) Parisius, Deutschlands politische Parteien, S. 54.
[3]) Ebenda, S. 62.

Der Adressat der Briefe ist der bekannte langjährige Generaldirektor der preußischen Museen, Ignaz von Olfers. Dieser stand politisch wesentlich mehr rechts. In Berlin hielt er sich zur konservativen Partei, er beteiligte sich an der Organisation patriotischer Vereine, die der konservativen Partei bei den Wählern einen festen Boden geben sollten. An sich wäre er in anderer Umgebung wohl ultramontan gewesen, denn das kirchliche katholische Leben der preußischen Hauptstadt wurde von ihm auch persönlich gefördert. Er war z. B. Vorsitzender des Berliner St. Vinzenz-Vereines [1]).

Im Jahre 1848 hat er mit verschiedenen Mitgliedern des Frankfurter Parlaments korrespondiert. Außer Lettes Briefen sind mir durch gütige Vermittlung des verstorbenen Herrn Professor Rühl-Königsberg auch eine Reihe sehr ausführlicher Briefe des schlesischen Abgeordneten Ambrosch-Breslau zur Verfügung gestellt worden, deren Bearbeitung ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben muß. Schon bei diesen Briefen bitte ich, einzelne Unebenheiten der Herausgabe damit zu entschuldigen, daß sie eine Urlaubsarbeit gewesen ist.

I.

Frankfurt a M den 15t. Oktober 1848.

Anliegend übersende ich — auf Ihren freundlichen Brief v. 10! — die Riesser'sche Rede, die in vielen Exemplaren gedruckt ist — u. wohl verdiente weit verbreitet zu werden desgl. eine Beilage der Flugblätter. Es können von beiden tausend und mehr Exp. bezogen werden. Vergeben Sie, wenn ich nochmals versuche, meine Ansicht über Preußens Stellung zu Deutschland anzudeuten; davon daß sie richtig erfaßt wird, aber nicht wieder zu spät und halb, hängt das Schicksal beider und der Sieg der Freiheit und Ordnung über die rote Republik der Barbarei ab. Leider aber weiß ich wohl, daß nur die Macht der Ereignisse nicht die der Gründe überzeugt, und die Menschen durch jene dahin geworfen werden, wohin sie freiwillig gehen sollten. Über die Ideen eines Triumvirats oder einer ähnlichen Einrichtung in der leitenden Spitze der deutschen Zentralgewalt sind wir längst weit hinaus. Eine solche würde in keinem Teile Deutschlands mehr befriedigen und doch weiß ich nicht, woran man anders denken soll, wenn gesagt wird, Preußen wolle nichts usurpieren, aber neben und unter den anderen den Platz einnehmen, der ihm gebührt. Daß Preußen die Leitung des Bundesstaates erhalten muß u. es außerdem kein einiges und starkes Deutschland geben wird, wird nur noch von denen bekämpft, welche Preußen und mit ihm alles, was die menschl. Gesellschaft zusammenhält, auflösen wollen. Mit Ausnahme der Radikalen gewinnt diese Ansicht immer mehr Platz, selbst unter den mehr links stehenden

[1]) Zeitungsnotiz in Varnhagens Nachlaß in der kgl. Bibliothek Berlin aus dem Jahre 1856.

Fraktionen der Paulskirche und sogar unter den edleren Österreichern die — ungeachtet des vorübergehenden Sieges der Demokraten — deutsch-ungarischen Partei — in Wien doch die Erhaltung eines Österreichischen föderativ Staates mit dem Kern und geistigen Mittelpunkt der deutschen Lande, für ausgemacht halten. Für das Heil der Welt und Deutschlands halte auch ich dies für das Beste. sonst würden vielleicht die slavischen Provinzen von Österreich zu Rußland neigen, während wir dadurch die Donauländer und selbst die Levante für Handel und Kolonien erhalten können. Preußen muß sich in Deutschland Vertrauen erwerben; wir haben seit dem 18/9[1]) hier sehr gewonnen. Die preußischen Soldaten, die man hier für Barbaren hielt, haben zum Teil förmlich die Herzen für sich erobert. Kein vernünftiger Mensch wird von Preußen verlangen, daß es seine 20 Festungen die Heere und die Besatzung seiner und Deutschlands Ost- und WestGrenzen dem ersten besten auf Diskretion übergibt. Warum aber zögert man, die preußischen Gesandten und Konsuln der Zentralgewalt zur Disposition zu stellen — mit gemeinschaftlichen Instruktionen — warum, die fehlenden Ministerstellen, besonders des Auswärtigen, hier zu besetzen, deren Besetzung man Preußen anbietet; warum bedenkt man sich noch, von Rönne zugleich im Namen Deutschlands nach Amerika gehen zu lassen? Alle Herzen würden Preußen zujubeln, wenn es endlich diese unglückliche Zurückhaltung — wenigstens vor den Augen der Welt fahren ließe. Daran hat der alte preußische Beamte gewiß Schuld, in einer Beziehung gewiß ein hoch achtbarer, in Zeiten wie den jetzigen aber verderblich. Was Preußen für Deutschland tut, tut es zugleich für sich. Sollte es, was nicht unmöglich ist, darin getäuscht werden, so wäre es noch immer Zeit, dann eine andere Stellung anzunehmen. Deutschland ist aber da, wo 16 Millionen vereinigt sind, u. trotz aller Mißgriffe, doch noch immer mit den besten Institutionen. Wie ich über die Verfassung denke, wollen Sie gütigst aus meinen vor 4 Wochen an Freunde des rechten u. des linken Zentrums verteilten Präliminarien entnehmen. Inzwischen hat die ausgezeichnete Schrift von Bunsen allgemeinsten Beifall gefunden, auch ist der Entwurf des Verfassungsausschusses vom Reiche und der Reichsgewalt durch die Zeitungen bekannt geworden.

Man wirft auch der Paulskirche vor, daß sie nicht vorwärts kommt; welche unendliche Plackerei der radikalen Partei, Aufruhr und Mord müssen wir aber stets inzwischen überwinden, während man — selbst abgesehen von der Berliner Versammlung — in Berlin nichts tut und zuwartet, die Frankfurter Versammlung aber vornehm ignoriert, kritisiert und bezweifelt. Glauben Sie nicht, daß dies wenigstens nicht fördert? Aus Süddeutschland kommen wenigstens einige ermutigende Stimmen zu mir, aus Norddeutschland keine

[1]) Septemberaufstand in Frankfurt, der mit durch die preußischen Truppen niedergeworfen wurde.

einzige, während wir sie hier doch besonders aus Preußen infolge v. Lichnowski's und Auerwalds Meuchelmord[1]) am ehesten erwarten müßten. Man tut dort — besonders sind es die patriotischen und ähnl. Vereine — ausgenommen etwa die constitutionellen — als ob Frankfurt für Preußen nicht in der Welt wäre. Doch hat sich die Idee, welche bei der Herstellung der provisorischen Zentralgewalt uns vorschwebte, glänzend bewährt. Von hier aus erhält die Gesetzl. Freiheit und Ordnung ihre Stärkung in ganz Deutschland. Aber man unterstütze uns von Preußen her. Preußens Volk und Regg. sei der Träger der Einheits-Idee des Bundesstaates, die Aussprüche[2]) v. 18 u. 22/3 das fortwährende Programm. Gott befohlen, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Lette.

Auf die Riesser Rede machen Sie wohl gütigst H Geh. R. v. Jordan u. Abg. Ulrich aufmerksam.

Die Riessersche Rede, auf die Lette anspielt, ist die am 6. Oktober zum Septemberaufstand gehaltene, in die der hamburgische Jurist und Vorkämpfer der Judenemanzipation seine ganze starke ethische Empfindung hineingelegt hatte.

Die „Flugblätter aus der Deutschen Nationalversammlung", eine von den Abgeordneten Bernhardi, Jürgens und Löw redigierte Zeitschrift.

Die Idee eines Triumvirats hatte Lette selbst zuerst vertreten, wie sein Antrag über eine provisorische Zentralgewalt zeigt; noch im August 1848 war er für ein Reichsdirektorium, nicht für einen Kaiser. Die ständige Leitung wollte er allerdings einer deutschen Regierung übertragen wissen, aber ohne Oberherrschaft, die auch die Vertretung der Einzelstaaten in Staatenhaus und Volkskammer verbiete[3]). So in seinem „Sendschreiben eines Abgeordneten zur constituierenden deutschen National-Versammlung aus der Provinz Brandenburg an seine Mitbürger und Freunde in der Heimat". In der gleichen Schrift hatte er auch schon klar und deutlich zum preußisch-deutschen Problem Stellung genommen. Die Partikularisten in Preußen — und zu ihnen gehört in gewissem Sinne auch Olfers — warnt er vor einem Zurückdrängen der deutschen Idee, da sonst auch Preußen verfallen müsse. Nur durch engste Verbindung mit den übrigen deutschen Stämmen wird Preußen seine geschichtliche Bestimmung erfüllen; in Deutschland aufgehen, ohne darin unterzugehen. Ein solches Preußen soll dann aber auch als eigene Staatspersönlichkeit erhalten bleiben. Am wenigsten sind dabei die eigentümlichen

[1]) Im Septemberaufstand in Frankfurt.

[2]) Das Wort war bei Lettes sehr schwieriger Handschrift nicht genau zu lesen; gemeint sind die Proklamation des Königs vom 18. März und besonders die vom 22. März mit dem Satze: „Preußen geht fortan in Deutschland auf".

[3]) Vgl. Wentzcke, Kritische Bibliographie der Flugschriften, S. 112, Nr. 389, dessen Inhaltsangabe ich folge.

Institutionen Preußens, vor allem seine Wehrhaftigkeit, aufzuopfern, die einem starken und freien Deutschland nicht fehlen dürfen.

Rönne ging Anfang 1849 als preußischer Gesandter nach den Vereinigten Staaten. Über die Frage, ob er dort gleichzeitig die Zentralgewalt vertreten könne, entspann sich eine lange und unfruchtbare Diskussion.

Bunsens, des damaligen preußischen Gesandten in England, „Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung". Über ihren Inhalt und Bunsens Stellung 1848/49 zur deutschen Frage vgl. Ullbricht, Bunsen und die deutsche Einheitsbewegung.

II.

(Frankfurt 14/11. 48)

Mit diesem Briefe, denke ich Ihnen verehrter Freund, noch heute aus der Paulskirche die Anträge und den Ausschußbericht über die preußischen Zustände zu senden.

Man hat der Krone Recht gegeben, dagegen vom politischen Standpunkte der Wohlfahrt Deutschlands und Preußens aus diejenigen Maßregeln verlangt, die das Vaterland retten u. Verfassung zurückführen. Tüchtige und edle Naturen haben in der Berliner Versammlung mit der Linken fraternisiert. Unnatürliche Verbindung. Aber ein anderes Ministerium muß nun ernannt werden. Ich weiß und kenne nun die Männer, die es bilden; es sind ehrenwerte, hochachtbare Charaktere, die ich ja liebe und ehre, ich besorge vor allem keine Reaction, aber denken Sie, daß man sie in Deutschland nur nach ihren politischen Antecedentien, z. B. v. Manteuffel nach seinem Auftreten auf dem vereinigten Landtage beurteilt; daher die allgemeine Aufregung hauptsächlich darüber und anscheinend auch in den Kammern Berlins [??] [1]).

Frankfurt 14/11.

Jeder Freund des Vaterlandes fühlt die immense Wichtigkeit Preußens für Deutschland. Man ist mit den Preußen in Süd u. West Deutschland ganz ausgesöhnt; unsere Soldaten liebt man förmlich, selbst im Badener Oberlande [2]). Daher darf der König schon der Zukunft Deutschlands u. Preußens das Opfer bringen, ein anderes Ministerium zu ernennen und wenn die Sicherheit in Berlin hergestellt ist, die dann unnütze Verlegung nach Brandenburg zurücknehmen. Tut er es auf Verlangen der deutschen Zentralgewalt und Nat. Vers., so vergibt er sich nichts und gewinnt ungeheuer an Sympathien in Deutschland. Wir bedürfen seiner und wir bedürfen Preußens jetzt bald zur Her-

[1]) Fast unleserlich.

[2]) Wo sie sich an der Niederwerfung des Struveputsches im September/Oktober beteiligt hatten.

stellung Deutschlands. Alle Welt erkennt das. Hoffentlich werden wir für den Ausschußbericht eine große Majorität erhalten.

Aus beiliegender Rede W. Jordans, der jetzt ganz zu den unsrigen gehört, weil er ein wahrer Mensch ist, werden Sie sehen, wie man hier denkt. Diese Rede verdiente als Flugblatt auf den Straßen Berlins verbreitet zu werden.

Der König, die Preußische Regierung muß sich jetzt mit uns fest vereinigen und daher auch unsere Beschlüsse anerkennen und befolgen. Nur dadurch werden wir gemeinschaftlich unser hohes Ziel erreichen.

Ihr ergebenster Lette.

Frankfurt 14/11.

Tun Sie das Ihrige dafür.

Nach der Sitzung, der anl. Antrag der Majorität des Ausschusses ist mit 239 Stimmen gegen 189 durchgegangen. Wird es noch helfen?? Werden denn jetzt aus dem Lande keine Adressen für die Regierung kommen??

Der Brief ist geschrieben in der Sitzung, in der die Zustände in Berlin und damit das Verhältnis zwischen der preußischen Regierung und der deutschen Nationalversammlung zum ersten Male eingehend besprochen wurden. Anlaß dazu gaben die Maßnahmen der preußischen Regierung gegenüber der Berliner Versammlung. Diese war ständig radikaler geworden. Die Demokraten beherrschten sie ganz. Da diese sahen, daß das Frankfurter Parlament die entgegengesetzte Entwicklung durchmachte, so stellten sie sich ihm ebenso feindlich gegenüber, wie der eigenen Regierung. Sie hofften beide zu besiegen. In Frankfurt sah die leitende Partei ein, daß sie in dieser Frage eine Handhabe haben könne, um mit der preußischen Regierung zusammenzugehen und sich diese dadurch zu verpflichten. Daraus erhoffte man eine Grundlage für dauernde gemeinsame Arbeit und eine Förderung des Einheitswerkes erwachsen zu sehen.

Wilhelm Jordan hatte damals im Parlament zu der Frage noch nicht gesprochen; welche Rede von ihm gemeint ist, kann darum nicht sicher angegeben werden. Sie lag nicht mehr bei.

III.

Sonntag Abends 26/11. 48, nach dem Club. 10 Uhr.

Vorgestern Abend waren zwei Deputierte des Centrums[1]) des Berliner Rumpf-Parlaments in unserer (Casino) Versammlung, die Herren Gierke

[1]) Rechten Zentrums, vgl. Deutsche Zeitung 1848, II, S. 2388. Bredt war Regierungsassessor, Gierke Juni bis September preußischer Landwirtschaftsminister gewesen.

und Bredt, teils um die Zustände Berlins und der dortigen Versammlung zu schildern, zur Erläuterung, daß es einer Verlegung nach Brandenburg nicht bedürfe und bedurft habe und daß der in unserem Beschlusse vorausgesetzte Zustand zur Aufhebung der Verlegungsmaßregel eingetreten, teils um die in Bassermanns Rede enthaltene Anschauung der Berliner Zustände zu widerlegen. Von dieser, durch Interpellationen und Antworten ganz interessanten Unterhaltung will ich Ihnen nur die Wahrnehmung mitteilen, daß überall zu sehr die juristische — nach unserer Überzeugung überdies unrichtige — also doch mindestens sehr zweifelhafte Seite der Frage in den Vordergrund gestellt wurde, während schmerzlich die höhere patriotische Auffassung, die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Vaterlandes von uns allen vermißt wurde. Dies ist der Eindruck, den die besten aus der Berliner Vers. erreichen.

Gestern wurden uns die Deputierten Rodbertus und Schulze-Delitzsch angekündigt, welche von ihrer Partei im Wesentlichen zu gleichem Zweck, hauptsächlich, um Bassermanns Mitteilungen als unwahr darzustellen, hierher gesandt waren. Es fand heute Nachmittag 4 Uhr im großen Saale des Weidenbusches eine Konferenz der hiesigen Deputierten aller Fraktionen, mit Ausnahme der Linken, mit Rodbertus und Schmidt, statt. Es waren jedoch auch Mitglieder der Linken erschienen. H. Rodbertus kritisierte zunächst die Bassermann'schen Mitteilungen, verlas eine Erklärung des H. v. Unruh und replizierte nebst Schmidt auf die an sie gestellten Fragen. Im Wesentlichen liefen die Anklagen beider insbes von Rodbertus darauf hinaus, „daß Bassermann nicht officiell mit der Berl. National-Versammlung und deren Fraktionen verhandelt bei von Unruh nur als Privatmann gewesen, daß er sich auf den Rat, sich der Verlegung nach Brandenburg zu unterwerfen beschränkt und über v. Kirchmanns Ansicht u. Äußerungen die nicht die der Versammlung seien, nicht ganz getreu, d. h. etwas mehr berichtet hätte, als dieser gesagt, daß unser Ausschuß auf einseitige Vernehmung der Zeugen resp. Mitglieder bloß von der ausgetretenen Fraktion berichtet und nicht zugleich Zeugen der übrigen Parteien der Berliner Versammlung vorgefordert daher seine Pflicht nicht erfüllt habe.

Erörterungen und Diskussionen zumal über den Rechtspunkt konnten natürlich nicht Zweck der Konferenz sein. Bassermann war anwesend und replizierte mit der ihm eigenen Klarheit und Wahrhaftigkeit, die ihm, wie jedem rechten Staatsmann, eigen ist, dessen Gemüt, wie das Bassermanns, von einer aufrichtigen hohen Vaterlandsliebe erfüllt und dem man diese bei jedem Worte anhört.

Er konnte zum Teil auf Kirchmanns eigene Erwiderung in öffentl. Blättern verweisen, er fügte noch hinsichtl. der Unterredung mit v. Unruh hinzu, daß *auch dieser* die Abdankung des Königs und einen Revers des Prinzen von Preußen wegen unbedingter Anerkennung der von der Berliner Versammlung zu beschließenden Verfassung zur Bedingung einer Aussöhnung

des Konflikts gemacht, übrigens auf die Bemerkung, daß alsdann Preußen wenigstens zeitweise in eine Republik verwandelt werden würde, nur erwidert habe, daß sich das Volk vom Königtum nicht trennen werde, das Königtum vielmehr, wenn die Versammlung es durch die von ihr zu beschließende Verfassung von neuem bestätige, um so fester wurzeln würde. Übrigens bemerkte Bassermann noch, daß als er damals in Berlin war — was richtig ist — zur officiellen Vermittelung keinen Auftrag gehabt u. nach jenen Eröffnungen um so weniger Veranlassung nehmen konnte, weiter auf Vermittelungsversuche einzugehen. Wenn man ihm Indiskretion in Veröffentlichung jener Mitteilungen der H. v. Unruh u. Kirchmann, vorwerfe, so würde man ihm einen gleichen Vorwurf wohl nicht gemacht haben, sofern er Mitteilungen über Tatsachen gemacht die von Seiten der Krone reaktionäre Tendenzen vermuten ließen. Er würde sich aber nicht gescheut haben, dergl. zu machen, sofern er nach den sorgfältigsten Beobachtungen und Erkundigungen dazu irgendwie Veranlassung gehabt hätte. Die Majorität der Versammelten war von der siegenden Wahrheit der Bassermannschen Erwiderung so hingerissen, daß sie sich des lautesten Beifalls nicht erwehren konnte. — Die Verdächtigungen sowohl von Rodbertus als von Schm. gegen die Regierung wegen ihrer längst verfolgten reaktionären Tendenzen, indem z. B. des Grafen Breßler[1]) Aufforderungen zum Barrikadenbau etc. damit in Verbindung gebracht und zum Erweise der Reaktion gegen die Regierung!! angeführt wurden, veranlaßten einen der Versammelten zu dem Wunsche, wahre und spezielle Tatsachen über jenen Vorwurf zu vernehmen, da ja Graf Breßler bestraft worden. Dergleichen andere Tatsachen konnten natürlich nicht beigebracht werden. Daher ließen die Explikationen der H. Rodbertus und Schmidt bei der Mehrheit einen sehr unangenehmen Eindruck zurück; sie waren durchweg von der Parteistellung beider Herren gefärbt. So namentlich erklärte auch Schmidt noch, befragt, ob denn alle Fraktionen der Berliner Versammlung sich einem kompromissarischen Ausspruch der deutschen Zentralgewalt und hiesigen National-Versammlung über die Verlegung der Berliner Vs. nach Brandenburg und den Konflikt unterwerfen oder einem solchen dort beabsichtigten Kompromiß anschließen würden, sehr ausweichend oder vielmehr ganz verneinend**)[2]). Man sieht, die Herren haben es mit der deutschen Sache nur so lange warm gehalten und erkennen die deutsche Zentralgewalt soweit an, als sie sie zur Opposition gegen die preußische Regierung benutzen konnten. Sich selbst und ihre Parteiansicht ihr unterzuordnen, haben sie nicht Lust.

Das Resultat der Konferenz war unbedingt das, daß Bassermann überall die Wahrheit gesagt und richtig gesehen hatte; diesen Eindruck nahmen alle unbefangen mit fort. Auch hier, während der Konferenz trat wieder die

[1]) Vgl. über ihn Lüders, Die demokratische Bewegung. Berlin 1909. S. 127.
[2]) Siehe diese Note auf S. 180.

Taktik unserer Linken hervor, die darin besteht, Skandal zu machen, sobald sie fürchtet, daß ihr unangenehme Wahrheiten ans Licht treten. H. Max Simon trat im Laufe der Konferenz und Interpellationen mit der Erklärung hervor, „die Versammlung scheine die Berliner Abgeordneten nur verhöhnen zu wollen". eine höchst ungeschickte und schlecht angebrachte Äußerung die übrigens sofort treffliche Erwiderungen von Breßler und Riesser hervorrief, dennoch zum Schluß der Konferenz führte, da auch wohl beide Abgeordnete fühlten, daß die hiesige Nat. Versammlung in ihrer großen Majorität keine Sympathien für die revolutionären Schritte der Berliner Versammlung und deren Rechtfertigung habe, und daß, nachdem Reichskommissarien nach Berlin geschickt, umso weniger der Exekutive ihrer Zentralgewalt vorgreifen und gleich wieder Beschluß fassen werde.

Ich teilte Ihnen Vorstehendes mit, um davon allenfalls in geeigneter diskreter Weise für die Zeitungen Gebrauch zu machen, wie es Ihnen gut scheint, doch ohne Nennung meines Namens —.

Gestatten Sie mir aber noch einige Worte über Ihr heute erhaltenes Schreiben, für dessen Anlage ich bestens danke.

Ich kann das Urteil nicht unterdrücken, daß die dortige Auffassungsweise über die Wirksamkeit der hiesigen Nat. Vers. über die Bedingungen dieser Wirksamkeit und die Stellung Preußens zur deutschen Sache auf keiner richtigen und unbefangenen Erkenntnis der Verhältnisse beruht, und daß, wenn die Besten der Nation dabei einseitig beharren, sie das Vaterland, wenn auch etwas später, ebensogut einer 2ten Revolution entgegenführen, wie es die Anarchisten schon jetzt beabsichtigten. Sie verlangen, wir sollen hier specifische Preußen sein und bleiben, daher das Ministerium Brandenburg quand même verteidigen und halten, uns wo möglich gar nicht über den ungeheuren Konflikt in Preußen aussprechen, ruhig nebeneinander fortgehen und jeden gewähren zu lassen. So — vergeben Sie — verstehe ich Ihre Andeutungen im Briefe. Faßten wir die Sachen so, so wäre es unmöglich, der radikalen Partei Widerstand zu leisten. Nur von dem höheren Standpunkt aus, von dem wir die Verhältnisse aufgefaßt und die Wohlfahrt des Vaterlandes im Auge haben, nur wenn wir der Notwendigkeit, die in den Verhältnissen liegt, gebührende Rechnung tragen, bleiben wir Herren der Majorität und ohne diese feste Majorität in der Paulskirche stürzte in Deutschland schon jetzt alles zusammen. In Würtemberg, Baden, einem Teile von Baiern und in allen den kleinen Staaten glimmt das Feuer fort; das konstitutionelle Princip ist hier nur noch durch die Gewohnheit getragen; ein innigeres Band zwischen Volk und Herrscherfamilie ist nicht da; diese letztere ist jenem ziemlich gleichgültig. Die Anschauungsweise der Dinge ist hier eine ganz andere wie in Preußen, wo sich aufs neue, fast wie im Jahre 1817, nachdem man aus dem Rausche einer fanatischen Aufregung, durch die revolutionären Schritte der Berliner Versammlung geweckt ist, der Boden für ein konstitutionelles König-

tum und die Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern neu gefestigt hat in einem wunderbaren Umschwung der Stimmung.

Wohl uns, daß es so ist. Wir werden dadurch für Deutschland und für eine deutsche Zentralgewalt ein Element gewinnen, ohne daß ein einiges u. starkes Deutschland eine Torheit wäre. Und doch müssen wir begreifen, daß Preußen in diesem aufgehen muß, wenn es sich selbst erhalten will. Der Augenblick ist nahe; unser Verfassungswerk rückt sich rasch vor und die Krone Preußen ist zur Leitung Deutschlands berufen. Das muß sie u. das muß das Land erkennen. Beide müssen sich über ihr festes Halten an die deutschen Gewalten laut und wiederholt aussprechen. Die Stimmung für Preußen ist hier neuerdings weit günstiger geworden. Die Krone darf sich daher jetzt ebenso wenig uns gegenüber isolieren u. entêtieren. Daran hängt ihre und des ganzen Vaterlandes Existenz. Ihr erg. Lette.

**) Eine höchst sophistische Ausführung von Schulze als er den Terrorismus in Berlin gegen die Nat. Vers. bestritt, war die, daß ja hier in unserer Versammlung auch ein Terrorismus der Majorität gegen die Minorität herrschte, indem jene sich auf die Regierung stützte. —

sie sehen die Confusion und absichtl. Verwirrung der Begriffe. Wenn die Majorität nach Überzeugung abstimmt und fest zusammenhält, so nennen sie das die Minorität terrorisieren.

Da ich die Feder in der Hand habe, so will ich Ihren eben erhaltenen Brief nebst den Mitteilungen wenigstens gleich mit einigen Zeilen beantworten.

Allerdings hat unsere Versammlung bei dem Blum etc. Beschluß wegen der Totenfeier getaumelt, zu unserer Verwunderung sprang ein Teil unserer Partei auf Raveaux dringlichen Antrag mit auf. Die Sache ist aber doch heute möglichst rektifiziert und auf ihre Bedeutung zurückgeführt. Unsern Beschluß wegen der Lösung der preußischen Frage muß ich aber noch jetzt für einen politisch richtigen, der Lage des Vaterlandes entsprechenden halten.

Die Krone Preußens und deren Anhänger können sich, wenn sie irgend mit Unbefangenheit und mit Rücksichtnahme auf andere als bloß preußische Gesichtspunkte urteilen, über das Frankf. Parlament wahrlich nicht beklagen. Wir freuen uns der wiederkehrenden Stärke und Ordnung, weil sie notwendig für das Heil Deutschlands ist.

Fried. W. IV. wird entweder Oberhaupt von Deutschland oder die Krone Preußens schwankt auf seinem Haupte wenn nicht jetzt, so in wenigen Jahren. Das ist mein u. vieler Freunde Glauben, die weder allzu spezifische Preußen noch Ideologen sind. Allen absolutistischen Reminiscenzen muß er aber entsagen. Wir werden sehen, was die nächste Zeit bringt. Möge Preußen sich nicht wieder den Moment entschlüpfen lassen.

Ohne den ersten kühnen Griff wären wir längst verloren. Die Idee der Trinität, mit allen von diesem Standpunkt aus zu ziehenden Konsequenzen für eine deutsche Einigung u. Verfassung gehört wahrlich schon zu den über-

lebten Antiquitäten. Hansemanns Ansichten sind weit hinter den mächtigen Ideen der Gegenwart zurückgeblieben.

Sie verlangen von uns zu viel, wenn wir jetzt schon eine solche Disziplin gegen die Schlöffels und Genossen entwickeln sollen, um sie für Wühlereien in Breslau und sonst unschädlich zu machen. Aber Blum ist erschossen worden, weil Österreich uns — der deutschen Einigung den Artikeln 2 u. 3 die Kugeln ins Gesicht schleudern wollte.

27/11. 48. Ihr ergebenster Lette.

Die Reise von Gierke und Bredt ist auch erwähnt in einem Briefe des Abgeordneten von Saucken-Tarputschen, Deutsche Rundschau 1905, Juliheft S. 102. Da auch einiges über das Auftreten von Rodbertus und Schulze-Delitzsch. Über Rodbertus vgl. Menz, Rodbertus als Politiker in den Jahren 1848 u. 1849. Diss. Greifswald 1911, S. 65 und die dort angegebene Literatur.

Bei der Totenfeier für Blum handelt es sich um folgendes: Raveaux und Venedey von der Linken hatten einen Antrag gestellt, die Nationalversammlung solle eine feierliche Totenfeier abhalten. Eine große Mehrheit verwies den Antrag an einen eigenen Ausschuß. Man hatte mit Recht in der Erschießung Blums eine Verletzung der Rechte der Versammlung gesehen. Als sich bei der Verhandlung des Ausschußberichtes herausstellte, daß die Linke die Feier zu einer revolutionären Demonstration benutzen wollte, wurde ihr Vorschlag in dieser Form abgelehnt; da die Linke auf eine andere nicht eingehen wollte, verlief die Sache im Sande[1]). Friedrich Schlöffel, Gutsbesitzer aus Halbendorf in Schlesien, war Mitglied der demokratischen Partei des Frankfurter Parlamentes und wirkte auch von dort aus für die revolutionäre Bewegung in seiner Heimat.

IV.

Frankfurt a/M. 9. Dezbr. 1848.

Mein Hochverehrter Freund!

Das neueste Ereignis, die Emanation der Verfassung und die Auflösung der Berliner Versammlung sah man hier ebenfalls schon als eine von der Pflicht der Krone und den Ereignissen gebotene Notwendigkeit an. Ich kann Ihnen aber nicht ausdrücken, welchen ungeheuren freudigen Eindruck die Verfassung auf uns gemacht hat[2]). Noch hat sich die Stimmung nicht konsolidiert, ich kann aber kaum bezweifeln, daß sie unter unseren Freunden hier und fast im ganzen Lande eine gleiche sein muß. Ist nicht Preußen wiederum voran? Mit der Stärke Preußens wächst auch in uns das Gefühl der Sicherheit.

[1]) Vgl. Laube, Das deutsche Parlament III, S. 132. Die Ausgabe des Verlages M. Hesse.

[2]) Die oktroyierte Verfassung war überaus liberal.

Es ist um so wohltuender, je mehr wir im Verfassungswerke jetzt vorschreiten. Zum Januar oder Februar werden wir fertig sein und, damit die Verfassung nicht auf dem Papier bleibe, bedürfen wir Preußens wie Preußen unserer. Wir sind hier im Beginn der Hauptfrage — der Definition der Zentralgewalt näher zu treten. Alle Sympathien richten sich auf Friedr. W. IV. Er ist notwendiges Oberhaupt für Deutschland. Ich glaubte, die letzten Schritte haben der Sache große Dienste getan. Es wird sich bald zeigen, wie auch die kritische (?) Zeit zunächst darüber schwatzen wird[1]). Jetzt scheint in der Tat das Ministerium Brandenburg—Manteuffel, — dessen ehrenwerte Gesinnungen und Vertrauen wir, die die Männer kennen, stets behauptet haben — fest zu sitzen. Und doch soll man die neuen Wahlen und die Eröffnung der Kammern unter diesem Ministerio geschehen lassen? Das ist dennoch zu bedenken.

Jetzt kommt alles darauf an die nächsten Wahlen im Januar und Februar auf patriotische Männer zu lenken. Hoffentlich werden die constitutionellen, patriotischen und anderen gutgesinnten Vereine ihre Kräfte organisieren und vereinen um die Wahlen zu sichern. Die Gefahren des Indifferentismus und laisser-aller haben wir erkannt. Ihnen darf ich das jedoch nicht erst andeuten. Ich wünschte wohl, daß man bei den Wahlen für Berlin auch auf die hiesigen preußischen Deputierten rücksichtigte. Sie werden der großen Mehrheit wenigstens das Zeugnis des Patriotismus, der Ausdauer und Mäßigung und des Mangels jeden selbsüchtigen Ehrgeizes nicht versagen können. Die radikale Partei ruiniert sich auch hier immer mehr.

Mit vorzüglicher Hochachtung Lette.

V.

Frankfurt 2/1. 1849.

Sollte ich Ihnen verehrter Freund, die Anlage früher noch nicht geschickt haben, so hole ich es hiermit nach. Sie enthält die Ansicht der Centren in ihrer großen Mehrzahl. Wir wollen die erbliche Kaiserkrone für Preußen und bringen sie hoffentlich zurück. Ohne diese haben wir vergebens gearbeitet und ich fürchte eine trübe Zukunft für die inneren und äußeren Zustände des Vaterlandes.

Nach kurzer Windstille und Ferienzeit gehen wir den letzten Stürmen und den großen Fragen des praktischen Kerns der Sache, der Österreichischen und der Oberhausfrage im Januar entgegen. Wir sind ungeachtet aller Koalitionen[2]) voll Mut und Hoffnung. Die Schwere und Notwendigkeit der Dinge, die providentielle Entwicklung der Ereignisse werden helfen. Stehen Sie nur im Vaterlande dem engeren bei. Wir begreifen, daß bei dieser

[1]) Zum Teil unleserlich.

[2]) Die großdeutsche Partei hatte sich damals mit der Linken verbündet.

letzten großen Frage die Fürsten mitzusprechen haben, wenn auch nicht alle 34 oder wieviel. Ich denke, sie werden uns vor- u. entgegenarbeiten und in ihrem eigenen Interesse die Lösung in unserem Sinne fordern. Baiern sträubt sich, u. das spezifisch Hannoverer Ministerium. Dann aber möchten wenigstens in Hannover möglicherweise die Völker mitsprechen. In Baiern erinnert man sich an die Zeiten von 1808 u. 1830. Schwerlich möchten aber die Träume einer bodenlosen Selbstüberschätzung zur Wahrheit werden.

Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen im neuen Jahre

Ihr ergeb.

Frankfurt 2/1. 49 Lette.

VI.

28/1. 1849.

Vielen Dank für Ihre besseren Nachrichten über den Ausfall der Wahlen; die Zeitungen brachten uns ja zur Verzweiflung an des Vaterlandes Zukunft. Bekämen wir Kammern wie die Sächsische, so wäre Deutschland und Preußen verloren.

Bei uns — hier — gehört der ganze Mut und die Zuversicht auf die Vorsehung dazu, welche uns noch nicht verlassen hat um bei den Verhandlungen über die Oberhauptsfrage an der Einheit nicht zu verzweifeln. Alle alten Mächte der Finsternis unserer vergangenen deutschen Geschichte sind los. Doch glauben wir die kompakte Minorität der 211 Stimmen wird, sobald nur erst das Verhältnis zu Österreich etwas weiter ins Klare ist, wieder zur erheblichen Majorität werden. In Preußen muß man aber auch deutsch sein wollen. Ohne die starke einheitliche deutsche Regierung hört — das ist meine feste Überzeugung —, die Anarchie der Gesellschaft nicht auf und wir gehen noch trüberen Zeiten entgegen.

Die anl. Rede des Bayern Stahl (Bruders des Prof. in Berlin) die beste der in der Oberhauptsfrage gehaltenen, bedarf der Verbreitung und ist ihrer wert [1]).

Gott schütze uns! Ihr ergebenster

Lette.

28/1. 49.

VII.

9/2. 1849.

Wir sind jetzt mit Privatberatungen über das Wahlgesetz beschäftigt und in großer Zahl einig, daß das unbedingt allgemeine Wahlrecht Modi-

[1]) Die Rede wurde am 18. Januar 1849 gehalten (Stenographischer Bericht VI, S. 4725). Wilhelm Stahl, der Bruder des berühmten Berliner Juristen und Führers der Konservativen, war damals Professor der Nationalökonomie an der Universität Erlangen, seit 1851 bis zu seinem Tode 1873 in Gießen.

fications bedarf. Meine Vorschläge füge ich in einigen Anlagen*) zu weiteren Mitteilungen und sonstiger Benutzung bei. Es soll jedoch erst nach der 2ten Lesung der Reichsgewalt beraten werden. Gestern ist eine Österreichische Note eingegangen, über deren Inhalt verlautet, daß wir hier und unsere Verfassung von Oestr. ziemlich grob und schnöde behandelt und desavouirt werden, so daß der Bruch nicht ausbleiben kann. Nur erst Entscheidung!! In Baiern ist die Kammer wie in Hannover auf unserer Seite.

Wie steht es denn mit dem Resultat aller Wahlen können Sies schon übersehen? Sie würden mich durch eine Mitteilung sehr verbinden.

Am Rhein soll etwas über die Hälfte doch konstitutionell, die andere ganz radikal sein. Hier sind 240 bekannt, davon haben wir eine Majorität von circa 60. Temme ist hier eingetreten und stellt sich, wie er mir sagte, auf den Boden des 8/4 v. J.; in Berlin wird also alles, was geschehen und die Verfassung pro non facto erklärt.

Mit ergebenster Hochachtung

Lette.

9/2. 49.

*) Liegt bei: Ich lege folgende Vorschläge meinen Freunden zur Erwägung vor.
Lette 7/2 49.

Amendements zum Wahlgesetz:
am wichtigsten daraus: § 3 Abs. 2: Dienstboten, Handwerksgehülfen, Fabrikarbeiter u Tagelöhner solange sie nicht einen eigenen Hausstand begründet oder das Gemeindebürgerrecht erworben haben, haben kein Wahlrecht.

Motive:
u A. daß wer besonders durch Steuerleistungen zum Staatszweck beiträgt, auch besondere Rechte haben muß, wer es nicht tut aber in nicht gleicher Weise haben darf.

Die Beratung des Wahlgesetzes wurde verschoben, um eine Mehrheitsbildung zwischen Erbkaiserpartei und der Linken zu ermöglichen. Ein Teil der Linken stimmte für das monarchische Oberhaupt, wogegen die Kaiserpartei das unbeschränkte allgemeine Wahlrecht bewilligte. Dadurch ist das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung des Deutschen Reiches hineingekommen, denn Bismarck nahm es schon vor 1866 aus agitatorischen Gründen auf. Die österreichische Note vom 4. Februar legt feierliche Verwahrung dagegen ein, daß der Kaiser sich unter die von einem anderen deutschen Fürsten gehandhabte Zentralgewalt unterordnen solle.

Der Abgeordnete Temme trat am 6. Februar in die Versammlung ein als Stellvertreter für den Abgeordneten Irings von Neuß (fünfunddreißigster rheinpreußischer Wahlkreis). Vorher hatte er in der Berliner Nationalversammlung auf der äußersten Linken gesessen. Er beteiligte sich am Rumpfparlament in Stuttgart, was ihm seine Entlassung aus dem Staatsdienste eintrug. Er starb 1881 als Professor der Rechte in Zürich. Vgl. seine Erinnerungen, herausgegeben 1883, von St. Born.

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Gentz im diplomatischen Berlin, denn darin hatte er seine eigentliche und feste Position, war im Kleinen das, was die damalige europäische Welt im Großen bedeutete. Seine politische Bewegungsfreiheit innerhalb dieses Kreises war noch ungenierter und unbegrenzter als seine gesellschaftliche. Von seinem britischen Pol ging er bis zum französischen, der sich in verdächtiger Nähe der neutralen preußischen Regierung befand. Bei Lombard und Lucchesini hörte er noch so viel, daß er auf einen direkten Verkehr mit dem Vertreter Frankreichs verzichten konnte: „Es war einst nahe daran, daß ich mit ihm bekannt werden sollte: aber — wir besannen uns beide eines andern." Böttiger hatte sich danach erkundigt, denn Caillard war ein gelehrtes Mitglied des Direktoriums, wie Sieyès ein leibhaftiger Abbé gewesen war, aber Gentz fertigte ihn ab: „er ist ein französischer Gesandter! schließt denn das Wort nicht alles in sich?" Nach einem General und einem Professor holte sich das Konsulat aus der Berliner Legation Bignon heraus — als Geschäftsträger hat ihn Gentz aber nicht mehr gesehen. Die Briten und Russen teilten sich vorzugsweise in die Überwachung des preußischen Hofes; der wilde Panin hatte allerdings 1799 dem baltischen Baron Krüdener weichen müssen, dessen Frau Juliane den Namen später durch berühmte Skandale zog. Im Mai 1800 kam der Earl of Carysfort als Gesandter nach Berlin; sehr bald dinierte Gentz bei ihm, für Carysfort nach Londoner Weisung Schützling und Vertrauensmann. Durch den Legationssekretär Garlicke gingen Gentz' Briefe an Lord Grenville, Pitts Staatssekretär des Äußeren, kamen die englischen „Rimessen", die in jeder Beziehung wertvoller und vor allem regelmäßiger waren als Uhr oder Dose des Zaren. Ende 1800 erschien für Österreich Graf Philipp Stadion. Erst im April trat Gentz

* * *

Stadion näher, der für ihn so wichtig werden sollte. Auch Stadions Legationssekretär, der Freiherr von Wessenberg-Ampringen, war einer der Männer, die für sein und — Österreichs Schicksal bedeutsam wurden. Wessenberg verband sich mit Gentz in diplomatischer Freundschaft, wechselnd, doch haltbar im Interesse. Im Juni sah er bei Stadion Fürst Carl Schwarzenberg, Österreichs Feldherrn von 1813, der nach Petersburg ging. Durch den General Stamford, der in englisch-oranischen Diensten an allen norddeutschen Höfen auftauchte, unterhielt er auch nach Hannover und nach Braunschweig zum Herzog Carl Wilhelm Ferdinand Verbindungen. Im Hause des spanischen Gesandten, Don Gonzalo O'Farrill, und des schwedischen, des Grafen Engeström, ging er aus und ein. Dort spielte man so viel, als sich gerade noch mit der Stellung vertrug — hier war Brinckmann Vermittler, wenn der schwedische Graf über Gentz' ihm zu „schnelle Lebensrevolutionen" moralisierte. Dankbar aber dachte Gentz noch von Wien aus der „vielfachen Güte und Freundschaft" und suchte sich „wenigstens" in Frau von Engeströms Andenken zu erhalten. Diese beiden Gesandten gaben die glänzendsten Empfänge: „Tout le monde y est reçu"; Nesselrode, der das nach Petersburg erzählte, berichtete auch von den intimeren Gesellschaften bei Stadion, den Briten, der Gräfin Golowkin: „Le nombre des personnes, qu'on y réçoit, est très petit, presque pas de femmes; on n'y joue fort peu et l'on y cause d'autant plus." Nicht nur hohe Schule der Gesellschaft waren diese „angenehmsten Häuser" des diplomatischen Corps; die Salons der „großen" Gesandten waren jene „Reunionspunkte", die Gentz in Wien als lauter Pünktchen fand, jene Brennspiegel der Welt, in denen sich alles sammelte, was er darin sehen wollte, deren Ausstrahlung ihm Glanz und Relief gab. Und er hatte es sehr gut dort, wo er ohne Rang, aber im eigenen Recht seines Geistes stand, denn seine Dienste waren noch nicht bestimmend für das Vertrauen, das er, beinahe gierig, genoß. Er entsprach ihm auch, nach oft recht divergierenden Seiten hin.

Von den Briten ward es ihm uneingeschränkt; im Oktober 1800 teilte er sich darüber seinem jungen Freund Adam Müller mit: „Ich lebe und webe in der großen, politischen Sphäre und genieße des, in meiner Lage gewiß beneidenswerten Glückes, über das Innere der großen Angelegenheiten unaufhörlich so unterrichtet zu sein, wie vielleicht nicht viele unserer Zeitgenossen es sind. An Lord Carysfort habe ich eine neue, vortreffliche Quelle und einen wahren Freund gefunden: in Berlin bleibt mir fast nichts zu wünschen übrig." Die österreichische Quelle war nicht minder ergiebig. Stadion stand von zu Hause aus auf ziemlich unsicherem Posten, sah aber Dinge und Personen in Wien sehr klar. Er trat ihn in dem Interregnum des Fürsten Trautmannsdorff an, der anscheinend regierte, während sich Cobenzl von Paris her schon bereit hielt und die Thugutsche Partei, die Stadion, wie Gentz wußte, „tödlich haßte", in den Hintergründen stand, ver-

treten durch Colloredo, „eine Art von Köckritz, nur viel dümmer, der nie anders als durch Thugut denken und sprechen konnte". Gentz ärgerte sich nicht umsonst über die Prügel, die seinem Gönner von Wien aus unter die Füße geschoben wurden; er hat mit Stadion dann jahrelang gegen ein Verhängnis angekämpft, das analog dem preußischen ging, dem er hatte entrinnen wollen. Die österreichische Coterie Cobenzl-Colloredo-Collenbach, die nach Austerlitz weichen mußte wie das preußische Triumvirat Haugwitz-Lombard-Luccheſini nach Jena, war aber nicht nur für die Staaten sich ähnlich, sondern auch für ihn. Haugwitz wie Cobenzl sollte er dienen — Dienste, von denen er sich politisch und privat nichts versprechen durfte, von beiden, ohne Einverständnis freilich, aber in gleicher Stärke beargwöhnt. Mit Kleinigkeiten betraut, durch die er, wie im Februar 1801, Aufträge und Auftraggeber recht amüsiert betrachten konnte: „Sehr merkwürdig, daß mir Lord Carysfort von einer Seite die Übersetzung ins Französische der Publikation der englischen Noten gegen Preußen und kurz nachher Graf Haugwitz die der preußischen gegen England ins Deutsche auftrug!" Und doch schätzte Haugwitz Gentz sorgloser als der Engländer ein, obwohl er Gentz an seinem Tische und wo er nur hören wollte, vernehmen konnte. Aber Haugwitz wollte und konnte Gentz noch nicht brüskieren.

Es war ein Drehrad von Intrigen, an dem Gentz mitschob. Von Carysfort gehalten, von Stadion begünstigt, durch Schulenburg ermuntert, mit Haugwitz' heimlichem Rivalen Luccheſini in Verbindung, mit des Ministers offenem Protektor, mit Lombard, vom allmächtigen Rat der Drei des Kabinetts, als Hausgast bekannt und durch Lombards Frau, geborene Gilly, über drei Grade verwandt, demselben Kabinett auf allen Schleichwegen nachgehend und an der Arbeit, es zu stürzen, für Haugwitz als den Minister des Auswärtigen noch bereit wie schon erbost über ihn als Kabinettsmarionette und bereits im langsamen Zerfall mit Schulenburg, der ihm Amt und Journal gesteift und sich nun einer Politik zu beugen anschickte, der Gentz die Existenzberechtigung absprach — so viele Möglichkeiten ließ ihm das doppelte System, daß er preußischer Staatsbeamter und zugleich der freieste Europäer war! Das Bild, das Gentz im Tagebuch am 7. Mai 1800 von einem Kreis malte, der hohe Politik in Berlin und mit Haugwitz trieb, ist das Porträt dieser Zeit: „Gestern abend habe ich einem Versöhnungsfeste beigewohnt, einem prächtigen Souper bei Carysfort, wo alle hiesigen Russen, Dänen und sogar Schweden mit den Engländern fraternisierten, und der Graf Haugwitz mitten unter ihnen! Wenn Bonaparte dieses Souper gesehen hätte, keine Ausrufungszeichen hätten zugereicht, um sein Erstaunen und seine Wut auszudrücken."

Dieses Diner ist eine Spiegelung. Über die politischen Systeme, die seine Teilnehmer vertraten, wagte sich das Bekenntnis, daß man gegen Revolution und Napoleon stehe. Man war überzeugt, den Staatscharakter Europas zu vertreten, und zur Verkündigung seiner Idee bedurfte es ihres

* * *

Geistes. Und wer besaß ihn so weit und hoch wie Gentz? In den Jahren nach 1805 sah Friedrich Schlegel, daß „Europas Geist erlosch". Mit dem kühnen Recht des Vorausseh enden aber führte Gentz den Geist Europas an, als er die Mächte willfähig machen wollte zur europäischen Sammlung. Die Konstellation der Gegenwart von 1800 durfte ihr nur äußerer Anstoß sein; den inneren Aufbau zu ermöglichen und zu gestalten, war Gentz' leidenschafterfüllter Wille. Ein solches Szenarium beglückte ihn daher und enthob ihn für Stunden der quälenden Gedanken über die Mittel der Sache und ihre Anwendung. Gentz in seinen zwei letzten Berliner Jahren ergibt eine frühzeitige Formulierung seines späteren politischen Wirkens, wie es seiner Umgebung und ihrer Auffassung erschien: die von allen Seiten kaltblütig genützte Begabung, die seine Gefährlichkeit einschloß und voraussetzte. Haugwitz, der Gentz als maître d'affaires der fremden Diplomaten kannte — Engeström, der die nordisch konservative skandinavische Politik als Gesandter Gustavs des Vierten puristisch vertrat und sich an Gentz' privaten Schaukelzustand nicht gewöhnen konnte, weil er dessen politische Konsequenz gewöhnt war — Krüdener, der ihn für Rußlands neuen Herrn erwärmen sollte — Stadion, dem seine staatsmännische Initiative den Gedanken eingab, Gentz für Wien zu gewinnen, wobei ihm Gentz zuvorkam, und Carysfort, der Gentz von vornherein als die starke Seite der britischen Politik in Berlin zu nehmen hatte und zu behandeln wußte — alle sind Künstler des unbedenklichen diplomatischen Verfahrens ihrer nicht von nationalen, doch von staatsnotwendigen Gesichtspunkten ausgehenden Regierungen gewesen. Kinder ihrer Zeit, die erst anfing, eine Öffentlichkeit zu bekommen.

Gentz in Person war immer ein integrierender Teil der großen europäischen Politik: so erschien er seinen Mitlebenden, so war er sich bewußt. Nach seinem Tode schuf sich ein Gegner, der Vorkämpfer des nationaldeutschen Liberalismus, Robert von Mohl, von ihm die gleiche Anschauung, in der er vor den handelnden Personen seiner Epoche gewandelt ist: „Nichts ist unrichtiger, als daß Gentz käuflich gewesen und ein gegen seine Überzeugung laufendes System für Geld verteidigt habe. Seine ganze Lebensgeschichte zeigt und sein eigenstes Wesen erklärt es, daß er gegen alles ihm irgend revolutionär Scheinende aus voller Überzeugung gestimmt war, und daß er es bekämpfte, auch wo er keinerlei Vorteile davon oder Auftrag dazu hatte. Hätte Deutschland in jener Zeit (um 1805) viele Männer seiner Art gehabt, es wäre nicht so tief und so lange gefallen." Ranke aber, aus seinen Wiener Tagen sich erinnernd, wie „Metternich sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er mir auf den Rat des geistvollen Gentz die Erlaubnis zur Benutzung des Archivs gab", fällt den Lapidarspruch eines von den Höhen der Geschichte in die politischen Niederungen hinabsehenden alten Weisen: „Gentz war nicht käuflich, aber er beging den Fehler, seine Gesinnung mit Geld in Verbindung zu bringen." Gentz schrieb aber 1827 in dem „politischen Glaubensbekenntnis" an eine Einstgeliebte:

„Ich bin nie ein Heuchler gewesen; und bin jetzt auf einer Stufe des Lebens, wo die Wahrheit allein Gewalt über mich hat. Was ich Ihnen also sagen werde, geht aus dem Herzen. Durch den Tumult eines tätigen, bewegten, zuweilen glänzenden, nicht immer glücklichen Lebens hat mir stets Ihr Bild wie das einer Heiligen vorgeschwebt.

„Ich hatte seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre meine Wahl getroffen. Früher von der neuen deutschen Philosophie, auch wohl von einigen vermeintlich neuen Entdeckungen auf dem Felde der Staatswissenschaft, die mir jedoch damals noch sehr fremd war, ergriffen, hatte ich seit dem Ausbruch der französischen Revolution meine Bestimmung klar und deutlich erkannt, anfänglich gefühlt, weiterhin begriffen und gewußt, daß ich vermöge der Anlagen und Mittel, welche die Natur in mich gelegt hatte, zu einem Verteidiger des Alten und zu einem Gegner der Neuerungen berufen war. Weder mein Stand, noch meine damaligen Verhältnisse und Aussichten, noch meine Lebensweise, noch irgend ein angeborenes und anerzogenes Vorurteil, noch irgend ein weltliches Interesse hat bei dieser den Ausschlag gegeben. Alle meine früheren politischen Schriften sind in einem Zeitpunkt entstanden, wo ich, einzig auf Lektüre und Studium beschränkt, mit keiner bedeutenden politischen Person, weder in noch außer dem Lande, wo ich lebte, mich in der geringsten Verbindung befand. Daß ich durch einige dieser Schriften in einer höheren Sphäre einheimisch wurde, war natürlich.

„Die mich näher kennen, werden mich von dieser Anklage, eines der rüstigsten Werkzeuge des Despotismus zu sein, freisprechen, sie werden mir auch das Zeugnis nicht versagen, daß meine Denkungsart und mein Charakter sich immer gleich geblieben sind, daß ich nie in Einseitigkeit verfallen bin, nie mit unlauteren Waffen gekämpft, meine Gegner nie gering geschätzt habe."

Gentz war schon deshalb kein Heuchler, weil er als durch und durch Praktiker nie eine Theorie zu übertragen oder umzufärben hatte.

Die auswärtige Politik Preußens, die Haugwitz vorgeblich leitete, während er bloß der „Beschützte" des Kabinetts war, beurteilte Gentz aus ihren Wirkungen auf die fremden Mächte — Wirkungen, die einer Ausschaltung des preußischen Staates gleichkamen. Er sah in ihr auch nicht die Verfolgung eines königlichen Willens, sondern die Auswüchse eines Systems von staatsrechtlich unverantwortlichen Personen, deren Mächeleien sein Spürsinn aufhellte. Die Ursachen und der Zweck von seinem „Schreiben an einen vertrauten Freund" verstehen und erfüllen sich ganz aus ihm heraus, und doch wäre die Abfassung undenkbar ohne eine genaue Einstellung auf seine Lage zwischen den Parteien und außerhalb des engen Pflichtbereichs seines Amtes. Es war für eine Stelle bestimmt, die direkten Zugang zum Thron hatte, an den er, nach dem obligaten Sendschreiben von 1797, nicht mehr herantreten konnte, und zu dem er niemals vorgelassen worden wäre. Das „Schreiben" gehörte für den Herzog von Braunschweig, von dessen Ruf im Lande und Einfluß auf den König er sich einen Beistand für seine Vor-

* * *

halte und Vorschläge erhoffte, wenn es dem Herzog „nur einfallen könnte, seine Stimme in dieser Wüste zu erheben". Die erste schärfere Fassung war für London berechnet, wo sich nach hundert Jahren eine Abschrift ohne Ort, Datum, Unterschrift und Adresse unter anderen deutschen Akten des Londoner Record Office vorfand. Beide Fassungen können nur wenigen zu Gesicht gekommen sein; eine Denkschrift, die wie diese die bitterste Anklage und das rücksichtsloseste Konterfei der regierenden Personen enthält, hat Gentz niemals einem größeren Kreis unterbreitet (auch wenn er sich in der Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen, welche Gerüchte — selbst als psychologische Beweise — gar nicht erst aufhob, vor jeder Entstellung, und in der Eindeutigkeit seines Stils vor jeder Mißdeutung sicher fühlte). Er rechnete mathematisch genau mit jeder Zeile ab, was sie bedeuten und wer sie lesen sollte. Der Mittler für Braunschweig war Stamford, einer der vorbildlichen Agenten, die England mit Vorliebe aus Hannover bezog und von dort aus vorschickte.

Den Kampf gegen die Politik des Kabinetts führte er auch in seinem Journal; nun unternahm er geheim den stärksten Vorstoß gegen das Kabinett selbst und auf eigene Gefahr, denn dabei unterstützte ihn niemand, und niemand hätte ihn, erfuhr man in Berlin davon, dort mehr halten können. Das Schreiben entstand im Hochsommer 1800. Gentz erwähnt, daß er eben Lucchesini in Meseritz besucht habe; nach seinem Tagebuche war er dort vom 6. bis 19. Juli. Gentz kannte den Marquis Girolamo von Lucchesini, der in den Kreis seiner stillen Betrachtungen gehörte, noch nicht lange. Sein Briefwechsel mit diesem Riccaut der preußischen Regierung, der auf Fortune hin Politik spielte, bewegte sich gegenseitig im Ton eines gewissen diplomatischen Respekts, den sie sich beide auch als spätere böse Gegner nicht versagten. An Lucchesini war Gentz kein Ausdruck der Verachtung für die politischen Heimatkünstler zu dick — wenn jemand, so hat Lucchesini gewußt, wer nachher in Wien die offizielle preußische Politik schließlich auch der offiziellen österreichischen Politik unleidlich machte. In diesem Sommeraufenthalt erfuhr Gentz genug. Lucchesini war Träger einer außerordentlichen Mission in Paris; französisch durch Anlage und Umgebung, vermochte er dort immer Stimmungen, die Veränderungen vorausgingen, gut aufzunehmen, und Gentz konnte sich jetzt sagen, woran man mit Frankreich war. Im Oktober noch äußerte er sich zu Adam Müller: „Mein Aufenthalt bei Lucchesini entsprach der Erwartung aufs vollkommenste. Der bevorstehende Winter wird, wenn kein unerwartetes Übel meine Hoffnung vernichtet, nicht weniger angenehm sein." Es ist nicht gewiß, ob Lucchesini Gentz' im „Schreiben" geoffenbarten Plan gleich für ausführbar hielt; sicher aber bestärkten die Gespräche mit Lucchesini Gentz in seinem Entschluß. Der Sturz des Kabinetts erschien ihm als Rettung, und Lucchesini war der letzte Hebel, den er dazu probiert hatte.

Die Denkschrift setzt nach einer Einleitung, daß es Preußen „aufbehalten

ist, die Nullität, der sich die anderen nur absatzweise überließen, in ein fortdauerndes System zu bringen", mit einer zweiten Vorrede über die Schwächen der Regierung ein, die ein großer König unter eigenster Verantwortung sich eingerichtet hatte, Favoriten eines schwachen Nachfolgers entkräftet hätten und die jetzt zu einer „radikalen Krankheit" entartet sei. Gentz hatte ihre Anfänge am eigenen Leibe gespürt, in den Verbesserungskommissionen und bei Mencken, dessen Liberalität der Regierungsformen er nun kritisierte: „Ehe man sein Haus dekoriert, muß man sich erst die Gewißheit verschaffen, daß man es behalten werde, und hierauf kommt jetzt alles an." Die Entstehung des Kabinetts aus einem Privatsekretariat der beiden Könige zu einer unumschränkten Geheimherrschaft war bei Menckens ideologischem Charakter noch nicht gelungen; sie entwickelte sich erst unter den Räten Beyme und Lombard. Die Hinabdrückung aller Ministerien in die zweite Linie war ihm eine innere Staatsgefahr, aber auch eine schon im Ausland gesehene Entwertung der Politik des leitenden Ministers. „Es ist klar, daß die wahre Macht sich nicht in den Händen derer befindet, von denen man die Verantwortlichkeit fordert, und bei denen man einen weisen Gebrauch derselben wenigstens mit dem größten Rechte präsumieren darf, daß sie vielmehr denen gehört, die für nichts verantwortlich sind, die, wenn ihre Maßregeln fehlschlagen, die Schuld auf die Minister schieben, und, wenn sie den Monarchen zu einem falschen System verleiteten, am Ende mit dem Salvo, daß sie nur seine unmittelbaren Befehle vollzogen hätten, gerettet sind. Dieses grundverderbliche Mißverhältnis macht eine Kabinettsregierung in dem Sinne, in welchem die unsrige es ist, fast noch gefährlicher als eine Favoritenregierung." Besonders war Haugwitz ausgeschaltet, der den König oft vierzehn Tage nicht zu sehen bekomme, ohne Beyme und Lombard keine Audienz erhalte und diese nur in des Generaladjutanten von Köckeritz stummer, aber vielsagender Gegenwart. Die Niederlage Haugwitz' in Minden im Sommer 1799, wo dieser auf Drängen Panins einen Vorstoß wagte, um den König zur Koalition zu bestimmen, verursachte Beyme, der sich seines „Sieges" rühmte, der die Minister „wie seine Bedienten — ich weiß, was ich sage — wie seine Bedienten behandelt". — Lombard war Mitschuldiger, obwohl er 1806 sich vor der Königin brieflich rechtfertigte, er habe, bei dieser Gelegenheit „à penser tout haut", Haugwitz beigepflichtet. Gentz' gegenteilige Behauptung in der Denkschrift, daß er dem Chef stets opponiert, ja gerade jede aus der Neutralität heraustretende Idee von Haugwitz angegriffen habe, stützte 1804 Baron Bray, der bayerische Gesandte, dem Hardenberg als Großfaktor für den Entschluß des Königs, neutral zu bleiben, Lombard nannte, von dem auch Stein 1806 sagte, er habe Beyme erst „demoralisiert". — Gentz deckt die Stellung der Minister auf — Schulenburg, der in seinem Ressort der inneren Administration nichts tun dürfe, „ohne daß er den vortragenden Kabinettsrat der inneren Angelegenheiten dafür gewonnen habe", Beyme, den, nach einem Brief Gentz' an Böttiger vom März 1798, gerade

* * *

Schulenburg ins Kabinett brachte. Dann Haugwitz, über dem Beyme auch als der „wahre Minister" seine Geißel schwinge. Haugwitz aber habe Lombard dem König „fast mit Gewalt aufgedrängt", werde aber nun von Lombard protegiert, weil er nach Finckensteins Tod sich von Lombard vor dem rangälteren Alvensleben habe förmlich „ernennen" lassen. Haugwitz sei nur noch repräsentativ, die Depeschen gingen nur durch seine Hand, damit sie Lombard dem König vortrage. „Der geistige Teil des Ministeriums des Äußern, der Wille, der Beschluß, schlug seinen Sitz im Kabinett auf." Wie weit Lombard gehen konnte, sagt Gentz auch: „Ich weiß es sehr bestimmt, denn ich weiß es aus des Künstlers eigenem Munde, daß Lombard seine ganze Kunst darein setzt, dem König die Politik in bon mots und Sarkasmen vorzutragen. Eben dieser Lombard hat die Meinung, daß es am besten wäre, das auswärtige Departement gänzlich abzuschaffen, mehr als einmal in meiner Gegenwart behauptet." Das wurde in die Tat umgesetzt. Lombards Machtvollkommenheit gipfelte in und fußte auf seiner Geheiminstruktion vom Januar 1800. Sie ist nie zu den Akten gekommen. Gentz erfuhr sie durch Schulenburg oder gar durch Lombard selbst, bei dem er so verkehrte, wie Carysfort sorglich an Grenville berichtete: „Gentz has old habits with Lombard, is frequently at his home and sees continually all the people, who frequent him most." Er zitiert die sicher bedenklichste Stelle: „daß in den auswärtigen Geschäften nie auf den mündlichen Vortrag eines Ministers irgendein Beschluß gefaßt werde und daß selbst die mündlich erteilte Approbation des Königs nicht hinreichend sein sollte, um irgendeine Verfügung zu sanktionieren, wenn nicht zu gleicher Zeit ein schriftlicher Bericht erstattet worden und darauf eine schriftliche Ordre des Königs ergangen sei." Ein Satz, den des gequälten Haugwitz Jammerlaut in einem Brief an den König vom 6. Januar 1800 über seine „schwierige Stellung" bestätigen könnte.

Gentz' Schilderung der Persönlichkeiten des Kabinetts durchtränkt eine bissige Komik; er brauchte seine private Unparteilichkeit nicht so zu betonen, man hört sie. Er schiebt die beiden Militärs zur Seite, um zu den Haupthähnen — und Sündern zu kommen. Zastrow, schon seit 1794 Generaladjutant, trotzdem eine vorübergehende Erscheinung, weil er nur auf den General und ein Regiment warte, mische sich wie Rüchel in Zivilsachen, gab wie Rüchel Instruktionen, 1798 als Oberst dem Generalleutnant Graf von der Schulenburg, Gentz' Vorgesetztem und Gönner, weswegen Gentz gleich an Böttiger bekannt hatte, daß er „vor dem Militär eine nicht zu besiegende Furcht habe". Dem ersten Generaladjutanten, von Köckeritz, dem Vielgenannten, läßt Gentz die Gerechtigkeit, daß er ohne Ehrgeiz und Kabale und deshalb wohl des Königs Vertrauter sei, „wenn anders der jetzige König überhaupt einen Vertrauten hat". Ohne ihn sei der König nicht denkbar; er stimme dem zu, was Beyme und Lombard für gut fänden, „eine Null im eigentlichen Verstand des Wortes". Seine Gunst zu erwerben sei nicht schwer; sie zu verscherzen müsse man noch schwächer als

der Herr von Köckeritz sein. Bei Beyme, dem „philosophierenden Halbgelehrten" mit der dazugehörigen mediokren Arroganz, wird Gentz schonungslos, obwohl er dem früheren Kammergerichtsmitglied die juristischen Kenntnisse und Gaben nicht bestreitet, die für einen Richterbeamten, nicht aber zu großen Geschäften ausreichen. Beymes „Ehrsucht" niederen Grades gesellt er, wenn auch unbewiesen, Gewinnsucht zu. Nach diesem tödlich gehaßten Feind aller preußischen Minister bis 1808, wo ihn der König erst entließ, nachdem selbst Stein ihn noch nicht entfernen konnte, erscheint Lombard, der dem König als einstiger Günstling seines Vaters nicht angenehm sei, ihn aber durch die elegantesten französischen Briefe bestochen habe, als leichtfertig gewandter, einschmeichelnder Polichinell der Politik, der mit Späßen und Mätzchenreferaten den König unterhalte, ihm die Geschäfte in ein „verächtliches Licht" rücke, um sie entlastender zu machen, ein Talent, das, wie Gentz mit bitterer Bosheit sagt, ihn in der Gunst erhalte. Der Sohn des Perückenmachers der französischen Kolonie, der Faulste und Jüngste im Kabinett, der meine, es sei „eine lächerliche Prätension, Charakter haben zu wollen". Mit Köckeritz ehrlicher Beschränktheit band Gentz dies Paar zusammen, das er als politischen Maulwurfstypus brandmarkte. Er hat, wie das Urteil der besten Preußen seiner Zeit beweist, sich nicht am eigenen Widerwillen verschaut; er hat in den schwülen Apriltagen von 1806, als er in Dresden saß und sich in Wien nicht blicken lassen durfte, als er das Wetter sich zusammenbrauen sah, an Brinckmann die Prophetie zum Oktober geschrieben: „Ich sehe in kurzer Zeit die entscheidendsten Szenen in Norddeutschland aufgehen, und entweder Haugwitz, Lombard und Luccheſini aufs Rad geflochten, eine levée en masse gegen Frankreich, und den König fortgerissen zum späten Widerstande — oder die Monarchie aufgelöset und die Fetzen dem Tyrannen zu Füßen gelegt."

Zusammensetzung und Tätigkeit zu zeigen, war das Allegro des Schreibens. Dann legt er den politischen Schaden bloß, um sofort die Mittel zu seiner Abstellung anzugeben. Er schält die Motive der kabinettlichen Praxis heraus und scheut sich gar nicht, wie seine Räte, auch den König mit der psychologisch wirksamen Überlegenheit von Mut und Urteil hinzustellen. Seine offensichtlichen Beweise der radikal-liberalisierenden Tendenzen des Kabinetts als Tatsachen im Lande Preußen und in Berlin wählt er natürlich so, um mit dem Hinweis auf das königliche Laissez-faire das Signal für die hohe Politik zu geben. Um diese allein war es ihm zu tun, wenn er ein so heikles „Schreiben" an den Braunschweiger und bis nach London hin aufwendete. So weitsichtig sein Programm einer Reorganisation der Regierung sich mit den Vorschlägen Steins und Hardenbergs nach dem Niederbruch auch deckt, so waren ihm „die verantwortlichen Minister, die wirklich regieren" sollten, nur innere Stützen zu seinem außenpolitischen Bau. Alles, was er über die Praktiken des Kabinetts sagt: die neutrale Versteifung aus der Angst der Unfähigkeit, einen Krieg führen und einen Frieden schließen zu müssen, die „unerschütterliche Untätigkeit", die eigene Kräfte schonen und sich deshalb

* * *

von fremden fernhalten will, die Furcht vor jeder Art „Stimmung des Publikums" — das alles fällt zuletzt nur auf den König zurück, einen König, wie ihn das Kabinett braucht: in „seiner häuslichen Ruhe und im stillen Genuß der mechanischen Manoeuvres seiner Soldaten", zu dem kein energischer Minister je zugelassen würde, da Köckeritz „das Departement, die Ruhe Seiner Majestät zu bewahren, vorzugsweise anvertraut zu sein scheint". Mit positiver Klarheit setzt er dem Herzog und — England seinen Plan vor, wie ohne innere Störung, da es nur „der Auflösung einer gebrechlichen Maschine, die zum Glück nicht die geringste innere Konsistenz hat", bedürfe, das Kabinett wieder in ein „Königliches Privatbureau" verwandelt werden könne. Statt dem solle ein Staatsrat erstehen, mit nur drei „effektiven" Mitgliedern für Äußeres, Inneres und Krieg, ausschließlich der Minister der anderen Departements, „ein Staatsrat aus wirklichen, nur dem König unmittelbar untergeordneten, nur ihm verantwortlichen, nur durch seinen höchsten Willen beschränkten Ministern zusammengesetzt. Von ihm allein müßte unter direkter Autorität des Monarchen die oberste Leitung aller inneren und auswärtigen Angelegenheiten ausgehen".

In diesen Konferenzen müßten dem König schleierlos Bedürfnisse und Lage des Staates, das Verhältnis zu anderen Staaten und der Zustand Europas dargestellt werden, statt der jetzt beliebten „Winkelvorträge". Innerhalb des Staates aber würde das Beamtentum wieder stetiger seine Funktionen ausüben können, gleich der „moralischen Administration", worunter Gentz die öffentliche Erziehung im Staatssinn verstand. Getragen von seiner starken Fußes in der Zeit stehenden Ansicht, daß es die oberste Pflicht des neuen Regimentes sein müsse, „über die Bahn, die jetzt zu betreten ist, nicht bei veralteten Diplomatikern und Staatsmaximen aus der Vorwelt, sondern bei den neuen Grundsätzen, welche die gänzlich umgekehrte Gestalt von Europa vorschreibt, um Rat zu fragen", will er den Versuch gewagt sehen, denn auch ein mittelmäßiger Minister in Verantwortung sei erträglicher, als die unerreichbaren „Mechaniseure" des Kabinetts. Vor allem müßte der Bequemlichkeitswiderstand des Königs gegen die Neuordnung gebrochen werden. „Erfolgt sie nicht, so sehe ich einer finsteren, schrecklichen Zukunft für die preußische Monarchie entgegen. Zu gewöhnlichen Zeiten würde ihr bloß die Gefahr, zu einem Staat von drittem Range herabzusinken, gedroht haben. Jetzt stehen ihr ganz andere bevor. Die gesellschaftliche Ordnung in Europa ist ein für allemal in ihren Grundfesten erschüttert. Die erste große Revolution ist gelungen: es wäre unsinnig, zu hoffen, daß sie die letzte sein wird. Der Abgrund ist unter allen Staaten geöffnet, und wenn uns nicht eine radikale Umschaffung der Grundsätze, der Formen und der Menschen rettet, so muß der preußische Staat eins der nächsten Opfer sein, die er verschlingen wird."

Mit diesem Appell, der nicht gehört wurde und nur ein Dokument seiner Voraussicht bleiben sollte — Ferdinand von Braunschweig mag in der Unter-

redung mit Gentz zu Erfurt am 8. Oktober 1806 daran gedacht haben —, schloß Gentz seine preußischen Aufrufe ab. Denn sein Journal war schon in seinem ersten Jahrgang weit über das Maß der Politik hinausgegangen, die Schulenburg und auch Haugwitz noch vertreten wollten — in seinem zweiten mußte es enden. Daneben arbeitete Gentz aber an den beiden Werken über die Auswirkungen der französischen Revolution, die in ihrem Zusammengehen von Staatspraxis und Staatsphilosophie mit seinem letzten europäischen Meisterstück, den Fragmenten vom Gleichgewicht der Mächte aus dem Jahre 1806, die Dreieinheit des Unvergänglichen sind, das er als Publizist und Staatsmann der politischen Welt zu sagen gehabt hat. Er schrieb sie in Berlin, indes er schon auf dem Sprung war, sich in Gedanken bereits in London oder Wien sah. Bei Arbeit und Aufregungen obenauf, so daß Humboldt, wie 1797, von ihm sagen konnte: „Der Konkurs hat gar keinen Effekt gemacht." Zwischen hinein fiel eine kurze Ruhezeit, die ein Idyll wäre, wenn er es hätte dazu kommen lassen. Aber er bebte vor Unruhe, und doch sind sie reizvoll und erlebnisschwer, wie alle jene kleinen Fahrten der berühmten Leute, die noch mit Post und Wagen kutschierten — diese Tage der „Reise nach Weimar".

Im November 1801 stellte er sich dort vor. Er begleitete seinen Bruder Heinrich, den Architekten, der einem Auftrag entgegensah; vielleicht um dort mit Hilfe Böttigers den ersehnten Übersetzer für die eben veröffentlichte zweite der beiden Arbeiten zu finden, gewiß aber, um dort einmal andere Luft zu atmen: die Atmosphäre geistigen Lebens. Sie hat er nie entbehren können. Humboldt gab ihm einen Brief an Goethe mit: „Gentz reist in Begleitung seines Bruders nach Weimar, um Sie und Schiller zu sehen. Empfangen Sie ihn gütig; haben Sie ihn einmal aufgenommen, so werden Sie ihn gerne bei sich festhalten. Er gehört zu der Klasse der Wenigen, die bei der innigsten Bekanntschaft auch am meisten gewinnen, und der Menge anders erscheinen, als dem Zirkel derer, die sie lange und anhaltend sehen. Ich lebe seit zwölf Jahren in sehr enger Vertraulichkeit mit ihm, und immer sind mein Interesse und meine Liebe für ihn gewachsen." Goethe antwortete dem Vorläufer vorsichtig: „Daß Sie Gentz bei mir einführen wollen, dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft." Denn diesem Wunsche Gentz' war manches vorangegangen, das die Stellung vorbereitet hatte, die Gentz und Goethe zeitlebens zueinander einnahmen. In Weimar interessierte man sich zwar längst für den Schriftsteller Gentz — Goethe bat sich 1795 von Schiller als „prächtige Sache" die Monatsschrift aus, und Schiller lieh sich 1799 von ihm das Taschenbuch mit Gentz' Essay über Maria Stuart — aber das Sendschreiben hatte Goethes Spott geweckt, auch deutete eine der Xenien ohne Wohlwollen auf Gentz' literarisches Unternehmen. Es war nicht unmöglich, daß Böttiger durch seinen Freund J. von Müller den Gentzschen Brief gekannt und ausgeschwätzt hat, in dem dieser

* * *

den Musenalmanach mit den Xenien von 1797 „ein sansculottisches Ungeheuer" hieß, nachdem Berlin schon mit Nicolai ihn den „Furienalmanach" getauft hatte. Dagegen hatte Humboldt 1795 an Schiller von Gentz' „rechtschaffenem Enthusiasmus" — dem einzigen in ganz Berlin — über Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" berichtet. Ein Satz darin mußte ihn freilich besonders wecken, aber Gentz verstand auch den ganzen Wert. Schillers Wort, „die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück," bestimmte seine Kritik: „Diese erhabenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt."

Man empfand auch in Weimar die Freundschaft Gentz' mit Böttiger, den Goethe und Schiller unter sich als „Herr Ubique" und „allgegenwärtigen Freund" nannten, bis sie ihm 1803, als er nach Berlin kam, „von Herzen glückliche Reise wünschten", nicht angenehm, obwohl sie nicht anders war als die ihre. Böttiger, der sich weit über seine Weimarer Gymnasialdirektor- und Konsistorialratsstellung hinausgeschwungen, als Literat in den verschiedensten Journalen und als Korrespondent mit den heterogensten Menschen, war überall Kritikus und Gönner; mehr mäkelnd und schwatzhaft als urteilsfest. Er pflegte ihm anvertraute Briefe und Manuskripte, ohne den Autor zu fragen, an den und jenen Freund weiter zu senden. Von Schiller bis zu Gentz, der ihn 1795 als Mitarbeiter an der Monatsschrift eingeladen hatte. Bei Gentz war Böttigers Übung gut ausgefallen: sie verschaffte ihm die Aufmerksamkeit Johannes von Müllers, mit dem Böttiger wahlverwandte Literatenfreundschaft hielt, die sich auch nach Müllers Übergang zu Jérôme von Westfalen geruhig fortsetzte. Böttiger verstieg sich Anfang 1807 zu Huldigungen gleich dem würdigen Johannes: „Bei Sternenklang wog Gott am 14. Oktober die alten und neuen Formen; des Nordens Schale stieg hoch! Nun müssen wir das Ordal verehren." Daß Gentz mit J. von Müller in schroffster Weise brach, focht Böttiger, die geborene Wind- und Wetterfahne, nicht an; mit ihm korrespondierte Gentz ja weiter. Das lag in den Gründen, mit denen Gentz überhaupt den Verkehr begonnen hatte und fortführen wollte: der Mann war ein niedriger stehender, aber doch ein zweiter Brinckmann, ein anderes „lebendiges Repertorium" für ihn; er blieb zuvorkommend gegen den „teuersten Freund" auf der Oberfläche seiner literarischen Wünsche, auch als er ihn längst als „unsern wackern und biedern Böttiger" in Parentheſe erkannt hatte. Seine Briefe an ihn gehen durch fünfzehn Jahre; sie brechen dann 1810 unvermittelt ab. Gentz' literarische Interessen wurden allmählich von allen andern verschlungen; auch band ihn von da an das Amt erst fest. In der Muße dieser und in seiner Spätzeit bedurfte er eines Böttigers nicht mehr, um über Welt und Menschen der Literatur unterrichtet zu sein. In Weimar war er auch 1802 und 1803 auf der Durchreise mit Böttiger zusammen; der war dort nirgends zu vermeiden.

In einem der Weimarer Billetts — wie sie der gesellige Anteil sich früher über die Gasse zu schicken pflegte — stand im Januar 1803 einer der wenigen Aussprüche von Gentz über Goethe: „Ich danke für die Berliner Zeitungen. Ich wollte, ich hätte alle diese Artikel nicht gelesen. Deutschland hat, dünkt mich, noch so viel zu tun, um eine Nationalliteratur und einen Nationalcharakter zu erhalten und zu behaupten, daß das traurige und gewagte Geschäft, Goethes Produkte zu kritisieren, füglich auf einige Jahrhunderte ajourniert werden könnte." Die Beziehungen der beiden waren immer teils vom Arbeitsalltag zu losgelöst — sie sahen sich später nur in den böhmischen Bädern —, teils fehlte jene erst Leben schaffende Nähe — sie sahen sich mehr in Gesellschaft als allein —, die gerade in Mußestunden so empfänglich ist. Politisch waren sie anerkannte Gegenfüßler. Das entschied für Gentz sonst überall: bei Goethe für ihn nicht. Goethe stand ihm in der klarsten Höhe der deutschen Geisteswelt, ein großer Kulturträger im griechischen Sinn. In dieser Anschauung umging er mit Absicht alles, was dies Bild ihm verdunkeln wollte. Rahel in ihrer Erbosung von 1813 gegen Gentz wandte sie auch in der „Goetheschen Ordensgeschichte" an; Frau von Humboldt bekam es zu hören, daß Gentz „so unschön, so ohne Teilnahme sie erzählte. Geringe Schmutzige freuen sich, in einem großen Bilde, welches sie immer gehindert hat, Flecke zu finden, die es verderben." Rahels sonst so schöne Goethe-Verehrung begriff da, frauenzimmerlich genug, nicht, daß ein Gentz nicht entschuldigen konnte, wenn Goethe sich mit der Ehrenlegion in Gesellschaft preußischer und russischer Militärs zeigte. — Goethe hat seinerseits die Erscheinung von Gentz als eine kontemplativ geistige sehen wollen und den trennenden Punkt nicht berührt, so sehr Gentz' politische Mitteilungen — denn Gentz konnte auch da nicht schweigen — ihm willkommen waren. Er teilte mit ihm allerdings das Interesse für gewisse Persönlichkeiten der Sphäre, in der sie sich bewegten, zu oberst das schwärmerische für die Kaiserin Maria Ludovika von Österreich. Auch hat Goethe, der Minister, den Staatsmann Gentz recht wohl gewertet und beobachtet — daß sein Herzog Metternich in den Jahren nach dem Kongreß als der „Oberbursche von Weimar" galt, durfte er freilich nicht ahnen. Sein spärlicher Briefwechsel mit Gentz ist ein Muster höflicher Akkuratesse — fast wie zwischen zwei Souveränen. Als er Gentz' Fürspruch wegen der Druckrechte seines literarischen Nachlasses erbat — 1825 —, legte Gentz in Antwort und Bereitwilligkeit einen beinahe peinlichen Respekt. Ihre Teilnahme füreinander war in der Entfernung gesteigerter als in der Nähe — Goethe hörte aber von der beiderseitigen Freundin, der Frau Marianne von Eybenberg, ganz gern über Gentz klätscheln; wie er sich seiner erinnerte, weist ein Brief an sie vom 4. April 1803 aus: „Hätte nur Herr Gentz noch einige Zeit bei uns verweilen können! Erst nach seiner Abreise fielen mir einige Fragen ein, die er mir gewiß so gut wie manche andere zu meiner völligen Zufriedenheit würde beantwortet haben. Wenn man nicht mehr reisen mag, so ist ein solcher Reisender eine höchst will-

* * *

kommene Erscheinung; nur schade, daß sie von dieser Art so selten sind." Gentz aber rühmte sich mit Recht, Goethe den Dichter in Wien erst bekannt gemacht zu haben, und schrieb ihm im Februar 1811: „Es ist im Grunde ein Schlaraffenleben, welches man hier führt, und doch kann es dem Beobachter nicht entgehen, daß weit mehr Geist als sonst in diese sinnliche Masse gedrungen ist. Unter vielen Beweisen davon wähle ich nur den, daß, als ich im Jahre 1802 und 1803 mit Wien genauer bekannt wurde, es noch unter die großen Seltenheiten gehörte, in der ersten Gesellschaft auf Personen zu stoßen, die den Faust oder die Iphigenia gelesen hatten; dagegen jetzt ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren sich schämen würde, nicht mit allen Ihren Werken mehr oder weniger vertraut zu sein, und gewiß in Dresden und Berlin nicht öfter, nicht mit größerer Bewunderung und Liebe von Ihnen gesprochen werden kann, als hier geschieht." In seinen Kreisen, deren Mitglieder zum Teil Goethe persönlich kannten, hat er ihm gewiß Bahn gebrochen; er las, nach Mitteilung von Zuhörern, „Goethesche Dichtungen in unvergleichlicher Weise vor. Die ganze vornehme Wiener Gesellschaft ließ sich von ihm fortreißen". Im April 1806 empfahl er Goethe eine Arbeit Adam Müllers und schloß, in der Empfindung der nach- und vorkatastrophalen Stimmung jener Tage: „Vor dieser Periode hatte der Tod von Schiller, den ich auch nie vergessen kann, mich tief ergriffen. Gott erhalte Sie, so lange, als nur ein menschliches Leben, mit Lust und Kraft, dauern kann. Sie können sicher glauben, daß, so oft ich die Balanz zwischen Gewinn und Verlust im Leben anstelle, der Umstand, Ihr Zeitgenosse zu sein, auf der Rechnung des Guten sehr hoch zu stehen kommt." Es waren ihre Naturen, die sich selten begegnen konnten, jede Wesensart war der des andern fremd, jeder hatte ein Maß in sich, das er nicht verrücken, eine Grenze des Lebens, die er nicht überschreiten konnte. In Augenblicken starken Gefühls verstanden sie sich, mit menschlichen Dingen vertraut: die großen und freien Individualitäten eines menschlicheren, weil persönlicheren Zeitalters.

Eine Weile durch standen Gentz und Goethe auch redaktionell miteinander. Seit 1794 besprach Gentz in der Jenaischen Literaturzeitung unter einer Chiffre politische und historische, meist französische Neuerscheinungen, die sich mit der Revolution beschäftigten; seine Kritik von Fichtes „Beiträgen" war eine der wenigen über deutsche Schriften. Die Haltung des Blattes entsprach aber bald nicht mehr seinen indessen festgeformten Ansichten; zudem wurde das Unternehmen 1803 nach Jena verlegt, so daß er zum zweitenmal seine Mitarbeit abbrach. Goethe setzte sich für eine Fortführung des Unternehmens in Jena ein, und Gentz trug Anfang Oktober 1803 Schiller seine Mitarbeiterschaft an. Indessen langte ein „äußerst schmeichelhafter" Brief Goethes an, der ihn dazu aufforderte. Gentz nahm es für eine Möglichkeit, sich dabei in dem „Sinne" zu betätigen, den er Brinckmann nannte: „Der alten Literaturzeitung fehlte zu dem Skandal ihrer Herabwürdigung, die schon so weit gegangen war, daß kein rechtlicher Mensch mehr daran

arbeiten konnte, nur noch die Auswanderung nach Halle. Die neue muß und wird besser werden. Ich hoffe, sie wird zu jener den vollständigen Gegensatz zwischen der halben und seichten Weisheit des sogenannten achtzehnten Jahrhunderts (aus welchem nichts wie Gottlosigkeit und französische Revolutionen hervorgingen) und einer wahren Philosophie, die Gott anbetet und den Pöbel standesmäßig verachtet, liefern. In diesem Sinne will ich für sie schreiben." Er rechnete nicht mit Goethe. Denn, nachdem einige Rezensionen, damals das „einzig Publikable aus meiner Feder", erschienen waren und er anfangen wollte, sich endlich bestimmt auszudrücken, kam der Konflikt. Goethe duldete unter seiner Ägide keine politische Kontroverse. „Es sei nicht geraten, die allgemeine Literaturzeitung eine entschiedene Meinung in der Politik ergreifen zu lassen, am wenigsten, wenn der Fall sei, die schwächere Partei zu ergreifen. Daher sei des Herrn Gentz Plan, der französischen Eitelkeit, Intrige, Übergewalt usw. durch das Vehikul öffentlicher Blätter entgegenarbeiten zu wollen, für ein gelehrtes Blatt unanwendbar, welches durch Unbefangenheit und Neutralität allein bestehen könne." Im Januar 1814 aber suchte Goethe, durch Humboldts Vermittlung, auf einmal von Gentz politische Aufsätze für sein Blatt zu erlangen; eindringlich, wenn Humboldt ihm auch wenig Hoffnung machte. Gentz' Gedanken gingen damals über alle Literatur hinweg; er fieberte den Ereignissen und seiner Berufung nach Paris entgegen und hatte für Weimar und Jena nur eine verneinende Geste, kaum ein flüchtiges Staunen übrig. Vielleicht kam ihm Goethes Wink damals, als Görres' „Rheinischer Merkur" zu erscheinen begann, eher zu früh als zu spät; bei mehr Zeit und weniger augenblicklicher literarischer Mißachtung hätte er schließlich Goethes Wunsch gewürdigt, und die deutsche Restaurationsepoche hätte einen Nachglanz des Gentz erlebt, der in seinen Schriften während Napoleons Glück und Ende die Zunge Europas gewesen ist. Dagegen wollte Metternich in Karlsbad 1818 Goethe für die „Jahrbücher der Literatur" erwärmen, die er, natürlich unter Gentz' Beirat, eben gründen ließ. Er ließ ihm dann die ersten Hefte zugehen, die Gentz' Aufsatz über die Preßfreiheit in England enthielten. Goethe dankte ergebenst und unterließ auch nicht, ein Sätzchen über den „trefflichen Aufsatz" einfließen zu lassen. Damit endete der beiden literarisches Einandergegenüber.

Gentz' erster Eintritt in Goethes Bereich in jenem Spätherbst von 1801 blieb ein angeschlagener Ton. Zwiespältig immer, wo er Mensch war, sah er sich auch in Weimar um, und es war doch das ganze Weimar, mit Goethe und Schiller, Herder und Wieland, mit Anna Amaliens, Karl Augusts und der „lilienhaften" Herzogin Luise edlem und putzigem Hofe. Und Gentzens frischer Ruhm durfte genießen, was sich ihm bieten konnte. Karl August lud ihn gleich am Tag nach seiner Ankunft zu Tisch; er dinierte an der Seite der Herzogin Louise und war andern Tags bei Anna Amalia im Wittumspalais. Er flog hin und her: vom neuberühmten Herrn von Kotzebue zu Vater Wieland; zu Karoline von

* * *

Wolzogen, der auch schon Verblühenden unter Weimars klassischen Damen, und zu Herder, der ihn „wenig befriedigte". Auf einer „frostigen" Soirée bei Goethe traf er Schiller, Herder und Wieland. Am 2. Dezember, den Tag vor seiner Abreise, schrieb er ins Tagebuch: „Nach drei Uhr bin ich mit Schiller gegangen, mit dem ich bis nach sieben Uhr eine der erhabensten und tiefsten Unterhaltungen hatte, deren ich mich erinnere." Dann schloß er ab: „Also zu Ende, was am schönsten im Menschenleben ist. Aber der Eindruck der Reise nach Weimar wird dauern, ich hoffe es, ewiglich. Amen. Amen."

Am Weihnachtsvorabend aber verlor er in Berlin sein letztes Geld im Spiel — „Effekt der Vorsätze von Weimar" — und fing das Jahr 1802 nicht viel besser an. In seinem Blut tobten Spiel- und Liebesleidenschaft — „es wurden fortwährend Briefe von sechs bis acht Bogen an Amalie Imhoff geschrieben".

Mit dem Freifräulein vom Weimarer Hof, Frau von Steins Nichte, gab es ein zartes Verhältnis. Die junge Dame dichtete; aber Gentz blieb ihr einziges Kapitel von Bedeutung. Noch spät hat er ihr gehuldigt, als einer Frau, die ihn nicht gehalten hatte. In Wien 1804, auch an einem Novembertag, legte er Brinckmann im Briefe über sie „große und — schwere Geständnisse" ab. Amalie war die Entflammung einer ersten Viertelstunde; er sah sie in Kotzebues Salon. Dort spielte sie eine Rolle auf dem Liebhabertheater. Und er: verschuldet, verspielt, verheiratet und nahe vor der Fahrt ins Weite, durfte von ihr sagen: „Meine namenlose Exaltation riß sie mit fort." Unbestimmt wie das Unbestimmbare, das Gentz zu der Schlanken, verwöhnt und sentimental, und Amalie zu dem fremden Feuer zog, waren die vielen Briefe, die doch sagen sollten, was sie litten. Um Gentz war aber nicht mehr die Stille Weimars und der Duft des jäh erblühten Glücks, Amalie aber nicht rascher Geist und scharfe Sinnlichkeit. Sie war Anmut, vornehmer als die von Minna Gilly — doch in ihrer Fraulichkeit ihr verwandt: zu lebenslangem Kontrakt erzogen und zu weich zur aktiven Natur. Was man an ihr bewunderte, auch Gentz, war der Reiz der Dame. Er reichte nicht aus, wie gut für sie!, um sie zur Geliebten zu schaffen. Denn was anders konnte sie damals für Gentz werden, dem der Triumph seiner „wiederkehrenden Freiheit" — frei von Amt und Ehe, von Heimat und Enge — aus den Augen glühte und die weimarische Jugend zurückdrängte. Sie selbst „zog sich zurück, gewarnt vor mir", und er hörte, sie würde sich verloben, ohne daß sie mehr als flüchtig den Namen des Freiers erwähnte, als er im Oktober 1802 wieder in Weimar war. Am 17. Januar 1803 kam er zum letztenmal — „mein Gemüt war ruhig, die große Revolution meines Lebens vollendet". Er kam von England und erfuhr bei der Einreise in Weimar den Tod seiner Frau. Das große, das Abschiedsgespräch setzte ein. Amalie vermochte ihr Geschick in die Hand zu nehmen, das nicht Gentz heißen konnte — „Sie hat das gute und das böse Prinzip in mir so schauderhaft richtig erkannt" —

und noch nicht Helvig hieß, der schwedische Oberst, den Gentz „schofelig und gewöhnlich" kannte, besser im Urteil als im Recht. Sie schwankte wohl in diesen vier Tagen minutenlang bei seinen sich reuig aufbäumenden Überredungen, aber er erstickte rasch, was zag aufflackerte bei ihr: „Ich kam in Wien an — und habe ihr niemals geschrieben. Eine gemeine Verlegenheit hielt mich ab, ihr ein Geständnis zu machen, welches, wie ich mir einbildete, mein Stillschweigen deutlich genug aussprechen würde. Ich konnte sie nicht heiraten, es wäre Frevel und Hochverrat von mir gewesen, sie beim Worte zu nehmen, es blieb mir nichts weiter übrig als ein trauriger Rückzug." Im August 1803 heiratete dann das Fräulein von Imhoff den Schweden. Gentz kommentierte das einen Monat danach wieder Brinckmann: „Es ist geschehen. Positiv unglücklich wird er sie, glaube ich, nicht machen, aber ein solches Meisterstück Gottes hätte doch wohl verdient, positiv glücklich zu werden. Ich mag gar nicht daran denken." — Im Oktober 1827, als auch die Witwe des Generals von Helvig den Griechen dichterische Kränze wand, schrieb sie an den Freund jener kurzen Tage. Er antwortete — halb Abwehr, halb Bekenntnis. In dieser Elegie an die fremde Frau, die wie Elisabeth Graun im Schatten geblieben war und im Bild der Jugend spuken ging, war auch seine spöttische Klage, daß er ja des Zeitgeists Widersacher und Sklave sei. Das Siegel unter diese „kostbarste Erinnerung", erstanden aus der politisch-verschwärmten Laune einer alternden Frau, drückte Rahel, am 6. Januar 1832. Sie war in Berlin Frau von Helvig — „sie war geehrt und hatte viele Freunde" — näher getreten. Und Rahel schrieb an Gentz: „Ich hatte ihr Vertrauen über alles. Wen sie geliebt hatte, kam nie vor: überhaupt Ihr Name nicht. Aber seit vier Jahren weiß ich es: Frau von Sparre in Stockholm gewesene Mme Flies sagte es mir damals, ihre Intimste, noch von Stockholm her: Generalsfrauen, deutsche; aus einem Kreise. So geht das Lotterierad der Welt! — Welche dumme Waisenkinder drehen uns scheinbar, wie die Papierrollen auch nur scheinbar gedreht werden! Die ist glücklos tot. Sie geliebt, und liebend, von einer zwanzigjährigen Tanzgrazie, zum erstenmal ganz glücklich, endlich hochstehend genug, um frei ihr leben zu können. Dies sage ich Ihnen, damit Sie sich auch den äußeren Glücksfall ganz aufs Herz drücken! savourer. Haben Sie wohl solch Gedächtnis, daß Sie sich erinnern, wie vor vielen Jahren Sie mir Briefe von Fräulein Immhoff, die ich nicht kannte, zeigten? und die ich nicht so schön finden konnte, weil sie mir zu hergebracht und unwesentlich schienen? Es ist eine brave Frau geworden, die ich immer einen braven Mann nannte. Nicht daß sie Männliches hatte, außer das Rechtschaffene, welches man von einem Mann fordert." Ein kurzer Nachruf — und wie lang für Gentz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nationalismus im französischen Denken der Vorkriegszeit.

Von

Hermann Platz.

(Schluß.)

Bei den engen Beziehungen, die in Frankreich von jeher zwischen Philosophie und Literatur bestanden haben, ist es nicht verwunderlich, daß die Männer, die die Formulierung des Nationalismus versuchten, obwohl sie von Hause aus Literaten waren, teils mehr oder weniger stark von der Philosophie beeinflußt waren (Barrès von Hegel, Bourget von Bonald, Maurras von Comte, alle von Comte und Taine, Péguy von Bergson und Sorel), teils selbst philosophischen Ehrgeiz, namentlich in Dingen der psychologischen Analyse, besaßen. Dieses Verhältnis zur Philosophie erleichterte den genannten Denkern die Aufgabe, die ihnen im Rahmen der nationalistischen Entwicklung zukam: die Formulierung der nationalistischen Stimmungen und Strebungen.

Diesem Stimmungszustand am nächsten blieb der nationalistische Impressionist Maurice Barrès. Und zwar deshalb, weil er zutiefst Romantiker ist. „Selbst wenn er begriffen hat, was Ordnung ist, behält ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts doch immer ein gewisses Wohlgefallen an allem frisch und voll sprudelnden Leben, wäre es selbst formlos“ [1]). Die romantische libido sentiendi ist bei ihm unüberwunden. Das weiß er. Darum gibt er auch die Erzeugnisse seines Geistes als Erlebnisse und überläßt „Maurras gern die schwerere Aufgabe, ein System aufzustellen“. Darum ist seine Methode die sentimentale. Sie entspringt aus Herzensbedürfnissen und wendet sich wieder ans Herz, an die Phantasie, an allerhand Rührsamkeiten. Viel Chateaubriand vermischt mit Tainescher Methodik und durchblitzendem Renanschem Dilettantismus!

Dieser junge Barrès, hatte Taine einst gesagt, wird nie zu etwas kommen; denn er ist beherrscht von zwei sich widersprechenden Neigungen: dem Hang zur Betrachtung und dem Drang zum Handeln. In geradezu

[1]) Écho de Paris, 28. September 1912.

genialer Weise hat nun Barrès diese beiden Grundzüge seines Wesens verbunden und so die Prophezeiung Taines Lügen strafen können. Er hat nur „seine eigentümliche Seelenkurve" gesucht, um mit Bergson zu reden, dabei aber in seines Herzens Tiefe die Stimme eines übermenschlichen Verbündeten vernommen, wie Seillière sagen würde. Denn der Tag kam, da der überreizsame Prediger des „Ichkults" sich dem Ende seiner Icherlebnisse nahe fühlte. Da sah er zitternd nach neuen Wegen und Weisen aus und fand frohlockend noch unversuchte Varianten seines Wesens. „Ich war Individualist und sagte ohne Scheu meine Gründe dafür ... Und nachdem ich lange der Idee des ‚Ich' nachgespürt hatte und zwar mit der Methode der inneren Beobachtung, die allein dem Dichter frommt, war ich inmitten haltloser Sandmassen immer tiefer vorgedrungen, bis ich auf dem Grunde als Stütze die Gesamtheit fand." [1]) Dieses Erleben stellte nun aber keineswegs objektive Mächte heraus, deren Lebensgesetze der umgewandelte Denker untersucht hätte. Heimat und Vaterland bleiben ihm Erweiterung, Verlebendigung, Sicherung, Verewigung seines Ichs. Er erkannte seine Abhängigkeit und seine Grenzen, aber auch seine Größe als Teil eines Ganzen, dessen Fackelträger er sein muß. Das Bewußtsein dieser Verbundenheit gab der Betrachtung unendliche Nahrung und der Tätigkeit heftigsten Antrieb. Seine Reizsamkeit war auf neuen fruchtbaren Boden gestellt. Tiefe, fast religiöse Ergriffenheit begleitet fortan den Kampf um das Erbgut der Heimat.

Trotz des impressionistischen Charakters dieser Erlebnisse ist doch auch die sachliche Entwicklung von der nationalistischen Doktrinlosigkeit zur ausgestalteten Lehre aufs innigste mit dem Namen Barrès verknüpft. Sein Tatendrang brachte ihn schon früh in das Abgeordnetenhaus (1889—1893) und in das Gefolge des Generals Boulanger. Die boulangistischen Erlebnisse hatten ihm gezeigt, daß nur ein zur Lehre ausgebauter Nationalismus den Helden des Staatsstreichs „aufrecht erhalten und dazu instandsetzen kann, die Freiheitsbewegungen, die das Volk auszuführen glaubt, zu beherrschen" („Appel au soldat"). Diese Erkenntnis bewog ihn, für kurze Zeit die Leitung der kleinen Zeitschrift „La Cocarde" zu übernehmen (1894) und zu versuchen, mit Mitarbeitern der verschiedensten Überzeugung, darunter schon Charles Maurras, eine Art Programm des Nationalismus zur Geltung zu bringen. Kaum hatte er die Schriftleitung niedergelegt, setzten die Kämpfe für und gegen Dreyfus ein, an denen der junge Nationalist mit glühender Leidenschaft teilnahm. Dankbar gedenkt er später, daß er durch all diese politischen Kämpfe mit Wohltaten überhäuft worden sei, daß ihm insbesondere die Geschichte und die Leidenschaften der Vergangenheit verständlicher geworden seien. Das literarische Ergebnis all dieser Erlebnisse sind: „Die Entwurzelten" 1898 (Provinzialismus); „Der Ruf nach dem Soldaten" 1900 (Boulanger);

[1]) Scènes et Doctrines du Nationalisme. 21. Tausend. S. 17.

„Ihre Figuren" 1901 (Dreyfushändel). Die „Szenen und Lehren des Nationalismus" (1905) geben ohne viel Sorge um den Zusammenhang die verschiedensten Aufsätze, aus denen man die leitenden Gedanken des Barrèsschen Nationalismus entnehmen kann.

Der allgemeine Inhalt des französischen Nationalismus: zäh festgehaltene Erinnerung an die Niederlage, Pflege der Revanchegesinnung, Achtung vor der Armee, Sorge um rein französische Traditionen, Sinn für einen gewissen Nationalstolz, gewinnt bei ihm insofern besondere Färbung, als er mit stärkster Eindringlichkeit die Abhängigkeit nationalistischen Denkens und Fühlens von „der Erde und den Toten", also von den dunkeln Mächten der Vererbung, des Milieus, des Unbewußten betont. Er verkennt nicht die Lehren der Vergangenheit, legt aber grundsätzlich den Hauptwert darauf, daß die Anhänglichkeit an Heimat und Erbgut, überhaupt alles, was wir sind und haben, was wir denken und fühlen, uns aus dem Born der Vergangenheit zuquillt. Sein Nationalismus ist vollkommener Determinismus: „Wir sind nicht Herren des Gedankens, die in uns entstehen. Sie kommen nicht von unserem Verstande; es sind Reaktionsweisen, in der sehr alte physiologische Anlagen zum Ausdruck kommen." Hier trennt er sich ausdrücklich nicht nur von Hugo und Michelet, sondern auch von Taine und Renan, die an eine unabhängige Vernunft in jedem Einzelnen geglaubt hätten [1]).

So sehr sein romantischer Impressionismus sich auch dagegen sträubt, sein Determinismus bringt ihn zu dem Geständnis, daß der nationalfranzösische Geist eigentlich nur in einer Form sich entwickeln könne: der Nationalismus ist Klassizismus. Er erkennt (mit gewissen Einschränkungen) „die zwingende Notwendigkeit, zum Klassizismus zurückzukehren", „zu dem traditionellen Rahmen, innerhalb dessen der original-französische Geist und die uns eigentümliche Wahrheit sich entwickeln können" [2]). Um den Romantizismus, an dem sein Herz hängt, nicht ganz opfern zu müssen, erklärt er kurz entschlossen die Geisteserzeugnisse der Meister des neunzehnten Jahrhunderts als die in wachsendem Maße mit Erfolg gekrönten Versuche, das Gift des Rousseauismus auszuscheiden und so zur nationalen Tradition zurückzukehren. Es mußte den Kritikern der „Action française" vorbehalten bleiben, die ganzen Folgerungen aus den klassischen Forderungen zu ziehen, das heißt dem Romantizismus den Krieg bis aufs Messer zu erklären. Barrès war dazu nicht imstande. Das eine Verdienst bleibt ihm aber auf jeden Fall, daß er den Nationalismus in wichtigen Grundlinien formuliert hat: Schutz der französischen Arbeit [3]), Schutz des französischen Geistes, Schutz der französischen Grenze. Diese Formulierung war zwar nicht

[1]) Scènes et Doctrines du Nationalisme. S. 17.
[2]) Écho de Paris, 28. September 1912.
[3]) Contre les Ouvriers étrangers. 1893.

begrifflich, sondern künstlerisch. Aber gerade das und sein unbändiger, überall eingreifender Betätigungsdrang haben es ihm möglich gemacht, fast das ganze französische Geistesleben mit seinen Gedanken und Stimmungen zu durchsetzen. Schon 1906 nannte ihn Bourget „den wirksamsten Diener des ewigen Frankreich". Er ist „der Schöpfer einer neuen Reizsamkeit" geworden, indem er einer glaubenslosen Jugend einen neuen Mythus geschenkt hat. Er führte sie hinauf auf den heiligen Hügel Sion-Vaudemont in seinem Lothringen, wo „unsere Energie sich ganz entfalten und auf zwei Flügeln des Gebets und der Poesie sich zu den großen Bejahungen emporschwingen kann" [1]. Er führt sie aber auch ins Palais Bourbon, wo er „etwas wie Poesie und Religion im Elementarzustande" walten sieht [2]). Sein Glauben an die Wunderkraft des Entdeckten war so groß, daß selbst seine Freunde ihn gelegentlich warnen mußten, in die französische Wirklichkeit nicht allzuviel Vertrauen zu setzen, da sonst jede individuelle Willkür möglich sei [3]).

In der Tat hat Barrès zwar seelische Tiefen aufgerissen und ein großes Fieber erzeugt, ohne das Frankreich bei Kriegsausbruch wesentlicher Kräfte ermangelt hätte. Aber eine Moral konnte er dieser Jugend nicht geben. Die Einordnung in die nationale Tradition, in die militärische Disziplin, die stoische Hinnahme der Schranken, all das sind keine dauerhaften Bindungen, keine einschneidenden Hemmungsvorstellungen, keine harmonisierenden Kräfte. Sie können große Gefühle hervorrufen und zeitweilig alles überwindende Begeisterung schaffen. Aber der graue Alltag wird nicht erfaßt, und hemmungslos kann sich zwischen Gefühlserhebungen und Begeisterungsanwandlungen ein Wildwasser der Zerstörung ergießen. Was Gilbert Maire dem Barrèsjünger Massis erwidert, gilt auch von ihm selbst: „Man gründet kein inneres Leben auf Zweideutigkeit und Verwirrung. Dialektik ist für die Erhebung und Vollendung des Gefühls ebenso unentbehrlich wie für die Erkenntnis der Pflicht." Das hat Barrès wohl selbst auch gespürt; denn sein Roman: La Colline inspirée (Der singende Hügel) ist zutiefst nichts anderes als die Angst vor der Zügellosigkeit unbewachter und ungeleiteter Mystik. Nur die alte trieb- und seelenkundige Moral (und die Liturgie) der Kirche, so lautet die Nutzanwendung des Werkes, mit ihrer weisen Mäßigung und individuellen Führung vermag die Ausartungen zu verhindern. Diesem Fingerzeig sind denn auch die meisten dieser nationalistischen Glaubenssucher — Seillière stellt dies fest bei Gelegenheit einer Besprechung Agathons — gefolgt. „Diese

[1]) La colline inspirée. [41] 1913. S. 2.

[2]) Misère et Grandeur de la vie politique. Écho de Paris. 6. Mai 1911.

[3]) Revue critique des Idées et des Livres. XVII (1912), S. 471. Außer dem nationalistischen Hauptorgan Écho de Paris standen und stehen folgende Zeitschriften mehr oder weniger ganz unter dem Einfluß Barrès': L'Indépendance, La Revue critique des Idées et des Livres, Les Marches de l'Est, L'Occident, La Nouvelle Revue française, Les Guêpes, Le Divan, Les Quatre Dauphins.

jungen Realisten brauchen die Stetigkeit und Tiefe der christlichen Moral, um über das Endziel ihrer Bemühungen nicht im Ungewissen zu sein." „Sie haben erlebt, wie notwendig der erfahrungsmäßig gewonnene und daher wirklich vernünftige Rahmen ist, den die wunderbare psychologische Erfahrung der Kirche dem sittlichen Streben des Einzelnen zur Verfügung stellt." Die, welche diese Disziplin nicht annehmen sollten, macht Seillière weiterhin auf die großen Gefahren aufmerksam, die der Glauben an die göttliche Verbindung biete, falls nicht eine auf Erfahrung gestützte, fest und bewußt geleitete Bereitung des Willens nebenher gehe. Die eine dieser Gefahren sei „*übertriebener Angriffsgeist, der unter gewissen Bedingungen die größte Unklugheit*" sei[1]). Die andere wäre ein erneutes Hineingleiten in die Flut des Rousseauschen Mystizismus, ein Aufschäumen unbewußter Trieb- und Gefühlsmächte auf Kosten des Geistes[2]).

Ist es nicht, als ob der Philosoph all die Ausschreitungen, deren der entfesselte französische Nationalismus im Kriege sich schuldig gemacht hat, geahnt und davor gewarnt hätte? Zum Schluß soll nicht geleugnet werden, daß der vielgeschmähte Nationalist sich innerhalb seines Nationalismus auch freisinnig und weitherzig bewegen kann. Wie er trotz der auf ihn einstürmenden Dialektik seines Freundes Maurras Demokrat und Romantiker des Herzens geblieben ist, so opfert er seinem Nationalismus weder Hellas noch Venedig, noch Toledo. „Es ist klar, daß ein starker Geist, der fest in seinem Boden wurzelt, sich aus seinem engen Vaterland, aus seinem Kreise und seiner Rasse herausheben kann, um anderer Kulturen teilhaftig zu werden." [3]) Nur die deutsche Kultur scheint ihm immer ein Buch mit sieben Siegeln geblieben zu sein. Denn der Schmähungen sind unendliche, und die besondere Klage „über die Vergiftung der Elsaß-Lothringer durch diese geistigen Nebel, diese Sprache, dieses Denken[4])" zieht sich wie ein roter Faden durch Rede und Schrifttum des heißen Patrioten. Doch bin ich nicht sicher, ob er nicht auch gelegentlich an den Toren deutschen Wesens ausgeschaut hat nach dem, was seiner erlebnishungrigen Seele fromme.

Der Lebensnerv des Nationalismus, wie ihn *Paul Bourget* bekennt, ist die Erinnerung an die Niederlage. Diese Erinnerung erscheint bei ihm weniger in Begriffs- als in Empfindungsform. Geräusche, Farben, Bewegungen beleben das Erinnerungsbild, erleichtern sein Erscheinen, bedingen seine Stärke. „Denen, die wie ich zur Zeit des großen Zusammenbruchs (1870/71) ins Leben getreten sind, klingt es immer noch im Ohre nach, wie damals die deutschen Schleppsäbel über unser Pflaster rasselten[5]). Dieses stets

[1]) Von mir unterstrichen.
[2]) *Seillière*: Mysticisme et Domination. 1913. S. 209.
[3]) Les Déracinés, zitiert Revue critique des Idées et des Livres. XVII (1912). S. 472.
[4]) *Morland*: Enquête sur l'Influence allemande. S. 26.
[5]) *Bourget*: Pages de critique et de doctrine. Bd. II (1912). S. 36.

gegenwärtige, schmerzliche, betäubende Gefühl, das so viele Franzosen gekannt haben, hat ihn zu keinem unbefangenen Urteil über Deutschland kommen lassen. Er unterschiebt der deutschen Kultur nichts weniger als die Zerstörung „alles dessen, was wir lieben und darstellen" [1]). Unverkennbar sind die Spuren des Hasses. Wie hätte er sonst nach vierzig Jahren in einer Rede, die vor elsaß-lothringischen Waisenkindern gehalten wurde, den für die Kindesseelen doppelt gefährlichen Gedanken aussprechen können, daß die Begegnung der französischen und deutschen Welt (in Elsaß-Lothringen) sich heute im Hasse vollziehe?

Bourget nennt also mit Recht seinen Nationalismus triebhaft. Dem überwachen Seelenzergliederer war es Bedürfnis, sich den dunklen Triebgewalten zu überlassen und so die Künstlichkeit der Literatenhaltung auszugleichen. Er hatte sich zu der Einsicht durchgerungen, daß „jedes Leben auf einer Grundlage von Unbewußtsein ruht und daß gerade der analytische Geist dazu neigt, bei denen, die er beherrscht, diese Unbewußtheit zu zerstören." Was Lemaître von sich sagt, gilt auch von Bourget: „Enttäuscht vom Spiel der Literatur, überlasse ich mich gläubig einem Triebe, den ich für gesund und wohltätig halte."

Diesen Schlammfluten des Hasses mit sich führenden Trieb bejaht er nun aber nicht bloß für sich, sondern auch für die Nation. Der Traditionalist glaubt ja grundsätzlich das Individuelle nur aus dem Kollektiven, also auch den nationalistischen Einzeltrieb nur aus dem nationalistischen Gesamttrieb verstehen, erklären und speisen zu können. Dieser nationale Revanchetrieb ist eben ein Teil der nationalen Säfte, an deren Vorhandensein, Stärke und Fruchtbarkeit er unentwegt glaubte [2]). Kräfte, die immer in Perioden nationaler Krisen zutage treten, die mit der Rasse und dem Boden zusammenhängen und die zumeist unbewußte Gegenwirkungen des Volksgeistes sind [3]). So tief ist das Gift noch nicht gedrungen, daß nicht aus dieser Hinterlage die wirksamsten Energien zur Erneuerung des Landes geschöpft werden könnten. Es brauchen nur die Voraussetzungen für die normale gesicherte Entwicklung wieder hergestellt zu werden, dann wird die verloren gegangene geistige und machtpolitische Überlegenheit Frankreichs der Welt klar vor Augen geführt werden können. Weitergehend als Barrès, erklärt Bourget diese Voraussetzungen in Form von Gesetzen aus der Geschichte, besonders aus der Literaturgeschichte, die ihm lebendige Psychologie ist und nicht bloß ästhetischen, sondern auch dokumentarischen Wert hat, ableitbar. Wenn wir z. B. feststellen, daß alle Menschen zu allen Zeiten nur unter der Bedingung eine Gesellschaft in den Fugen halten konnten, daß sie sich die Ausübung eines

[1]) Écho de Paris, 1. Juli 1910. Abdruck eines Artikels, den Bourget für die English Review geschrieben hatte und in dem er die „fast mystischen Untergründe der anglo-französischen Entente" behandelt.

[2]) Bourget: Sociologie et Littérature. S. 151.

[3]) Bourget: Pages de critique et de doctrine. Bd. II. S. 141.

öffentlichen Kultus auferlegt haben, so wird die Folgerung wissenschaftlich einwandfrei sein, daß eine Nationalreligion sehr wahrscheinlich ein Gesetz jeder Volksgruppierung ist. Man darf nur nicht diese Erfahrungswahrheiten auf das Maß anderer Wissenschaften zurückführen. Politik, Ethik, Religion sind selbständig und können nicht voneinander abgeleitet werden[1]). Nur Ähnlichkeiten aus anderen Ordnungen (Analogien) können zur Erhärtung herangezogen werden[2]).

Diese nationale Religion sei für Frankreich die katholische Kirche, wie die nationale Regierungsform die erbliche, dezentralisierte, ständische Monarchie sei. „Wir müssen aufsuchen, was uns noch von dem alten Frankreich geblieben ist, und uns mit allen Fibern daran klammern, unter dem künstlichen, zerstückelten Departement die Provinz mit ihrer natürlichen, durch die Jahrhunderte festgelegten Einheit, unter der zentralisierten Verwaltung die städtische Selbstverwaltung, unter unserer offiziellen toten Universität die fruchtbaren Landesuniversitäten wiederfinden, durch Testierfreiheit die schollentreue Bauernfamilie[3]) wiederherstellen und die Arbeit schützen durch Wiederaufrichtung der Zünfte[4]).

War der Nationalismus für Barrès mehr ein Instrument, auf dem seine anspruchsvolle Reizsamkeit zu eigenem Genuß und Gewinn sich neue seltsame Weisen vorspielte, so war er für Bourget ein gewolltes Zurückziehen auf unterbewußte Triebe, deren handfeste Naturhaftigkeit den wandlungsfähigen Analytiker vor der nervenzerrüttenden Überwachheit retten soll. Barrès will keine Nuance seines Wesens aufgeben, das süße Gift seiner exotischen Erlebnisse sitzt ihm so tief in der Seele, daß er den Abgrund liebt, an dem er steht, daß sich die gesunden Lehren (des Nationalismus) immer wieder mit sentimentalen Erinnerungen durchsetzen, die ihn nicht loslassen[5]). Bourget haßt und flieht den Abgrund. Daher zog er auch die letzten kirchlichen Folgerungen aus seinen traditionalistischen Erfahrungen und gab seiner Lehre das feste, fast starre Gepräge, das sie vielen schwer genießbar macht.

Neben diesen psychologischen Untergründen des Bourgetschen Nationalismus gibt es natürlich noch Ursachen anderer Art, die in demselben Sinne

[1]) Reaktion gegen den Dilettantismus Renans.

[2]) Als Bonaldverehrer (daher Gleichsetzung von Natur- und Gesellschaftswissenschaft) und als halber Mediziner und Biologe hatte Bourget einst die physiologischen Ähnlichkeiten zum Erweis politischer und soziologischer Wahrheiten gepreßt. In seiner programmatischen Enquête sur la Monarchie rückt Maurras von dieser pseudo-wissenschaftlichen Beweisführung ab, was wohl auch Bourget veranlaßt hat, die Dinge etwas anders anzusehen.

[3]) Die Stammfamilie Le Plays.

[4]) Outre-Mer. 1894. Dieses Glaubensbekenntnis setzt Ch. Maurras ein paar Jahre später an die Spitze seiner Broschüre: Trois idées politiques.

[5]) Vgl. Maire: L'Angoisse de Maurice Barrès. Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XVIII (1912). S. 342 ff.

wirkten. Der Traditionalismus ist ihm ja „der unvermeidliche Endpunkt eines Studiums der durchdachten Zeugnisse, die die Literaturwerke darstellen, der aber auch die unfreiwilligen Zeugnisse mit einbezieht, als da sind: Zwischenfälle des Alltags, von unseren kleinen Privaterlebnissen bis zu den wichtigen Krisen des öffentlichen Lebens[1])". Seine Methode ist die realistische. „Zu den Ideen gelangt man nur durch die Tatsachen, zur Verallgemeinerung nur durch Beobachtung." (Einfluß Taines.) Auch die typischen Romane sind Tatsachen, Gegebenheiten einer lebendigen Psychologie, deren dokumentarischer Wert für den Romanschriftsteller von ganz besonders großer Bedeutung ist. Sie haben ihn durch Induktion die Gesetze der nationalen Gesundheit erkennen lassen.

Viel haben auch seine Reisen ins Ausland, besonders sein Aufenthalt in Italien und Amerika, dazu beigetragen, den Kosmopoliten von einst zum traditionalistischen Nationalisten zu machen. Er gehorchte dabei dem wissenschaftlichen Bedürfnis, das Ergebnis seiner bisherigen Erfahrungen nachzuprüfen an der Hand dessen, was ihm die ältesten und die jüngsten Völker an Material liefern konnten. „Alles, was ich weiß," schrieb er irgendwo einmal, „alles, was ich tauge, alles, was ich bin, danke ich den Reisen." In Italien erkennt er beim Studium der kleinen Städte den Segen des lokalen Lebens (Dezentralisation). Ebenda überzeugt er sich auch von der Unauflösbarkeit der Rassengegensätze. „Je mehr ich gereist bin, desto deutlicher ist es mir geworden, daß von Volk zu Volk die Zivilisation die wurzelhaften Verschiedenheiten, die die Rasse ausmachen, nicht verwischen konnte ... Da die Gleichheit der Gesellschaftsformen die inneren Gegensätze verdeckt, ist die Rasse nur schwerer zu erkennen[2])." Von da bis zur Bejahung, ja Besingung der Rasse als des Jungbrunnens aller völkischen Kraft und staatlichen Größe ist nur ein Schritt. Kampf ist ihm die Voraussetzung der Erhaltung jeglicher Rassentüchtigkeit. „Leben heißt für eine Nation immer kämpfen. An ihrer Grenze muß sie immer eine Linie zu verteidigen haben, wenn sie nicht zugrunde gehen will. Für Frankreich war Elsaß-Lothringen diese Linie. Jahrhundertelang ging all unser Bemühen dahin, uns diese Naturgrenzen zu sichern, durch die allein die Fülle unseres nationalen Seins erreicht wird[3])." (Seine Scheu vor dem Idealismus, den er für schädlich hält, geht soweit, daß er nicht bloß den Rassenkampf, sondern auch nach Sorelschem Vorbild den Klassenkampf für notwendig hält, wie das aus seinem Schauspiel „Die Barrikade" und besonders der Vorrede dazu hervorgeht.) In dieser militaristischen Überzeugung wurde er noch bestärkt durch die imperialistischen Gelüste Englands, Amerikas, Rußlands und Deutschlands, die er deshalb neiderfüllt feststellte,

[1]) Bourget: Pages de critique et de doctrine. Bd. I (1912). S. VII.

[2]) Sensations d'Italie XXVI, S. 330. Vgl. de Bonne: L'expérience de Paul Bourget. Rev. critique. Bd. XVIII. S. 663 ff.

[3]) Pages de critique et de doctrine. Bd. II. S. 149.

weil die französischen Revolutionäre nach wie vor ihren Träumereien von Pazifismus und Humanitarismus nachhingen. Dieser Imperialismus, der seine volle Billigung findet, bedeute aber „Vorbereitung auf den Krieg und Eroberung, also militärische Organisation, Hierarchie, Disziplin, Aufopferung der Interessen der größten Zahl auf dem Altar der Suprematie des gemeinsamen Vaterlandes". Nur unter der Voraussetzung, daß Frankreich wieder monarchistisch und militaristisch werde, könne es „die erstklassige Rolle spielen, die so lange sein Teil war" [1]).

Zum Schlusse muß nun hervorgehoben werden, daß der Künstler Bourget immer wieder sich den Fangarmen dieses naturalistischen Fatalismus zu entwinden weiß, ein starker Beweis für sein hochstehendes Künstlertum. Aber der Denker und Theoretiker beugt sich willig dem Joche der Tatsachen, insbesondere dem Joche des National- und Rasseninstinktes, und sucht durch Gedankenmauern das Heimatland der Seele, das Reich des Idealismus, unzugänglich zu machen. Diese Verkennung der inspiratorischen, ja schöpferischen Kraft des weise gefaßten Ideals ist wohl die Ursache von Bourgets starrem Nationalismus. Es ist der letzte Rest seiner Taineverehrung und einer unverkennbaren wissenschaftlich-medizinischen Denkweise [2]). Viele haben von Nationalismus geredet, ihn philosophisch zu unterbauen und literarisch mundgerecht zu machen versucht. Einer allein hat ihn gelebt, und weil er ihn gelebt hat, sich freigehalten von Maßlosigkeit und Befleckung bis zu seinem Tode auf dem Felde der Ehre: Charles Péguy.

In einem kleinen Stübchen gegenüber der Sorbonne wohnte von den Zeiten der Dreyfushändel bis zum Ausbruch des Weltkrieges der Herausgeber des Cahiers de la Quinzaine, in denen zuerst die Sache der Ideologie, des Sozialismus, des Bergsonismus, später aber des Nationalismus vertreten wurde. Leidenschaftlich nahm der Unermüdliche an allen Tageskämpfen teil, leidenschaftlich liebte er seine Freunde, bekämpfte er seine Gegner; ein Stein des Anstoßes denen, die ihn nicht verstanden, ein Gegenstand abgöttischer Verehrung denen, die seines Geistes einen Hauch verspürt hatten.

Die Dreyfushändel, die die dritte Republik aus den Händen des aristokratischen Opportunismus in die des demagogischen Radikalismus spielten, waren für Péguy und seine Freunde wie überhaupt für die Nationalisten der Wendepunkt ihres geistigen Lebens. Sie kämpften zunächst für die Gerechtigkeit, für den ungesetzlich verurteilten Hauptmann, gegen die unbedingte Vorherrschaft des Staatsinteresses und die dadurch verursachte Verdunkelung der republikanischen Ideale. Als sie aber sahen, daß die Dreyfusfreunde nach ihrem Siege ihrerseits Gerechtigkeit und Vater-

[1]) Sociologie et Littérature. 1906. S. 160 ff.

[2]) Professor Grasset konnte ein ganzes Buch schreiben über „Das Medizinische in den Romanen Paul Bourgets".

land zugleich in schändlichster Weise schädigten, als Péguy insbesondere feststellen mußte, daß der von ihm innig verehrte Jaurès zum hohlen Redner und Demagogen wurde, da sagte er sich los von der Politik und wandte sich der „Mystik" zu. Während die Nationalisten der Action française sagten: Nun erst recht Politik, aber Politik im Interesse des Staates, nicht im Interesse des Individuums, sagte Péguy: Nun nur noch „Mystik" und moralische Kritik. Er blieb grundsätzlich auf der individualistischen Linie. Er suchte und fand den nationalen Geist, brachte ihn aber nicht in ein System, benutzte ihn nicht als Sprungbrett zu politischen Zielen, sondern nährte seine hungrige Seele von den neuentdeckten Werten[1]). Das Ergebnis dieser Entwicklung war der nationalistische Mensch. Bauernblut, Rassentrieb und ererbter Christensinn erwachten in ihm zu ungewöhnlicher Stärke. „In mir, um mich herum, über mir wirkt alles zusammen, einen Bauern aus dem Loiretal aus mir zu machen[2])." Der unermüdliche Propagandageist, das zähe Wuchern mit den vorhandenen Pfunden, der ausgeprägte militärische Geist, all diese Rassenzüge arbeiten sich nun langsam in ihm empor. Mit elementarer Wucht und düsterem Ernst bäumte sich in ihm der christliche Sinn der Ahnen, der Kreuzzugstrieb auf gegen die Verweichlichung und Charakterlosigkeit, die Technik und Fortschritt ohne Gott, die Humanitarismus ohne moralische Disziplin über das Land gebracht haben. Willig ließ er sich umschaffen, als er sah, daß es für ihn keinen anderen Weg gab, als das ganz zu sein, was er sein mußte: „ein Franzose des ewigen Frankreich".

Von den Ideologien, die seiner Jugend Sterne waren, ging er zu den Wirklichkeiten: von der Demokratie zum Volk, von der Sorbonne zur Kirche. Einst wollte er nicht Volk sein, weil er so viele posieren sah, „die es nach Art des Volkes machten". Jetzt sah er, daß er nur auf diesem Wege dem Verhängnis, Demokrat zu werden, entrinnen konnte. Einst, als er noch mit Professoren umging, da war es seine größte Hoffnung, „jene akademische Eleganz, die einzig echte, zu erlangen", jenen letzten Stil, die Feinheit eines „Zettelkastenmannes". Da er den Weg zu seinem tiefsten Selbst gefunden hatte, löste er sich von der Sorbonne, sagte hart seine Überzeugung und nahm entschlossen die Verfehmung des offiziellen Gelehrten- und Schrifttums auf sich.

Diese Abkehr von dem Modernismus der Demokratie und der Sorbonne brachte ihn auf die Wege des Mediävalismus.

„Mitten im Volke stehend, sehe ich wie jedermann vieles Lebendige, was die Großen nicht sehen." Er sieht das große Geheimnis, das Glaubens-

[1]) Die Wege zur Seele hatte ihm Bergson gewiesen, dessen uneigennützigster Schüler er nach Johannet war. Mit seinem „Meister" Sorel war er von dem offiziellen Sozialismus zur Gewerkschaftsbewegung übergegangen und hatte Staat und Gesellschaft, Politik und Mystik, Wissenschaft und Religion immer schärfer scheiden gelernt.

[2]) Péguy: Œuvres choisies. 1900—1910. (Paris. Grasset.) S. 56 ff.

wunder der Kirche, das den Skeptiker Barrès zu dem unvergänglichen Loblied auf die Kirchen des Landes begeisterte. Und ohne viel zu fragen, ohne sich durch einen Wust von Problemen hindurchzuarbeiten, fand er sich eines Tages als Kind des Glaubens, als Sohn der Kirche wieder. „Das ist eroberter, erlebter, lebendiger und erobernder Katholizismus. Da ist das Vaterunser und das Ave Maria, die Eucharistie und das Angelusläuten, der Hunger nach Einheit, der Sinn für Kreuzweg und Opfer, für Liturgie und Tradition," schrieb der Protestant Paul Sabatier [1]).

Mitten im Volke stehend sah er das große Wunder, das aus der heimatlichen Erde gesprossen ist, sah das heilige Leben und herrliche Wirken der Jungfrau von Orleans. Er sah es mit den Augen des Volkes und entdeckte all die Wärme und Glaubenseinfalt, die das Volk von jeher der aus seiner Mitte hervorgegangenen Heiligen und Retterin des Vaterlandes entgegenbrachte. Er schrieb ihre Geschichte nach der Volksüberlieferung und setzte sie glaubens- und selbstsicher dem groben Rationalismus eines Thalamas, dem eleganten Unglauben eines Anatole France entgegen.

Namentlich mit diesen Büchern über die Jungfrau von Orleans ist es Péguy gelungen, einen großen Teil mittelalterlichen Denkens und Fühlens wieder lebendig zu machen. Nach Sabatier wurden sie nicht bloß von Katholiken, sondern auch von Protestanten und Freidenkern mit gleicher Freude begrüßt. Das hängt damit zusammen, daß Péguy trotz aller Rückverwandlung der von heißesten Erregungen durchglühte Kämpfer ist, dessen Worte auch dem Modernsten ans Herz rühren. Seine Überzeugung ist kein festgefahrener Doktrinarismus, sondern aus quellender Tiefe geschöpfter, quellende Tiefe suchender Geist. Dabei atmen Wesen und Stil die Ruhe der Heimgefundenheit, die den Maßen der Zeit zu entwachsen beginnt. In den Kreisen, die sich um ihn gebildet haben [2]), wird er wie ein Idealfranzose, ja fast wie ein Heiliger verehrt. „Seitdem Péguy . . . den Glauben seiner Kindheit wiedergefunden hat, seitdem er nach Art der mittelalterlichen Künstler alles, was er hat, der Darstellung der heiligen Johanna von Ark, der heiligen Genoveva oder Unserer Lieben Frau widmet, ist er in Wahrheit unsere geistige Nahrung. Das Einzigartige an ihm ist seine evangelische Einfachheit, wodurch die Wahrheiten unseres Glaubens ganz selbstverständlich, klar wie das Licht des Tages, frisch wie der Tau, nahrungspendend wie das tägliche Brot werden; ist auch die Zärtlichkeit, die süße, reine, unendliche Zärtlichkeit einer christlichen Seele, genauer einer ganz Maria geweihten Seele. Die Tiefe der Visionen reihen unseren Freund ein unter die Größten der französischen

[1]) L'Orientation religieuse de la France actuelle. 1911. S. 144.

[2]) die Leser der Cahiers de la Quinzaine (seit 1900) und des Bulletin des professeurs catholiques de l'Université (seit 1911), herausgegeben von dem Péguyschwärmer Joseph Lotte.

Mystiker“ [1]). Diesen Einfluß kannte und nutzte er wie ein Feldherr. Jeden, der ihm anhing, verband er sich aufs persönlichste, schloß eine Art Bund mit ihm, wies ihm eine Aufgabe zu. „Unser Péguy“, schreibt Barrès, „hat sein Leben darauf verwandt, ähnliche Bünde (wie den zwischen Duguesclin und Clisson) zu schließen mit Joseph Lotte, Charles de Peslouan, den Brüdern Tharaud [2]), Claude Casimir Périer, Daniel Halévy [3]), den beiden Laurens, Suarès, Julien Benda, Moselly, Lavergne, Eddy Marix, Louis Gillet [4]).“

Am schärfsten kommt der nationalistische Grundzug, den die Entwicklung Péguys genommen hat, in Joseph Lotte zur Darstellung. Das zeigt ein Durchblättern des von ihm herausgegebenen Bulletin des Professeurs catholiques de l'Université. In wachsendem Maße tritt mit der Loslösung von der Ideologie das nationale Interesse in den Vordergrund, beeinflußt die Urteile, gruppiert die Menschen um, macht die Stellungnahme schroff und unabänderlich. Die Schärfe der Worte bei Verurteilung der demokratischen Errungenschaften kennzeichnet die patriotische Leidenschaft, die sich der Mitarbeiter bemächtigt hat. Wenn ein Pazifist sich zu Worte meldet, wird er mit Hohn und Spott abgetan. „Soll man denn unter unseren Lesern die letzten französischen Pazifisten finden? Wenn die Ereignisse der letzten Jahre nicht genügt hätten, sie eines Besseren zu belehren, müßten sie nur eine Stunde in den Straßen von Metz spazieren gehen, das genügte ... Die Jungfrau von Orleans und der hl. Ludwig waren doch auch keine Pazifisten. Im Gegenteil, sie führten Kriege und zwar gerne.“ Als Lektüre schlägt der Péguyschüler de Maistre und der Sorelschüler Proudhon vor. „Diese beiden Schriftsteller, der eine als Reaktionär, der andere als Revolutionär bezeichnet, beide aber in hohem Maße mit dem Sinn für das Heilige begabt, haben einmütig den Krieg verherrlicht.“ Proudhon habe z. B. im Krieg einen Ausbruch des Göttlichen, ein Wunder, das der Analyse unzugänglich sei, gesehen. „Unser französisches Wunder wäre ein unvergleichlicher Zusammenklang von Krieg und Heiligkeit [5]).“

Wie die militärische Tat einst die zeitliche Wiege geschaffen hat, „in der Sitten und Gesetze, Kunst und sogar Religion, Sprache und Rasse dann,

[1]) Lotte im Bulletin des professeurs catholiques de l'Université. 20. Januar 1913. Péguy: das reichste Künstler- und Denkertemperament seit Goethe. Ebenda 20. April 1914.

[2]) Von ihnen unter anderem ein Lebensbild des Übernationalisten Déroulède. Mit Boylesve pflegen sie den Provinzialroman.

[3]) Apologie pour notre passé. Ein Kritiker der Action française bemerkt dazu: Die Elite einer über die Maßen hochherzigen Generation wird sich bewußt, daß ihr sentimentales Bemühen erfolglos war... Daher sammelt sie sich (zu Rückblicken), schon abgespalten vom Leben.“

[4]) Vorwort zu Boudon: Avec Charles Péguy de la Lorraine à la Marne. 1914. S. XVI.

[5]) Brault in Bulletin des professeurs catholiques de l'Université. 20. Dezember 1911. Der letzte Satz von mir hervorgehoben.

aber auch erst dann, sich betten konnten, um zu wachsen, so muß auch jetzt, ja gerade jetzt, das Leben grundwesentlich militärisch gefaßt und geführt werden, wenn die Barbarei der offiziellen Demokratie überwunden werden soll." Diesen „Gesinnungsmilitarismus" brachte aus dem Péguykreise in besonders reiner Form René Solomé in einem Gedichtband: „Die Gesänge der erwachten Seele" (1913) und Ernest Psichari in einem Roman „Der Ruf der Waffen" (1913) zum Ausdruck. Soldaten und Bauern sind Solomés Vorfahren. Sie rufen ihn auf zu wachen, damit nicht verloren gehe, was sie mit dem Schwerte gewonnen haben. Er folgt der Stimme und bittet rührend und einfach, „den Enkeln ein wenig ihre Soldatenseele zu leihen". Und er spürt, sobald er nur angefangen hat zu wollen, wie die Ahnenkraft erwacht, wie ihm Hilfe gebracht wird „durch alles, was die Rasse an Tapferkeit, Festigkeit und Glauben" in uns aufgehäuft hat.

Ungeheures Aufsehen erregte es, als Psichari, der Enkel Renans, aus afrikanischer Wüste mittelalterlichen Kirchen- und Soldatenglauben heimbrachte. In fleckenloser Reinheit erscheint in dem „Ruf der Waffen" die „Mystik" des Soldatenberufs und Kriegshandwerks. Auf dem Wüstenhintergrund gewinnt das militärische Ethos eine seltsame Leuchtkraft, einen wie Offenbarung wirkenden neuen Sinn. Losgelöst von Kultur und Politik strahlt es wie das Ideal kurzweg. „Nangès, der Held, denkt nur an den Krieg. Dieser Gedanke harmonisiert all sein Tun. Er ist einer von den Männern, die durch unbedingte Strenge und restlose Unterordnung unter die militärische Idee Vertrauen zu gewinnen wissen ... Niemand ist geradsinniger als er; kein Herz einfacher und einheitlicher als das seinige." Diese Primitivität, die Bourget zu seinem herrlichen Soldatenbild im „Sinn des Todes" angeregt haben mag, bedeutete endgültige Überwindung der Dekadenz. „Offenbart sich da nicht der Geist der Stunde?" ruft bedeutungsvoll Hanotaux aus, nachdem er sich den Figaro zum begeisterten Lobredner des Buches gemacht hat? Das Buch enthält folgende ergreifende Widmung an Péguy: „Dem, dessen Geist mich in die afrikanische Wüste begleitete, dem andern Einsamen, in dem heute die Seele Frankreichs lebt und dessen Arbeit unsere Jugend vor Liebe beugt, unserm Meister Charles Péguy, dieses Buch unserer Größe und unseres Jammers." [1])

Barrès wußte, warum er sich Péguys annahm, warum er seine Johannabücher pries, warum er so leidenschaftlich den großen Literaturpreis der Académie française für ihn erstrebte (ohne freilich bei der puristisch gesinnten Gesellschaft Gegenliebe zu finden). Er wußte, daß ohne den Einschlag des Péguykreises dem Nationalismus eine bedeutende Note, ein heller seelentsprungener Ton fehlen würde. —

[1]) Vgl. Massis: La Vie d'Ernest Psichari. 1916. — Terhünte: E. Ps., der Enkel Renans. Hochland. Januar 1918.

In der Lehre des integralen Nationalismus kommt der französische Geist gewissermaßen zu sich selbst, nähert sich dem ihm eingeborenen Typ, gewinnt die ihm angemessenste Form. „Dieses Schema ist für die französische Philosophie die Welt als ein universales, überall wohlbegrenztes, ruhendes Ganzes von klarer, formvoller Ordnung, das aus seinen Bestandteilen begriffen werden kann, und das an erster Stelle auf den souveränen Verstand und Willen des Menschen als Gesellschaftswesen bezogen ist." [1])

Dieses Schema inmitten individualistischer Abirrungen als urfranzösisch erfaßt, zur Lehre ausgebaut und in weitsichtiger kultureller Tiefengliederung zur Anschauung und Geltung gebracht zu haben, ist das Verdienst von Charles Maurras.

Maurras ist der schärfste, einseitigste, überzeugteste Vertreter des griechisch-römischen Formideals. Willkürlich unterschlägt er den gallischen Einschlag und bezeichnet es auch als das Ideal Frankreichs und der lateinischen Völker. Seine erste Tat war die Gründung der École romane française (1890) mit Jean Moréas, Raymond de la Tailhède, Ernest Raynaud, Maurice du Plessys. Die Vereinigung bezweckte die Wiederbelebung des klassischen Geistes. Im Jahre 1892 verfaßte er Programme der föderalistischen Feliber, jener provenzalischen Heimatdichter, an deren Spitze Mistral stand, und die gegen die sinnlose Zentralisation ankämpften. Gleichzeitig trat er schon als Kritiker in der Gazette de France, in der Revue encyclopédique und in der Revue bleue gegen den literarischen Kosmopolitismus und moralisch-politischen Individualismus der „Neuchristen" auf. [2]) In der Vorrede zu seinem ersten größeren Werk: „Le Chemin du Paradis" (1895), einer Sammlung formvollendeter philosophischer Mythen und Erzählungen, legte er die Grundzüge seiner Lebensauffassung dar. Deutlich wird hier zunächst, wie ihm das klassische Formideal aus der Anschauung der sonnendurchfluteten Klarheit seiner provenzalischen Heimat erwachsen ist. „Magere, goldene Erde, wo ewig der Wind pfeift. Kaum verhüllt sind Stein und Fels von Olivengarten und Pinienwald; der Himmel aber ist wundervoll, von feinster Art das Bild der Ufer und das Licht so hold, daß die unscheinbarsten Dinge in der Luft sich bieten wie selige Geister." Sein Meister ist Anatole France. Das feine Gewebe der Sätze birgt „die Züge einer einfachen, frommen Philosophie", birgt Ideen, die „gleichmäßiges Licht überallhin verbreiten" sollen.

Scharf setzte in dieser Vorrede aber auch schon die Reaktion gegen den Zeitgeist ein. Er beklagt die geistige Verdumpfung, die seit siebzig bis achtzig Jahren in erschreckendem Maße um sich gegriffen habe. Niemand suche mehr nach dem Sinn der Dinge, jeder will sich nur von ihnen erregen

[1]) Scheler: Krieg und Aufbau. 1916. S. 64.
[2]) Kritik von Desjardins: Le Devoir présent. 1892.

lassen. Niemand treffe mehr eine Auswahl unter den Ideen; Minderwertige, zur Leitung Untaugliche erschlichen sich Herrensitze. Eine neue, sogenannte moderne Weltanschauung sei in Frankreich Mode geworden. Sie sei aus Gegenden eingeführt worden, wo man wenig Sonne genieße: bald sei sie aus britischen Landen gekommen, dann möchte sie uns die Welt kalt und starr machen und nichts darin sehen lassen als eine Verbindung fester Atome; bald aus deutschen Gauen, dann möchte sie uns in ihre Astrologie des Unendlichen verstricken. „Das Unendliche! Das Unendlichkeitsgefühl! Diese sinnlosen Laute sollten uns allein schon veranlassen, den schönen Begriff des Endlichen wiederherzustellen. Welcher Grieche hat es gesagt? Die Gottheit ist eine Zahl; alles ist in Zahlen ausdrückbar und in Grenzen gesetzt. Jenseits des sicher Umschriebenen, des richtig Abgegrenzten dehnt sich ein garstiges Chaos." Dieses Klarheitsbedürfnis, dieser Liniensinn, diese Scheu vor dem Grenzenlosen, all das geht so weit, daß er das Wesen der Dinge in ihre Form, in ihre Ordnung, in ihre Begrenzung verlegt. „Auf allen Stufen der Leiter verliert das Sein an Kraft, wenn die Ordnung nachgibt; es löst sich auf, wenn die Ordnung es nicht mehr hält," heißt es später.[1]) Schon in dieser literarisch-kritischen Periode machte sich der aristokratisch-imperialistische Zug geltend, der in der Folge immer stärker wurde und sich schließlich auf das politische Gebiet warf, wo er allein sich voll auswirken konnte. Die Massen in unerregter, undurchleuchteter Triebhaftigkeit und Unfreiheit zu lassen, ist ihm der Weisheit Schluß. Der durch Aufklärung und Freiheitsgewährung geschaffene Zustand sei in den Augen des Dichters unreinlich, vom Standpunkt des Logikers ganz und gar absurd. Vernunft, Schönheit, Tod sind die Eckpfeiler dieser Lebensauffassung.

Als sich nach den Kämpfen der Dreyfuszeit das Bedürfnis nach einer nationalistischen Lehre entwickelt hatte, schöpfte Maurras aus dem Studium Sainte-Beuves und seiner kritischen Analyse die Grundlinien eines organisatorischen Empirismus, der fortan innerhalb des integralen Nationalismus eine große Rolle spielte. Dieser Empirismus ist ein grundsätzlich reaktionärer Positivismus, eine Lehre, die Laizismus und Konservativismus versöhnen will. Er ist empirisch, weil er durch Analyse und Beobachtung feststellen will, welche Hervorbringungen der Natur und des Geistes als gelungen und darum in Zukunft als vorbildlich, als typisch gelten können; welche Gesetze diesen Hervorbringungsprozeß gelungener Natur- und Kunstwerke beherrschen, welchen erfahrungsmäßig feststellbaren Inhalt somit die höheren Interessen der Menschen (Recht oder Pflicht) haben. Er ist organisatorisch, indem er die Ordnung als Ziel alles bewußten und unbewußten Hervorbringens aufstellt. Diese Ordnung ist aber nur auf Grund eines Planes, dieser selbst

[1]) Maurras: La Politique religieuse. S. 398.

wieder nur durch Organisation zu verwirklichen. Da die Aufstellung eines solchen Planes nur mit Hilfe von Ideen, von Idealen möglich ist, bedeutet der Zusatz organisatorisch natürlich die Aufhebung des Empirismus, der ohnedies schon widerspruchsvoll ist, da das Gelungene, somit Vorbildliche, ohne Zuhilfenahme von Ideen auch nicht festgestellt werden kann.

Auf das philosophische Gebiet angewandt, soll dieser Empirismus die Feststellung bedeuten, daß der Wahrheitstrieb des Menschen, wenn er rein ist, im Verlaufe seines Suchens und Forschens alle Elemente der Selbstregulierung gewinnt.

Er überwindet das Leidenschaftsmoment, das in ihm steckt, und beugt sich der Regel, da er sieht, daß man die Wahrheit nur unter gewissen Voraussetzungen, in einer gewissen Ordnung und mittels gewisser Opfer finden und übermitteln kann. Auf einer gewissen Höhe des geistigen Lebens bekommt der Verstand sich also gewissermaßen in die Hand, durchschaut die Ursprünge und Grenzen seiner Betätigung, mäßigt den überschäumenden Wissensdrang und entgeht so der Gefahr, Prinzip der Anarchie und Barbarei zu werden. Diese aus der griechischen Kosmosidee geborene Auffassung stellt den Wahrheitsforscher in den Dienst eines dogmatisch angenommenen Weltbildes der Harmonie, das in eingeborenen ästhetisch-aristokratischen Bedürfnissen wurzelt. Sie stellt insbesondere das Einzelwesen in den Dienst eines Ganzen, dessen Ordnung wertvoller ist als die Freiheit der Personen, da das eine das andere bedingt. Sie hebt die natürlichen Unterschiede hervor und verwirft die Gleichheit. Sie lobt ein gesundes Maß moralischer und physischer Unempfindlichkeit, wohl um gegen den sentimentalen Humanitarismus der Demokratie zu protestieren. Das Ganze enthalte die Grundsätze klassischer Moral und heidnischer Politik, die der Katholizismus bewahrt habe. Dieser Empirismus schließe eigentlich nur die Mißbräuche des christlichen Gefühls aus. Unduldsamkeit und Zwang sei ihm fremd. Ungefähr wie bei der Hygiene genügt es ihm, wenn die umkommen, die seine Lehren nicht achten, Personen oder Gesellschaften [1]).

Dieser Empirismus, der schon national gedacht ist, erhielt nun seine politische Ergänzung, nachdem das Studium der geschichtlichen Tatsachen und der zeitgenössischen Ereignisse die Erkenntnis gezeitigt hatte, daß nur die Wiederherstellung der alten Monarchie und Staatsreligion die Zukunft Frankreichs sicher stellen könne.

In dem Augenblick, wo die Forderung dieser Staatsnotwendigkeiten in den allgemeinen Rahmen der oben skizzierten aristokratisch-konservativen Anschauungen aufgenommen wurde, entstand der integrale Nationalismus [2]).

[1]) Maurras: Trois idées politiques. S. 35 ff.
[2]) Vgl. Maurras: Enquête sur la Monarchie.

Psychologische Analyse, kritisches Studium der geschichtlichen und moralischen Vorgänge, dialektische Bearbeitung des so gesammelten Erfahrungsmaterials, das ist die Methode der Action française. Diese Ablehnung jedes Sentimentalismus und Intuitionismus, jedes Illusionismus und Mystizismus beruht auf der echt französischen Auffassung, daß der Verstand als die führende und entscheidende Macht zu gelten habe. Es mögen tiefere Kräfte im Menschen schlummern. Sie mögen kräftiger sich regen, mögen weiter reichen. Ja, es mögen die unbewußten Kräfte die einzigen sein. Einer gibt ihnen Richtung und Ziel: der Verstand. Gefühle sind gewiß wertvoll. Begeisterung, Treue, Kameradschaft sind hier wie überall geschätzt. Gefühle sollen aber nicht beliebigen Träumereien und Geisteserfindungen zugewandt werden, sondern sich um Wirklichkeiten kristallisieren. „Wir bemühen uns, alle geistigen Vermögen des Menschen in Dienst zu stellen, wollen aber zuvor ihre Rangordnung und ihre Beziehungen kennen und weiterhin sie in gegenseitiger Abhängigkeit halten".[1]) Nehmen wir die nationalistische Grundkraft: die Vaterlandsliebe. Erst auf dialektischem Wege kommen wir zum Bewußtsein, was sie ist, was sie fordert, wohin sie zielt. Vaterlandsliebe ist die dialektisch zu läuternde Voraussetzung, aber auch die einzige, die notwendig ist zur Teilnahme an der nationalistischen Arbeit. Die sittliche Kraft, die Tatbegeisterung und Seelennahrung hat jeder auf seine Art aufzubringen. Die Hauptsache ist, daß die Liebe zum Vaterland ihn bewegt, immer im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes zu handeln und kein anderes Interesse höher zu stellen. Die dialektische Methode gewinnt somit eine unmoralische Tragweite, die man vergeblich dadurch abzuschwächen versucht, daß man darauf hinweist, die Nationalisten der Frühzeit seien aus den verschiedensten Lagern gekommen. Da hätte es gegolten, sie zu nehmen, wie sie waren, und nicht zu warten, bis sie alle zur „besten moralischen Medizin" bekehrt wären. Man durfte nicht eine an und für sich schon schwierige Sache durch ständige Durchforschung von Herz und Nieren noch verwickelter machen. (Sie glaubten auch durch Vermeidung der Gewissensbefragung und Gefühlsoffenbarung wahrer Höflichkeit und einfachem Anstand am besten zu dienen.)[2]) Sicher ist jedenfalls soviel, daß die Vorherrschaft der Dialektik die nationalistische Bewegung daran gehindert hat, den ihr von einigen zugedachten nationalpädagogischen Sinn voll zu entfalten.

Das Ziel dieses dialektisch in Bewegung gesetzten Nationalismus war letzten Endes die Verwirklichung einer vollkommenen klassisch-französischen Kultur. Ich kann der Ansicht Schelers[3]), daß der junge französische Nationalismus von der Action française bis in die französische

[1]) Gilbert: Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XVIII, S. 276.
[2]) Vgl. Maire: Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XVIII. 1912. S. 281 ff.
[3]) Krieg und Aufbau. 1916. S. 85.

Demokratie in erster Linie Besinnung auf die großen geistigen Wurzeln der französischen Kultur als einer eigentümlichen Blüte des Menschengeistes neben anderen sei, nicht beistimmen. Gewiß bedeutet er Besinnung auf die Wurzeln der eigenen Kultur. Dieser Kultur wird aber ein unbedingter Vorzug vor jeder anderen Kultur zuerkannt. Paris ist die Erbin von Hellas-Rom (Maurras). Alle nichtfranzösischen Völker sind Barbaren.[1] Nietzsche ist, wie Pressensé, der Sohn barbarischer Protestanten und aufgebläht von überreichlichen Dummheiten.[2] Das Überragende des französischen Geistes liege eben in der Pflege des Menschlichen, liege darin, daß ihm, gerade wenn er in seiner echtesten, ureigensten, bodenständigsten Form auftrete, Universalität eigne.[3] Folgerichtig verlangt daher der Maurrasschüler Dimier, daß Frankreich durch Wiederaufnahme der klassischen Tradition wieder wie einst die geistige Vorherrschaft erringen solle.[4]

An dem zeitgemäßen Ausbau der nationalistischen Lehre arbeiten die Freunde und Schüler von Maurras mit rührigstem Fleiße, voller Hingabe, leidenschaftlich, bis zur Selbstaufgabe fanatisiert. „Das persönliche Talent von Maurras ist so sicher, seine Überzeugungen so stark, daß es ihm gelungen ist, seine Schüler buchstäblich zu fanatisieren und ihnen eine Art mystischen Glauben an die Allmacht des Königtums einzuflößen."[5] So allein war es möglich, neben einer die Öffentlichkeit alarmierenden Tatbewegung auch eine lebendige Gedankenbewegung in Fluß zu halten. So allein war aber auch jene auffallende Geschlossenheit und Unpersönlichkeit der Neumonarchisten möglich. Es ist theoretische und praktische Überwindung des Individualismus durch die Organisationskraft des klaren Gedankens, besser der starken Überzeugung. Hier war das Negative des Antisemitismus und der Personalismus der Boulangeraffäre ebenso überwunden wie der Opportunismus derer, die glaubten, das Grundsätzliche vernachlässigen und die Rettung des Vaterlandes durch Zusammenschluß „der anständigen Leute" erreichen zu können. Hier fühlte man sich so stark, daß man an Tat und Überzeugung der nächsten nationalistischen Freunde immer wieder mäkelte, daß man jeden Nationalismus, der nicht der geistigen Disziplin Maurras' folgte, wegen seines germanischen Ursprungs verdächtigte (Gefährlichkeit von Barrès), daß man insbesondere auch die doktrinlose Anpreisung der Treue, wie sie die Monarchisten der alten legitimistischen Partei entgegenbrachten, als auflösenden Sentimentalismus tadelte.

Es ist klar, daß ein Gedankensystem, das dergestalt die Welt als Kosmos

[1]) Maire: Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XIX. 1912. S. 83.

[2]) Maurras: Enquête sur la Monarchie. S. 258. Pikant ist es, daß Clemenceau für Maurras der Typ des Hunnen, des Barbaren, des Zerstörers ist. „Der Negative neigt dazu, das Menschengeschlecht ebenso zu leugnen wie Frankreich."

[3]) Barrès: Les diverses familles spirituelles de la France. [6]1916. S. 202.

[4]) Morland: Enquête sur l'Influence allemande. S. 47 ff.

[5]) Chéradame: Le Crise française. S. 614.

setzt, auch nach der ethischen Seite hin anders orientiert ist, als rein individualistische Systeme. Dem erkenntnistheoretischen Realismus entspricht die scharfe Scheidung zwischen der subjektiven inneren Moralität, die auf Absicht, Beweggrund, Gesinnung Wert legt, und der objektiven äußeren Moralität, die es auf die Art und Ökonomie der Taten und ihre immanente Weisheit absieht und die die Tragweite und Folgen als Elemente dieser Ökonomik betrachtet. Würden innere und äußere Moralität im Nationalismus ausbalanziert in die Erscheinung treten, dann müßte nicht bloß das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, sondern auch der so entstandene Menschentyp ein normal-konservativer sein. Es ergäbe sich ein Individuum, „das weiß, daß alle seine Lebensinteressen auf Gedeih und Verderb verknüpft sind mit dem Wohl und Weh einer Vereinigung, die allein imstande ist, den Fortschritt zu sichern, das Erworbene zu bewahren, die schwachen Teile seines Wesens zu verteidigen gegen die blinden tierischen Triebe, die ausschließlich dem unbedachten Egoismus dienen möchten". [1])

Aber hier ist ein Bruch im Wesen des integralen Nationalismus, der durch keine Theorie ausgeglichen werden kann. Und dieser Bruch entstand dadurch, daß die immanente Moralität der Taten immer mehr im Sinne des heidnisch-römischen Amoralismus gefaßt und von der subjektiven Moralität abgelöst wurde, daß insbesondere die politischen Taten macchiavellistisch einer eigenen Gesetzlichkeit unterworfen wurden, die jeden Zusammenhang mit der Moral vermissen läßt. Das offenbart vor allem der als Richtschnur des Handels aufgestellte Grundsatz: Mit allen Mitteln! Gemeine Beschimpfung und Verleumdung des politischen Gegners, Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, die zu politischen Zwecken dienen können, waren bei der Action française jederzeit geübt. „Sorgen wir für Geld und überwinden wir damit alle materiellen und persönlichen Widerstände. Kaufen wir die Frauen, kaufen wir die Gewissen," heißt es in der Action française vom 1. März 1908. [2]) In einem Brief an Drumont schrieb Maurras, man müsse aus der Masse der echten Franzosen eine kühne, energische Minderheit auswählen, für die dann Meuterei, Verschwörung, Staatsstreich ausgezeichnete Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke seien. [3]) Man dürfe überhaupt diese Dinge ebensowenig wie etwa die Zwangsmittel des Mittelalters gefühlsmäßig betrachten und moralisch verurteilen. Im Gegenteil, sie sind gut, denn sie haben ihren politischen Zweck erreicht. Darum „lobt der Empirialismus auch als normal ein gesundes Maß moralischer und physischer Unempfindlichkeit". [4])

Dazu kam noch, daß die Dreyfusrevolution die Leidenschaften bis zur

[1]) Maire: Pierre Laserre et la Tradition philosophique. Revue critique des Idées et des Livres. Bd. XXI. 1913. S. 641.

[2]) Zitiert Laberthonnière: Catholicisme et Positivisme. 1911. S. 54 ff.

[3]) Zitiert Du Lou: De Léon XIII au Sillon. 1908. S. 83.

[4]) Maurras: Trois idées politiques. S. 42.

Siedehitze gesteigert hatte und daß die Neumonarchisten bewußt dieses Leidenschaftsmoment mit in den Kampf einsetzten, da man doch bei der allgemeinen Verwilderung der Polemik nicht im Hintertreffen bleiben dürfe. Ein Thureau-Dangin, meint Maurras, konnte ums Jahr 1880 noch gut ein scharfer, unerbittlicher und doch höflicher Polemiker sein.[1]) Das sei heute etwas anderes, und er denke gar nicht daran, „die persönliche Leidenschaft, die bei diesen Erörterungen zutage tritt, zu leugnen".[2]) So stellt denn auch ein französischer Kritiker fest, daß „unter der Feder der Schriftsteller der Action française neben dilettantistischen Wendungen nach Art Renans . . . sinnlich brutale Ausdrücke stehen, die Gier und Zorn atmen. Hinter all dem steckt geistige Erbärmlichkeit und Gemeinheit".[3]) Bei einem der Allerleidenschaftlichsten, Léon Daudet, erklärt sich Bourget die Sache so: „Tausende von Seelen stehen ihm vor Augen, die verruchte Gesetze zu Tode getroffen haben. Was Wunder, wenn die Entrüstung in ihm aufsteigt, sein Stil gereizt und verbittert wird? Wie kann man vieler französischer Ahnen französisches Kind sein, ohne bis in die geheimsten Fibern hinein zu zittern und zu bluten bei Feststellung der Übel, die einem die Heimat zugrunde richten".[4])

Der Nationalismus hat sich um die Rettung Frankreichs zweifellos ernstlich bemüht und sich große Verdienste um das Vaterland erworben. Er hat eine Generation für den Weltkrieg vorbereitet. Er hat Gedanken flott gemacht, Stimmungen verbreitet und Willensantriebe aufgeboten, ohne die das Durchhalten des Volkes und Heeres wohl nicht in dem Maße möglich gewesen wäre. Er hat eigenartige, wurzelechte, interessante, wenn auch nicht immer sympathische Menschen herangebildet, deren Glaubensbedürfnis und Bejahungsfanatismus nur Ausdruck ihrer verzehrenden Tatsehnsucht sind. Der müden Dekadenz- und Fin de siècle-Stimmung haben sie die Kraft und Leidenschaft, den Lebensmut, die hoffnungsfrohe, durchstilisierte Zielerfülltheit ganzer, gesunder Menschen entgegengestellt. Man mag noch so viel auf Rechnung des Widerspruchs von Generation zu Generation, auf Literatenpose und Sensationsbedürfnis setzen. Ein unleugbarer positiver Rest bleibt übrig; die Tradition hat wieder einmal ihre entsühnende, befreiende Kraft erwiesen. Das verkümmerte, entleerte, krampfhaft lachende Montmartremenschentum ist zurückgedrängt worden. Das ganze Gebaren der Jungen ist einfacher, natürlicher, runder und kulturell zweifellos auch nützlicher geworden, als es die eitle Selbstbespiegelung und die weiche Nachgiebigkeit gegen den zerstörenden Genußtrieb des Egoismus waren. Vielleicht haben doch mehr als man auf den ersten Blick geneigt ist zuzugeben, die Versöhnung des

[1]) Action Française. 26. Februar 1913.
[2]) Maurras: Enquête sur la Monarchie. [2]1911. S. XX.
[3]) Laberthonnière: Catholicisme et Positivisme. 1911. S. 45.
[4]) Bourget: Pages de critique et de doctrine. Bd. I. 1912. S. 133.

Dialektikers und des Sensitiven, die Barrès irgendwo als Ideal hinstellt, erreicht.

Die Mängel des Systems, der Aktionsmethoden, der Lebenshaltung hängen wohl zutiefst damit zusammen, daß am Ausgang des Mittelalters der universalgeschichtliche Rahmen zerschlagen, die großen tragenden Gemeinschaftsgedanken und Gefühle aufgelöst, kurz, Europa dem zehrenden Fieber der Nationalstaatsträume preisgegeben wurde. In dem Maße nun, als der Kapitalismus sich entwickelte und die wirtschaftlichen Gesichtspunkte das Übergewicht erlangten, nahm auch der Nationalitätenstreit immer verschärftere Formen an, bis er im Weltkrieg seine Zuspitzung fand und hoffentlich die Sinnlosigkeit seines Nationalegoismus erkannte. „Jede isolierende Betrachtung der nationalen Entwicklung", bemerkt der Historiker Kaerst einmal, „läuft Gefahr, das Wesen des universalhistorischen Prozesses, der gegenseitigen Verflechtung der historischen Vorgänge und Entwicklungen zu verkennen." Gilt das schon von der Betrachtung, so muß es noch viel mehr von der isolierenden Tatbewegung gelten, als die sich der Nationalismus darstellt. Bewußt verengte er den Blickpunkt derer, die ihm anhingen; er erreichte so Erhöhung der Kräfte, Förderung seiner Einzelziele, aber unter Einsatz von so viel Leidenschaft, daß die Persönlichkeiten Schaden litten, die Kulturwerte, die er schützen wollte, nicht rein und voll zur Wirksamkeit gelangen konnten.

Vier Spruchgedichte Goethes.

Von

Otto Pniower.

Als Goethe wenige Jahre vor seinem Tode die sämtlichen Schöpfungen seines Geistes zu der Ausgabe letzter Hand ordnete, die er als sein Testament für die Welt ansah, stellte er an das Ende seiner Lyrik vier Gedichte, die ein bemerkenswertes Selbstbekenntnis darbieten. Die Absicht, die er damit verband, blieb freilich unverstanden. Und doch gibt der Dichter in diesen Versen eine tiefsinnige, von hoher Selbstkritik zeugende und jedenfalls ganz ungewöhnliche Auffassung seiner künstlerischen Persönlichkeit kund. Ich glaube nicht, daß sonst noch einmal ein Poet mit der gleichen freimütigen Unbefangenheit von sich und seinen Leistungen gesprochen, in gleich unbekümmerter Laune sich und seine Kunst preisgegeben hat. Die gefährliche Konkurrenz, die dem Dichter Goethe seit der Zeit seiner Reife der Wissenschaftler in ihm bereitete, macht sich in diesen Sprüchen, in denen er nach den letzten Gründen seines Wesens, nach seinem Ursprung fragt, geltend. Ich sagte, daß Goethe die Gedichte an das Ende seiner gesamten Lyrik stellte. Das ist nur mit einer Einschränkung richtig. Es folgt nämlich diesem vierten Band noch einer lyrischen Inhaltes, der den „Westöstlichen Divan" enthält, dem sich im fünften die Noten und Abhandlungen zu seinem besseren Verständnis anschließen. Aber diese Sammlung sollte als ein für sich bestehendes, nicht völlig aus der eigenen Persönlichkeit hervorgegangenes Gebilde betrachtet werden. Gerade in dieser Zeit, da der Dichter mit der Ausgabe letzter Hand beschäftigt war, sagte er zu Eckermann (am 12. Januar 1827), daß die Lieder des „Divans" gar kein Verhältnis mehr zu ihm haben. „Sowohl was darin orientalisch, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört, in mir fortzuleben. Es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben." Von diesen vier Sprüchen drehen sich drei um den Begriff der Originalität, der kritisch hin und her gewendet und auf den Dichter selbst bezogen wird. Das Ergebnis der Betrachtung ist recht skeptisch. Goethe äußert die stärksten Zweifel an der Ursprünglichkeit seines Wesens, um dann wenigstens seine Persönlichkeit zu retten. Indem er den Gedichten aber diesen bezeichnenden Platz anweist, bekundet er eine erhabene Selbstironisierung und jene Heiterkeit, die er einmal in munteren Versen an demjenigen preist, der sich selbst zum besten haben kann und darum von den Besten ist. Zugleich bedeuten sie an dieser Stelle nicht weniger als eine Art selbstbiographischen Schlußpunktes.

Oft hat sich Goethe, in Prosa und Poesie, über das Wesen der Originalität ausgesprochen. Er faßte sie nicht in dem gewöhnlichen Sinne, sondern durchaus relativ auf. Ja, die absolute Bedeutung des Begriffes ließ er überhaupt nicht gelten. So lautet ein Spruch in den „Maximen und Reflexionen": „Was heißt auch erfinden, und wer kann sagen, daß er dies oder jenes erfunden habe? Wie es denn überhaupt auf Priorität zu pochen wahre Narrheit ist; denn es ist nur bewußtloser Dünkel, wenn man sich nicht redlich als Plagiarier bekennen will." Hatte er bei diesen Worten den Mann der Wissenschaft im Auge, so dachte er, wie ein anderer Ausspruch beweist, der wie jener gleichfalls aus dem Nachlaß des Dichters in die „Maximen und Reflexionen" aufgenommen ist, über die Frage der Ursprünglichkeit des Künstlers nicht anders. „Man sagt wohl zu seinem Lobe," heißt es da, „er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiszenzen. Wer Erfahrung hat, wird sie meist einzeln nachweisen können." Dieser Überzeugung gab er nicht lange vor seinem Tode in einem Gespräche mit Friedrich Soret (am 17. Februar 1832) in bezug auf sich selbst Ausdruck, indem er sagte: „Was bin ich denn selbst? Was habe ich geleistet? Alles, was ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen. Die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten. Ich habe oft geerntet, was andere gesät haben. Mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt." Am pointiertesten kommt diese Auffassung des Dichters in einer Stelle der „Geschichte seiner botanischen Studien" zur Geltung, wo er geradezu sagt: „Wir sind nur Originale, weil wir nichts wissen."

Von poetischen Äußerungen sei an die bekannte Stelle im Faust erinnert:

Original, fahr hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?

Ferner an das erst aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlichte Gedicht:

Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt.

„Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Wälschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen."

Hat Goethe somit die Originalität überhaupt geleugnet? Dieser Annahme steht ein sonst nicht eben menschenfreundlicher und hoffnungsfroher Ausspruch in den „Maximen und Reflexionen" entgegen, der da lautet: „Was nicht originell ist, daran ist nichts gelegen; und was originell ist, trägt immer die Gebrechen des Individuums an sich." Worin also sah er Originalität? Auch darüber belehren uns wieder zwei Sprüche aus der Sammlung der „Maximen und Reflexionen". „Die originalsten Autoren der neuesten Zeit," heißt es in dem einen, „sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden. Daher," fährt er in dem Folgenden fort, „ist es das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wieviel in ihm verborgen liege, gefunden hätte."

Alle diese Äußerungen Goethes fallen in die Jahre 1825—1832. Sie sind somit das Ergebnis seines ganzen Lebens. Sie beweisen durch ihre Häufigkeit — es sind keineswegs alle Zeugnisse hier angeführt —, daß dem Dichter in dieser Zeit der Gedanke immer wieder durch den Kopf ging. Man erkennt daraus noch einmal die freilich an sich schon genügend deutliche Tendenz, mit der er seine Lyrik in ein Bekenntnis auslaufen ließ, das die gleiche Auffassung in ein dichterisches Gewand kleidete. Es handelt sich aber dabei um folgende Sprüche.

I.

Wenn Kindesblick begierig schaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut.
Und wenn das Ohr sich erst vertraut,
Ihm tönt der Muttersprache Laut.
Gewahrt er dies und jenes nah,
Man fabelt ihm, was fern geschah.
Umsittigt ihn, wächst er heran:
Er findet eben alles getan.
Man rühmt ihm dies, man preist ihm das:
Er wäre gar gern auch etwas.
Wie soll er wirken, schaffen, lieben?
Das steht ja alles schon geschrieben;
Und, was noch schlimmer ist, gedruckt!
Da steht der junge Mensch verduckt,
Und endlich wird ihm offenbar:
Er sei nur, was ein andrer war.

Der Spruch erschien, wie auch die drei folgenden, zuerst in dem schon genannten Bande der Gesamtausgabe im Jahre 1827. Wann er verfaßt ist, läßt sich so wenig wie bei den anderen genauer bestimmen, da auch die handschriftliche Überlieferung keine Handhabe bietet. Sie dürften aber sämtlich nicht allzu lange vor ihrer ersten Veröffentlichung gedichtet sein. Vielleicht darf man sogar vermuten, und jedenfalls spricht nichts dagegen, daß sie erst für sie verfaßt wurden, damit die Lyrik einen besinnlichen, treffenden und gehaltvollen Abschluß erhalte. Goethe geht in der Entwickelung der Gedanken methodisch und nach seiner Art gegenständlich vor, getreu der Aufgabe des Dichters, nicht abstrakte Begriffe, sondern das Konkrete vorzuführen. Ihm kann es nicht genügen, daß der Poet in der Welt nicht mehr die ursprüngliche Natur, sondern eine durch die Wirkungen von Jahrtausenden veränderte vorfindet, die eine Eigenart entweder nicht aufkommen läßt oder ihre Ausbildung in bestimmte Grenzen zwingt. Der theoretisierende Schriftsteller gebraucht da das Wort „Überlieferung" und überläßt dem Leser, sich den Begriff auszumalen, ihn, soweit er es vermag, in Anschauung umzusetzen. Er selbst aber gibt die wesenhaften Fälle, in denen sich die Beengung zeigt. Nun sind aber die Organe, mit denen der Künstler die Welt in sich aufnimmt, die Sinne. Und mit dem Hauptsinn, dem Gesicht, beginnt daher der Dichter. In den beiden ersten Versen:

Wenn Kindesblick begierig schaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut

liegt eine Art Selbstreminiszenz vor. In dem zuerst im Jahre 1816 erschienenen Aufsatz „Kunst und Altertum am Rhein und Main" heißt es ziemlich am Schluß: „Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her; denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenötigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Überlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannigfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt, wie er sie findet, und hat dazu ein vollkommenes Recht." Man sieht, daß in unseren Versen der Eingang jener Stelle sogar im Wortlaut wiederklingt. Auch der Ausdruck „umsittigt ihn" im siebenten Vers, eine eigene Wortschöpfung Goethes, stellt sich dem auffallend gebrauchten „umzingeln" in den ausgehobenen Sätzen an die Seite. Inhaltlich aber liegt nur eine ungefähre Übereinstimmung vor. Denn in der Darlegung des Aufsatzes hat Goethe lediglich den bildenden Künstler, besonders den Maler, im Auge. Er knüpft übrigens daran noch eine kurze Auseinandersetzung, aus der ersichtlich ist, was er unter einem originalen Künstler versteht, und die als Ergänzung der Einleitung erwähnt werden muß. „Den originalen Künstler", fährt er fort, „kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um

sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt und zu einem gefugten Ganzen zusammenbindet."

Nach der Einwirkung des Gesichtes gedenkt der Dichter derjenigen des Gehörs (V. 3 f.) und hebt die ungeheure Macht der Muttersprache hervor. Von dem Inhalt dessen, was das Kind erfährt, gibt er keine bestimmte Vorstellung. Er sagt recht blaß, daß ihm dies und jenes nahe gebracht werde. Mittelbar wird aber ausgedrückt, daß es sich zunächst um die Dinge der Gegenwart handelt, wenn es im folgenden Verse heißt:

Man fabelt ihm, was fern geschah.

Zugleich wird damit auf ein Gebiet hingewiesen, das außerhalb des Alltäglichen liegt, und damit die für die Entwickelung des Geistes besonders wichtige Sphäre der Phantasie gestreift. Der folgende Vers:

Umsittigt ihn, wächst er heran,

— mit dem Wort „ihn" wird dabei der „junge Mensch" des drittletzten Verses vorweg genommen — dieser Vers betont die Entfaltung der sittlichen Eigenschaften. Hierbei wirken vornehmlich die Beispiele, die durch die Taten hervorragender Männer gegeben werden. Sie rühmt und preist man ihm. Ihnen nachzueifern, soll sein Streben sein. Allein das Vernommene — und hiermit gelangt der Dichter zu dem Grundmotiv des Spruches — wirkt nicht anspornend, sondern niederdrückend. Die großen Leistungen, von denen er hört, lassen seiner eigenen Tatkraft keinen Spielraum. Er findet alles getan. Wenn das aber der Fall ist, dann ist es ihm nicht vergönnt, Eigenes zu leisten. Er wiederholt nur, was schon andere vollbracht haben. Er ist also kein Eigener, sondern nicht mehr als ein anderer war.

II.

Gern wär' ich Überlieferung los
Und ganz original;
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre —
Wenn ich nicht gar zu wunderlich,
Selbst Überlieferung wäre.

Der erste Spruch war unpersönlich. Er stellte in großen Zügen den typischen Verlauf der Einwirkung der Umwelt auf den werdenden Künstler dar. In den beiden folgenden Gedichten behandelt Goethe nach einer sechzigjährigen Produktion von sich aus das Thema „Originalität". Er bedient sich deshalb der Ichform. Von jenem Grundgesetz der Poesie, von dem schon die Rede war und das er in der reinen Lyrik wie kaum einer sonst befolgte: die Darstellung durch Bewegung oder Entwickelung zu beleben, sieht er dabei ab.

Hier gibt er sich ganz als Spruchdichter und führt dogmatisch den Gedanken aus, daß er zwar gern original sein möchte, daß er aber im Grunde nur sei, was die Überlieferung aus ihm gemacht habe. Kategorisch also entscheidet er die Antithese dahin, daß er sich die Originalität abspricht. Natürlich ist der Gedanke in dieser Formulierung ein Paradoxon. Und weil er cum grano salis zu nehmen ist, nähert sich das Gedicht dem Epigramm, dem es auch in der Gestaltung ähnelt, insofern der Schluß durch die Wiederaufnahme des Wortes „Überlieferung" auf den Beginn zurückkommt und die Sätze so konstruiert sind, daß die beiden Schlußverse der Bedingungssatz nicht nur zu dem unmittelbar vorhergehenden, sondern auch zu dem das Gedicht eröffnenden Folgesatz sind, das heißt der Spruch beginnt mit den Worten:

Gern wär' ich Überlieferung los
Und ganz original

und schließt mit den Worten:

Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Überlieferung wäre.

Auffallend wird im fünften Vers das Wort „Autochthone" gebraucht. Wir haben es mit der Sprache des alten Goethe zu tun, die, in einem hohen Maße wortschöpferisch, doch auch Eigenmächtigkeiten, gelegentlich auch Gewaltsamkeiten nicht scheute. Zunächst ist die Konstruktion ungewöhnlich.

Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre

heißt: ich rechnete es mir zur höchsten Ehre, Autochthone zu sein. Dann ist das Wort in einem prägnanten, ungewöhnlichen Sinne verwendet. Es ist nicht als „ureingeboren", „im Lande selbst geboren" zu verstehen, was es nach seiner Etymologie und seinem hergebrachten Sinne heißt, sondern es ist einmal vom lokalen auf das geistige Gebiet übertragen und ferner die Wirkung vorausgenommen, so daß es etwa „Eigengewächs, ja geradezu Original" bedeutet. Genau so gebraucht Goethe das Wort in einem Prosaspruch der Maximen und Reflexionen, der auch sonst in unserm Gedicht wiederklingt. Er knüpft an den Ausspruch: „Pereant qui ante nos nostra dixerunt", der dem römischen Grammatiker Aelius Donatus zugeschrieben wird, die folgende Kritik: „So wunderlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete, ein Autochthone zu sein. Wer sich's zur Ehre hält (vgl. V. 5 f.), von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens ebensoviel Menschensinn zugestehen als sich selbst." Und adjektivisch begegnet das Wort in dem gleichen Sinne in einem späteren, erst aus Goethes Nachlaß veröffentlichten Zahmen Xenion:

Autochthonisch, autodidaktisch
Lebst du so hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, versuche dich! Praktisch
Merkst du verdrießlich, wie's überall fehle.

III.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

War im vorigen Gedicht der Satz: daß der Autor kein Original sei, bestimmt statuiert, so versucht dieses dafür den Beweis zu erbringen. Zu dem Zwecke zerlegt Goethe sein Wesen nach den Gesetzen der persönlichen Abstammung, die er unter Auslassung einer Ahnenreihe bis zur dritten Generation verfolgt. Es werden die Beziehungen zu den Eltern und Urgroßeltern aufgewiesen, und zwar wird von ihnen das Sittliche, das Dichterische, das Erotische und das Künstlerische im engeren Sinn abgeleitet. Das Sittliche wird bezeichnet durch die Worte „des Lebens ernstes Führen". Seine poetischen Fähigkeiten werden auf die helle und heitere Natur der Mutter zurückgeführt. Die Neigung zu dem weiblichen Geschlecht, zugleich der Urgrund der echten Lyrik, wird auf das Konto des Urahnherrn gesetzt.

In diesem dritten Verspaar:

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder

kommt der humoristische und schelmische Charakter des Gedichtes am schönsten zum Durchbruch. Er liegt hauptsächlich in der Dämpfung des Ausdrucks, indem der Dichter absichtlich unter der Wirklichkeit bleibt. „War der Schönsten hold" ist ein charakteristisches Beispiel für das, was man in der antiken Rhetorik eine Litotes nannte. Der Autor schwächt die Bezeichnung, um die Sache desto mehr zu heben. Das Gleiche gilt von den Worten „Das spukt so hin und wieder", die bei den ebenso häufigen wie starken Explosionen Goethischer Liebesleidenschaft vom Dichter nur mit Lächeln niedergeschrieben sein können. Wir dürfen das wörtlich nehmen, denn der Spruch wurde nicht diktiert. Wenigstens ist ein Blatt vorhanden, das sechs von seinen zwölf Versen, die von Goethes eigener Hand geschrieben sind, bietet. Eigenartig, aber sinnfällig ist die dem Autor eigene Liebe zur bildenden Kunst umschrieben. Sie wird auf die Neigung der Urahnfrau für Schmuck und Gold zurückgeführt. Die Leidenschaft dafür wird stark ausgedrückt, wenn sie („Das zuckt

wohl durch die Glieder") mit der Wirkung eines körperlichen Reflexes verglichen wird.

Goethe hatte schon früher einmal den Einfluß der Abstammung auf seine Persönlichkeit kurz gestreift. Das geschah in Prosa und zwar dort, wo man es allerdings am ehesten erwartet: in seiner Selbstbiographie. Begreiflicherweise vermeidet er es hier, eingehend darzulegen, wieviel er von seinem Wesen dem Vater, wieviel er der Mutter verdankt. Eine solche Auseinandersetzung wäre in einer Autobiographie wenig schicklich gewesen und hätte auch nicht dem Charakter gerade dieses Werkes entsprochen, in dem der Welt der Tatsachen und Ereignisse so eminent das Übergewicht über das Persönliche eingeräumt ist. Aber einmal am Schluß des zweiten, im Jahre 1812 erschienenen Bandes kommt er darauf zu sprechen. Er berichtet über den Eindruck, den seine Erzählung des Märchens von der neuen Melusine in der Laube von Sesenheim auf seine Zuhörer gemacht hat, und sucht dann die Wirkung zu erklären. Dabei bemerkt er: „Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden" usw. Die Parallele ist unverkennbar, und man darf die Äußerung in Prosa zur Vervollständigung, das heißt also zum tieferen Verständnis dessen, was bei dem Charakter des Spruchgedichtes nur unzudeuten möglich war, wohl heranziehen.

Die Aufzählung der vier Elemente: des Sittlichen, Poetischen, Erotischen und Künstlerischen im engeren Sinne beschließt der Dichter mit der resignierten Frage: wenn nun diese Elemente den Komplex Mensch bilden, sie ihm aber vererbt wurden, was ist dann an ihm Original zu nennen? Nun, beträchtlich viel könnten wir erwidern. Wir wollen indes den Poeten nicht um die Wirkung seiner Schöpfung bringen und deshalb für die übrigens rhetorische Frage keine Antwort suchen, obgleich sie wahrlich nicht schwer zu finden wäre. Zunächst ist die Analyse der Persönlichkeit unvollständig, da mit diesen vier Elementen das Wesen des Dichters natürlich nicht erschöpft ist. Denn wo ist, um nur eins anzuführen, der wissenschaftliche Drang, das Streben nach Erkenntnis der Welt und der ganzen Natur, ein gewiß nicht unwichtiges Ingrediens der Goethischen Individualität, geblieben? Aber freilich, es handelt sich um einen Epilog zur Lyrik, für die jene Seite seines Wesens nicht oder wenigstens nicht in besonderem Maße in Betracht kam. Ganz von ihm zu trennen ist sie allerdings nicht. Ist sie doch die Mutter der tiefen philosophischen Spruchpoesie Goethes. Indes wozu herumkritteln und warum eine Vollständigkeit dort vermissen, wo gelassenes Sich-selbst-Belächeln, Scherz und heiteres Spiel walten?

IV.

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen und das Außen;
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Es ist das Schlußwort des Dichters an die Freunde, an das Publikum. Es steht in einem deutlichen Gegensatz zu den drei vorangestellten Sprüchen. Behandelten jene die Antithese „Überlieferung und Originalität", so bewegen sich diese Verse um den Begriff der dichterischen Individualität. Waren jene negativer Natur, so sind diese positiv. Mag es, so schließt er die Diskussion, zweifelhaft sein, ob meine Werke die Äußerungen eines originalen Wesens sind oder das Ergebnis einer jahrtausendlangen Tradition, von einem legen sie Zeugnis ab: von einer eigenen Persönlichkeit. Sie nimmt er für sich in Anspruch.

Ihr müßt mich freilich, so beginnt der Dichter mitten aus einer Betrachtung heraus, deren ersten Teil er verschweigt, ihr müßt mich nehmen, wie ich bin. Nicht mehr bin ich der feurige Jüngling, der einst in überschäumender Kraft dichterische Welten schuf, auch nicht der vollendete Künstler, der ich auf der Höhe des Lebens war. Ich habe dem Alter meinen Tribut zahlen müssen und kann mich nicht geben, wie ich einst war: teilen kann ich nicht das Leben.

Die Diktion zeigt an einer Stelle wieder den Altersstil. Der vierte Vers bietet in einer gewaltsamen Kürzung eine ungewöhnliche, ja unstatthafte Konstruktion. Für „Um mit euch und mir zu hausen" müßte man in der logischen Prosa sagen: „damit ich mit euch und ihr mit mir hausen könnt". Sonst aber ist der Sinn schlicht und klar ausgedrückt. Die ersten zwei Verspaare sprechen den Gedanken aus, daß der Dichter, so wie er ist, genommen werden müsse, und zwar als ein Ganzes. Unteilbar sei er. Zu dieser Äußerung bilden die beiden folgenden Verspaare einen Gegensatz, der freilich nicht mit der plastischen Deutlichkeit hervortritt, die der Poesie des jungen und reifen Goethe eigen ist. Der Gegensatz liegt darin, daß es vorher heißt, das Wesen des Dichters komme in seinen Schöpfungen als ein Ganzes, nicht zu Teilendes zum Ausdruck, während wir hier unvermutet vernehmen: „Und so spalt' ich mich, ihr Lieben." Unverkennbar ist, was damit gemeint ist. Es wird auf die unzähligen Rollen angespielt, in denen der Poet in all den Liedern, Gedichten und Sprüchen der vier Bände vor den Leser getreten ist; auf die unendlich verschiedenen Situationen, in denen er sich dargestellt hat; auf die

vielen Melodien, in denen sein Schmerz und sein Glück erklang. Alle diese Liebenden, die nicht erhörten wie die begünstigten, die Hirten, der Goldschmiedgesell wie der Fischerknabe, der Schiffer wie der Jäger, der Jüngling, der Mann und der Greis, ja auch die um ihre Liebe angeflehten Frauen, sie alle waren von seinem Blute genährt. Und nicht bloß die Gegenwart spiegelt sich in den Gedichten. In die ferne Vergangenheit richtete der Poet den Blick, um dort die Abbilder für die Regungen des eigenen Herzens zu suchen. Verwirrung muß den rückschauenden Greis bei der Betrachtung dieser so mannigfachen Fälle der Bloßlegungen seines Innern ergriffen haben, und schwer mag es ihm geworden sein, sich in diesem Labyrinth persönlicher Neigungen zurechtzufinden. Ein Bekenntnis, das wir von ihm darüber besitzen, das ihm selbst wieder zum Vorwurf dichterischer Gestaltung wurde, bezeugt es. Aus dem Nachlaß stammt der Spruch:

Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin.
Will man mich im ganzen fragen,
Sag' ich: Ja, so ist mein Sinn!
Ist ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängstet, bald ergetzt
Und in so viel tausend Zeilen
Wieder sich ins Gleiche setzt.

Der Schluß ist demjenigen unseres Spruchgedichtes verwandt:

Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Hier wie dort das Pochen auf die eigene, ungeteilte Individualität. Ungeteilt und doch verschiedenartig, in tausend Farben schillernd. In dieser Spaltung des Ichs liegt der Reiz der reichen Persönlichkeit, das Geheimnis der Kunst. Gewiß ein tiefsinniger Schlußakkord für die gesamte Lyrik Goethes und mit feinster Berechnung der Wirkung auf den Kontrast eines halb ernsten, halb schelmischen Zweifels an der Originalität des Künstlers gestellt. Ähnlich hatte Goethe schon einmal eine Sammlung rätselhafter Sprüche, die Weissagungen des Bakis, krönend geschlossen, mit den gehaltvollen Distichen:

Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in viele
Teilt und einer, jedoch ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielen wie Einen,
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Abmarsch von Coimbra. Unsere Armee stürmt Oporto. Meine Fata auf dem Wege dahin.

11. Mai. Nachdem es mir endlich geglückt, ein Maultier zu mieten, ging's heute in großer Eile vorwärts gen Melhada. Hier erhielt ich ein kleines Postpferd von der berühmten Rasse, die ohne zu stolpern oder zu stürzen von einer Station zur andern und zwar über Stock und Stein beständig im Galopp gehen. Man saß darauf wie in einer Wiege. Wo der vorreitende Postillon, der auch den Mantelsack des Reisenden hat, seinen Weg hinnahm, dahin folgte mein Klepper nach. Beide Tiere hatten Schellen. So ging's unter Geklingel, als wenn man in Deutschland auf Schlitten fährt, daß Kies und Funken stoben und Roß und Reiter schnoben, über Prelano de Camino, Sadaõ nach Agueda. Da es spät und ich müde, auch überdem keine Postmäuler hier zu haben waren, so blieb ich hier über Nacht.

Am anderen Morgen, den 12. Mai, ging ich zum Juiz de Fora und requirierte ein Maultier. Ich war auf die gewöhnliche Antwort: No ha! schon gefaßt; da ich aber wichtige Geschäfte vorschützte, so war er so gefällig, mit mir durch die ganze Stadt zu wandern, um eins zu holen. Endlich hörten wir, eine gewisse Witwe habe noch eins. Sie war nicht zu Haus und alles verschlossen; der Herr Bürgermeister kroch daher durch ein enges Fenster, wobei ich ihn bei den Beinen halten und nachschieben mußte, öffnete

inwendig die Tür und brachte das Tier heraus. Unterdessen kam die Witwe, die von einigen Nachbarn gerufen war, unter Zeter und Mordio angelaufen und riß sich die Haare aus. Mit Mühe wurde sie beschwichtigt, der Sattel aufgelegt, und mit einem Wegweiser versehen zog ich gen Oliveira, ein kleiner, von Einwohnern beinahe ganz verlassener Flecken, wo ich abends ankam und in einem miserablen Estallagem abstieg. Kaum konnte ich etwas zu essen erhalten. Hier entließ ich das Maultier der Witwe mit dem Wegweiser und embargierte ein anderes, welches dem portugiesischen Kommissariat angehörte.

Das Gerücht, daß Oporto von unserer Armee mit Sturm genommen worden sei, hörte ich von einem nach Lissabon als Kurier hier durchgehenden Offizier bestätigt und zwar folgendermaßen: Am 10. Mai traf man auf die französischen Vorposten an der Vouga und den Tag darauf auf ein Korps von viertausend Mann Infanterie nebst einiger Kavallerie, das geworfen und mit Nachdruck verfolgt wurde. Noch denselben Abend zogen sich alle auf dem linken Ufer des Douro befindlichen feindlichen Truppen über den Fluß zurück, die Schiffsbrücke wurde abgebrochen und alle Boote in der Nähe von Oporto nach dem rechten Ufer in Sicherheit gebracht, so daß Sir Arthur sich am 12. von seinem Gegner durch einen 300 Meter breiten und reißenden Strom getrennt und zugleich ohne Mittel befand, mit seiner Armee über denselben gehen zu können. Wurde nun nicht ein schneller Entschluß gefaßt, so konnte Soult entweder ungehindert nach Galizien zurückgehen oder den Marschall Beresford mit seiner ganzen Macht angreifen und nach Beira gehen. Um das zu verhindern, bewerkstelligte Sir Arthur einen Übergang, dessen Kühnheit in der Geschichte beispiellos ist. General Murray wurde mit einem Korps nach Avintas, das fünf Meilen weiter am Flusse hinauf liegt, detachiert, um demselben, wenn er nicht etwa Boote auftreiben könne, daselbst zu furten, ebenso General Sherbrook nach dem gewöhnlichen Fährplatze unterhalb der Stadt bei Villa Nova; er selbst aber blieb bei dem Serra-Kloster, das der Stadt beinahe gerade gegenüberliegt, um den Übergang an dieser Stelle persönlich zu dirigieren. Der Fluß ist hier beinahe 300 Yards breit und reißend und das entgegengesetzte Ufer sehr hoch. Durch Hilfe der Einwohner wurden zwei Boote von jener Seite herübergebracht, in welchen drei Kompagnien von den Buffs (3. Infanterieregiment) unter dem Schutze des Feuers einer leichten Batterie hinübergeschafft wurden. Soult, der entweder diesen Angriff zu gering schätzte oder ihn nur für eine Demonstration hielt, um die Hauptabsichten zu verbergen, widersetzte sich ihrer Landung nicht, sondern ließ vielmehr dem General Paget Zeit, ans Ufer zu kommen und in einem zerstörten Gebäude eine feste Stellung zu nehmen, ehe er ihn angriff. Dies geschah hierauf mit einer bedeutenden Macht, der jedoch mutig widerstanden wurde, wodurch man Zeit gewann, noch mehrere englische Bataillone hinüberzubringen. General Hill, welcher nach der gleich im Anfange erfolgten

Verwundung des Generals Paget das Kommando übernommen, war eben in einen hartnäckigen Kampf zur Behauptung dieses Postens verwickelt, als General Murray in der linken Flanke des Feindes erschien, worauf die Garden alsbald schnell hinübergeschifft wurden und die Franzosen sich eiligst in die Stadt zurückzogen. Jetzt sah Soult ein, daß er umgangen sei, und ließ seine Armee sogleich den Rückzug antreten; aber schon waren die Engländer bis in die Stadt gedrungen und setzten das Gefecht in den Straßen fort. Die Verwirrung und die Hast, mit welcher die Franzosen die Flucht ergriffen, soll über alle Beschreibung gewesen sein und, als sie das offene Feld erreicht, ihre Bestürzung immer nur noch zugenommen haben. Major Harwey chargierte mit einer einzigen Eskadron vom 14. Dragonerregiment drei Infanteriebataillone, die in einem Hohlwege marschierten, bahnte sich einen Weg hindurch und kam ebenso siegreich mit vielen Gefangenen beladen zurück.

Frühmorgens, am 13. Mai, ging's wieder vorwärts. Auf dem Wege, welchen ich nun betrat, bemerkte ich die Spuren stattgehabter Gefechte zwischen unserer Armee und den Franzosen, nämlich tote Pferde, zerbrochene Karren, hier und da noch ein nackter Körper, Lumpen und Stücke von Uniformen und Lederzeug, Schuhe und dergleichen. Auch zeigten mir die Bauern Plätze, wo zwanzig, fünfzig, auch wohl hundert Franzosen, die entweder von den Engländern getötet oder von den Bauern massakriert, begraben lägen. Auch wurde diese Aussage durch den Gestank bekräftigt. Ich passierte einige Karren mit Blessierten von der Legion, und ein Sergeant wies mir in der Entfernung einen Kranz von Pinien oder Tannen, wo beim Herausdebouchieren eines Bataillons von der Legion der Hauptmann Detmering aus Hannover tot geschossen sei. — Ich war nun in der Provinz Entre Douro e Minho. Gegen viereinhalb Uhr nachmittags erreichte ich in einem engen Tale zwischen Bergen und Fichtenwäldern eine Art Vorstadt von Oporto, genannt Villa Nova, deren Straßen abhängig liefen, dann in ein kleines Tal führten, durch welches sich der Douro wand und ein Becken formierte und von da eine halbe Meile weit in die See fließt. Auf der anderen Seite des Flusses zeigte sich die Stadt Oporto, welche auf einer allmählich steigenden Anhöhe dermaßen erbaut war, daß vom Flusse ein Haus über das andere emporstieg, und gleichsam auf dem Kamme dieses Bergrückens die Kontur der Türme, Kuppeln, Häuser usw. gegen den Himmel um so imposanter zeigte. Der Turm der Kirche dos Clerigos dient den Schiffern zum Wahrzeichen. Rechts und links diesseits des Ufers große Hügel mit Klöstern, Landhäusern und Gärten. Statt der Schiffbrücke, welche die Franzosen vernichtet hatten, war eine Fähre etabliert worden, auf welcher ich übersetzte und um fünf Uhr in Oporto mit mehreren Truppen meinen Einzug hielt.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Wie Herr Augustus siegreich in Oporto einzieht, unter allerlei verdrießlichen Umständen zum Kommissar des 14. englischen, bereits abmarschierten und die flüchtigen Franzosen verfolgenden leichten Dragonerregiments ernannt wird, schleunigst in die Tras os Montes-Gebirge von dannen ziehen muß und allerlei Malheur erlebt.

Alle Balkons waren angefüllt mit Damen, welche uns mit dem Wehen ihrer weißen Tücher und mit dem Geschrei: Viva, Viva! empfingen. Man sah in den Straßen noch viele Spuren von der Erstürmung. Die Franzosen waren auch von den Einwohnern, welche mit Waffen aller Art aus den Häusern gestürzt, bei ihrem Rückzuge arg mitgenommen, auch sogar die Kranken und Verwundeten grausamer Weise massakriert worden. Ich ritt in den Straßen herum und war eben im Begriff, nach dem Billettamte zu fragen, als ein ältlicher Herr, der meine Verlegenheit bemerkt hatte, mich aus seinem Fenster anrief und mich freundlich bat, bei ihm Quartier zu nehmen. Er sprach ein wenig französisch, ich ein wenig portugiesisch, und so verstanden wir uns beide ganz scharmant. Er hieß Senhor Francisco Jose Parere Coelho, war Sargento Mor, sein Haus Nr. 27 lag in der Rua do Bomjardin. Ich zog mein Tier in seinen Stall, bat den Hausknecht, auf dasselbe und den Jungen, welcher solches im Namen des Eigentümers begleitet hatte und mir gefolgt war, acht zu geben, daß er nicht damit echappiere — und erhielt ein prächtiges Diner und dazu ein Weinchen, den ich so gut in Portugal noch nicht getrunken hatte, und das will viel sagen. Ich hatte ein herrliches Zimmer und ein sehr einladendes Bett. Sobald ich gegessen, stiefelte ich zum Generalkommissar Mr. John Murray. Dieser hatte mich mit Schmerzen erwartet und bereits zum Kommissar der 14. und 20. leichten Dragoner ernannt, die aber schon seit gestern den Feind zu verfolgen abmarschiert waren! Ich sollte um acht Uhr wiederkommen, meine Instruktionen zu holen. Über eine solche importante und fatale Charge erschrocken, zog ich mit einem langen Gesichte ab und spazierte in der Stadt herum, die groß, hübsch, aber von den Franzosen schrecklich mitgenommen war. In einer Kasematte saßen gefangene Franzosen, sahen durch die eisernen Gitter, lachten und scherzten, während ein Haufen Stadtgesindel mit wütenden Gebärden und gezückten Messern hinein und sie zu ermorden verlangte, was die englische Wache natürlich nicht zugab. Um acht Uhr ging ich befohlenermaßen wieder zum Generalkommissar. Es regnete fürchterlich. Ich mußte abermals lange warten. Endlich gab mir sein rothaariger Adjutant Mr. Coffie mit der ihm eigenen honigsüßen Judasmiene den Befehl, über den Fluß in die Vorstadt zu gehen und daselbst einen Kommissar Mr. Nesbit aufzusuchen, der mit der leichten Kavallerie eigentlich hätte gehen sollen, sich klüglich aber krank gemeldet hatte,

und von ihm mir seine Instruktionen abliefern lassen; damn him! Es war eine pechfinstere Nacht und das Ufer des Douro mit Ochsenkarren, Artillerie, Bagage aller Art usw. an beiden Seiten der Fähre gleichsam blockiert. Der Regen fiel in Strömen, und das Wasser schoß, mit Gossendreck geschwängert, wie Gießbäche und Kataraкte die abhängigen Straßen in den Fluß hinab. Grimmig und fluchend zog ich ohne Regenschirm nach der Fähre, wurde im Dunklen bald von Maultieren geschlagen, bald von Ochsen gestoßen, gelangte indessen glücklich hinüber, durchsuchte die mit Truppen überfüllten Vorstädte Villa Nova und Gaya, konnte aber den mir bezeichneten Kommissar nicht finden, wanderte also denselben Weg wieder zurück, entging unterwegs nur durch ein Mirakel einigen Nachttöpfen, welche die Portugiesen nach Landessitte aus den Fenstern gossen, fiel an der Fähre im Dunkeln über Kisten und Kasten in den Dreck und rapportierte, naß bis aufs Hemd, dem Generalkommissar das Resultat meiner verunglückten Mission, der mich nun mit der Ordre wieder entließ, mit Tagesanbruch wieder über den Fluß zu gehen, um meine Forschungen von neuem wieder anzufangen. Ich sagte: Wie Sie befehlen, dachte aber wie Goldschmidts Junge usw., ging zu Haus, zog mich trocken an, aß mein Souper, womit mein Wirt bis elf Uhr auf mich gewartet hatte, und schlief ruhig bis morgens sieben Uhr, ging dann wieder über den Fluß, fand den Kommissar, der mir gar nicht krank zu sein schien, konnte aber die Rationen für meine beiden Regimenter, die mir ein anderer Kommissar, Mr. Lobo, geben sollte, nicht laden, denn es fehlten die Karren. Der ganze Tag ging hin mit Laufen zwischen dem Magazin, dem Generalkommissar, dem Regidor, dem Provedor, dem Juiz usw., lauter lange und in der schwülen Gewitterhitze äußerst beschwerliche Wege auf steilen Straßen, herauf und herunter. Um Mittag kamen endlich die Karren, und nun mußte ich erst Salzfleisch, Schiffszwieback, Hafer, Rum usw. empfangen und aufladen lassen. Endlich, als ich mit allen Formalitäten fertig war, die Karren über den Fluß hatte schaffen und anschirren lassen, war es fünf Uhr nachmittags geworden. Seit sieben Uhr morgens hatte ich nichts gegessen, war vom Schweiß durchnäßt und so müde vom Laufen, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte. Auf einem schlechten, embargierten Maultier beritten, ohne Gehilfen, ohne Geld, ohne Bureau, ja selbst ohne Mittel, nur die nötigen Schreibmaterialien und Bücher mit mir zu führen, sollte ich zwei Regimenter Kavallerie, die seit drei Tagen einen flüchtigen Feind verfolgten, nicht allein einholen, sondern auch alle ihre Bedürfnisse befriedigen, auch die mir zugeteilten, mit Provision und Fourage beladenen fünfzig Ochsenkarren auf den fürchterlichsten Wegen durch die Gebirge mit fortschaffen!! Als Herr Coffie in dem Generalkommissariat mir grinsend meine letzten Instruktionen behändigte und mir eine glückliche Reise wünschte, mußte ich alle meine Gutmütigkeit zusammennehmen, um nicht in Vorwürfe auszubrechen und mich gegen die Subordination zu versündigen. Ich biß vor Wut in die Lippen, eilte nach Haus, bestieg

mein Maultier und verließ, mit einem Wegweiser versehen, meinen guten Wirt und die Stadt Oporto. —

Pennafiel, den 15. Mai.

Hier bin ich aber in Verzweiflung! Keine Stunde hatte ich Oporto verlassen, als es abermals anfing, schrecklich zu regnen; die Wege waren grundlos. Ich holte einen Portugiesen Namens Senhor Domingo Antonio Minho ein, der Dolmetscher bei Mr. Melville, Kommissär des 16. Dragonerregiments, war und desselben Weges zog. Nachdem wir zirka drei deutsche Meilen gemacht, wurde es stockfinster. Es stürmte und regnete, und der Weg zwischen den Felsen wurde so gefährlich, daß wir im Flecken Alvahor, und zwar in einem großen, von den Franzosen geplünderten Hause, welches keine anderen Bewohner als Soldaten hatte, einkehren mußten. Ich akkomodierte in einem großen Stalle das Maultier, so gut ich konnte, mich selbst aber in einer Kirche, wo ich mit mehreren anderen, in unsere Decken gewickelt, beim Küchenfeuer uns auf die Erde legten. Der Maultierjunge mußte sich neben mich legen, und ich beschloß, zu wachen und ein Auge auf ihn zu haben; die Strapazen des Tages hatten mich aber so mitgenommen, daß ich, ohne es zu merken, sanft und fest eingeschlafen war. Kaum dämmerte der Tag, als ich den Jungen rief. Keine Antwort. Er wird im Stalle sein und das Maultier anschirren, dachte ich und ging hinab, aber hilf, Himmel! Junge, Wegweiser und Maultier, alle waren verschwunden! Die Kanaillen hatten sich, während ich schlief, von dem Feuer weg und in den Stall geschlichen, auf Befragen der dort residierenden Soldaten geantwortet: sie wollten das Maultier tränken, und die Flucht ergriffen. Ich war so wütend, daß ich beide auf der Stelle erschossen haben würde, wenn ich sie hätte einholen können. Als ich etwas ruhiger geworden, setzte ich mich sogleich hin und rapportierte in einem langen Briefe diesen meinen Unfall dem Generalkommissär Mr. Murray und gab den Brief einem nach Oporto zurückkehrenden portugiesischen Dragoner mit, der, Depeschen ins Hauptquartier bringend, hier durchpassierte. Was blieb nun ferner zu tun? Ein anderes Tier war in diesem geplünderten Orte nicht zu finden. Ich mietete daher einen Kerl, der zugleich meinen Mantelsack trug. Ich selbst trug mein kleines portables Reiseschreibzeug, denn es waren darin vier Gegenstände von Wert: meine Instruktion, ein Porträt und eine Haarlocke von dir, Cäcilie! sowie mein Tagebuch, welches ich beim Abschiede, wo du mit bewegter Stimme aus dem Shakespeare rezitiertest: Will thou be gone? . . . Adieu! usw. (Two Gentleman of Verona), dir einst vorzulegen gelobt hatte. So wanderten wir drei Leguas zu Fuß nach Pennafiel, einem geplünderten und von den geflüchteten Einwohnern verlassenen Orte, wo ich dem Obristen eines Milizregimentes, der auch zugleich die Funktion des gleichfalls geflüchteten Juiz de fora versah, meine Aufwartung machte. Er hieß Don Antonio Manuel de Carvalho e Castro Fidalgado, Cosa Real Cavalleiro, Colonello im Regimente de Milizia de Miranda! Er sowohl

wie sein Adjutant und die Offiziere empfingen mich sehr höflich und invitierten mich zu einem recht soldatischen Frühstück, welches aus gebratenem Ochsenfleisch und Kalbsleber bestand. Ein Tischlaken oder Servietten waren nicht da. Von den vier Gabeln gab man mir eine, die übrigen Herren aßen mit den Fingern. Den Wein tranken wir aus einem irdenen Kruge, der die Runde machte. Nach geendigtem Frühstück rasierte und wusch man sich in des Herrn Obersten Gemach sans façon. Diese Szenen machten mich wieder heiter. Mit vieler Mühe und nur durch die Autorität des Obristen erhielt ich hier von einem der zurückgekehrten Einwohner per requisitionem ein kleines Pferd und einen Wegweiser und marschierte sogleich gen Marosos noch vier Leguas weiter. Ich hatte zirka dreiviertel meines Weges vollendet, als ich ein Dorf passierte und zitternd vor Kälte und Nässe, müde, hungrig und durstig in einer Venta einkehrte. In diesen Ventas oder Estalagems, die sich im ganzen Lande gleich sind, findet der Reisende, wenn er nichts zu leben mitbringt, nichts als höchstens Wein, Brot, etwas Bacalhaõ, einige Zwiebeln und Knoblauch, frisches Wasser und vielleicht eine magere zähe Henne, die bei seiner Ankunft schnell abgetan und in heißem Wasser gebrühet und dadurch der Federn, zugleich aber auch der Haut beraubt wird. — Ich hatte mich eben hingesetzt, um etwas Brot und Wein zu mir zu nehmen, als plötzlich ein Fidalgo in Uniform nebst Diener, beide auf köstlichen Maultieren beritten, vor der Venta still hielt und zu trinken verlangte. Nachdem er getrunken und mich durch die Tür neugierig beschaut, auch die Leute auf seine Fragen ihm Nachricht von mir gegeben hatten, stieg er ab, kam herein, redete mich auf Französisch an und offerierte mir nicht allein freundlich sein Haus zum Nachtquartier, sondern versprach auch, mich auf seinen Maultieren morgen ein Stück Weges weiter zu bringen. Dankbar nahm ich solches an; ich mußte des Bedienten Maultier besteigen, und fort ging's im Trott und Galopp. Nach einer Stunde erreichten wir ein altes Herrenhaus, welches mit den herumliegenden Hütten Villas boas hieß, und sprengten über die Zugbrücke in den Hof. Ein halb Dutzend Diener stürzten hervor, nahmen die Maultiere in Empfang und führten mich in ein herrliches Gemach, wo mir aus des Fidalgos Garderobe Wäsche, Pantoffeln und ein damastener Schlafrock gereicht wurde, welches alles ich anziehen mußte. Ich erhielt ein herrliches Bett und schlief wie ein Bär.

Villas boas, den 16. Mai.

Frühmorgens bestiegen wir wieder unsere köstlichen Maultiere und flogen von dannen. Um Mittag erreichten wir Guimaraens, ein Städtchen mit einem niedlichen viereckigen Marktplatz, aber von den Franzosen schrecklich geplündert. Mit Mühe erhielten wir hier etwas Fisch in Öl gebraten, Brot und sauren Wein; auch hatte ich das Glück, mit Hilfe meines Wirtes hier ein Maultier zu embargieren. Mein Wirt, von welchem ich nun Abschied nehmen wollte, sagte mir, er wünsche noch weiter mitzugehen, was mir nicht

lieb war, weil er mich genierte. Wir kamen nun in das rechte Fahrwasser der französischen Armee, die in voller Flucht begriffen war. Überall hatten sie Geschütz, Caissons, Fourgons, Karren usw. stehen lassen, überall lagen ihre scheußlich verstümmelten Leichname in den Wegen. Schwärme wild aussehender portugiesischer Bauern folgten mit allerhand Waffen, um jeden ihnen lebendig in die Hände fallenden Franzosen abzuschlachten! Ja sie boten den englischen Sauve-Garden, welche Gefangene führten, Geld, um selbige ermorden zu dürfen. Noch vor Sonnenuntergang hatte ich das Vergnügen, eines meiner Regimenter, nämlich die 14. leichten Dragoner, einzuholen, konnte aber damit nicht Schritt halten, da sie noch eine oder zwei Meilen weiter sollten, denn mein Maultier war müde. Ich blieb also mit meinem Wirte in Egregia Nova. —

17. Mai. Eine unkomfortable Nacht. Keine Betten, selbst kein Stroh, alles geplündert, alles verbrannt oder mutwillig vernichtet. Wir schliefen auf dem Boden unter unseren Mänteln und Satteldecken. Wie ich mein Maultier besteigen wollte, sagte mir mein Wirt, er ginge nun zurück und das embargierte Maultier müsse auch zurück. Es war vergebens, daß ich ihm vorstellte, in welche Verlegenheit ich dadurch versetzt werden würde. Mit einer seiner vorigen Gastfreundschaft widersprechenden Härte, ja mit Eigensinn und Leidenschaft bestand er darauf, das embargierte Maultier müsse nun zurück. Also deswegen hatte er mich noch begleiten wollen! Da ich nun die Unmöglichkeit, hier mich beritten zu machen, und die Folgen davon nur zu deutlich einsah, so bestand ich mit eben dem Eigensinn auf meinem Kopfe und hatte schon den Fuß im Bügel, als unglücklicherweise ein schottisches Regiment heranmarschierte, dessen Kolonel er zum Schiedsrichter rief. Dieser Obrist, ein grober Kerl, antwortete auf meine Vorstellung: er schere sich den Teufel um die 14. und 20. Dragoner und um mich, aber der Portugiese habe recht, und das Maultier müsse zurück. Und so geschah es. Mein Wirt und ich schieden hierauf in Unfrieden, welches mir sehr leid tat. Ich mietete mir einen Bauern, der meinen Mantelsack usw. trug, und patschte zu Fuße lustig durch den Dreck. Es regnete fürchterlich, und die Hohlwege oder Kehlen des Gebirges Trasos Montes, in welches wir nun hineinmarschierten, waren von Gebirgswassern überströmt, voll Schlamm und grundlos und mit Soldaten, Artillerie, Bagage, toten Pferden und Menschen angefüllt und verstopft. Man kann die Gestalt dieser Gebirge nicht besser als mit stürmischen, hohen Meereswellen vergleichen, die durch ein Machtwort des Allmächtigen plötzlich hochgetürmt zum Stehen gebracht und versteinert worden sind. Ich verzweifelte, meine Regimenter einzuholen. Um Mittag passierte ich einen Kamp, wo die Franzosen biwakiert hatten. Aus dem nahen Dorfe war alles Hausgerät, es mochte Namen haben, wie es wollte, sogar die Nachttöpfe, heraus und auf eine Wiese geschleppt worden. Die Betten und Matratzen lagen reihenweise im Dreck. Die Auszüge aus den Kommoden hatte man als Krippen gebraucht. Kleiderschränke waren in Bettstellen und Hütten-

dächer verwandelt; alles Porzellan und Glas in Stücken. Mit Stühlen, Treppen, Fensterladen und anderem Hausgerät hatte man teils die Kochfeuer unterhalten, teils damit beim Abzuge große Osterfeuer angezündet. Herum standen die armen Einwohner und jammerten. Alle an den Wegen aufgestellten Kreuze und Heiligenbilder waren von ihren Gestellen heruntergeworfen, die davor aufgerichteten Armenbüchsen erbrochen und geplündert, alle Kapellen und die Altäre ruiniert und vollhofiert. In den Kirchen waren sogar die Gräber nicht verschont, auch die Sanktuarien geplündert. Altarleuchter sowie Arme und Beine von Aposteln und Heiligen, zerrissene Meßgewänder, Kalizen, Meßbücher und dergleichen lagen, vermischt mit Stroh und Mist, darin herum. In einer Kapelle waren eine Menge französische Gefangene eingesperrt und eine englische Wache davor. Ich sah einen wohlgekleideten Portugiesen, der eine Bande Bauern anführte, dem englischen Sergeanten zehn Goldgulden bieten, wenn er die Gefangenen ihnen preisgeben wolle. Die Grausamkeiten, welche die portugiesischen Gebirgsbewohner zu dieser Zeit an den ihnen in die Hände fallenden Franzosen verübt haben, sind grenzenlos. Gegen Abend passierte ich die zwischen Felsen malerisch gelegene und über einen schäumenden und donnernden Waldstrom sich kühn wölbende Brücke de Saltador. Hier war die französische Arrièregarde, eingeholt von der englischen Avantgarde, angegriffen und teils über die Brücke, teils beizu in den Waldstrom gesprengt worden. Eine Menge Bauern waren unten beschäftigt, mit Stangen, woran Haken befestigt waren, Tornister und Mantelsäcke, auch tote Körper zu fischen, in deren Uniformen man oft Geld eingenäht fand. Sodann passierte ich zwei Dörfer, Quinta und Campa Ruivas, wo ich übernachten wollte, alle Häuser aber von der Colstreamgarde, der leichten Kavallerie sowie mit dem Stabe des Generals Wellesley überfüllt fand. Hier erreichte ich endlich das 14. Regiment und meldete mich bei dem Chef desselben, Kolonel Hawker. Lebensmittel oder Fourage für die Truppen anzuschaffen, war unmöglich. Nichts wie Berge und Klippen, jedes Haus auf Meilen weit von den Franzosen ausgeplündert. Wer was hatte, der aß was. Hiermit tröstete ich auch meine Dragoner. In einem ruinierten Hause fand ich nebst dem Kommissär Mr. James Ogilvie mit vieler Mühe endlich ein Unterkommen, wo wir uns in der Küche in Ermangelung von Stühlen auf den bloßen Steinen ums Feuer herum lagerten, Schiffszwieback und Wasser soupierten. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt und mit Dreck bespritzt. In meinen Stiefeln quatschte das Wasser. Wie wir müde wurden, legte sich ein jeder zurücküber auf die bloßen Steine, den Hut unterm Kopf, und entschlief. Um Mitternacht wachte ich, vor Frost mit den Zähnen klappernd, auf, das Feuer war ausgegangen, die Stunden schlichen so lang wie Ewigkeiten, ein jeder seufzte nach Tagwerden. Endlich dämmerte der Tag, und mit ihm ertönten die Bügelhörner. Alles rührte sich, sprang gähnend auf, reckte und schüttelte sich wie die Hunde und zog von dannen.

Ruivas, den 18. Mai.

Im Dorfe waren alle Straßen mit Truppen angefüllt, die mit blassen und hungrigen Gesichtern bis an die Knöchel im Drecke standen, nach und nach abmarschierten. Ich erhielt einige Ochsen für meine Dragoner, welche ich mit Hilfe von ein paar Abgesessenen, das heißt Leute, die ihre Pferde verloren haben, aber nur mit vieler Mühe vorwärts schaffte, weil die Bestien halb wild und widerspenstig waren. Besonders zeigten sie ihren Widerwillen und Abscheu bei den häufig quer über den Weg liegenden nackten und blutigen Franzosenleichen, oder wenn sie zerstörte, nur aus Buschwerk und Bäumen reparierte Brücken, unter welchen ein Waldstrom brauste, passieren sollten. Indem wir nun durch ein Dorf zogen, wurde ich von einem mildtätigen Bauern, aber ganz insgeheim, mit einer Schale Milch und frisch geronnenem Käse traktiert, denn ich war sehr hungrig. Weiterhin ging's einen ungeheueren Berg hinunter und über einen donnernden Gebirgsstrom, dessen Brücke von den Franzosen ruiniert, von unserer Avantgarde aber mit Bäumen usw. ebenso schnell wieder hergestellt worden war. Viele tote Pferde und Menschen lagen diesseits und jenseits. Die Berge wurden nun höher und größer und die Wege enger und abscheulicher. Unsere Kavallerie litt sehr. Es glückte mir, für meine Dragoner etwas türkischen Weizen, portugiesisch: Milho, zu erwischen. Nicht weit von Villa Nova hielt die Kavallerie an, um zu futtern. In Villa Nova erhielten wir etwas Brot, Fleisch und Korn und marschierten dann weiter. Nachmittags passierte ich einen geplünderten Flecken und begegnete einem Landsmann, nämlich Freund Koch aus Hannover vom 1. leichten Bataillon der Legion, demselben, den ich schon einmal so unvermutet in Salamanca getroffen hatte. Er und einige seiner Kameraden waren mit Schinken beladen, welche sie aus einem abgelegenen Dorfe geholt hatten. Wir waren sehr erstaunt, aber auch erfreut, uns hier abermals zu sehen. Wie ich ihm Adieu sagte, zog er vom Leder, hieb einen Schinken durch und verehrte mir die Hälfte. Nun ging's wieder vorwärts. Gegen Abend holte ich das 5. Bataillon des 60. englischen Jägerregiments ein, meistens lauter Deutsche. Nachdem ich einen sehr hohen Berg hinangeklimmt war, der mich so sehr ermüdete, daß ich mich oft hinsetzen und ausruhen mußte, sah ich einige Lichter und Feuer durch die Dunkelheit blitzen und erreichte müde und matt, denn ich hatte heute 7 Leguas oder 35 englische Meilen bergauf, bergab gewandert, bald darauf Montelegre.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Wie die englische Armee bei Montelegre in den Tras os Montes-Gebirgen von der Verfolgung des Feindes absteht und Herr Augustus mit der Kavallerie nach Braga zieht.

Die Franzosen waren erst heute morgen von hier abgezogen und hatten die Stadt geplündert. Die Einwohner waren geflüchtet, alles öde und leer.

Ich nahm mein Quartier in dem ersten besten Hause, welches mir aufstieß, und zwar unfern den malerischen Ruinen eines alten maurischen Kastells. Ich fand in der Küche mehrere portugiesische Soldaten um ein großes Feuer herum sitzen. Bald meldeten sich noch einige Offiziere, die hier ihr Unterkommen suchten. Der Wind pfiff durch die Spalten der Wand und ins offene Haus, denn mit der Haustür hatte man Feuer gemacht. Wir hatten nichts zu essen, nicht einmal Wasser wußten wir zu finden. Als ich mein von Koch erhaltenes Stück Schinken rührte, wurde mir sogleich ehrfurchtsvoll der beste Platz am Feuer offeriert; ich teilte davon mit, solange ich etwas hatte. Endlich wurde das Feuer vermittelst einiger Stühle, Bretter, Wandleisten usw. neu angefacht und aufgeschürt und dann schlafen gegangen.

19. Mai. Ich ging zu meinem Kolonel Hawker und zum Adjutant Mr. Shotten. Beide saßen komfortabel in einer dunklen Stube vor einem geheizten Backofen, denn es war hier auf den Bergen noch sehr kalt, und frühstückten. Ich mußte mit vorlieb nehmen, unterhielt mich dabei über Dienstgeschäfte und ging dann zum Generalkommissar Dalrymple, um Instruktionen zu holen. Alle vom Kommissariat wurden gebraucht, Provision und Fourage zusammenzutrommeln, alle Einwohner vermittelst barer Zahlung aus ihren Schlupfwinkeln herausgelockt und in mehreren Häusern Brot und Korn gesammelt und magaziniert. Hier im Gebirge gibt's fast nichts wie Ziegen und Roggen. Die englischen Soldaten, noch mehr aber die Offiziere, schnitten schreckliche Gesichter über das Roggenbrot. It lies so sour on the stomach — es liegt so sauer auf dem Magen — seufzte Kolonel Hawker. Auch die Pferde konnten den Roggen nicht gut vertragen, denn er verursachte ihnen starke Purganz. Dagegen freuten sich die Deutschen wie die Kinder über das Roggenbrot. Es heißt, wir werden in diesem miserablen, zwischen grauen Klippen situierten Neste so lange bleiben, bis General Beresford einen Versuch gemacht hat, die Franzosen von der anderen Seite einzuholen und von Spanien abzuschneiden, was ihm aber schwerlich gelingen wird.

20. Mai. Wieder eine miserable Nacht. Wir werden dem Vernehmen nach bald von hier aufbrechen. Morgens neun Uhr erschien plötzlich ein auf einem Maultier reitender Engländer vor meiner Tür und meldete, daß er vom Generalkommissar gesandt sei, mir als Schreiber in meinen Geschäften zu assistieren und sich unter meine Order zu stellen. Ich hatte eine solche Hilfe sehr nötig und war daher sehr erfreut über diesen künftigen Gesellschafter und Famulum, der ein netter Kerl, obgleich nicht mehr jung, zu sein schien. Er heißt Mr. Bailey. — Es regnet hier beständig, und ich bin kalt, müde und verdrießlich. Ich kaufte von einem Sergeanten ein nettes, den Franzosen abgenommenes Maultier mit Sattel und Zaum für achtzig Piaster und war nun wieder flott und beritten. Jetzt trug ich die Nase einen Zoll höher. Mittags zwölf Uhr kam Marschorder rückwärts. Die Truppen selbst marschieren erst morgen; da ich aber immer vorn sein muß, so ritt ich sehr ver-

gnügt aus diesem häßlichen Neste um vier Uhr mit Mr. Bailey von dannen; wir kamen aber nur zwei Leguas weit über San Pedro, Villaré nach Pradella, wo wir mit Dunkelwerden in das einzige noch bewohnte Haus traten. Die Ruinen einiger von den Franzosen niedergebrannter Häuser rauchten noch, und das Dorf hatte ein so ruiniertes, wildes und melancholisches Ansehen, daß uns graute. Da unser Wirt jedoch sich sehr gefällig bezeigte, so beruhigten wir uns und verfügten uns, nachdem unsere Tiere untergebracht, getränkt und gefüttert waren, in die Küche. Hier erzählte uns unser Wirt: die Franzosen hätten ihn geplündert; er hätte aber, um sich zu rächen, mehrere dieser Nachzügler ermordet und trug nun von einem dieser Unglücklichen als Trophäe Hemd und Hosen, deren Farbe und Schnitt er höchst wohlgefällig von allen Seiten beim Scheine des Feuers von uns betrachten ließ. Mit Hilfe unseres mitgebrachten Proviants, sowie einer Borara voll Wein, welche unser Wirt aus einem Versteck in den Felsen herbeigeholt, hielten wir eine recht gute Abendkollation, und da sämtliche Betten des Hauses geplündert waren, so schliefen wir auf Stroh. Unser Wirt wachte, um das Feuer brennend zu erhalten.

Salamonde, den 21. Mai.

Der ganze Weg von Montelegre bis hierher lag voll nackter Körper erschlagener Franzosen, toter Pferde und Maultiere, aller zehn Schritte eins, welche die wütenden Bauern zu begraben sich weigerten. Beides, Augen und Nasen, wurden davon empört.

In einem ruinierten Hause den 22. Mai.

Wir verloren in der Dämmerung den Weg und gerieten aus dem, dem Gebirge entlang laufenden Wege in ein wildes Tal, aus welchem wir mit vieler Mühe uns wieder herausfanden. Wie es ganz finster geworden, passierten wir ein halbverbranntes Dorf, und da wir in einem noch stehenden Hause eine Partie Soldaten um ein großes Feuer sehr emsig beschäftigt sahen, so hielten wir an, um zu erforschen, was es damit für eine Bewandtnis habe. Wir fanden einige Kessel voll Ziegenfleisch auf dem Feuer, deren Geruch uns lieblich in die Nase zog, und da man uns invitierte, so beschlossen wir, halt zu machen. Unsere Tiere wurden in einer Stube untergebracht und an eine alte ausgeplünderte Kommode gebunden, deren Auszüge zur Krippe dienten. Die Suppe war kräftig und bekam uns sehr gut. Wie schliefen auf der Erde; ein altes Stück Korkholz war mein Kopfkissen. Um Mitternacht ging wie gewöhnlich das Feuer aus, und wir froren. Mit der Dämmerung zogen wir von dannen. Der Morgen war schön. Wir hatten nur noch drei Leguas, und nachdem wir eine Zeitlang niederwärts gezogen, kamen wir endlich aus diesen abscheulichen wilden Bergen der Tras os Montes wieder heraus in eine angenehme Region und hielten um zwölf Uhr zugleich mit der Coldstream-Garde unter großem Zulauf und den Vivas der Einwohner in Braga,

einer großen und wohlgebauten Stadt, welche acht Leguas von Oporto in einem schönen, breiten, mit Korkeichen und Orangengärten reichlich gesegneten Tale liegt, unsern feierlichen Einzug.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Mein Treiben in Braga und komfortables Leben daselbst. General Payne. Abmarsch.

Unser Quartier wurde uns in einem netten Hause an einem großen Platze, genannt Campo das Ortos, angewiesen; unser Wirt hieß Senhor Manuel, war ein Krämer, bezeigte sich sehr freundschaftlich und gab uns ein famoses Diner. Hiernach ging ich zum General Payne, der die Kavallerie kommandierte, um mich zu melden. Er empfing mich wütend und mit Vorwürfen. Ich sagte ihm zwar mit aller Submission, aber auch mit Freimut, daß ich hoffe, seine Vorwürfe träfen nicht mich, denn ich wäre erst zum Kommissar der 14. Dragoner ernannt worden, als selbige schon zwei Tage auf dem Marsche gewesen wären, daß mein Maultier mir unterwegs gestohlen worden, wofür ich nicht könne, daß es dem Regiment an Ziegen, an Roggenbrot und Roggen für die Pferde nie bedeutend gefehlt habe, daß ich im Gebirge, wo nichts als Roggen wüchse, keinen Weizen und keinen Hafer aus der Erde hexen könne, daß man einem leichten Kavallerieregimente, welches Tag und Nacht den Feind verfolge, durch Gebirge und unwegsame Pfade mit eben der Schnelligkeit keine Provision nachsenden könne, daß ich glaube, mein Möglichstes getan zu haben, daß die Ansprüche, die man an einen Kommissar, den man so wie mich ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Bureau usw. gelassen, auch nicht übertreiben müsse und daß, wenn ja gefehlt sei, dieser Fehler von oben herab, nicht aber von mir herrühre! — Nun, sagte er, dann entschuldige ich Sie — aber dann sch ... und speie ich auch auf Ihren Generalkommissar, der ganz ruhig in Oporto sitzt und uns hier verhungern läßt usw. Ich zog mich so schnell wie möglich zurück und berichtete die Wut des Generals und seine Ausdrücke an den Generalkommissar Dalrymple in einem langen Briefe, datiert Braga, den 22. Mai 1809.

23. Mai. Heute meldete ich auch dem Generalkommissär Mister Dalrymple meine Ankunft mit den beiden Regimentern. General Payne sei ferner bei mir gewesen, sein gestriges Betragen zu entschuldigen, ich solle künftig stets in seiner Nähe bleiben und für ihn und seinen Stab sorgen usw.

27. Mai. Heute Nachmittag an den Generalkommissär geschrieben und rapportiert: eine Menge Korn sei angekommen, die Fouragepartien wären aber, was das Gros betrifft, nicht glücklich gewesen. General Cotton wolle nicht erlauben, daß die Pferde ihre Rationen tragen sollen; die Ochsenkarren, welche solche zu führen hätten, wären aber schwer zu haben, können auch mit der Kavallerie nicht Schritt halten; ich sei daher für die Folgen besorgt; der

Bischof sehe sich außerstande zu helfen. Die 20. Dragoner beklagten sich nicht über Roggenbrot; hätte an den Generalkommissär Boyes geschrieben, ihm die Lage der Kavallerie und den Zustand der Pferde, welche ohne lange Fourage sich nicht erholen können, geschildert; die Wiesen und Kämpe alle kahl usw. Stärke der hier liegenden Truppen:

die 16. leichten Dragoner } Stärke mir } Herr Kommissär
reitende Artillerie } unbekannt } Melville,

die 14. leichten Dragoner: 479 Pferde, 15 Maultiere } Kommissär
„ 20. „ „ 160 „ 5 „ } Schaumann.
der Stab 22 „ 5 „ }

29. Mai. Wir liegen hier noch immer ganz ruhig. Schrieb heute an den Generalkommissär Mister Dalrymple und sandte meine Rapports ein — meldete, daß die Kavallerie täglich Marschordre erwarte, von einhundertundacht requirierten Karren nur siebenundachtzig eingetroffen; zu Villa Nova sei für uns ein Tag Brot und Korn magaziniert, so daß bis Oporto mit dem, was wir auf den Karren führten, kein Mangel zu erwarten sei. Grüne Fourage rar, hätte sub spe rati den Ochsentreibern Provision verabfolgen lassen; denn da solche kein Geld erhielten, so fürchtete ich, sie möchten bei erster Gelegenheit auskneifen. Schrieb auch an den General Cotton, beklagte mich bitter über das unmännliche Benehmen der 14. und 20. Dragoner hinsichtlich des Roggenbrotes usw.

30. Mai. Order, unsern Rückmarsch nach Oporto anzutreten. Nun wurde eingepackt. Wir hatten tausenderlei Dienstaffären noch zu besorgen, wobei es großen Spektakel, vieles Gelaufe, Streit und allerhand Unannehmlichkeiten die Fülle gab; denn von den siebenundachtzig Karren, welche ich zur Konvoyierung der Provision und Fourage sowie der Regimentseffekten und Kranken bestimmt hatte, mußte ich unter anderen beinahe die Hälfte verabschieden, weil der Bischof wütend erklärte, jene Karren wären ungerechterweise embargiert, hätten bereits der Armee ihre Dienste vorher geleistet und müßten nun seines den Eigentümern gegebenen Wortes halber entlassen werden, und wenn ich dieses nicht zugeben wollte, so würde er sich um die englischen Truppen nie mehr kümmern. Mit Konsens des Generals Cotton mußte ich also zirka vierzig Karren entlassen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Oporto. Abmarsch.

1. Juni. Ich bin in meinen Dienstobliegenheiten sehr beschäftigt. Die Stadt hat sich seit meinem Hiersein zu ihrem Vorteil verändert. Die Laden sind wieder geöffnet, die Toten begraben und die Straßen sind mit Leuten angefüllt, die ruhig ihren Geschäften nachgehen; die britische Flagge weht von der Faktorei und im Hafen, und überall sieht man englische und portugiesische Soldaten einhergehen.

2. Juni. Diesen Morgen begegnete ich meinem alten Freund, dem Doktor Heise, und ging mit ihm nach seinem Quartier. Hier sah man noch Spuren der Art, wie die Franzosen zu hausen pflegen. Sie hatten anscheinend beim Essen aus Kurzweil Löffel voll Suppe an den Plafond des hübsch dekorierten Zimmers geschleudert, Lichtstümpfe an die Wände geklebt, Stücken Tapeten abgerissen, um damit Zigarren anzuzünden; auch bewies ein großer Rotweinfleck auf dem Fußboden nahe beim Bette, welchen Völlereien sie sich hingegeben hatten. — Morgen marschieren wir weiter, und ich habe viel zu tun, um zum Transport unserer Provision, Fourage, allerlei Effekten, Kranken usw. die nötigen Transportmittel zu requirieren. Der Provedor, der solche besorgen mußte, hatte sich um nichts bekümmert, lag nachmittags zwei Uhr in süßer Ruh und hielt seine Sesta. Ich bollerte und rief: „Senhor Provedor, donde sta V. Senhoria! levante se! V. Senhoria, presto, presto!“ „Mein Gott,“ sagte seine Haushälterin, „er darf nicht geweckt werden, er hält seine Sesta!“ — „Weckt ihn auf,“ donnerte ich, „oder ich stoße seine Kammertür ein; denn im Dienst des Königs von England kennt man keine Sesta!“ Nun wurde er geweckt und kroch brummend heraus. — Herr Kommissar Ogilvie hatte mir nämlich ein Zirkular Instruktionen, wie es künftig wegen der Transportmittel und ihrer Bezahlung gehalten werden solle, übergeben; demzufolge bat ich General Cotton, zu befehlen, daß mir von den 14. und 20. Dragonern Listen eingereicht würden über die Karren und Maultiere, welche sie bereits hätten oder noch bedürften, Zahl der Packsättel, Namen der Maleheros und Carreheros, wann solche zuletzt Zahlung erhalten usw. Nach obengenannten superben Instruktionen solle die Fourage usw. für die Kavallerie immer gefahren werden, daß man mich mit Geld und Vollmacht versehen würde, Karren- und Maultiermiete regelmäßig zu bezahlen, die ausgedienten gehen zu lassen und neue zu engagieren usw. — Ich legte sodann ein Estimatum für einen Tag Zahlung, welchen der General Cotton, der mit allen diesen Maßregeln äußerst zufrieden war, unterzeichnete. Aber ach! wie ich diesen schönen Plan realisieren wollte, fiel er in den Dreck; denn von den vierzig Karren, die ich brauchte, um für drei Tage Lebensbedürfnisse mitzuschleppen, konnte weder Herr Ogilvie noch Herr Lopez, noch der Corregidor mir eine einzige verschaffen, indem der ganze Park wegen früher ausgestandener Mißhandlungen in einer Nacht desertiert und nach Hause gegangen war. Um neue zu engagieren, brauchte ich Geld; wie ich aber Mr. Ogilvie mein Estimatum vorlegte und Geld verlangte, bedauerte er, mir keins geben zu können, weil der Kaufmann, der es übernommen, ihm Geld für englische Rechnung zu liefern, nicht Wort gehalten habe. Maultiere habe er noch nicht Gelegenheit gehabt einzuhandeln, könne mir also auch keine geben. Hierauf begab ich mich zum General, meldete ihm, daß aus den schönen Plänen nichts geworden wäre, worauf dieser in Wut geriet, ich aber meine Hände in Unschuld wusch und, nachdem ich Mr. Bailey auch hier, um Karren anzuschaffen,

hatte zurücklassen müssen, mit meinen Regimentern mich dem Schicksal und dem Zufall überlassend, von dannen zog.

Bouga agada, den 5. Juni.

Hier kam ich elf Uhr vormittags an. Das Wetter war schön, obgleich dann und wann ein kleiner Regenschauer uns benäßte. Der hier residierende Kommissar, namens Mr. Callow, ein närrischer, höchst lustiger, origineller Kauz, mit einem Schnurrbart und in weiten Nanquin-Matrosenhosen ausgestattet, empfing uns sehr zuvorkommend und führte uns in sein Quartier beim Pastor oder Padre Cura, wo wir es sehr gut hatten. Wir hielten hier Ruhetag. Die 20. leichten Dragoner, die ich nebst den 14. bisher als Kommissar versorgt hatte, verließen uns und marschierten nach Figueiras, wo sie nach Sizilien sich embarkieren sollten.

Mealhada, den 7. Juni.

Ich erreichte diesen Ort bei guter Zeit, allwo ein portugiesischer Kommissär, der die Lieferungen hatte, mich bei sich ins Quartier nahm. Sobald ich meine Arrangements für die 14. Dragoner, die hier zu Nacht bleiben sollten, getroffen, zog ich gen Coimbra wieder von dannen, wo ich, glücklich angekommen, in der Rua do Cruz mein Quartier in dem Hause eines Notars erhielt, der auf einer Reise begriffen war und dessen hübsche Frau mich sehr artig empfing. Wir werden hier einige Tage ausruhen und verweilen.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Finde meinen Cousin und erhalte einen Brief von Cäcilien. Das Fouragieren. Werde Fähnrich im 7. Bataillon der deutschen Legion. Order, uns marschfertig zu halten.

Coimbra, vom 8. bis 12. Juni.

Eine plötzliche Marschorder rief uns am 13. Juni nach Condeixa, drei Leguas von Coimbra, einem sehr hübschen Städtchen.

Den 15. ging's nach Leyria, einer allerliebsten kleinen, mir schon bekannten Stadt, mit einem Felsen in der Mitte, auf welchem die Ruinen eines alten Schlosses prangen.

Am 17. Juni morgens ging's weiter nach Thomar, dem Orte und Ziele meiner Bestimmung, wo ich mit Sonnenuntergang ankam. Zweimal hatte ich den Weg verloren; sechs Stunden war ich durch Wald und öde Gebirge geritten, ohne daß ich auch nur einer menschlichen Seele begegnet wäre. Die Stadt war gepfropft voll von unserem und portugiesischem Militär, und ich erhielt mit Mühe ein Quartier. Was mich aber ganz ungemein erfreute, war, daß die 1. Husaren der teutschen Legion hier lagen, weshalb ich denn auch sogleich meinen Cousin, den Leutnant Gustav Schaumann, aufsuchte. Er nahm mich mit zu einem Klub, welchen die Offiziere,

lauter alte Bekannte, im Meßzimmer gebildet hatten, und wo ich einen angenehmen Abend zubrachte.

19. Juni. Heute marschierte mein Vetter Gustav mit dem 1. Husaren-Regimente, welches aus Mangel an Fourage ein anderes Standquartier beziehen mußte, zu meinem größten Leidwesen von hier. Die 14. und 16. leichten Dragoner und der Stab blieben. Täglich muß ich mit meinem Regimente auf den Feldern fouragieren, die vom Magistrat der Reihe nach mir angewiesen werden, und den armen Leuten das Korn abschneiden. Diese stehen dann trauernd dabei, heulen, weinen, reißen sich die Haare aus und bitten, ach! umsonst, oft auf den Knien um Schonung! Ein Bürger, den ich heute Morgen abzufouragieren im Begriff stand, holte, als alle seine Bitten unbeachtet geblieben, schäumend vor Wut aus seinem Winzerhäuschen ein Gewehr und hatte schon auf mich angeschlagen, als er von seiner jammernden Frau und einem meiner Dragoner unterm Arm gegriffen mich zu treffen verhindert wurde, indem die Kugel in die Luft ging! Welch schreckliches Ding ist der Krieg! Oft stehen mir bei diesen Prozeduren die Tränen in den Augen, aber ich kann nicht helfen. Ich bin durch meinen Diensteid sowie durch meine Instruktionen verpflichtet und schwer verantwortlich, daß die Pferde in diensttüchtigem Zustande bleiben. Ich muß pflichtmäßig das Schneiden und Aufladen des Korns überwachen, den Verlust der armen Leute nach einer Abschätzung mit einem Wechsel auf das Hauptquartier ausgleichen, wobei sie mir gewöhnlich zu verstehen geben, daß sie entweder fürchten, der Magistrat würde das Geld behalten, in diesen Ländern kein ungewöhnlicher Fall, oder daß ihnen ihr Korn lieber sei wie Geld, da sie ersteres nicht so leicht wieder kaufen, das Geld aber nicht essen könnten; ich muß ferner pflichtschuldigst an der Spitze des mit Korn und Verwünschungen beladenen Regiments täglich in die Stadt meinen Einzug halten.

20. Juni. Heute fand ich auch einen alten hannöverschen Beamten, den Kapitän Viktor v. Arentschild, der als portugiesischer Major die portugiesische Artillerie instand setzen soll. Er wies mir mit vielem Gepränge die Einrichtung seiner Lafetten, seiner Ammunitionswagen usw., die er machen ließ. Er ist noch immer der Alte, karg wie Hieronymus Knicker, sehr aufgeweckt und in beständiger Bewegung, spricht ein barbarisches Portugiesisch, weiß mit einer ungeheueren Suada all sein Tun und Treiben in ein höchst glänzendes und Bewunderung ablockendes Licht zu stellen, ist dabei aber geschickt, klug wie eine Schlange, anstellig und rechtlich, daher ihn seine Portugiesen wie ein für sie unerreichbares Miraculum mundi verehren oder vielmehr anstaunen; der wahre Mann, ein Korps fauler Spanier, Portugiesen oder Italiener aus ihrer Lethargie zu wecken, sie in Bewegung zu setzen, an Ordnung und Disziplin zu gewöhnen und Soldaten daraus zu schaffen. Es gibt indessen noch einen, der letzteres, und zwar auf eine solidere Art, ebenfalls leisten kann, und das ist mein Freund Braun von der Legionsartillerie, der versteht es auch.

21. Juni. Heute Nachmittag erhielt ich einen Brief von Cäcilien, den ersten, und obgleich derselbe mir unbeschreiblich viel Freude machte, so war ich doch durch ihr langes Stillschweigen etwas empfindlich gestimmt; auch schien mir der Inhalt, wenn auch sehr freundschaftlich abgefaßt, doch etwas formell, kalt und nicht herzlich, so daß in meinem Herzen ein Gefühl zwischen Weinen und Lachen entstand, welches ich nicht recht beschreiben kann.

23. Juni. Hatte ich ehegestern über Cäciliens Brief sowie über meine Lage vielen Kummer gehabt, so wurde mir heute eine große Freude zuteil; ich las nämlich in der Generalorder, daß Seine Majestät den August Schaumann, Gentleman als Fähnrich im 7. Bataillon der Königlich deutschen Legion mit der Anciennetät vom 5. April 1809 anzustellen geruht habe. Jubelnd trat ich zum Adjutant Schotten, der, gratulierend, mir die englische Zeitung wies, wo im Armeeavancement mein Name mit prangte. Diese Begebenheit war für mich um so überraschender, da ich den Umstand, daß ich nämlich auf der Reede von Gothenburg den General von Longwerth und nach meiner Zuhausekunft von Corunna den General von der Decken in London um eine Offiziersstelle in der Legion gebeten, ganz vergessen hatte. Auch selbst mein Vetter, der Kapitän Plate, der unweit Barquinha mit einem Teil der Legion stand und den ich von Thomar aus einigemal besuchte, schien nicht zu wissen, daß man in London bereits an mich gedacht habe. Wer war froher wie ich! Die ganze Garnison gratulierte mir und schien den armen Kommissariatsclerk nunmehr mit ganz anderen Augen als vorher zu betrachten. Wer aber auch zugleich die Nase zwei Zoll höher trug, war ich.

25. Juni. Allerhand Gerüchte gehen im Umlauf, daß wir in kurzem marschieren würden, ja, einige Briefe vom Hauptquartier scheinen dies zu bestätigen. Man sagt, wir sollen nach Spanien. Das ist alles recht gut; wenn ich aber an die letzte Kampagne und Corunna denke, so stehen mir die Haare zu Berge.

Sechzigstes Kapitel.

Plan Sir A. Wellesleys und der mit ihm alliierten spanischen Generäle. Lage, Stärke und Disposition der französischen Armee. Abmarsch nach Spanien.

29. Juni. Wir haben Order, uns marschfertig zu halten, und besonders sollen wir Kommissare uns dazu mit den gehörigen Transportmitteln usw. versehen. Ich mußte nach Abrantes, um Geld und Instruktionen zu holen; ein beschwerlicher langer Ritt, wo ich am dritten Tage abends auf der Retour den Weg verlor, lange im Dunkeln umherirren mußte, und erst in der Nacht in Thomar wieder eintraf, allwo mir die Marschorder auf den 1. Juli schon vorangekommen war. Übrigens hatten im ganzen seit Anfang des Jahres die Angelegenheiten der Spanier eine sehr günstige Wendung genommen,

und es konnte kein glücklicherer Zeitpunkt als der gegenwärtige eintreten, dem Feinde die Spitze zu bieten, besonders, da Buonaparte, in dem Kriege gegen Österreich begriffen, gerade jetzt bei Aspern und Eßlingen an der Donau einen harten Unfall erlitten hatte, wodurch es ihm unmöglich wurde, seine spanischen Armeen zu unterstützen. Die Stärke der französischen Truppen innerhalb der Pyrenäen betrug zu dieser Zeit 155000 Mann, von denen 40000 in Arragon und Katalonien, 10000 aber in verschiedenen anderen Garnisonen im Lande verteilt waren, so daß ungefähr 105000 Mann ganz zum Felddienste übrig blieben; hiervon waren 50000 Mann in drei Korps zur Deckung Madrids von der Südseite aufgestellt, der Rest aber unter den Marschällen Soult, Ney und anderen Generälen in Altkastilien und dem Königreiche Leon verteilt. Nachdem verschiedene Ideen in Anregung gekommen und geprüft worden waren, hatte endlich Sir Arthur Wellesley mit dem General Cuesta die Übereinkunft getroffen, eine gemeinschaftliche Operation zur Befreiung Madrids zu unternehmen, und zwar solle Cuestas Armee, 30000 Mann Infanterie und 7000 Mann Kavallerie, mit den 19000 Mann starken Engländern vereinigt, auf dem rechten Ufer des Tagus vorrücken und alles über den Haufen werfen, was sich ihrem Marsche entgegensetzte. General Vanegas mit 14000 Spaniern solle aber Aranjuez bedrohen und zugleich versuchen, Toledo zu nehmen. Zu dem Ende wurden zu Verales und Vamos spanische Detachements postiert, um die Kommunikation über diese Pässe zwischen den französischen Truppen im Norden und denen, welche angegriffen werden sollten, zu unterbrechen; auch wurde dem Marschall Beresford mit der portugiesischen Armee aufgetragen, die Spanier zu unterstützen. Ferner wurde die Lusitanische Legion unter Sir Robert Wilson durch einige spanische leichte Bataillons bis auf 5000 Mann verstärkt, um, wenn der Feind sich stark zusammenziehen und südlich von Madrid den Angriff abwarten sollte, in dessen Flanke und Rücken unabhängig zu operieren. Nachdem nun zur Ausführung dieses gut angelegten Planes alles vorbereitet worden war, geriet die Armee in Bewegung. Wir hatten Order, uns jede Minute marschfertig und auf mehrere Tage Provision, Fourage usw., wovon jeder Dragoner für drei Tage auf dem Pferde mit sich führen sollte, sowie die nötigen Transportmittel, eine hierzulande nicht geringe Aufgabe, fertig zu halten. Ich hatte daher ungeheuer viel zu laufen. General Anson kommandiert unsere aus den 14. und 16. leichten Dragonern bestehende Brigade.

Den 2. Juli 1809. Heute morgen marschierten wir denn endlich von dannen nach Villa del Rey am Jefre-Flusse.

(Fortsetzung folgt.)

Das Güldene, das Schwarze und das Olivenfarbene.

Eine Barocknovelle

von

Julius R. Haarhaus.

Herr Albrecht von Trömmlitz, Herzoglich Sachsen-Weißenfelsischer Kammerrat und Kapitän einer Kompagnie zu Fuß, hielt seinen schweren Braunen an, wischte sich mit dem seidenen Schnupftuche den Schweiß von der Stirn, der ungeachtet des kühlen Oktobertages in dicken Tropfen unter der Lockenperücke aus schwarzem Roßhaar hervorperlte, und ließ den Planwagen, den ein halb soldatisch gekleideter Jägerbursch von der Schoßkelle aus kutschierte, an sich vorüberrumpeln. „Gemach, Lorenz, gemach!" mahnte er. „Wir kommen noch zeitig genug heim, und der Falbe lahmt mehr als zuvor."

„Ist nicht meine Schuld, Euer Liebden, daß sich die Gäule in die Stränge legen," erwiderte der junge Mensch ein wenig verdrossen. „Sie haben die Straße wieder erkannt, vorhin, als wir beim Sandberg vorbeikamen. Ich bin auf die Heimkehr nicht versessen. Mich erwartet niemand als ein ungemachtes Bett und ein kalter Ofen."

„Könntest es besser haben, Lorenz. Hab ich dir nicht immer zum Heiraten zugeredet? Sind doch Dirnen genug zu Güntershain, die sich nach einem Kerl, wie dir, alle zehn Finger lecken würden."

„Die Dirnen möchten schon angehen, Euer Liebden. Aber es sind Bauerntöchter, und die Alten dünken sich, dieweil sie ein paar Acker Landes haben und nur zween Tage für die Herrschaft fronen müssen, was Besseres als unsereiner und sehen einen Domestiken über die Achsel an. Denen aber gute Worte zu geben, dazu bin ich zu stolz; da bleib ich lieber ledig oder geh meiner Wege und such mir mit Euer Liebden Permission einen andern Dienst. Anderwärts gibt's auch Weibsleute, und wie weit die Welt ist, das hab ich jetzt erst erfahren."

Über das behäbig-gutmütige Antlitz des Reiters glitt ein Schatten. „Gewäsche, Lorenz, Gewäsche!" rief er. „Ein Kerl, der um der Weiber willen den Dienst aufsagen wollte, müßte ein rechter Hundsfott sein! Kannst du dir's besser wünschen, als du's bei mir hast? Leichte Arbeit und guten Lohn, ein Häuslein und einen Garten zu Kohl und Kraut, ein Schwein und eine Ziege im Stall, dazu ein reichlich Deputat an Korn und Holz! Was willst du mehr?"

„Ich sag auch nichts wider Dienst und Stelle," verteidigte sich der Bursch, „aber ein Häuslein ohne Hausfrau und ein Gärtlein ohne eine Gärtnerin sind nicht das rechte Heim für jemand, der aus einer Kampagne zurückkommt und sich ein wenig pflegen möchte."

Herr von Trömmlitz lachte laut auf. „Biſt ja ſeit dem Heumond recht geſcheit worden, Lorenz! Und kommod dazu! Und iſt doch noch kein Vierteljahr her, daß der Mosjö gewaltig darob maulte, weil er mit ſeinem Herrn wider den Antichriſt ziehen ſollte!"

„In einem Vierteljahr kann ſich viel ändern, Euer Liebden. Das hat der Kaiſer ſo gut erfahren wie der Großtürke. Warum ſoll in ſolcher Friſt nicht auch aus einem Dummen ein Kluger werden? Wenn Euer Liebden Leute abends im Quartier beim Feuer ſaßen, ſo redeten ſie gemeiniglich von nichts als von Frau und Kind daheim und wie ſie ein herzliches Verlangen hätten, nach gewonnener Viktorie ſo bald als möglich wieder bei den Ihrigen zu ſein. Da hab ich gemerkt, wo mich der Schuh drückt, und daß es beſſer für mich wär, ich brauchte gar nicht heimzufahren. Wär der Wagen nicht geweſen und der Scheck und der Falbe, 's könnt ſein, daß ich Euer Liebden den Dienſt aufgekündigt und bei den Kurbayeriſchen Handgeld genommen hätte."

„Sieh da, den Lorenz lüſtet's, Soldat zu werden! Weil ihn Gott mit einem Weibe verſchont hat, will er ſich die Muskete aufladen!"

„Soldatenleben iſt Herrenleben, Euer Liebden. Das hab ich in den drei Monden auch erfahren."

„Solange der Krieg währt. Iſt aber nichts übler und verachteter in der Welt, denn ein Soldat zu Friedenszeiten."

„Es ſieht nicht danach aus, als ob wir ſo bald den Frieden bekämen. Und ich mein, man ſoll das Eiſen ſchmieden, ſolange es heiß iſt. Wer ſich dazuhält und brav Beute macht, der kann das Herrenleben auch nach geendigter Kampagne fortſetzen. Fragt keiner danach, wie er ſein Gut gewonnen. Freilich, das Zugreifen muß man verſtehn, und zu ſpät kommen darf man auch nicht, das hab ich zu Wien ebenfalls gelernt."

Bei dieſem verſteckten Vorwurfe ſeines Schildknappen biß ſich der gutmütige Herr Kammerrat doch ein wenig verdrießlich auf die volle Unterlippe. Gewiß, Schätze brachte er aus dem glorreichen Feldzuge gerade nicht mit heim; aber er kam doch auch nicht mit ganz leeren Händen zurück, und ſchließlich war er, wenn er ſich auch keineswegs in glänzenden Verhältniſſen befand, doch nicht mit den kurſächſiſchen Völkern gegen den Erbfeind der Chriſtenheit gezogen, um ſich an dem Golde der verruchten Anhänger des falſchen Propheten zu bereichern, ſondern um dem Kaiſer Leopoldus ſeine Reſidenzſtadt Wien retten zu helfen und für ſich ſelbſt die kriegeriſchen Lorbeeren zu ernten, die ihm das Leben bisher verſagt hatte. Was er da mitbrachte, waren drei Dinge, als Beuteſtücke von geringem Wert, aber als Zeugniſſe ſeines ſpäten Heldentums für ihn ſelbſt köſtlich und unbezahlbar. Zwei davon verhüllte einſtweilen noch die ſorgfältig geſchloſſene Plane des Bagagewagens den neugierigen Blicken der Welt, das dritte aber prangte hoch über der Schoßkelle des Fuhrwerks an einer Stange und glitzerte fremdartig in den müden Frieden der deutſchen Herbſtlandſchaft: ein mächtiger Halb-

mond aus vergoldetem Kupfer, der in dem verlassenen Feldlager Kara Mustaphas das scharlachrote Prunkzelt des Paschas von Damaskus gekrönt hatte.

Bis zu diesem Augenblick hatte sich Herr von Trömmlitz unbefangenen Gemütes der mitgeführten Schätze gefreut; jetzt aber, da ihm durch Lorenz' freimütige Rede über das Zuspätkommen beim Zugreifen gleichsam die Augen geöffnet worden waren, fielen ihm plötzlich alle die guten Ermahnungen wieder ein, mit denen ihn Frau Magdalene, seine ein wenig preziöse Eheliebste, und Demoiselle Rosine, die tatkräftige Schwägerin, die auf Güntershain recht eigentlich das Regiment führte, bei seinem Abgang ins Feld entlassen hatten. Dem wackeren Manne stieg eine heiße Blutwelle zu den Schläfen auf, und ihm war, als höre er wieder die scharfen Stimmen seiner Damen, die dem Himmel dafür Dank sagten, daß er ihrem teuersten Albrecht Gelegenheit biete, den derangierten Trömmlitzischen Finanzen wieder aufzuhelfen und neben Ruhm, Ehre und unvergänglichen Meriten um Christenheit, Kaiser und Reich ein Erkleckliches an Geld oder Geldeswert zu erwerben. An Ruhm, Ehre und Meriten brachte er ja ein wohlgerüttelt und -geschüttelt Maß mit heim, aber mit dem „Erklecklichen" haperte es mehr, als gut war, denn die beiden anderen Stücke, über die Herr von Trömmlitz auf dem Marsche wie im Quartier nicht ohne Grund mit der Wagenplane zugleich auch den Schleier des Geheimnisses gebreitet ließ, hatten für den Liebhaber kaum einen höheren Raritätswert, als der vergoldete Mond vom Zeltknaufe des Paschas.

Und nun, wo nur noch eine knappe Wegstunde ihn und seine morgenländischen Wunder von Madame und Demoiselle trennten, wurde ihm etwas bänglich zu Mut, und es erging ihm nicht viel anders als seinem Jägerburschen, der ja nach seinem eigenen Bekenntnis auf die Heimkehr nicht sonderlich versessen war. Am liebsten hätte er, bevor das Türmlein des Heimatdorfes hinter der Waldecke auftauchte, noch einmal ausschirren und absatteln lassen; aber das ging nicht gut an, denn der reitende Kurier, der am Morgen zugleich mit ihm von Leipzig aufgebrochen war, um ein kurfürstliches Handschreiben an den Hof zu Merseburg zu bringen, hatte den Auftrag erhalten, im Güntershainer Schlosse vorzusprechen und dort die in Kürze bevorstehende Ankunft des Hausherrn zu melden.

Er brauchte so etwas wie Trost und Zuspruch oder zum mindesten wie Ablenkung und richtete mit der geheimnisvollen Redewendung, mit der er die seltsame Fracht des Bagagewagens zu deklarieren sich gewöhnt hatte, wenn unberufene Ohren in der Nähe waren, an seinen Begleiter die Frage: „Was dünket dich, Lorenz, das sie daheim zu dem Güldenen, dem Schwarzen und dem Olivenfarbenen sagen werden?"

Da zuckte der Bursch die Achseln, griff in die Zügel, als könne er damit den Schritt des nahenden Verhängnisses verzögern, und meinte gelassen: „Das Güldene sollte wohl vor den Augen des gnädigen Frauenzimmers bestehen können, denn wie der Fahnenschmied von der ersten Leibkompagnie,

der mit solcherlei Dingen Bescheid weiß, kalkuliert hat, ist das Dukatengold daran seine acht Gulden wert, wobei das Kupfer gar nicht einmal gerechnet ist; aber zu dem Schwarzen und dem Olivenfarbenen, denk ich, werden sie Maul und Nase aufsperren."

*

Während Herr von Trömmlitz die Hoffnung auf einen frohen Empfang daheim im Staube der Landstraße bestattete und dafür bei dem Gedanken an die beiden Fäßlein süßen Ungarweins, die, mit Ketten wohl umschnürt, unter dem Wagen schaukelten, Trost suchte, schoß im Güntershainer Herrenhause, das man das Schloß nannte, obschon es ein schmuckloser, beinahe ärmlicher Bau war, dessen Äußeres seine Entstehung in den letzten, mageren Jahren des großen Krieges nur zu deutlich verriet, die Hoffnung auf eine gesegnete — und nicht nur im kirchlichen Sinne gesegnete — Heimkehr des Kammerrats desto üppiger ins Kraut. Man hatte ihn bereits seit etlichen Tagen erwartet, denn die Kompagnie des Kapitäns von Osterhausen, die zu Schafstädt in Garnison lag, war schon letzten Montag durch das Dorf marschiert und ihrer raren vierbeinigen Beute: eines Kamels und dreier seltsam aufgezäumter und mit Roßschweifen behängter Türkenpferde, halber von der lieben Jugend etliche Meilen weit begleitet worden, und die Kränze über der Tür, die die Damen in Gemeinschaft mit der Schulmeistersfrau gewunden hatten, sahen längst nicht mehr so frisch aus wie Dienstag früh, wo Demoiselle Rosine die Haken zu ihrer Befestigung mit eigener Hand in die Fugen des Mauerwerks getrieben hatte.

Heute jedoch, das wußte man vom kurfürstlichen Kurier, würde Herr Albrecht kommen, und zwar, woran nicht zu zweifeln war, auf Flügeln der Sehnsucht. Er hatte in Lindenau, wo seine Kompagnie jetzt im Quartier lag, das Kommando abgetreten und konnte, unbehindert durch das langsam marschierende Kriegsvolk, mit Roß und Wagen desto schneller reisen. Mit der Schloßherrschaft harrte das ganze Dorf des heimkehrenden Gebieters. Daß der gnädige Herr bei der großen Viktorie über den alten bösen Feind der Christenheit mit dabei gewesen war, deuchte die Bauern keine leichte Sache und ein triftiger Grund, sich einen halben Feiertag zu machen; überdies waren sie neugierig, ob auch er ein Kamel oder ein paar türkische Pferde mitbringen werde, wenn nicht gar ein halbes Dutzend praller Säcklein mit Goldstücken aus Kara Mustaphas Kriegskasse, über deren unermeßlichen Bestand märchenhafte Kunden im Lande umliefen. Mit der Dreschарbeit wollte es deshalb heute nicht recht flecken; die Leute standen seit Mittag unter der Linde vor dem Kirchhof und schauten erwartungsvoll die Landstraße hinauf oder saßen im Erbgericht und besprachen bei schwächlichem Bier und starkem Branntwein das bevorstehende große Ereignis.

Am aufgeregtesten war jedoch Jörg Sperling, der Güntershainer Schulmeister, ein baumlanger hagerer Mann, der mit den ihm verliehenen Gaben

zu wuchern verstand, Sonntags den Küsterdienst versah, Sonnabends die Bauern barbierte und nächtlicherweile mit Spieß und Laterne für die Sicherheit des Dorfes wachte, nebenbei aber auch noch als Bader den körperlichen Gebrechen seiner Mitmenschen zu Leibe ging und jeden, bei dem seine Schröpfköpfe und Latwerge nicht anschlugen, als Totengräber unter die Erde brachte. Man hatte ihn mit seinem Nachtwächterhorn auf das Türmlein der Kirche postiert, auf daß er es der Herrschaft und den Hintersassen mit dem starken Hauche seines Odems melde, wenn Reiter und Planwagen hinter der Waldecke auftauchten. Da oben gab's für ihn freilich mehr zu tun, als durch die gen Morgen gerichtete Luke zu spähen: er mußte zugleich auch ein Auge auf die Schuljugend haben, die er, damit keines der ihm anvertrauten Schäflein entwische, auf dem Kirchhof eingesperrt hatte, wo sie, die Zeit des Wartens zu verkürzen, zwischen den Grabhügeln der Vorfahren mit gewaltigem Lärm ihre Türkenschlachten schlug. Zuweilen geschah es auch, daß drüben, an einem der Fenster des Schlosses, die gnädige Frau erschien, mit ihrer Stielbrille zum Turme herauflorgnettierte und, wenn sie den Kopf des Schulmeisters nicht in der Luke sah, ungeduldig auf das Fensterbrett trommelte und mit scharfer Diskantstimme rief: „Jörge, abservieret Ihr auch fleißig die Straße? Sehet Ihr denn immer noch nichts? Er muß doch nun endlich kommen!" Dann machte der sechsfältige Mann, so gut sich's in dem engen Mauerloche tun ließ, eine schickliche Verbeugung gegen das Schloß hin und antwortete mit schuldiger Devotion: „Wir sind auf unserem Posten, Madame, und halten Ausschau wie ein Luchs; aber es läßt sich weder Roß noch Wagen, viel weniger des Herrn Kammerrats Liebden in persona sehen."

Wenn Magister Tiburtius, der Güntershainer Pfarrer, der nebenan in seinem rebenumsponnenen Patmos saß und gerade in die oratorischen Opfergarben seiner Predigt zum bevorstehenden Erntedankfest ein paar saftig-grüne Lorbeerreiser für den sieggekrönten Patronatsherrn flocht, dergleichen Wechselreden zwischen Schloß und Kirchturm vernahm, legte er die Feder aus der Hand, zupfte an seinem schlohweißen Zwickelbärtchen und dachte, während ein behagliches Lächeln über sein rosiges Greisenantlitz huschte, darüber nach, wie die erwartete Heimkehr des Odysseus dessen Penelope so gänzlich verändert habe. Denn Madame pflegte sich sonst äußerst rar zu machen, und wenn sie auch allsonntäglich mit der ihrer gräflichen Herkunft angemessenen steifen Würde im Kirchenstuhl saß, so fragte sie doch nicht viel nach Gott und seinen Kreaturen, am allerwenigsten nach ihrem Eheherrn, es sei denn, daß sie ihm, was aller Vierteljahre gewöhnlich einmal geschah, in einem Anfall von übler Laune mit ihren Klagen über das Elend dieser unvollkommenen Welt im allgemeinen und die ein wenig verfahrene Wirtschaft zu Güntershain im besonderen beschwerlich gefallen wäre. Im übrigen verlief ihr Leben einförmig und still zwischen ihrem Stickrahmen und ihren Büchern; aber heute vermochte sie weder der Paravent mit den roten und gelben Tulipanen, den sie

gerade unter den Händen hatte, noch der fünfte und letzte Band der „Durchlauchtigen Syrerin Aramena" Anton Ulrichs von Braunschweig-Lüneburg in ihrem Boudoir zu fesseln. Sie war bald hier bald dort, stieg sogar, was sonst höchstens um die Weihnachtszeit einmal vorkam, wenn der Stollenteig eingerührt wurde, in die Küche hinunter, sah nach, ob in des Kammerrats Kabinett auch das Kaminfeuer tüchtig brenne, und sorgte dafür, daß sein so lange verwaist gewesenes Bett mit Hilfe von drei zinnernen Wärmflaschen zur Aufnahme seines Heldenleibes würdig vorbereitet werde.

Ob diese Fürsorge für sein Wohlbefinden lediglich ein Ausfluß ihrer sonst ein wenig zurückhaltenden ehelichen Liebe war, ob ihr die dreimonatige Trennung erst zum Bewußtsein gebracht hatte, welches Juwel sie, die Dame von Geist und Distinktion, an ihrem guten, leider nur ein wenig unbedeutenden und manchmal gar zu derben Albrecht besaß, ob sie ihm den Übergang vom ungebundenen Soldatenleben zu der soliden und streng geregelten Güntershainer Alltäglichkeit erleichtern wollte, oder endlich, ob die lustig prasselnden und knisternden Buchenkloben und die drei Wärmflaschen den Beginn einer neuen Ära im wirtschaftlichen Leben derer von Trömmlitz zu symbolisieren berufen waren, einer Ära, die nach der Überzeugung der Kammerrätin im engsten Zusammenhang mit dem Ärarium Mohammeds des Vierten stehen mußte, wird sich heute, nach mehr als zwei und einem drittel Jahrhundert, schwer entscheiden lassen. Wie dem auch sei, Herr von Trömmlitz hätte alle Ursache gehabt, mit dem seiner wartenden Empfange zufrieden zu sein, und es war bedauerlich, daß seine allzu weit gehende Rücksicht auf das lahme Bein des Falben ihn nötigte, den Genuß solcher häuslichen Freuden über Gebühr hinauszuschieben.

*

Es ist eine alte, tagtäglich aufs neue bestätigte Erfahrung, daß lange und mit Ungeduld erwartete Ereignisse, wenn sie sich endlich einstellen, doch für alle Beteiligten um etliche Minuten zu zeitig kommen. Das zeigte sich auch wieder an jenem Spätnachmittag im Oktober des Jahres 1683. Als das Horn des Turmwächters, nicht viel schwächer als die Drommete des jüngsten Gerichts, die frohe Botschaft von der ersehnten Heimkehr des Schloßherrn auf Rittergut und Dorf herabschmetterte, ging durch das Ithaka des sächsischen Odysseus eine Bewegung, die lebhaft an das Durcheinanderirren von Ameisen erinnerte, in deren wohlgeordnetes Gemeinwesen plötzlich von roher Hand ein Stein geschleudert wird.

Die Bauern, die auf dem Kirchplatze herumgelungert oder in der Schenke gesessen hatten und die sich nun, wo der Gestrenge jeden Augenblick unter ihnen erscheinen konnte, ihres werktäglichen Müßigganges schämen mochten, eilten nach Hause, um ein wenig später, wenn Reiter und Wagen in den Gutshof einbogen, gleichsam frisch von der Arbeit weg, wiederkommen zu können,

und die andern, die bisher auf der herrschaftlichen Tenne gescharwerkt hatten, legten den Flegel beiseite und stellten sich mit heiterer Miene, wie sie nur das gute Gewissen verleiht, in respektvoller Entfernung vom Portal unter der Linde auf.

„Demoiselle la comtesse", wie sich Herrn Albrechts Schwägerin Rosine, in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihren Neigungen durchaus das Widerspiel ihrer Schwester, titulieren ließ, obgleich sie, wiederum im Gegensatze zu dieser, vom französischen Wesen sonst nicht viel hielt, wurde durch Meister Jörgens Alarmsignal im Hühnerhof überrascht, wo sie zurzeit an zehn zu spät erbrüteten Küchlein, die bei dem herbstlich kühlen Wetter nicht mehr gedeihen wollten, und deren Glucke zum Überfluß vor ein paar Tagen vom Fuchs geholt worden war, Mutterstelle vertrat. Sie steckte mit einem Seufzer der Entsagung die ängstlich piependen Tierchen in den ihnen als Kinderstube dienenden, mit Heu ausgelegten Kasten, breitete eine Pferdedecke darüber und begab sich schweren Schrittes — denn sie trug, wenn sie in der Ökonomie tätig war, ein von ihrem Schwager abgelegtes Paar Reitstiefel — in ihr jungfräuliches Gemach, um in aller Eile noch Kleid und Schuhwerk zu wechseln. Madame aber klingelte nach der alten Hausmagd, ohne deren Hilfe die neue Fontange, ein überaus künstliches Bauwerk aus gefältelten Bändern und Spitzen, das sie im Hinblick auf die zu erwartenden Schätze des Orients schon gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von der Entsetzung Wiens bei einem Besuche der Leipziger Michaelismesse erstanden hatte, durchaus nicht auf dem bereits etwas dünn gewordenen Haare sitzen wollte.

Der Pfarrer, dem das noch immer leidlich dichte rote Weinlaub vor dem Fenster seiner Studierstube erlaubte, über die Gutsmauer hinweg so ziemlich alles, was im Schlosse geschah, zu beobachten, ohne selbst dabei gesehen zu werden, lächelte nachsichtig zu der Eitelkeit des keineswegs mehr jungen Weltkindes, das jetzt, obwohl die Zeit drängte, noch Muße fand, vor dem Pfeilerspiegel zu stehen, und sich, die Wirkung des nickenden Kopfputzes mit Befriedigung prüfend, nach allen Seiten drehte, so daß das Profil mit dem über der hohen Stirn und der spitzen Nase schwankenden Aufbau bald am rechten, bald am linken Boudoirfenster sichtbar wurde. Aber das Lächeln verging dem Güntershainer Seelenhirten urplötzlich, denn ihm fiel ein, daß er ja noch die beiden Karmina, die er zur Bewillkommnung des Heimkehrenden gedichtet und mit einer aus Schilfrohr geschnittenen Feder auf je vier sauber zusammengeklebte Bogen Kanzleipapiers geschrieben hatte, am Schloßportale befestigen mußte. Er eilte also mit den Kindern seiner Muse, um deren jedes von seiner Eheliebsten ein Kranz aus Stechpalm und Vogelbeeren gewunden worden war, so schnell es ihm die behäbige Leibesfülle und die alten Füße erlaubten, über den Kirchplatz, hängte sie mit Bindfaden an die verwitterten Ornamente der Torpfeiler, trat ein paar Schritte zurück und las noch einmal mit Behagen die korrekten lateinischen Distichen des einen Poems und die blumenreichen deutschen Verse des andern, eines Akrostichons, das einen Hin-

weis auf die Hinfälligkeit aller des rechten Glaubens entbehrenden irdischen Macht enthielt und in den Anfangs- und Endbuchstaben seiner zwölf Zeilen für den Kundigen die Namen von Trömmlitz und Kara Mustapha barg.

Der geistliche Poet war, wie er jetzt zu seiner Überraschung merken mußte, nicht der Einzige gewesen, der zur Verherrlichung des Tages die Musen bemüht hatte. Gerade als er sich, von seinem Werke aufs neue befriedigt, umwandte, sah er, während ein Böllerschuß von der Kirchhofsmauer krachte, wie der Schulmeister die Lunte wegwarf, den Haselstock aus dem weiten Rockärmel gleiten ließ und, seine Herde vor sich hertreibend, ebenfalls dem Schloßportale zustrebte. Dort ordnete er das kleine Volk in zwei Reihen, stellte die Buben rechts und die Mägdlein links von der Einfahrt auf und machte, indes die Kinder keinen Blick von ihm wandten, mit seinen langen Armen etliche Bewegungen, die etwa aussahen wie die Flügelschläge einer Krähe, bevor sie sich vom Boden erhebt. Und wie nun Herr von Trömmlitz, in einigem Abstande von seinem Bagagewagen gefolgt, über den Kirchplatz trabte und mit dem dreispitzigen Hütchen zum Schlosse hinüberwinkte, wo Madame und demoiselle la comtesse in ihrem Festtagsstaat am Fenster standen und ihre Tüchlein flattern ließen, stieg Meister Jörgens Hymnus, von zweiundzwanzig jungen Kehlen mit Inbrunst gesungen, zum blaßblauen Oktoberhimmel empor:

„Heil dir, erhabner Held!
Du kehrest aus dem Feld
Mit reichem Lorbeer heim und bei gesundem Leben,
Nachdem dein Schwert
Der durstgen Erd
Der Türkenhunde Blut zu saufen hat gegeben."

Der also Gefeierte verdankte es einer glücklichen Anlage zum Leichtsinn, daß er angesichts dieser Huldigung für etliche Minuten seine Sorgen und sogar die bedrohliche Nähe der teuren Gattin vergessen und sich der weihevollen Stimmung des Augenblicks wie dem Hochgefühl seines späten Ruhmes mit ganzer Seele hinzugeben vermochte. Bei der zweiten Strophe schienen die Kinder, durch das gnädige Lächeln des Gestrengen ermutigt, erst die rechte Sicherheit erlangt zu haben. Aber die Bravour, mit der sie sich, verstohlen den über dem Wagen gleißenden Halbmond anstaunend, ihrer Aufgabe widmeten, hatte nur die Wirkung, daß der Zwiespalt, der ja zwischen der Wirklichkeit und dem Wort aus Dichtermund jederzeit obwaltet, „dem erhabenen Helden" desto fühlbarer zum Bewußtsein gelangte. Die Strophe lautete nämlich:

„Fortuna selber führt
Am Zaum, wie sich's gebührt,
Dein kampferprobtes Roß; drum springt's in muntern Sätzen.
Sie hat mit Beut
Dein Herz erfreut
Aus des verruchten Feindes Gold- und Silberschätzen."

Gegen die hier ausgesprochene Behauptung protestierte sogar der Braune, der, ohnehin etwas phlegmatischen Temperaments, dazu schwerknochig und steifbeinig, seit Jahr und Tag nicht mehr an „muntre Sätze" gedacht hatte und durch die ungewohnten Strapazen der Kampagne auch gerade nicht verjüngt worden war. Er stand höchst gleichmütig da, ließ den Kopf hängen, beschnoperte die gelben Lindenblätter, die der Wind ihm vor die Vorderhufe trieb, und hob endlich mit philosophischer Gelassenheit den Schweif, als sei es an der Zeit, seiner Weltverachtung in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck zu geben. Sein Reiter aber, dem bei dem Hinweis auf „des verruchten Feindes Gold- und Silberschätze" der Mut völlig entsank, und den ein argwöhnischer Blick nach dem Schlosse darüber belehrte, daß das von seinen Damen besetzt gewesene Fenster jetzt verlassen war, daß sie also jeden Augenblick im Hof erscheinen konnten, rückte ungeduldig im Sattel hin und her, lächelte ein wenig säuerlich und suchte, indem er verstohlen die Sporen einlegte, den Gaul zu ermuntern und dadurch, so weit es in seiner Macht stand, wenigstens die erste Hälfte der verfänglichen Strophe wahrzumachen.

Zum Glück verriet der Dichter selbst ganz unverblümt, worauf er mit seinen Anspielungen hinaus wollte, indem er dem Heimgekehrten durch den Mund der unschuldigen Kindlein die Mahnung zurief:

„Vergiß, wenn fürderhin
Du zehrst von dem Gewinn,
Den du vor Wiens Bastei'n dem Satan abgerungen,
Der Treuen nicht,
Die dies Gedicht
Gereimet, komponiert und dir zum Preis gesungen!"

Das war so deutlich, daß Herr von Trömmlitz sich für berechtigt hielt, die ganze Huldigung als einen wohlgelungenen Scherz zu betrachten und, die Feier kurzerhand abbrechend und dem Schulmeister mit einem gnädigen Winke dankend, unter sonorem Lachen durch das Portal zu traben, worauf sich auch der Bagagewagen in Bewegung setzte und nicht anders als eine Galeere bei hohem Seegang über das unebene Pflaster vor die Schloßpforte schwankte.

Ganz Güntershain strömte mit Vivatrufen hinterher. Nur Magister Tiburtius blieb wie vor den Kopf geschlagen noch ein Weilchen am Portale stehen, betrachtete mit bekümmerter Miene seine schönen Karmina, die der Gestrenge gänzlich unbeachtet gelassen hatte, und zürnte Meister Jörgen, der ihm auf eine so niederträchtige Art zuvorgekommen war.

*

„Wir müssen dem Himmel zu Dank obligieret sein, daß er keine Pferde mitbringt wie der von Osterhausen, liebe Schwester," bemerkte Madame, als sie mit Rosine zur Begrüßung des Eheherrn die Treppe hinabstieg. „Es scheinet, daß er raisonnable gewesen ist und sich an preziösere Dinge gehalten hat. Man hätte nur prohibieren sollen, daß die Leute dabeistehen und zu-

schauen, wenn der Wagen ausgeladen wird. Bei dergleichen Affären sind Zeugen nicht vonnöten."

„Vielleicht kann man ihm einen Wink geben, daß er das Fuhrwerk, so wie es da ist, in den Schuppen schieben läßt. Dann ließe sich nach eingetretener Dunkelheit alles in guter Ruhe ins Haus bringen."

„Ja, meine Liebe, wenn auf die Domestiken Verlaß wäre! Aber du weißt selbst, wie kuriös sie sind. Zum Schuppen sind wenigstens drei Schlüssel vorhanden, und man soll auch niemand in Tentation führen."

Die guten Damen! Hätten sie nur geahnt, wie überflüssig ihre Sorge um die Bergung der erhofften Schätze war! Aber sie ahnten es nicht, und deshalb fielen die Umarmungen, mit denen sie Herrn Albrecht bedachten, auch so herzlich aus, daß sich ganz Güntershain an diesen erhebenden Beweisen des häuslichen Glückes seiner Herrschaft weidlich erbaute.

Dem Kammerrat war nicht ganz wohl dabei. Der Empfang, der ihm bereitet wurde, verriet nur zu deutlich, was man von ihm erwartete. Madame erging sich in tausend Fragen nach seinem Befinden, aber die Schwägerin, die es für überflüssig hielt, ihre Neugier noch länger hinter verwandtschaftlichen Zärtlichkeiten zu verbergen, erkundigte sich ganz unverblümt danach, ob sich die Teilnahme an der Kampagne auch gelohnt hätte.

„Gelohnt?" rief er und bemühte sich dabei, so unbefangen wie möglich auszusehen, „weißt du denn nicht, daß wir den Türken aufs Haupt geschlagen, die kaiserliche Residenzstadt entsetzet und dadurch dem Römischen Reich wie der heiligen christlichen Religion wiederum Bestand und Sicherheit verbürgt haben?" Er bemerkte den Pfarrer, der sich, um nicht völlig ins Hintertreffen zu geraten, mit seinen umkränzten Gedichten durch die gaffende Menge gedrängt hatte und nun auf eine passende Gelegenheit wartete, seine Huldigung anzubringen. „Meinet Er nicht auch, Herr Magister," wandte er sich an diesen, „daß ein solcher Sukzeß mit den Fatiguen einer beschwerlichen Kampagne nimmermehr zu teuer erkauft worden sei?"

„Euer Liebden spricht als rechter Streiter des Herrn," erwiderte der Pfarrer verbindlich, „und ohnbezweifelt tragen die Meriten, so sich ein christlicher Kriegsmann in diesen Zeitläuften um die Salvierung des rechten Glaubens erworben, ihren köstlichsten Lohn in sich selbst. Gott der Herr hat aber in seiner großen Gnade noch ein übriges getan und das ganze Heerlager des Erbfeindes samt seinen unermeßlichen Schätzen in die Hand der Sieger gegeben, gleichwie wir im zweiten Buche der Chronika von Josaphat und seinem Volke lesen, daß sie dreier Tage bedurften, Güter, Kleidung und köstliches Geräte der Kinder Ammon und Moab unter sich zu teilen. Indem ich nun, als der Herrschaft und des Dörfleins Güntershain bestellter Pfarrer, Euer Liebden gloriösen Einzug zu dieser Stunde segne und für Dero Bemühungen um die Niederwerfung des Antichrists der Gemeinde als eines, wenn auch gar kleinen Teils der Christenheit submissesten Dank abstatte,

möchte ich nicht verhehlen, unserm gnädigsten Herrn zu der gemachten Beute herzlich zu gratulieren und dabei die Armen des Ortes, ingleichen unser der Renovation seit langem höchst bedürftiges Gotteshaus seiner Huld und Fürsorge gehorsamst zu rekommandieren."

Der Kammerrat, der sich nun auch in der Hoffnung auf die Hilfe seines Seelsorgers schnöde getäuscht sah, warf dem Geistlichen nicht gerade den freundlichsten Blick zu. „Ich danke Ihm für seine wohlmeinenden Worte und Wünsche, Herr Magister," sagte er. „Was aber die mitgebrachten Schätze anlangt, auf die sich hier alles zu spitzen scheint, so will ich nicht verhehlen, daß es damit übel ausschaut. Mag sein, daß mein Gewissen allzu subtil ist, aber es hat mich dünken wollen, einem Edelmanne stünde es nicht wohl an, Gold und andere Kostbarkeiten mit sich von dannen zu führen, daran das Blut unglücklicher Christenmenschen klebt. Denn alles, was der Türke zusammengescharrt hat, war nichts anderes als Raub an Völkern, die mit uns eines Glaubens sind und einer Hoffnung auf die Erlösung durch unsern Herrn und Heiland. Ich aber bin mit reinen Händen ausgezogen und durch Gottes Gnade heute auch mit reinen Händen wieder heimgekehrt, und was ich von meiner Kriegsfahrt mitgebracht habe als ergötzliche Souvenirs an die unter der Fahne verlebten drei Sommermonde, sind drei unterschiedliche Stücke ohne sonderlichen Geldeswert. Andere mögen sie darum gering achten, für mich jedoch haben sie ein um so höheres pretium affectionis, als sie niemalen in christlichem Besitz gewesen. Das erste" — hier sah er sich ein wenig unsicher, aber doch schon erleichterten Herzens, denn das Schlimmste war ja nun gesagt, nach seinen Damen um — „ist dieser übergüldete Halbmond vom Gezelt des Paschas von Damaskus, welches Zeichen heidnischer Macht und Herrlichkeit nun, so Gott will, für alle Zeiten untergegangen ist und als eine rechte, vom christlichen Schwerte erstrittene Trophäe hinfort uns und allen, die nach uns kommen, an die von der Christenheit mit Gottes Hilfe abgewandte Heimsuchung gemahnen soll. Das zweite," — er gab Lorenz einen Wink, die Plane des Wagens zu lüften — „ein Präsent für dich, liebe Magdalene, ist dieses türkische Mägdlein, die Tochter eines Agas, will sagen Generals, der Janitscharen, so wir zu Nußdorf unter den Trümmern eines verbrannten Hauses gefunden und, da wir als ihre Lebensretter ein wohlerworbenes Anrecht auf sie erlangt, als gute Beute mit uns von dannen geführt. Sie soll dir nun als eine Kammermagd oder Zofe dienen, und ich hoffe, du werdest, wenn sie erst ein wenig Deutsch gelernt haben wird, Ursache haben, mit ihr zufrieden zu sein. Zum mindesten aber mag ihre Präsenz in Güntershain dich jederzeit daran erinnern, daß dein Eheherr auch im fernen Lande deiner in Liebe gedacht hat."

Bei der Erwähnung des türkischen Mägdleins war eine merkbare Bewegung durch die im Schloßhofe versammelten Neugierigen gegangen, und sie alle, den Pfarrer und den Schulmeister nicht ausgeschlossen, wären sicherlich

dem Wagen um ein paar Schritte näher gerückt, wenn der Respekt vor den Damen sie nicht in ihre Schranken zurückgewiesen hätte. Beide waren, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, langsam und mit eisiger Miene die breiten Treppenstufen hinabgestiegen und spähten nun, sprachlos vor Überraschung, aber mit gutgespielter Gleichgültigkeit, in das dämmrig-dumpfe Behältnis, worin ein seltsam vermummtes Wesen verängstigt und fröstelnd auf einem Lager von Stroh, zerlumpten Teppichen und allerlei fremdartigen Kleiderplunder zwischen Felleisen, Mantelsäcken und Heubündeln kauerte.

Ein Duft von Leder, Wagenschmiere, Zwiebeln und Äpfeln, vermischt mit dem Arom von Rosenöl, Sandelholz und Jasmin, das noch den Kleidern anhaften mochte, und einem scharfen animalischen Geruch, umschmeichelte die Nase der Kammerrätin, als sie, um das ihr dargebrachte lebendige Geschenk näher zu betrachten, den Kopf unter die Wagenplane steckte. Kein Wunder, daß sie mit allen Anzeichen des Abscheus zurückfuhr. „Man sieht nicht sonderlich viel, denn die Person hat das Gesicht umwickelt, als ob sie Zahnschmerzen hätte," bemerkte sie, „aber dafür riecht man desto mehr."

„Weißt du nicht, daß die Türkinnen ihr Antlitz mit einem Schleier verhüllen, liebe Schwester?" fragte demoiselle la comtesse, indem sie, gegen Gerüche weniger empfindlich als Madame, mit eigener Hand die Plane weiter zurückschlug. „Ich dächte," setzte sie hinzu, „man machte dem Dirnlein begreiflich, daß sie sich nicht mehr in der Türkei, sondern in Kursachsen befindet, und daß sie nunmehr die Sitten unseres Landes annehmen muß." Und um mit der Erziehung des armen Geschöpfes gleich zu beginnen, griff sie mit der ihr eigenen Entschlossenheit nach dem dünnen Musselingewebe, das sich um die Stirn des fremden Mädchens wand, den Hinterkopf umschlang und, wieder über das Gesicht gezogen, nur die von langen seidigen Wimpern beschatteten nachtschwarzen Augen freiließ.

Die kleine Türkin schreckte zusammen, hielt mit den schmalen Händen, deren Finger mit Ringen geschmückt und an den Spitzen mit Henna gefärbt waren, den gefährdeten Schleier fest und jammerte mit halblauter Stimme: „jaschmakym! jaschmakym!"

„Hier sind wir in Güntershain, meine Liebe; hier wird deutsch gesprochen," erklärte die Komtesse mit großer Bestimmtheit und ohne sich durch die entsetzten Blicke der vor Schreck halb gelähmten Morgenländerin von ihrem Vorhaben abbringen zu lassen. Aber plötzlich prallte sie mit einem gellenden Schmerzensschrei zurück und starrte auf ihr Handgelenk, das aus drei oder vier kleinen Wunden blutete.

„Das maliziöse Subjekt hat dich wohl gebissen?" fragte Madame, puterrot vor Entrüstung.

„Die Dirne war's nicht," erwiderte die Schwester, die sich in jeder Lage schnell zu fassen wußte und nun aus einiger Entfernung unter die Plane lugte, „es muß etwas anderes gewesen sein."

Der Kammerrat wechselte mit Lorenz, dem es schwer fiel, ernst zu bleiben, einen Blick geheimen Einverständnisses. „Unzweifelhaft war es das Olivenfarbene, teuerste Schwägerin, will sagen der Affe, den wir ebenfalls zu Nußdorf erbeutet und als drittes und letztes Andenken an unsere Viktorie über den Antichrist sonderlich zu deiner Ergötzung mitgebracht haben."

„Eine schöne Ergötzung, Schwager!" meinte Rosine mit Hohn, indem sie Herrn von Trömmlitz die verletzte Hand vorwies. „Ich glaube, du hättest klüger getan, die boshafte Bestie da zu lassen, wo du sie fandest."

„Den Schmerz haben wir dem Mägdlein nicht bereiten wollen, denn Aïschè hängt an dem Tiere wie an einem leiblichen Bruder, und schließlich sind auch wir ihm zu Dank obligiert, sintemalen wir ohne ihn sie nimmermehr gefunden hätten. Du mußt nämlich wissen, daß er es war, der uns durch sein Scharren auf den verschütteten Keller aufmerksam machte, darin sie wie eine lebendig Begrabene zu verschmachten meinte."

Das Mädchen, das offenbar verstand, daß ihr Liebling und Beschützer der Gegenstand des Gespräches war, zog den Affen an sich, fuhr ihm mit sanfter Hand über das in hundert Falten gelegte ledergelbe Gesicht, kraute ihm das grünliche Fell und flüsterte beinahe zärtlich: „eji majmun, kimseje zarari dokunnaz." Das schien das Tier zu verstehen; es quittierte mit freundlichem Zähnefletschen über das ihm gespendete Lob und duckte sich mit andauerndem leisen Schmatzen an die Seite seiner Herrin.

Jetzt ließ sich die Güntershainer Schuljugend, die Meister Jörgens haselner Zauberstab bisher an den ihr angewiesenen Platz gebannt hatte, nicht mehr halten, umringte den Wagen und suchte zu den beiden fremdartigen Wesen, die, wenigstens in ihren Augen, tausendmal köstlicher waren, als es Kara Mustaphas gesamter Goldschatz hätte sein können, in engere Beziehungen zu treten. Aber in die ihnen entgegengestreckten Kinderhände schlug weder „das Schwarze" noch „das Olivenfarbene" ein; sie hüllten sich vielmehr mit allen Anzeichen des Unbehagens in ihre Decken und Teppichfetzen und schienen die Annäherungsversuche ihrer jungen Gönner gründlich mißzuverstehen.

„Laß das Dirnlein doch aussteigen, Albrecht," mahnte Madame, die dieser Jahrmarktsszene ein Ende machen wollte. „Da sie nun einmal da ist, mag sie ihren Kram zusammenpacken und in die Gesindestube gehen, bis wir ein schickliches Logement für sie gefunden haben."

Der Kammerrat, froh, daß das arme Geschöpf nun doch vor den Augen seiner Eheliebsten Gnade zu finden schien, trat an den Wagen, legte der kleinen Türkin seine schwere Hand auf die zarte Schulter und sagte in beinahe väterlichem Tone: „Komm, Aïschè, komm ins Haus!"

Das Mädchen zuckte bei der Berührung zusammen, senkte mit einem demütigen „bujurun efendim?" das Haupt und richtete sich, den Sinn der Worte erratend, auf seinem Lager auf. In ihren Bewegungen lag Anmut und Ergebenheit; man merkte ihr an, daß sie aus einem vornehmen Geschlechte

ihres Volkes war, zugleich aber auch, daß sie ihr hartes Los als etwas Selbstverständliches und Unabänderliches mit ruhiger Würde trug. Es mochte angesichts der vielen Gaffer peinlich für sie sein, den Wagen zu verlassen, und sie sah sich einen Augenblick wie hilfesuchend um. Aber da war auch schon Lorenz zur Stelle, schob ein paar allzu neugierige Bauern beiseite und bot Alisché die Hand als Stütze. Sie dankte ihm mit einem leichten Nicken, nahm die Hilfe an und wagte den Sprung zum Boden hinab.

Jetzt, wo sie im letzten Scheine der Herbstsonne vor der Schloßtreppe stand, unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, konnte man erst erkennen, was sie für ein feines und zierliches Geschöpf war. Von ihrem Antlitz waren nur die schwarzen Augen mit den langen Wimpern und den schmalen, wie mit dem Schreibrohr eines Kalligraphen gezogenen Brauen sichtbar; aber schon die ganze zarte Gestalt verriet, daß sie kaum fünfzehn Jahre zählen konnte. Die Männer betrachteten sie mit Wohlgefallen, und dem Pfarrer kam beim Anblick ihrer schweren Flechten, die bis über die Hüften hinabhingen, der Vers aus dem Hohenlied in den Sinn: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomons." Aber die Weiber musterten die kleine Blume des Morgenlandes mit unverkennbarer Geringschätzung und belächelten mit hochmütiger Überlegenheit ihr fremdartiges Gewand: das kurze, mit Goldborte besetzte rote Jäckchen, das die Ärmel des gelben Unterkleides freiließ, die weiten, himmelblauen Beinkleider und die grünen Pantöffelchen aus marokkanischem Leder, in denen die Füße ohne Strümpfe staken.

Alisché hatte, wie in demütiger Erwartung weiterer Weisungen, die Arme über der Brust gekreuzt und wandte keinen Blick von ihrem Gebieter. Als Dörthe, die bejahrte Hausmagd, sie mit derbem Griffe bei der Schulter faßte und die Stufen hinauf ins Schloß schieben wollte, riß sie sich mit einer heftigen Bewegung los, warf der guten Alten einen flammenden Blick zu und murmelte etwas, das wie „gjaur donuz" klang und wohl alles andere als eine Schmeichelei war.

Die Damen waren ob der augenscheinlichen Widersetzlichkeit des armen Wesens entrüstet, und auch der Kammerrat ärgerte sich darüber, daß „das Schwarze" so gar nicht verstand, die Gunst der Herrin zu gewinnen. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde er das Mädchen barsch angefahren haben, doch zum Glück für sie kam ihm der Jägerbursch zuvor, indem er ihr, auf die Pforte deutend, die Mahnung „rahat ol!" zuraunte, Worte, die er sie oft genug hatte aussprechen hören, wenn es den leicht erregbaren Affen zu besänftigen galt. Da lachte sie und ließ sich von der Magd willig ins Haus geleiten. Und in dem Augenblick, wo sie verschwand, sprang ihr vierhändiger Freund in mächtigem Satze aus dem Wagen und hastete zum Jubel der Dorfjugend hinter seiner Schicksalsgefährtin her.

Der Kammerrat, der drinnen wohl ein neues Unheil heraufziehen sah, folgte. Madame jedoch, die den enttäuschten Blick des Pfarrers bemerkt

hatte und in ihm eine mitfühlende Seele vermutete, winkte ihn herbei, nahm seine Karmina in Empfang und sagte: „Was dünket Ihn, Herr Magister, von den remarquablen Dingen, so Herr von Trömmlitz von Wien mit heimgebracht? Ich will nicht leugnen, daß ich auf ein weniges mehr gerechnet hatte. Aber schließlich muß man zufrieden sein, daß er bei seinen Jahren in guter Konstitution und ohne Blessur aus der Kampagne zurückgekehrt ist."

*

Es war nur gut, daß Magister Tiburtius seine Predigt zu dem mit Rücksicht auf die Heimkehr des Patronatsherrn diesmal um acht Tage verschobenen Erntedankfest bereits ausgearbeitet und gründlich memoriert hatte, denn an dem Sonnabend, der dem großen Tage voranging, hätte er nicht viel Zeit mehr darauf verwenden können. Herr von Trömmlitz hatte ihn nämlich gleich nach dem Mittagsmahl aufs Schloß beschieden, auf daß er ihm für das Kirchenbuch, worin seit alters alle wichtigen Begebenheiten, die Dorf und Herrschaft betrafen, zum ewigen Gedächtnis eingetragen wurden, einen ausführlichen Bericht über seine Teilnahme an der Kampagne und über die Entsetzung der kaiserlichen Residenzstadt Wien in die Feder diktiere.

Jetzt saß der Pfarrer mit verhaltenem Seufzen am Schreibtische des Gestrengen, ehrlich bemüht, dem lebhaften Vortrage des mit großen Schritten im Gemach auf- und niederwandernden Kriegshelden zu folgen und als gewissenhafter Historiograph in dessen Erzählungen Spreu und Weizen zu sondern. Denn der Kammerrat, der selbst fast nie die Feder zur Hand nahm und die wenigen Schriftstücke, die er an die Sachsen-Weißenfelsische Regierung zu richten hatte, vom Schulmeister aufsetzen ließ, wenn dieser, um ihn zu barbieren, frühmorgens im Schlosse vorsprach, hatte keine rechte Vorstellung davon, was er dem geistlichen Chronisten zumuten durfte, und schien, frisch, wie er sich mit seinen siebenundfünfzig Jahren selber noch fühlte, gar nicht zu ahnen, daß der Leistungsfähigkeit von Geist, Hand und Auge eines Fünfundsechzigjährigen Grenzen gezogen sind.

Die umständliche Aufzählung der sächsischen Völker, „so anno 1683 wider den Türken gezogen", die Beschreibung der Generalmusterung zu Dresden am 28. des Heumonds, des Aufbruchs der kurfürstlichen Armee am 1. des Erntemonds, des Marsches auf Wien und des großen Feldlagers bei Krems waren glücklich zu Papier gebracht, und der Pfarrer würde nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, wenn Herr von Trömmlitz es damit für heute hätte genug sein lassen. Er war schon rechtschaffen müde und gab sich, um es dem Kammerrat anzudeuten, auch keine sonderliche Mühe, das Gähnen zu unterdrücken; aber dieser nahm keine Notiz davon, marschierte, je tiefer er in die Ordre de bataille hineingeriet, desto schneller im Zimmer auf und ab und machte nur dann und wann einmal am Fenster halt, um in den trüben Herbstnachmittag hinauszuschauen. Daß er dabei jedesmal nach dem Kirch-

turm sah und sich dann mit eigentümlich vergnügter Miene wieder seinem Opfer zuwandte, mußte diesem bei dem im Gemache herrschenden Dämmerlicht entgehen.

Der Güntershainer Herodot hoffte vergebens darauf, daß ihm der Himmel mit irgendeiner Störung zur Hilfe kommen möge. In seiner dumpfen Verzweiflung hätte er nichts dawider gehabt, wenn auf dem herrschaftlichen Hofe oder im Dorfe Feuer ausgebrochen oder sonst irgendein nicht gar zu schlimmes Unheil eingetreten wäre. Er versuchte sogar, seinen Peiniger aus dem Konzept zu bringen, indem er ihn auf das seltsame Gehämmer aufmerksam machte, das sich, wie es schien, vom Kirchhofe her vernehmen ließ. Aber auch das verfing nicht; Herr von Trömmlitz lauschte zwar einen Augenblick hinaus, lachte dann jedoch so herzlich, wie nur er es vermochte, und erklärte, der Herr Magister möge sich des Pochens halber nicht beunruhigen; Meister Schilling — so hieß der Güntershainer Dorfhephäst — lege gewißlich dem von Fahnenschmied gründlich vernagelten Falben ein neues Eisen auf.

Erst mit Eintritt der völligen Dunkelheit wurde der Pfarrer erlöst. Der Gestrenge entließ ihn zwar auch jetzt noch nicht, meinte jedoch, es sei an der Zeit, mit der Schreiberei für heute Feierabend zu machen, und befahl der Magd, die die Lampe brachte, das bewußte Kännlein und zwei Gläser aufzutragen. Da hatte es der geistliche Freund des Hauses mit dem Aufbruche selbst nicht mehr so eilig, schlürfte den süßen Tropfen, der in den Rebengärten von Tokaj gereift war, mit dankbarem Behagen und übernahm freiwillig das Amt, den Docht zu schnäuzen, während ihm der Kammerrat im bequemen Lehnstuhle gegenübersaß, aus dem silberbeschlagenen Meerschaumkopf, dessen er sich sonst nur bei festlichen Anlässen zu bedienen pflegte, gewaltige Rauchwolken über den Tisch blies und, von der Erinnerung an seine kriegerischen Erlebnisse hingerissen und durch keine Rücksicht auf die Hand eines Schreibenden mehr gehemmt, mit solcher Begeisterung vom Sturm der kursächsischen Völker auf das von Osman Ogoli verschanzte Nußdorf berichtete, daß Madame etliche Male behutsam durch den Türspalt lugte, weil sie befürchten mochte, ihr Eheherr sei seiner Sinne nicht mehr mächtig und trachte dem greisen Seelenhirten nach dem Leben.

Als dieser spät am Abend das Schloß verließ, war ihm nicht viel anders zumute als vor achtundvierzig Jahren, wo er als Wittenberger Studiosus zum erstenmal einem Doktorschmaus beigewohnt hatte, und es wurde ihm trotz der von Herrn von Trömmlitz vorsorglicherweise ins Fenster gestellten Lampe gar nicht leicht, den Weg über den Hof zu finden, zwischen den Pfeilern des Portals hindurchzulavieren und, ohne an der Kirchlinde Schiffbruch zu leiden, in den stillen Hafen seines Patmos einzulaufen. Die Pfarrerin, die sich, des Wartens müde, schon zu Bett begeben hatte, war von dem absonderlichen Zustand ihres Eheherrn um so weniger erbaut, als er für die Neuigkeit, mit der sie ihn zu überraschen gedachte, nicht das geringste Interesse zeigte, vielmehr, jedes Zwiegespräch mit ihr ablehnend, seinem Lager zustrebte und, was

in den vier Jahrzehnten ihres gottselig geführten Ehestandes noch nie geschehen war, ohne sein Nachtgebet zu verrichten, in die Federn sank. Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß die wackere Frau am nächsten Morgen mit ihrem Johannes ein wenig schmollte, sich beim Auftragen der Frühstückssuppe in eisiges Schweigen hüllte, und es dem geistlichen Sünder überließ, sich Talar und Kröse selber aus dem Schranke zu holen.

Unterdessen stand der Kammerrat heiterer und zufriedener als je am Fenster seines Kabinetts, sah schmunzelnd zum Kirchturm hinauf, dessen Glöcklein gerade die Gemeinde zum Gottesdienste rief, und genoß in vollen Zügen das erhebende Bewußtsein, sein Andenken bei der Nachwelt gesichert zu haben und sich schon bei Lebzeiten eines Denk- und Ehrenmales erfreuen zu dürfen, das weit über den Bereich seiner Grundherrschaft hinaus- und bis zu den Nachbardörfern Schönau, Schrebenitz und Weidental hinüberleuchtete.

Jetzt trat, die Bibel mit dem Predigtkonzept im Arm und das Barettlein auf dem schlohweißen Haar, Magister Tiburtius aus dem Pfarrhaus und begab sich gemessenen Schrittes über den Kirchhof zur Sakristei. Er pflegte sonst auf diesem kurzen Wege kein Auge für die Umwelt zu haben, denn ein geistlicher Redner soll nicht anders denn gesammelten Geistes die Kanzel besteigen. Heute jedoch, wo sein Haupt nicht ganz frei war, wo er merkte, wie wohl ihm die frische Morgenluft tat, und wo er überdies seinen ganz unchristlichen Groll auf Herrn von Trömmlitz noch nicht völlig niedergerungen hatte, nahm er sich ein wenig Zeit, und dabei wurde er gewahr, daß die Bauern, die wie immer vor Beginn des Gottesdienstes in kleinen Gruppen zwischen den Grabhügeln standen, mit dem Ausdrucke des Erstaunens zum Turm hinaufstarrten, als hätten sie in ihrem Leben noch nie den alten Wetterhahn gesehen. Da richtete auch er den Blick nach oben und — beinahe hätte er in seiner namenlosen Überraschung das heilige Buch zur Erde gleiten lassen! — erkannte die Ursache des allgemeinen Staunens: den Türkenmond, der an Stelle des rostigen Turmhahns mit seiner güldenen Pracht frech und ungebührlich über dem christlichen Gotteshause gleißte.

Gab schon der Anblick dieses verruchten Zeichens islamitischer Abgötterei dem Güntershainer Seelenhirten einen Stich durchs Herz, so schmerzte ihn kaum minder die bittere Erkenntnis, daß der Kammerrat in einer Angelegenheit, die die Kirche betraf, in der er also den Pfarrer unbedingt um seine Zustimmung hätte ersuchen müssen, seine Rechte als Patronatsherr überschritten und, um dem Affront die Krone aufzusetzen, ihn, Magister Tiburtius, auf eine ganz arglistige Art übertölpelt hatte.

Der Gekränkte wandte sich, fest überzeugt, daß das eigenmächtige Vorgehen des Gestrengen auch bei seinen Pfarrkindern den höchsten Unwillen erregt haben müßte, an die ihm zunächst stehenden Gemeindemitglieder und fragte, bebend vor innerer Erregung: „Was sagt denn ihr zu der neuen Mode, so der Herr Kammerrat gleichsam über Nacht bei uns eingeführt hat?“

Die Leute schmunzelten, und einer von ihnen, der Schulze und Kirchenälteste, der als Verwalter des Patrimonialgerichts eine doppelt gewichtige Persönlichkeit im Dorfe war, meinte treuherzig: „Das Ding sieht gar prächtig aus, Herr Pfarrer, und zieret unser Türmlein besser denn der alte Gockel, dem man schon seit Jahr und Tag nicht mehr angemerkt hat, daß er vor Zeiten auch einmal übergüldet gewesen."

„Oh, über den eiteln Glanz des Goldes!" rief der Geistliche mit einem hilfesuchenden Blick zum Himmel, „wisset ihr denn nicht, meine Freunde, daß der halbe Mond das Symbolum des falschen Propheten Mohammed ist und das Panier, darunter der Erbfeind des christlichen Namens wider unser durch Jesu Christi Erlösertod geheiligtes Kreuz streitet?"

„Für so dumm, daß wir das nicht wüßten, dürft Ihr uns nicht halten, ob wir schon einfältige Bauern und keine Doktores sind, Herr Pfarrer," erwiderte der Schulze, der jetzt erst begriff, worauf Magister Tiburtius hinauswollte. „Ich aber meine, wenn der güldene Mond wider das Kreuz gestritten hat, so geschieht es ihm schon recht, daß er jetzo, seinem Propheten zu Spott und Schimpf, ein christliches Kirchlein zieren muß. Da oben hat er keine Macht mehr und ist einem Habicht zu vergleichen, so man an das Scheunentor nagelt, auf daß er alles Böse vom Hofe fernhalte."

Der Pfarrer mußte zu seinem Leidwesen feststellen, daß seine Bauern gegen den Halbmond als Kirchturmzierrat ebensowenig religiöse Bedenken hegten wie der Kammerrat, und da er aus Erfahrung wußte, daß es aussichtslos sei, ihnen solche Bedenken einzureden, änderte er seine Taktik und suchte sie bei einer Stelle zu packen, wo sie besonders empfindlich waren.

„Ist alles gut und wohl gesprochen," sagte er einlenkend, „und wenn ein jeder das Ding so ansähe wie ihr, meine Freunde, so möchte das heidnische Feldzeichen füglich da droben bleiben. Ich will nur hoffen, daß der Herr Kammerrat, bevor er den Hahn hat vom Turm holen lassen, um den Konsens der Gemeinde eingekommen ist, ohne deren Wissen und Willen er an der Kirche nichts antasten darf. Denn ob er schon als zeitlicher Grundherr zu Güntershain dieses Gotteshauses Patron ist, so gilt doch sonderlich in rebus ecclesiasticis die Sentenz tres faciunt collegium, was besagen will, daß Patron, Pfarrer und Gemeinde jegliche Resolution in Gemeinschaft treffen sollen. Mich als den bestellten Pfarrherrn hat Seine Liebden um meine Approbation zu begrüßen unterlassen, weshalb ich willens bin, dieserhalb an ein hohes Konsistorium zu remonstrieren. Wie es mit der Gemeinde stehet, weiß ich nicht, kann aber nimmermehr glauben, daß sie sich ihre Rechte und Privilegia sollte sonder Widerspruch verkürzen lassen."

Daß dieser Beweisgrund seine Wirkung nicht verfehlte, konnte Magister Tiburtius an den verdutzten Gesichtern seiner Pfarrkinder deutlich genug erkennen. Er durfte sich deshalb jedes weitere Wort sparen und betrat, während die letzten Töne des Glöckleins verklangen, erhobenen Hauptes die

Sakristei. Ehe er das Pförtchen hinter sich ins Schloß fallen ließ, spähte er noch einmal zurück. Da sah er mit Befriedigung, wie die Bauern, die sich jetzt langsam nach der weitgeöffneten Kirchtür hin in Bewegung setzten, die Köpfe zusammensteckten und sich an den Schulzen drängten. Die Saat des Mißvergnügens, die er eben erst ausgestreut hatte, schien also schon aufgegangen zu sein.

Der festlichen Stimmung und dem Gefühl des Dankes, das heute alle Herzen hätte beseelen sollen, war dieses allgemeine Mißvergnügen nicht eben günstig. Es war, als hätte der ungewöhnlich frühe Nachtfrost, der draußen auf dem Kirchhof und in den Hausgärtchen der Dorfbewohner das Laub der Kräuter und Stauden geschwärzt und die letzten Herbstblumen zu Tode getroffen hatte, auch die in der Kirche versammelte Gemeinde gestreift. Wohl schallte das alte Danklied der Christenheit vollstimmig durch das kleine bescheidene Gotteshaus, aber aus dem Gesange der Männer klang es wie Trotz und Auflehnung, und wer die Blicke beobachtete, die bald scheu und verstohlen, bald dreist und herausfordernd zum herrschaftlichen Gestühl hinüberschweiften, der hätte sich nicht darüber gewundert, daß auch ein Choral, dessen Text des Schöpfers Güte preist, gleich einem Kampfliede klingen kann. Sogar Meister Jörgens Orgelspiel war heute nicht wie sonst: in die Akkorde und Läufe schlichen sich Disharmonien ein, und die Kadenzen brachen mitunter ganz unvermittelt ab. Nicht, daß dem vielseitigen Manne die Sorge um Symbole oder angetastete Rechte am Herzen gefressen hätte! Er gönnte vielmehr als verkanntes und darum innerlich mit der Welt zerfallenes Ingenium dem Pfarrer seinen Halbmondärger und der Gemeinde den herrschaftlichen Fußtritt, aber er hatte es immer noch nicht verwunden, daß sein Huldigungskarmen unbelohnt geblieben war, und so saßen Enttäuschung und heimlicher Groll neben ihm auf der Orgelbank und legten ihre schweren Hände zwischen die seinen auf die Klaviatur.

Am auffälligsten mußte jedoch das Mißverhältnis zwischen Inhalt und Vortrag erscheinen, das in Magister Tiburtius' Predigt obwaltete. Der alte Geistliche war kein begnadeter Redner, und die Gabe, frei zu sprechen und im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden, war ihm versagt. Zudem fühlte er sich, seit sein Gedächtnis nachgelassen hatte, mehr als je an sein Konzept gebunden. Nun hatte er jedoch, wie wir wissen, den Festsermon zum heutigen Sonntag schon vor der Heimkehr des Patronatsherrn und vor allem vor dessen betrüblichem Sündenfall, also unter ganz anderen Voraussetzungen, aufgesetzt und keine Zeit mehr gefunden, den Entwurf noch einmal zu überarbeiten und die für Herrn von Trömmlitz hineingewundenen Lorbeerzweiglein der veränderten Sachlage gemäß zu beschneiden. Er litt deshalb unter dem drückenden Bewußtsein, als willenloser Sklave seiner vier engbeschriebenen Foliobogen Dinge sagen zu müssen, die nicht zutrafen, und wenn er auch vom ersten Teil seiner Rede, worin er Gott dem Herrn für seine

guten Gaben und für die wunderbare Errettung der Christenheit aus der Hand der Ungläubigen dankte, kein Jota zurückzunehmen brauchte, so lag ihm doch schwer auf der Seele, daß im zweiten Teile der Mann, der ihm den Tort mit dem Halbmond angetan, ganz über Gebühr als Held und Gottesstreiter gefeiert und des reichsten zeitlichen und ewigen Lohnes für würdig erklärt wurde. So kam ihm denn auch die Danksagung an den Herrn der Schöpfung und der Heerscharen nicht mit der überzeugenden Wärme von den Lippen, die sogar schlechteren Predigten als der des guten Magisters eine erbauliche Wirkung zu sichern vermag; vollends aber drohte ihm die Stimme zu versagen, als er sich vom himmlischen Herrn dem irdischen zuwenden mußte und nun mit seiner besseren Überzeugung in den heftigsten Zwiespalt geriet. Was er da sprach, klang den großen Worten zum Trotz so matt und lässig, daß mehr als eines der Gemeindeglieder den Blick halb besorgt, halb schadenfroh auf den so seltsam Gefeierten richtete und sich die Frage vorlegte, ob der gekränkte Pfarrer in seinem Zorn nicht doch ein wenig zu weit gehe.

Der Einzige, der von alledem nichts merkte, vielmehr glücklicher und zufriedener dreinschaute als je, war der Kammerrat. Die Hände über dem silbernen Knopfe seines spanischen Rohres gefaltet, das dreispitzige Hütlein neben dem Gesangbuch vor sich auf der Pultleiste des Kirchenstuhles, saß er zwischen seinen Damen breit und behäbig da wie das leibhaftige gute Gewissen. Den Kampfton im Gemeindegesang vernahm er nicht, die abgehackten Kadenzen des Orgelspiels schrieb er den verfrorenen Händen des Schulmeisters zu, die er kurz zuvor erst aus nächster Nähe betrachtet hatte, als sie mit Barbierpinsel und Messer an seinen prallen Wangen beschäftigt gewesen waren, und aus der Predigt hörte er lediglich das ihm gezollte faustdicke Lob heraus, das ihn in der hohen Meinung von sich und seinem Kriegsruhm nur noch bestärkte. Nichts deuchte ihn erklärlicher als der Umstand, daß den Alten da oben auf der Kanzel das Predigen heute anstrengte, daß er übernächtig, matt und zerstreut aussah, und daß er halbe Worte verschluckte, denn keiner wußte besser als er, wo sich Magister Tiburtius diese Leibesschwachheit geholt hatte. Und weil ihn jede oratorische Entgleisung seines Opfers an den Schabernack erinnerte, den er dem guten Pfarrer gespielt, wurde er von Minute zu Minute vergnügter gestimmt, freute sich von ganzem Herzen des gestürzten und nun wieder erhöhten Halbmondes, der sein Andenken in Dorf und Umgegend lebendig halten sollte, und sang, dankbar gegen Gott und alle Welt, ganz wider seine Gewohnheit den Ausgangschoral des Gottesdienstes so kräftig mit, daß ihm Gattin und Schwägerin erstaunte Blicke zuwarfen.

Allzu lange durfte Herr von Trömmlitz das schöne Bewußtsein seines Triumphes freilich nicht genießen. Es zeigte sich auch jetzt wieder, daß dem Schicksal das bescheidenste Behagen ebenso verhaßt ist wie der selbstsichere Übermut, und daß es für jeden noch so kleinen Freudenbecher, den der Mensch an die Lippen führt, zum mindesten drei Wermuttropfen bereit hält.

Die beiden ersten dieser Tropfen bekam der Kammerrat noch vor dem Mittagessen zu kosten. Im Güntershainer Herrenhause hielt man seit alters darauf, daß zum Erntedankfest niemand vom Gesinde beim Gottesdienste fehlen durfte. Auch diesmal waren Knechte und Mägde wie die wenigen im Schlosse bedienstete Leute vollzählig in der Kirche, und nur Aïschè, die sich zu Frau von Trömmlitz' Überraschung als eine Meisterin mit der Sticknadel erwiesen und schon in den wenigen Tagen ihrer stillen Wirksamkeit das Wachstum der Paravent-Tulipanen bedeutend gefördert hatte, war aus begreiflichen Gründen daheim gelassen worden. Nun mochte aber das Sprichwort „Wenn die Katze weg ist, tanzen die Mäuse" auch in der fernen Türkei seine Gültigkeit haben; jedenfalls handelte die schwarzhaarige Kleine danach, indem sie, durch die im Schlosse herrschende Stille und den aus der Kirche herüberschallenden Gesang ermutigt, eine Entdeckungsreise in die ihr noch fremde Welt einer abendländischen adligen Häuslichkeit unternahm und, erst zaghaft, dann immer kecker, von einem Gemache zum andern vordrang. Da stieß sie allerdings auf manches, was ihre Neugier reizte und der genaueren Betrachtung wert schien, und da ihr die Zeit dabei wie im Fluge verging, war es nicht weiter verwunderlich, daß Madame bei ihrer Heimkehr den Stickrahmen noch verweist fand und sich nun selbst auf die Suche nach ihrem seltsamen Zöflein begeben mußte.

Mit welchem Erfolge dies geschah, das erfuhr der Kammerrat zu allererst. Zunächst vernahm er urplötzlich in einiger Entfernung von seinem Kabinett die scharfe Stimme der scheltenden Eheliebsten, und da auf ihre erregten Worte keine Gegenrede erfolgte — die alte Dörthe pflegte bei allem Respekt vor der Herrschaft doch nie eine Antwort schuldig zu bleiben —, so stieg die bange Ahnung in ihm auf, „das Schwarze" müsse wohl den Anlaß zu Madames Ärger gegeben haben. Während er noch überlegte, ob es in diesem Falle wohl geraten sei, zwischen Orient und Okzident zu vermitteln, erschien die Kammerrätin, Aïschè hinter sich herzerrend, schon selbst, in der Rechten Herrn von Trömmlitz' Maßholderrohr mit dem silberbeschlagenen Meerschaumkopf, aus dem sich noch ein dünner Rauchfaden emporschlängelte, während ihre Linke das feine Handgelenk des schreckensbleichen Mädchens mit festem Griff umklammert hielt.

„Da sieht man, wozu es frommt, wenn man derlei heidnische Subjekte in ein christliches Haus introduziert!" stieß sie, puterrot vor Zorn, hervor. „Kannst du dir imaginieren, Trömmlitz, in welcher Situation ich die insolente Person überrascht habe? Stelle dir vor: sie war in der salle à manger, hatte den Tafeltapis auf die Dielen gelegt und sich darauf gesetzt, gaffte die Familienporträts an und schmauchte dazu aus deiner Pfeife Tobak!"

„Nun, sie wird sich eben auch ein kleines Sonntagsplaisier haben gönnen wollen, liebe Magdalene," meinte Herr von Trömmlitz, dem gerade nichts Besseres zur Verteidigung seines Schützlings einfiel. Aber da kam er bös an!

„Ein Sonntagspläsier? Was weiß so eine ungläubige Dirne von unserm heiligen Sonntag! Willst du auch damit deine Moquerie treiben? Ist es nicht genug, daß du unserm Kirchlein das Air von einem türkischen Bethaus gegeben hast? Konntest du wirklich nichts Räsonnableres mitbringen als Dinge, von denen man nichts als chagrin hat?"

Der Kammerrat zuckte die Achseln und schwieg, denn er wußte nur zu genau, daß er unfehlbar den Kürzern zog, wenn er sich auf ein Redeturnier mit seiner Gattin einließ. Er rechnete darauf, daß sich ihr Zorn am schnellsten legen werde, wenn er nicht durch Widerspruch angefeuert würde, wanderte deshalb mit gut gespieltem Gleichmut im Zimmer auf und ab und trat schließlich ans Fenster, um dadurch anzudeuten, daß die Angelegenheit für ihn erledigt sei. Aber „das Güldene" da oben über dem Turmknauf gewährte ihm keinen rechten Trost mehr, und es erschien ihm wie eine Erlösung, als jetzt auch die Schwägerin eintrat und von Madame sofort mit Beschlag belegt wurde. Da bemerkte er freilich bald mit Schrecken, daß Demoiselle Rosinens Mienen alles andere als etwas Gutes verkündeten. Sie hörte denn auch mit einer Art von boshafter Genugtuung die Klagen der Schwester an und packte, als diese sich erschöpft hatte, ihrerseits aus, indem sie, mit frischen Kräften Madames Redefaden weiterspinnend, Aisché beschuldigte, den Affen unbeaufsichtigt gelassen zu haben. Nun sei das Tier in die Speisekammer und über die Töpfe mit dem Honig und den eingezuckerten Früchten geraten, habe die Schweinsblasen, womit sie verschlossen gewesen, durchlöchert und ein brav Teil der süßen Leckereien vertilgt. Aber sie habe es ja gleich gesagt, es sei besser gewesen, der Herr Schwager hätte das türkische Vieh da gelassen, wo er's gefunden. Und wenn das fremde Dirnlein, setzte sie mit Hohn hinzu, wirklich mit so herzlicher Zuneigung an dem Affen hinge, so hätte Herr von Trömmlitz am besten getan, auch sie in Nußdorf zu lassen, allwo sich leichtlich ein andrer Narr gefunden haben würde, so diese unnützen Kreaturen aus christlichem Erbarmen mit von dannen genommen.

Wäre jetzt noch jemand mit der Behauptung gekommen, der halbe Mond da droben auf dem Kirchturm habe die liebe Sonne mit seinen spitzen Hörnern ergriffen und weidlich gezwickt, so würde sich der Kammerrat kaum noch gewundert haben. Er stand wieder am Fenster, trommelte mit den Fingern gegen eine der kleinen Scheiben, daß sie in ihrer Bleiverglasung klirrte, und pfiff gelassen den pas de charge, unter dessen Klängen die kursächsischen Völker an jenem denkwürdigen 12. September zu dem berühmten Flankenangriff auf Osman Ogolis Kerntruppen ausgerückt waren.

Und wie damals, so geriet auch heute der Feind bei der herausfordernden Melodie ins Wanken; die Tür fiel ins Schloß, und die scheltenden Stimmen der Damen verhallten in immer weiterer Ferne auf dem Korridor.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Thomas Mann, „Betrachtungen eines Unpolitischen“[1]).

Dieses Buch ist ein merkwürdiger Block; ein Konglomerat seltsam gelagerter Kristalle, die aus heißer Mutterlauge teils leidenschaftlich angeschossen, teils ruhig und klar gewachsen sind. Mit Mut geschriebene Bekenntnisse sind es, Sätze, durch allerlei Prismen innigen Überdenkens gebrochen, oft noch mit all den störenden Randstrahlen eines letzten Schliffes, ohne endgültige Fassung gegeben. Aber das persönliche Ideenspektrum erscheint dennoch klarfarben, wenn auch die Grenzen oftmals — was lebhaftes Entwickeln mit sich bringt — ineinander übergreifen.

Diese sechshundert Seiten, denen eine ausführliche Exposition vorausgeht, sind nicht leicht zu lesen. Es ist ja auch eigentlich kein Buch, dieses Mittelding zwischen Werk und Erguß, Komposition und Schreiberei, wie Mann es selbst bezeichnet und das er als eine Art von Tagebuch genommen haben will, dessen frühe Teile aus den Anfängen des Krieges, dessen letzte Abschnitte etwa von der Jahreswende 1917/18 stammen, kein Kunstwerk, vielmehr Aufzeichnungen, Betrachtungen, Künstlerwerk, Werk eines Künstlertums, das sich oft in Gegenden bewegt, die ihm ungewohnt sind, das trostreiche Helfer braucht, die stützen, die eigene Meinung, um ihr mit aller Macht Nachdruck zu verleihen, zu allgemeiner Gültigkeit legieren sollen. „Es redet hier einer, der nicht gewohnt ist, zu reden, sondern reden zu lassen, Menschen und Dinge, und der also reden ‚läßt‘, auch da noch, wo er unmittelbar selber zu reden scheint und meint.“

Es wuchs unter Aufgeben anderer Pläne und wurde im Glauben, viel Gutes und Belangreiches sagen zu können, mit Feuereifer begonnen. Durch Monate hindurch schwoll es zu innerer und äußerer Weitläufigkeit an, von der die ursprüngliche Basis und die anfängliche Entwicklung keinen Begriff geben konnte. Es faßt eine Unmenge von Wertvollem, rammt feste Pfeiler ein, schafft Haltepläße, die den in seinem Fluß Getragenen wie erlösende Laterneninseln im Tumult einer belebten Straße erscheinen, die im Verweilen auf sich besinnen und bestimmte Richtungen für den Weiterweg finden und erkennen helfen.

An der Grenze der Vierziger geschrieben, ist es der Drang eines Künstlers, seine Biographie hinzugeben, der Öffentlichkeit Einblick in die Einsamkeit zu gewähren, mehr noch: ihr einen Rechenschaftsbericht zu übergeben, der alles bis auf die geistigen Fundamente seines Künstlertums (und Eitelkeit der Persönlichkeit), jedoch mit Wahrung aller privaten Würde aufzeigen soll; und „Zeitdienst will dieses Buch leisten gebunden und bestimmt, indem es unbekümmert um die Hauptrichtung der Zeit, die von den anderen mit „Geheul“ verfolgt wird, den Swells und Elegants, die Geist, Liebe und Demokratie in ihrem Wappenschilde tragen — und denen seine ganze Verachtung gilt —, seine eigenen Wege geht, die Wege, die vom vorigen Jahrhundert ausgehen und wieder dort münden. Er betont, „ein rechtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts zu sein, in das seine ersten fünfundzwanzig Jahre fallen — die für den Mann so entscheidend sind —, wiewohl er in sich artistisch-formale wie auch geistig-sittliche Elemente, Bedürfnisse und Instinkte finde, die einer neueren Epoche angehören. Wo aber sein Herz spricht, sind es Wurzeln aus dem vorigen Jahrhundert, die es nähren, Säfte aus dem Boden der Überlieferungen seiner künstlerischen Neigungen, jenem Zeitalter bürgerlicher Erzählungskunst, dessen Linie von Adalbert Stifter bis zum spätesten Fontane reicht, seiner heimatlichen Welt deutscher Meisterlichkeit, die eine Sphäre von Romantik,

[1]) Erschienen bei S. Fischer Verlag, Berlin.

Nationalismus, Bürgerlichkeit, Musik, Pessimismus und Humor umspannt. Er erkennt, daß die entscheidende Mitgift, die er vom neunzehnten Jahrhundert empfing, „seine wahrhaftige, unschönrednerische und unempfindsame, dem Kult schöner Gefühle abholde Unterwürfigkeit vor dem Wirklichen und Tatsächlichen ist“, und stellt fest, daß der Roman des Fünfundzwanzigjährigen ein Werk ist, ganz ohne jenen „Geist im Dienste der Wünschbarkeit“, ganz ohne sozialen Willen, ganz unpathetisch, unredneriſch, wahrhaftig in seiner melancholischen Unterwürfigkeit als Studie des Verfalls. Er fixiert für sein Buch damit den ihm gebührenden geistesgeschichtlichen Platz, wie er für seine eigene Persönlichkeit den geometrischen Ort bestimmt, der ihn mit Nietzsche — Wagner — Schopenhauer in eine Ebene stellt, außerhalb jener feindlichen Welt, die er als westlich gerichtet und insbesondere als demokratisch, das heißt politisch empfindet, als Welt des „Fortschritts“, des „Neuen Pathos“ und der „entschlossenen Menschenliebe“.

Es ist ganz klar, daß er immer wieder auf das „Neue“, Andere, als er selbst, zu sprechen kommen muß; es beschäftigt ihn zu heftig, wurmt ihn bisweilen geradezu, und er setzt sich deutlich, manchmal fast mit professoraler Betonung mit ihm auseinander. Gewiß habe er mit ihm zu tun, insofern auch in ihm etwas von jener „Entschlossenheit“ sei, jener Absage an den „unanständigen Psychologismus“ der abgelaufenen Epoche, etwas von einem Willen, den man antinaturalistisch, antiimpressionistisch, antirelativistisch nennen könne und möge. Aber dann sagt er: „Warum mußte ich trotzdem in Feindschaft mit dem Neuen geraten, mich davon abgestoßen, verneint, beleidigt fühlen und in der Tat von ihm beschimpft und beleidigt werden, um so unerträglicher und vergiftender, als es mit dem höchsten literarischen Talent geschah, mit der reißendsten Schreibkunst, der geübtesten Leidenschaft, über die es verfügt? — Weil es mir, mir persönlich, in einer Gestalt entgegentritt, in der es das Tiefste und Gründlichste in mir, das Persönlich-Unpersönlichste, das Unwillkürlichste, Unveräußerlichste und Instinktivste, das nationale Grundelement meiner Natur und Bildung gegen sich aufbringen mußte: in politischer Gestalt.“ Politik ist ihm der biogenetische Kern des „Neuen Pathos“, und sie kann für ihn nur eine Einstellung haben: die demokratische. „Man ist Politiker oder man ist es nicht. Und ist man es, so ist man Demokrat“; dies Axiom ist die polemische Triebkraft des Werkes, der Anreiz jeder Rechtfertigung. „Als Demokratie“, sagt Mann, „als politische Aufklärung und Glückspbilanthropie trat mir das Neue Pathos entgegen. Die Politisierung jedes Ethos begriff ich als sein Betreiben; in der Leugnung und Schmähung jedes nichtpolitischen Ethos bestand — ich erfuhr es am eigenen Leibe — seine Aggressivität und doktrinäre Intoleranz. Die ‚Menschheit‘ als humanitärer Internationalismus; ‚Vernunft‘ und ‚Tugend‘ als die radikale Republik; der Geist als ein Ding zwischen Jakobinerklub und Großorient; die Kunst als Gesellschaftsliteratur und bösartig schmelzende Rhetorik im Dienste sozialer ‚Wünschbarkeit‘: da haben wir das Neue Pathos in seiner politischen Reinkultur, wie ich es in der Nähe sah. Ich gebe zu, es ist eine besondere, extrem romanisierende Form davon. Mein Schicksal aber war es nun einmal, es so zu erleben; und dann ist es immer und jeden Augenblick im Begriff, diese Form anzunehmen: ‚Tätiger Geist‘, das heißt: ein Geist, der zugunsten aufklärerischer Weltbefreiung, Weltbesserung, Weltbeglückung tätig zu sein entschlossen ist, bleibt Politik nicht lange im weiteren und übertragenen Sinne, er ist es sofort auch im engeren, eigentlichen. Und was für eine? — Deutschfeindliche Politik, das liegt auf der Hand. Der politische Geist, widerdeutsch als Geist, ist mit logischer Notwendigkeit deutschfeindlich als Politik.“ Und seine Überzeugung geht dahin, daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben

können, weil es eben die Politik überhaupt nicht lieben kann, weil der „Obrigkeitsstaat" die ihm einzig angemessene Staatsform ist und bleiben muß. Er sieht die Geschichte die organisatorischen und staatsbildenden Kräfte des grundunpolitischen deutschen Volkes preisen, während die sogenannten politischen Völker ihr politisches Temperament niemals sie hat zu etwas bringen lassen, wie die Polen und Iren und selbst die Franzosen, und so meint er, möchte es schließlich auch ohne Politik gehen! Dies scheint ihm ganz natürlich, klar und mit Ruhe hinzunehmen; was ihn aber alarmiert und wogegen sich sein Innerstes sträubt, ist „die Politisierung des Geistes"; ihm gilt der Kampf seines nationalen Wesens, denn Geist ist nicht Politik: der Unterschied von Geist und Politik enthält den von Kultur und Zivilisation, von Seele und Gesellschaft, von Freiheit und Stimmrecht, von Kunst und Literatur; und Deutschtum, das ist Kultur, Seele, Freiheit, Kunst — und nicht Zivilisation, Gesellschaft, Stimmrecht, Literatur. Der Unterschied von Geist und Politik ist der von kosmopolitisch und international; und international ist der demokratische Bourgeois; der Bürger ist kosmopolitisch, denn er ist deutsch, deutscher als Fürsten und „Volk" — und dieser Mensch der geographischen, sozialen und seelischen „Mitte" war immer und bleibt der Träger deutscher Geistigkeit, Menschlichkeit und Antipolitik ... Dies ist das Leitmotiv dieses Buches, der blutige Grundakkord seiner polemisierenden Seele, dies die Feststellung, die ihm Pflicht wird, ihn zum Künder macht, zum Herold deutschen Wesens. Es lag in ihm als Deutschfühlendem, es brauchte nicht den Krieg, um ihm zum Bewußtsein zu werden, es wuchs mit seiner Männlichkeit und wurde zu dieser Zeit reif, die solcher Bekenntnisse und Einsichten bedarf, wurde zum Tubaton des Sieges, an den viele zu glauben aufgehört haben, der andern zu stärkender Wohltat werden kann. —

Wie nahegehend und welch ernste Angelegenheit ist sein peinvoller Widerstand gegen diesen politisierenden Geist, dessen giftige Milde und schön stilisierte Unannehmlichkeit er in einem Manifest zeigt, das um die Jahreswende 1917/1918 erschien, eine zivilisationsliterarische Kundgebung, wie sie heute alle Tage entstehen und zu Tausenden in den Städten Deutschlands verbreitet werden und bis in die weltentrückteste Provinz reisen: „Wir Deutschen" haben, nun wir zur Demokratie heranwachsen, vor uns das allergrößte Erleben. Ein Volk erlangt nicht die Selbstherrschaft, ohne über den Menschen viel zu lernen und mit reiferen Organen das Leben zu handhaben. Das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte liegt in Völkern, die sich selbst regieren, allen Augen offen, und auch die Einzelnen dort erziehen einander, öffentlich handelnd, zur Erkenntnis von ihresgleichen. Aber kommen wir nun innerlich in Bewegung, dann fallen alsbald auch die Schranken nach außen, die europäischen Entfernungen werden kleiner, und als Verwandte auf gleichen Wegen erblicken wir die Mitvölker. Solange wir im staatlichen Stillstand verharrten, erschienen sie uns als Feinde — todgeweiht, weil nicht auch sie verharrten. Kam nicht jene Umwälzung gleich vor dem Ende? War es nicht Verderbnis, in Kämpfen und Krisen die Verwirklichung von Ideen zu betreiben? Auch unser soll jetzt dies Los sein ..." Klingt das nicht, wie die vielen Flugblätter, die genau ein Jahr später nun Deutschland überschwemmen, haben sie nicht alle dieselbe Glätte, den gleichen Phrasenglanz? Man hat jetzt in Deutschland begonnen, dies Los, Ideen politisch zu verwirklichen, tatsächlich begonnen, zu schwärmen und zu irren, Aktionsprogramme reifen zu politischer Verwirklichung, fremde Pfropfreiser übergrünen den Baum, in dem ein ganz anderer Wille zu wachsen lag, die republikanische Rhetor-Bourgeoisie von 1789 ist auch bei uns erwacht, der „Zivilisationsliterat" hat Schule gemacht, und Begriffe, so übersetzt sie anmuten, sind im Kurs und tragen Münzbilder, an die sich viele schon zu gewöhnen be-

ginnen. In Berlin schreit man „Bluthund“ und „hierher mein Volk“, noch mehr, man glaubt an die kindlichsten Utopien aus romanischem Phantasiehimmel, obwohl die Schranken nach außen immer dichter werden und die Mitvölker sich weder auf gleichem Wege bewegen noch Deutschlands Demokraten als „Verwandte“ erblicken. Auf bereiteten Wegen sind fremde Ideen wie Geistesheere in Deutschland einmarschiert und trafen nicht nur „eine ethische Schwäche“, sondern auch positives Entgegenkommen, und während der Keim aus Ententeboden in deutschem Boden fiebert, schließt jene eine moralische Blockade, fürchtend, von einer Bewegung erfaßt zu werden, an die man nicht mehr geglaubt hatte.

Es hat sich klar gezeigt, daß „das nationale Ethos Deutschlands nicht an Klarheit, Distinktheit mit dem anderer Völker sich messen kann, es fehlt ihm, im eigentlichen und übertragenen Sinne des Wortes, an ‚Selbstbewußtsein‘. Es ist nicht wohlumzirkelt, es hat „schlechte Grenzen“ wie Deutschland selbst. Seine größte Schwäche aber ist seine Unbereitschaft zum Wort. Es spricht nicht gut; und faßt man es in Worte, so klingen sie meskin und negativ, wie der Satz, es sei nicht deutsche Angelegenheit, ‚Ideen zu verwirklichen‘. Dagegen hat das politisch-zivilisatorische Ethos in seiner hochherzig-rhetorischen Literaturfähigkeit den schwer widerstehlichen Schmiß einfallender Revolutionstruppen. Es hat Bewunderer, Freunde, Verbündete innerhalb der Mauern, Verräter aus Edelmut, die ihm die Tore öffnen . . .“ Ja, Dostojewski hat recht, der kosmopolitische Radikalismus hat auch in Deutschland schon Wurzeln gefaßt, der Gedanke nach einer Weltdemokratie ist aktuell und ein Ziel geworden, und nichtahnend, daß im Erstreben der deutsche Geist aufgehen und verschwinden muß, streben ihm deutsche Männer zu. Indem Thomas Mann diesem Gedanken nachträumt, erinnert er sich an das Wort Richard Wagners, vor der Musik vergehe die Zivilisation wie Nebel vor der Sonne. „Daß eines Tages aber,“ sagt Mann, „die Musik vor der Zivilisation, der Demokratie, wie Nebel vor der Sonne vergehen könnte, hat er sich nicht träumen lassen . . .“ Und „dieses Buch läßt sich davon träumen, — verworren und schwer und undeutlich, aber dies und nichts anderes ist der Inhalt seiner Ängste. ‚Finis musicae‘: das Wort kommt irgendwo vor darin, und es ist ein Traumsymbol für die Demokratie. Der Fortschritt von der Musik zur Demokratie, — er ist es, den es überall meint, wo es von ‚Fortschritt‘ spricht. Wenn es aber behauptet und aufzuzeigen sucht, daß Deutschland sich wirklich rapide und unaufhaltsam in der Richtung dieses Fortschritts bewege, so ist es freilich zunächst ein rhetorisches Mittel der Abwehr. Denn es bekämpft ja offenbar diesen Fortschritt, es leistet ihm konservativen Widerstand. In der Tat ist all sein Konservatismus nur Opposition in dieser Beziehung; all seine Melancholie und halb geheuchelte Resignation, all sein Hinsinken an die Brust der Romantik und seine ‚Sympathie mit dem Tode‘ ist auch nichts anderes. Es verneint den Fortschritt überhaupt, um jedenfalls diesen Fortschritt zu verneinen; es argumentiert recht wahllos und geht selbst zweifelhafte Bündnisse ein; es rennt gegen die ‚Tugend‘ an, deckt den ‚Glauben‘ mit Zitaten zu, äußert sich herausfordernd über ‚Menschlichkeit‘, — dies alles, um diesem Fortschritt zu opponieren, dem Fortschritt Deutschlands von der Musik zur Politik.“

Dies ist das Präludium dieses Buches, in dem fugal in allen Variationen immer wieder diese fundamentalen Motive einer konservativen Seele aufklingen, bald anklagend, bald mild oder bekennend!

Das Buch beginnt mit einem Protest, indem es diesen Krieg im wesentlichen als einen neuen, den großartigsten Ausbruch des uralten deutschen Kampfes gegen den Geist des Westens, sowie des Kampfes der römischen Welt gegen das eigen-

sinnige Deutschland bezeichnet, und will es sich nicht nehmen lassen, daß aller deutsche „Patriotismus" in diesem Kriege — und namentlich jener, der sich unerwarteter- oder kaum erwarteterweise kundgab — seinem Wesen nach instinktive, eingeborene, oft erst nachträglich reflektierte Parteinahme für das Deutschland eingeborene und historische Protestantentum war, und gegen Westen gerichtet war, den Osten lediglich als Werkzeug des gefährlichen Westens betrachtend. Diesen Gedanken bettet Mann in Betrachtungen Dostojewskis über Deutschland, das protestierende Reich, und es tut ihm wohl, jene Worte dieses Westen- und Deutschenhassers zur Charakterisierung der Deutschen anführen zu können, die sie „ein großes, stolzes und besonderes Volk" nennen. In Dostojewskis Worten scheinen ihm auch Begründung und Erklärung der Weltanstößigkeit Deutschlands zu liegen und der Antipathie und des Hasses, den es zu tragen hat; Deutschland, das in seiner Einsamkeit staunt und von Schmerz erfüllt ist über soviel Haß, den es nicht zu begreifen vermag, da es seiner selbst nur wenig kundig und überhaupt in Dingen seelischen Wissens nicht gar weit vorgeschritten ist, — und die Begründung seiner Tapferkeit, die ohne Wanken den ungeheuren Kampf mit dem ganzen Umkreis der Welt aufgenommen hat, einer blind heroischen Tapferkeit, die riesenhaft ausholend nach allen Seiten dreinschlägt, mit „Barbarei", weil stumm, nur handelnd, ohne werbekräftige und klarprogrammatische Worte, wie sie die wortkundigen lateinischen Zivilisationsländer im Munde führten, überall um Sympathie werbend und sie findend. Diese Feststellung ist wesentlich. Humanität, Menschenwürde, Menschenachtung ist für die römische Zivilisation untrennbar mit dem Wort, mit Literatur verbunden. Man kann ohne Wort die Menschheit nicht führen, — nicht mit Musik. Das Verhältnis der Musik zur Humanität ist so bei weitem lockerer als das der Literatur, daß die musikalische Einstellung dem literarischen Tugendsinn mindestens als unzuverlässig, als verdächtig erscheint. Auch nicht mit Dichtung: es steht damit allzu ähnlich wie mit der Musik; das Wort und der Geist spielen darin eine allzu indirekte verantwortliche und darum unzuverlässige Rolle. Sondern ausdrücklich mit Literatur, mit sprachlich artikuliertem Geist, — Zivilisation und Literatur sind ein und dasselbe. Aber literarisch ist der römische Westen, und das trennt ihn eben abgrundtief von der germanischen, von der deutschen Welt, die unbedingt nicht literarisch ist. Und „Zivilisation" ist nichts anderes als die Ausbreitung des bürgerlich politisierten und literarisierten Geistes, die Kolonisation der bewohnten Erde durch ihn. Der Imperialismus der Zivilisation ist die letzte Form des römischen Vereinigungsgedankens, gegen den Deutschland „protestiert", die Entente die Vereinigung all jener Gemeinschaften, die diesem Imperium angehören. Und diesem Verbande herzlichsten Einverständnisses steht ein Land gegenüber, dessen innere Einheitlichkeit durch die geistigen Gegensätze nicht nur kompliziert, sondern beinahe aufgehoben wird, und die Gegensätze sind rein europäische, ohne nationale Synthese. In dieses Landes Seele werden Europas Gegensätze ausgetragen, das ist deutsch, das seine nationale Schwäche! Doch schließt sich eine Gruppe von diesem Kampfe aus und sieht geradezu ihre eigentliche Aufgabe im Anschluß Deutschlands an den römischen Westen; diesen Typ nennt Thomas Mann den „Zivilisationsliteraten", und meint damit den Literaten, der aus Instinkt Deutschlands „Besonderheit" verabscheut, der aus dem Frankreich der Revolution seine großen Überlieferungen empfängt, aus dem Paradiese der Humanität, Freiheit und Vernunft. Aber er meint damit nicht etwa die Hefe, den großen Schwarm der Überflüssigen; wenn er den Zivilisationsliteraten nennt, so hat er ausdrücklich jenen „edlen Typus" im Auge, der ein nicht anzuzweifelndes Maß von Verdienst, von Geist und Kunst besitzt, das einer Kritik durch den nationalen Geist nicht mehr

unterliegt; und darin liegt das Unglück, daß es für eine Nation in der schwersten Stunde ihres Unglücks möglich ist, von etwelchen ihrer besten Geister im Stich gelassen zu werden. Der Kampf gegen sie ist nicht der Kampf des Künstlers, der um Tendenzen unbekümmert Rang achtet, es ist der Kampf des Politikers, und dies hat man sich zu merken, wenn auch der Politiker in seinen entscheidenden Augenblicken der Polemik nicht ganz frei sein kann von Affekten, die, wenn auch beherrscht, doch Worte, Farbe und Blut induzieren, das aus dem Herzen des Künstlers stammt.

Diesen Typ des Zivilisationsliteraten kennzeichnet Mann als den, der sich vom ersten Augenblick an mit voller Leidenschaft automatisch auf die feindliche Seite stellte, der mit unfehlbarer Sicherheit fühlte, sagte, dachte, was gleichzeitig oder später Entente-Journalisten oder -Minister sagten, der dachte, was drüben jedermann dachte, ein Beispiel von Mensch, das zeigt, wieweit der Deutsche in Selbstekel, Selbstbespeiung, in kosmopolitischer Hingebung und Selbstentäußerung es zu bringen vermag. Seine Geistesstruktur erkennt er als nationalfranzösisch, denn er denke in französischen Begriffen, Antithesen, französischen Konflikten, Affären und Skandalen und sehe den Krieg als völlig ententekorrekt, als einen Kampf zwischen „Macht und Geist“, zwischen dem Säbel und dem Gedanken, Lüge und Wahrheit, Roheit und Recht, und hält jeden anders Denkenden für einen Verlorenen und Verräter am Geist. Und mehr: Seine Liebe war bei den Truppen der Entente, in denen er die für die Zivilisation marschierenden Heere des Geistes erblickte, und er wünschte Deutschlands Niederlage, weil durch sie der handgreifliche Beweis erbracht wäre, daß Deutschland in Lüge und Roheit, statt im Geiste gelebt hat. Ja, er wünschte, daß die Ententetruppen mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor rückten, um seine Seele triumphieren, seine Seele siegen zu lassen. Den Krieg haßt er, weil er deutschen Stempel trägt und weil er eben für Deutschland barbarisch sein muß, das jenes Zarte, Köstliche brutalisiert, was nur drüben gedeihen kann; Deutschland muß auf die Knie geworfen werden, damit ihm die Wohltat werde, Vernunft anzunehmen.

Man kann diese Seiten nicht ohne ein gemeines Gefühl lesen, das zynisch das Herz peitscht, weil man fühlt, daß es sich hier nicht um Spott handelt, weil hier die peinlichsten Seiten aus dem Buche der deutschen Menschheit aufgeschlagen sind, zu infam, um sie zu träumen. Man weiß, es ist so; hat sie jeder doch selbst gesehen, sich gegen sie aufgelehnt, vergeblich Sinn und Logik in ihrer Entartung gesucht. Es liegt etwas auf widerlichste Art Entmanntes in diesem Gefühl, eine unsägliche Schmach, die sich nicht im entferntesten mit jenem Gefühl vergleichen läßt, das man zuweilen im Schlaf empfindet, wenn man unbekleidet über belebte Straßen geht!

*

„Einkehr“ ist ein egozentrisches Kapitel, Biographie. In Verbindung mit seinem Recht auf Patriotismus gesteht Mann, daß man es bezweifeln könne, da er kein „sehr richtiger Deutscher“ sei. Zum Teil romanischen, latein-amerikanischen Blutes, erkennt er sich von jungauf mehr europäisch-intellektuell als deutsch-poetisch gerichtet, fühlt er, daß ihm exklusiv Deutsches niemals genügen wollte, daß er europäischer Reize bedurfte; auch bezeichnen seine künstlerisch-geistigen Fundamente keine deutschen, sondern europäische Ereignisse: Schopenhauer, Nietzsche und Wagner. Es folgen Seiten seiner Passion, aus den grundlegenden Jahren erkennender Hingabe und hellsichtiger Liebe, unter Nietzsches und Schopenhauers Einfluß, der Hingabe an Wagners sehnsüchtige, abgefeimte, betäubende und verzehrende Musik, Nietzsche und Schopenhauer, die großen Kritiker des Deutschtums. Und er betrachtet nun jeden einzeln auf sein Deutschtum hin, Wagner, bei dem es modern

gebrochen und zersetzt, dekorativ, analytisch, intellektuell, mit angeborener Fähigkeit zu kosmopolitischer Wirkung ist, deutsch besonders für den Ausländer, Schopenhauer, der (als Philosoph) sehr deutsch, ein ganz großer Schriftsteller und europäischer Prosaist, ein Sprachmeister von umfassendsten literarischen Wirkungsmöglichkeiten ist, und Nietzsche, den dritten „Stern der schönsten Höhe", deutsch in seiner Verachtung der „modernen Ideen", der „Ideen des achtzehnten Jahrhunderts", der „rasenden Dummheit und dem lärmenden Maulwerk des demokratischen Bourgeois", Nietzsche „der gute Bruder seines großen Gegenspielers Bismarck".

Solche Einflüsse bestimmten Thomas Manns schriftstellerische Haltung. Nun spricht der Künstler über sein Werk: „‚Buddenbrooks', mit denen ich die Aufmerksamkeit eines breiteren Publikums gewann, ist gewiß ein sehr deutsches Buch, und dies nicht nur durch sein Milieu, meine hanseatische Heimat, die ältester deutscher Kolonialboden ist; auch nicht nur im kulturgeschichtlichen Sinne: sofern sich darin die seelische Entwicklung und Differenzierung des deutschen Bürgertums von der urgroßväterlichen Generation bis zu meiner spiegelt. Der Roman ist deutsch vor allem in formalem Sinn, — wobei ich mit dem Formalen etwas anderes meine als die eigentlich literarischen Einflüsse und Nährquellen . . . Es ist kein ebenmäßiges Kunstwerk, sondern Leben . . ., eine vollkommen europäisch-literarische Luft weht darin, — es ist für Deutschland der vielleicht erste und einzige naturalistische Roman und auch als solcher, schon als solcher von künstlerisch internationaler Verfassung, europäisierender Haltung, trotz des Deutschtums seiner Menschlichkeit . . ." Erste Etappe: Schopenhauer-Wagner Einfluß, ethisch-pessimistisch und episch-musikalisch, nicht das Eigentlichste, wie man ihm sagte und er es selbst sagt, aber nicht etwa deshalb, weil in „Tonio Kröger" noch etwas dazukam, weil das Nietzesche Bildungselement darin zum Durchbruch gelangte und bleiben sollte, sondern weil die Zeichnung heute uns doch stark konturiert erscheint, das Motiv der einzelnen Personen in der Wiederkehr übertriebener Tönung schließlich ermüdet.

„Tonio Kröger", Gegensatz von Leben und Kunst, „Fiorenza", Geist gegen Kunst . . . „königliche Hoheit" ein Fanal der neuen Demokratie (Hermann Bahr). So beschreibt er seine Linie, der man mit seltsamen Gefühlen folgt, in denen was Ungewohntes liegt, Gefühle, die manchmal wünschen, ein anderer hätte das geschrieben, oder es wäre besser später an anderer Stelle gesagt, die dann wieder ruhig folgen und sich zufrieden geben.

*

Noch in einem anderen Abschnitt der Betrachtungen ist sehr persönlich die Rede von der Kunst und vom Künstler. Er eröffnet sich mit einem wundervollen Präludieren, wie einem auf ferner Orgel Erzählen, von einem auch noch deutschen Buch, das der politischen Tugend „in einem wahrhaft liederlichen Grade enträt", mit Joseph von Eichendorffs „Taugenichts".

„Es ist die Reinheit des Volksliedes und des Märchens und also gesund und nicht exzentrisch. Der Taugenichts hat die Naivität und Freimenschlichkeit gemeinsam mit Gestalten wie dem Wagnerschen Waldknaben, dem Helden der Dschungelbücher und Kaspar Hauser. Aber er hat weder Siegfrieds Muskelhypertrophie noch Movglis Halbtierheit, noch Hausers seelische Kellerfarbe. Das alles wären Exzentrizitäten; der Taugenichts aber ist human gemäßigt. Er ist Mensch, und er ist es so sehr, daß er überhaupt nichts außerdem sein kann und will: eben deshalb ist er der Taugenichts. Denn man ist selbstverständlich ein Taugenichts, wenn man nichts weiter prästiert, als eben ein Mensch zu sein. Auch ist sein Menschentum wenig differenziert, es hat etwas Abstraktes, es ist bestimmt

eigentlich nur im nationalen Sinne, — dies allerdings sehr stark; es ist überzeugend und exemplarisch deutsch, und obgleich sein Format so bescheiden ist, möchte man ausrufen: wahrhaftig, der deutsche Mensch!“

Von der Tugend handelt dieses Kapitel, das sich zwischen Eichendorff und Pfitzner bewegt, und es ist darin dargetan, daß die Kunst eine konservative Macht ist, daß in ihr von „Fortschritt“ nicht die Rede sein kann, daß es Unsinn ist, den Künstler mit dem Intellektuellen gleichzusetzen, daß die Kunst nie in politischem Sinne moralisch, nie tugendhaft sein kann, weil sie einen Hang zur Unti-Vernunft, eine Neigung zu Schönheit schaffender „Barbarei“ hat, unmoralisch bis zur Weltgefährlichkeit, daß der Künstler ein Zigeuner, ein Abenteurer des Gefühls und Geistes ist, das Gegenteil vom Politiker, der ein Pedant, ein Prinzipieller, ein Gefestigter, Tugendhafter, ein Mann der geborgenen Seele und der Doktrin bleibt, der unverwandt den Weg zur Tugend und des Fortschritts im Auge behält . . .

Und im Zusammenhang damit ein Erlebnis aus der Kriegszeit, das Erlebnis eines verspätet-deutschen Werkes, Hans Pfitzners musikalischer Legende „Palestrina“. Dies Werk ist von Thomas Mann als durchaus zur Sache seines Buches gehörend empfunden worden, weil es ihm Vertrautes bot, nach dem er lechzte, weil es etwas Letztes aus der schopenhauerisch-wagnerschen und romantischen Sphäre darstellt, mit seinen „dürerisch-faustischen Wesenszügen, seiner metaphysischen Stimmung, seiner Mischung aus Musik, Pessimismus und Humor“. Er schwärmt von diesem Werk als dem musikalisch Feinsten und Süßesten, einer Sympathie und einem künstlerischen Feuer, wie ein Künstler nur von dem ihm Nahegehendsten zu sprechen vermag. Dieses romantische Kunstwerk begeistert ihn, stärkt ihn als Bekenntnis, und er spielt es in Worten vor die Partitur, Thema für Thema. Man glaubt im Lesen die Musik zu hören, sie legt sich einem bald in die Glieder, bald beschwingt sie, jubelt, man erlebt einen strahlenden florentinischen Sonnenaufgang; Andacht mit Weihrauch, Wehmut und Verzweiflung, Trauer und Nacht, Sehnsucht und Sympathie mit dem Tode, es wird zum Schlußwort der Romantik. Die persönliche Bekanntschaft mit Pfitzner gibt ihm und seinen Empfindungen recht. Hier ist nationales neunzehntes Jahrhundert, musikalisch deutscher Grundwille, Abneigung gegen Futurismus in weitestem Sinne, Weltende, „Sympathie mit dem Tode“.

Pfitzner ist der Andere, der während des Krieges durch öffentliche Äußerung, im Werk, national sprach, der Andere vom bürgerlichen Künstlertum, dessen Ursprünge im Patriotismus liegen. Bürgerliches Künstlertum? Thomas Mann läßt Georg von Lukácz darüber sprechen. Der unterscheidet zwischen jenem fremden, gewaltsamen und maskenhaften, asketisch-orgiastischen Bourgeoistum, dessen berühmtestes Beispiel Flaubert, und dessen Wesen die abtötende Verneinung des Lebens zugunsten des Werkes sei, — und dem echt bürgerlichen Künstlertum eines Storm, Keller, Mörike, welches das Paradoxon seines Beiwortes erst eigentlich verwirkliche, indem es bürgerliche Lebensführung, gegründet auf einen bürgerlichen Beruf, verbinde mit den harten Kämpfen der strengsten künstlerischen Arbeit, und dessen Wesen „des Handwerkers Tüchtigkeit“ sei. — Bürgerlicher Beruf als Form des Lebens bedeute in erster Linie das Primat der Ethik im Leben; daß das Leben durch das beherrscht werde, was sich systematisch und regelmäßig wiederholt, durch das, was pflichtgemäß wiederkehrt, durch das, was getan werden muß ohne Rücksicht auf Lust und Unlust. — Die Herrschaft der Ordnung über die Stimmung, des Dauernden über das Momentane, der ruhigen Arbeit über die Genialität, die von Sensationen gespeist wird . . . Und dieses ethisch-handwerkliche Meistertum stellt die deutsche Lebensform, die germanische Gestalt des Künstlertyps im Gegensatz zum Mönchsästhetizismus Flauberts dar, dessen bürgerliche Lebensführung eine

nihilistische Maske war. Darin erkennt sich Thomas Mann wieder, obwohl ihm wie Conrad F. Meyer der bürgerliche Beruf fehlt, der ihm jedoch durch die ethischen Charakteristica bürgerlicher Lebensform, Ordnung, Ruhe, Fleiß, ersetzt scheinen —, also Kunst als Mittel, das Leben ethisch zu erfüllen! Nicht das Werk, das Leben, nicht das Leben als Mittel zum Erringen eines ästhetischen Vollkommenheitsideals, sondern die Arbeit als ethisches Lebenssymbol, das Ethische über das Ästhetische, denn so ist es bürgerlich deutsch, während Ästhetizismus, „Schönseligkeit" undeutsch und unbürgerlich ist.

Ob er von sich, von Nietzsche, Wagner oder Schopenhauer spricht, es ist ihm hier um die Wiederherstellung des Wortes „Bürger" zu tun, das von einem in übersetzter Begriffswelt lebenden Literatentum verderbt worden ist und dessen Wiederherstellung zu ursprünglicher Reinheit zum Wesentlichsten dieses Buches gehört, zur Selbsterklärung. Dieser deutsche Bürger ist Staatsbürger, Staatsbürger und nicht Staatsphilister, Reichsphilister, der Bürger, der vom tragischen Schicksal des Krieges ergriffen und dafür mit unendlicher Sympathie erfüllt ist, der niemals glauben würde, daß der Staat Zweck und Sinn des menschlichen Daseins sei, daß die Bestimmung des Menschen im Staate aufgehe und daß Politik menschlicher mache. Dieser Bürger, derselbe, der ein gutes Stück vom Artisten, Zigeuner und Libertiner in sich hat, nicht zu verwechseln mit dem „harten Bürger", dem Bourgeois, dem Entmenschlichten, Entseelten, Kapitalistisch-Imperialistischen, dem Ausbeuter mit Macht, dem modernen Sklavenhändler.

*

„Gegen Recht und Wahrheit" ist eine Verteidigung seiner Beiträge zur öffentlichen Kriegsdiskussion, jener Artikel, die unter „Friedrich und die große Koalition" zusammengefaßt sind, gegen Romain Rolland und einen Deutschen, dessen Namen ungenannt bleibt. Im ersten Fall handelt es sich um grundsätzliche Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland, Unsachlichkeit, Mißverständnisse psychologischer Natur, Voreingenommenheit einer Rasse, die aus ihrem Blut heraus nur trikolor sehen und beurteilen kann, nationale Einseitigkeiten, die man aufdecken und der allgemeinen Beurteilung überlassen muß; im zweiten Fall handelt es sich aber um den Wunsch, zu entehren, zu vergiften und zu erniedrigen. Der Wortführer ist der „Zivilisationsliterat", der Mann in seinem Haß nichts Geringeres vorwirft, als einen „Rückfall in untermenschliche Zustände" ... „Sie ziehen Nutzen daraus," sagt er, „daß wir andern schweigen und verbannt sind; man hört nur sie, es ist ihr günstigster Augenblick. Nicht mehr als menschlich, wenn sie ihn wahrnähmen und ihren vorgeblichen Patriotismus noch lauter beteuerten, als sie es vielleicht tun würden, wenn nicht wir andern damit in Vergessenheit zu bringen wären. Man müßte sie sich ansehen, ob es nicht auch sonst schon die wären, die das Profitieren verstanden. Waren sie etwa Kämpfer?" ... Es ist klar, daß dieser Kampf in diesem Buch zum Austrag kommen mußte, das sich zur Aufgabe gemacht hat — das ist wohl nicht zuviel gesagt — die deutsche Seele zu erklären.

Von den anderen recht umfangreichen Teilen der Betrachtungen, die alle in gleicher Weise Herz des Buches sind, einen Begriff zu geben, müßte zu weit führen, würde bei der Vielartigkeit des Behandelten ein Eingehen erfordern, das über das Maß einer Besprechung hinauswüchse. Die Wellen seiner Ideen und Sätze sind äußerst mannigfaltig, und jede hat ihren Folger und Vordermann, die wieder anders sind, aber die Stimmung des Ganzen liegt in allen Teilen, und so wird der Leser aus Vorstehendem fühlen, inwieweit ihn das Buch fördert.

Richard Schneller.

Literarische Notizen

Mensch und Welt. Eine Philosophie des Lebens. Von Rudolf Eucken. 465 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Der Weltkrieg war die machtpolitische Kraftentladung jener rein empirischen Bewegung, welche die modernen Menschen und Völker von den früheren Hauptstandorten des Lebens, der unsichtbaren Welt, sei es der Religion, sei es einer Idealkultur, immer stärker zur sichtbaren Welt hindrängte. Menschen und Völkern ging dabei ihr inneres Verhältnis zur Welt verloren; sie erschienen als gleichgültige Stücke einer großen, unlöslichen Verkettung der Menschheit, und diese selbst wiederum als eine bloße Episode des Weltprozesses. Gewiß löste diese Wandlung in engen und weiten Kreisen bisher ungebrauchte Kräfte aus, aber der einzelne sah sich immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Die Steigerung der Energie, die Hebung des menschlichen Wohlseins wurde das letzte Ziel. Und doch ging dem Menschen die Sehnsucht nach einer Wendung zum Innern, nach einem Selbstwert des Lebens nicht verloren. So ergibt sich die Spannung, unter der die heutige Menschheit leidet, das Problem, daß allem Verlangen nach Verinnerlichung des Lebens nicht eine Innenwelt entgegenkommt, weil eine einfache Wiederaufnahme der älteren Lebensformen in Religion oder Idealkultur sich als unmöglich erweist. Eine selbständige Innerlichkeit auf dem Boden der Gegenwart muß gefunden werden. Der Kampf gegen die Veräußerlichung läßt sich nicht mehr aufhalten und darf sich nicht aufhalten lassen. Mag uns Deutschen auch durch die revolutionäre Bewegung, welche die Hauptschuld an dem Zusammenbruche in äußeren Verhältnissen, nicht im Wesen des Menschen sucht, jenes größte Lebensproblem zurzeit verdunkelt werden, es bricht von neuem hervor und wird auch die trägen und selbstsicheren sowie die im Banne der naturalistischen Denkweise befangenen Geister für jene Revolution reif machen, die wir wahrhaft gebrauchen. Das Euckensche Buch ist den Führern des deutschen Geistes ein rechter Weg zur Selbstbesinnung, den inneren Zusammenhang mit dem Ganzen der Wirklichkeit wiederzugewinnen und dem einzelnen Menschen doch eine innere Selbständigkeit zu sichern. Das Leben darf seinen Gehalt nicht von draußen her erwarten, sondern muß in sich selbst eine Bewegung tragen, einen Gehalt aus sich selbst erzeugen, aus eigenem Vermögen einen Aufbau vollziehen, von diesem aus mit seiner Umgebung sich auseinandersetzen. Es kann nur selbständig werden, wenn es nicht an ein außer ihm liegendes Sein gebunden ist, sondern wenn es das, was es als Sein anzuerkennen vermag, aus sich selbst hervorbringt und von sich selbst aus gestaltet, und schließlich, wenn es, einen beschränkten Raum überwindend, sich zu einer unendlichen Welt erweitert. Freilich: drei Mächte setzen einem solchen Selbständigwerden des Lebens Widerstände entgegen, die Natur, die Geschichte, der Mensch selbst: die Natur infolge der weltgeschichtlichen Wendung der Menschheit, sie technisch zu beherrschen und sie in den Dienst der wirtschaftlichen Selbsterhaltung zu zwingen, die Geschichte mit der Auflösung des Lebensbereiches in eine bloße Folge der Zeiten in unaufhörlichem Wechsel und Wandel, der Mensch selbst mit seiner immer größeren Beschränkung auf den eigenen Bereich und der Bindung an seine Schranken. Alle diese Widerstände werden überwunden durch ein schaffendes Beisichselbstsein des Geistes, das die objektivistische Gestaltung des Lebens und den Subjektivismus zu einer überlegenen und umfassenden Volltätigkeit zusammenbringt. Erst dann ist eine Wendung des Selbst zu einer eigenen Inhaltswelt, zu einem Sichselbstschaffen des Lebens möglich. Dadurch wird der Mensch zugleich in einen überlegenen Lebensstrom hineingehoben, der gesamte Umkreis des Geschehens auf den eigenen Boden der Seele versetzt. Wir gewinnen ein neues Lebensverhältnis zur Natur, zur Geschichte und zu uns selbst. Aus den vielen Zusammenhängen entsteht ursprüngliches, schaffendes Leben, das die Individuen miteinander und mit der Welt verbindet. Das Grundverhältnis wird nicht das Verhältnis zum Kosmos, nicht das zur Gottheit, nicht das zur Weltvernunft, sondern das zur schaffenden Schöpferkraft; die Zeitgeschichte wird überwunden durch die Geistesgeschichte; wir zersplittern uns nicht in die einzelnen Zeiten der Geschichte, sondern fassen sie in dem Beisichselbstsein des Geistes zusammen. Der Grundgedanke der Neuzeit, daß das Erkenntnisstreben vom Menschen auszugeben habe, läßt sich nicht wieder zurücknehmen; aber in dem Menschen muß das schaffende Leben nicht in seinen einzelnen Teilen, sondern als Ganzes unmittelbar in ihm wirksam sein. Dann werden auch die Welten der Religion und der Kulturarbeit, die in der Geschichte der Menschheit als entgegengesetzte Pole stehen, doch in dem Beisichselbstsein des Geistes zu einem einheitlichen, eigenen Lebensbestande sich gestalten. Der Mensch soll diese Konflikte aufdecken, ihre Gegensätze auf sich wirken lassen, aber er soll in sich die Kraft merken, darüber hinaus die Offenbarung des Reiches einer weltdurchdringenden formalen Vernunft und des Reiches der Liebe, das jedem einzelnen Unendlichkeit, Ewigkeit und Vollkommenheit verheißt, zu einer einheitlichen Kraft nicht der Erkenntnis, sondern des ganzen geistigen Lebens zu formen. *μx.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Krebs. — Völkergeschicke und Gerechtigkeit Gottes. Rede von Engelbert Krebs, Professor der kath. Theologie an der Universität zu Freiburg i. Br. 23 Seiten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Kunzer. — Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde, zum Gebrauch im praktischen Leben. 5. Band: Bulgarien von Dr. Georg Eug. Kunzer, Sofia. 168 Seiten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, A.-G. 1919.

Landauer. — Briefe aus der französischen Revolution, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav Landauer. 1. Band 474 Seiten. II. Band 538 Seiten. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1919.

Latzko. — Friedensgericht. Von Andreas Latzko. 278 Seiten. (Europäische Bücherei.) Zürich, Max Rascher Verlag.

Lauffer. — Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Eine Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft von Prof. Dr. Otto Lauffer, Direktor des Museums für Hamburg. Geschichte. (Wissenschaft und Bildung.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Leffels. — Der Platz an der Sonne. Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte von Georg Leffels. 319 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer.

Lenz. — Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin von Max Lenz. 2. Band, 2. Hälfte: Auf dem Wege zur deutschen Einheit im neuen Reich. 512 Seiten. Halle a. d. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1918.

Liebert. — Spinoza-Brevier von Dr. Arthur Liebert. 169 Seiten. Leipzig, Felix Meiner.

Liebig. — Die Politik von Bethmann Hollwegs. Eine Studie von Professor Dr. Hans Freiherr von Liebig. 306 Seiten. München, J. F. Lehmann. 1919.

Liederik. — Flanderns wirtschaftliche Selbständigkeit von Liederik. Deutsch von J. H. Roß. 141 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchh. 1918.

Maar. — Die rote Straße. Novellen von Franz Maar. 228 Seiten. Frauenfeld u. Leipzig, Huber u. Co. 1918.

Marcks. — Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte von Erich Marcks. 1. Band 456 Seiten. 2. Band 417 Seiten. 5., umgestaltete Ausgabe. Leipzig, Quelle und Meyer.

Michael. — Englands Friedensschlüsse von Wolfgang Michael, Prof. a. d. Univ. Freiburg i. Br. 48 Seiten. Berlin u. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild 1918.

Müller-Freienfels. — Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie von Richard Müller-Freienfels. Mit vier Abbildungen im Text und fünf auf Tafeln. 274 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1918.

Nora. — Gesichte. Ein Zyklus von A. de Nora. Leipzig, L. Staackmann.

Oberutschew. — Die Morgenröte. Erinnerungen des Obersten Oberutschew an die russische Revolution von 1917. Von R. M. Oberutschew. 268 Seiten. (Europäische Bücherei.) Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1918.

Oehlke. — Lessing und seine Zeit von Waldemar Oehlke. In 2 Bänden. 1. Band mit einer Nachbildung des Lessing-Bildnisses von J. H. W. Tischbein. 478 Seiten. 2. Band mit einer Nachbildung des Lessing-Bildnisses von Graff. 603 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung Oskar Beck. 1918.

Pfaundler. — Die Ansprüche Italiens auf Deutschsüdtirol. Von Dr. Richard von Pfaundler. Mit einer Karte 8 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. von Wotawa Nr. 1.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Pfaundler. — Die Staatsgrenze Deutschösterreichs in Steiermark. Von Dr. Richard von Pfaundler. Mit einer Karte. 8 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. von Wotawa. Nr. 2.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Pfaundler. — Die Staatsgrenze Deutschösterreichs auf Kärntner Gebiet. Von Dr Richard von Pfaundler. Mit einer Karte. 8 Seiten. (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. von Wotawa. Nr. 3.) Wien, Alfred Hölder. 1919.

Plenge. — Durch Umsturz zum Aufbau. Eine Rede an Deutschlands Jugend von Johann Plenge, ord. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Münster. 76 Seiten. Münster in Westfalen, E. Obertuschens Buchhandlg. Adolf Schuster. 1918.

Ponten. — Die Insel. Novelle. Von Josef Ponten. 131 Seiten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1918.

Rath. — Siebenschleier. Eine Frühlingsfahrt in das Land der Leidenschaften und der stillen Träume von Hanns Wolfgang Rath. 227 Seiten. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1919.

Runge. — Bilder und Bekenntnisse. Von Philipp Otto Runge. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Pauli. 45 Seiten. (Liebesgabe deutscher Hochschüler. Neunte Kunstgabe.) Berlin, Furche-Verlag.

Schickele. — Menschliche Gedichte im Krieg, herausgegeben in der Europäischen Bibliothek und eingeleitet von René Schickele. 3. 55 Seiten. Zürich, Max Rascher Verlag A.-G. 1918.

Schmoller. — Die soziale Frage. Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf. Von Gustav Schmoller. 673 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1918.

Schnee. — Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika von Ada Schnee. 197 Seiten. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Schubring. — Rembrandt von Dr. Paul Schubring, Prof. an der technischen Hochschule Charlottenburg. 2. verbesserte Auflage mit 48 Abbildungen auf 28 Tafeln im Anhang. 50 Seiten. (Aus Natur- und Geisteswelt. 158.) Leipzig, B. G. Teubner. 1918.

Schwangart. — Signale. Dichtungen von Friedrich Schwangart. 141 Seiten. Dresden-Blasewitz, Bleyl und Kaemmerer (Inh. O. Schambach).

Shakespeare. — Shakespeare in deutscher Sprache. X. Band: Ein Sommernachtstraum. Cymbelin. Das Wintermärchen. Der Sturm. Herausgegeben, zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. 427 Seiten. Berlin, Georg Bondi.

Sieger. — Der österreichische Staatsgedanke und seine geographischen Grundlagen. Von Robert Sieger. 95 Seiten. „Österreichische Bücherei. Herausgegeben von der Österreichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Professor Dr. von Wettstein. 9. Bändchen.) Wien und Leipzig, Carl Fromme, G. m. b. H.

Simmel. Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel von Georg Simmel. 245 Seiten. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1918.

Simon. — Leben und Wissenschaft, Wissenschaft und Leben. Rektoratsrede zur Jahresfeier der Georgia Augusta am 26 Juni 1918 gehalten von Dr. Hermann Th. Simon, o. ö. Professor der Physik und angewandten Elektrizität an der Universität Göttingen. 32 Seiten.

Söderhjelm. — Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918. Eine Schilderung auf Grundlage offizieller Urkunden von Henning Söderhjelm. Berechtigte Übersetzung von Johannes Ohgniht. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Spengler. — Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse von Wilhelm Spengler. 204 Seiten. Freiburg i. Br, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Nationalversammlung und die Zukunft Deutschlands.

Von

Richard Fester.

Bismarcks erste Worte auf die Nachricht des Nobilingschen Attentates sollen nach guter Überlieferung gelautet haben: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf". Die ältere Generation erinnert sich, daß der alte Kaiser wie ein Edelwild mit Rehposten angeschossen worden war. Die erste Empfindung ist noch heute die rein menschliche. In welchem Zeitgenossen hätte sie stärker sein können als in Bismarck, der seinen alten Waffenherrn in echter Mannentreue geliebt hat? Niemand wird ihm gerade hier Herzlosigkeit vorwerfen können. Bevor er jene Worte über die Lippen brachte, hat er sicher einen Sturm von Gefühlen in sein Inneres zurückgedrängt. Als Politiker aber glaubte er Kaiser und Reich am besten zu dienen, wenn er mit raschem Griff das Attentat als Gelegenheit zur Stärkung der Regierungsmehrheit benutzte.

In den Dezembertagungen der Soldatenräte ist auch von den Nutznießern der Revolution die Rede gewesen. Als Eigentümer der Revolution betrachten sich die deutschen Bolschewisten. Gegen Mehrheitssozialisten und das gesamte Bürgertum glauben sie durch ein Schreckensregiment die kommunistische Nutznießung verteidigen zu müssen. Als Karl Liebknecht am 10. November im Zirkus Busch seinen Gefolgsleuten erklärte, daß sie noch durch ein Meer von Blut waten müßten, sah er es offenbar als selbstverständlich an, daß sich das von Bismarck in den Sattel gehobene deutsche Volk als Erbe der von dem russischen Seuchenherde eingeschleppten Revolution sofort anmelden werde.

Die Geschichte des Interregnums bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung kann noch nicht geschrieben werden. Soviel aber läßt sich heute schon sagen, daß sie von Erkennen der Gelegenheit nur wenig, von Erfassen der Gelegenheit nichts zu berichten hat. Schon vor dem Zusammenbruch hatte uns die Bedrohung unserer kontinentalen Stellung vor das Problem des straffsten Zusammenfassens aller Kräfte unseres Volkstums gestellt. Man hätte daher von einem Volke, das bismarckisch dachte, erwarten sollen, daß es sich nach der Abdankung der zweiundzwanzig Souveräne und dem Rücktritt Kaiser Karls sofort unter dem schwarz-rot-goldenen Banner zu dem Gelöbnis zusammenschließen würde: jetzt schaffen wir den deutschen Einheits-

staat. In der Tat ist auf den neuen Aushängeschildern der alten Parteien viel vom Wiederaufbau die Rede gewesen, aber über der Inneneinrichtung waren der Grundriß und der Aufriß Neudeutschlands vergessen worden. Man las und hörte da viel von schönen Dingen, die wir einmal mit Stolz unser nannten und gern wieder hätten, oder die uns die neue Freiheit bringen soll, aber man war erstaunt, auch nicht aus der leisesten Andeutung entnehmen zu können, wie sich eigentlich das deutsche Volk zu der Kardinalfrage seiner Zukunft stellte. Auch die Nachricht, daß das Reichsamt des Innern mit dem Entwurf einer neuen Reichsverfassung beschäftigt sei, ist zunächst spurlos durch die Presse gegangen. Sogar das Echo auf den Abdruck des Entwurfes machte ganz den Eindruck, daß er nicht etwa das Schweigen gebrochen, sondern die Geister erst geweckt hat. Das Problem aller Probleme trat trotz einem Interregnum von drei Monaten fast mit jungfräulicher Unberührtheit an die Nationalversammlung heran.

In normalen Zeiten wäre ein solches Versagen ganz unverständlich. Politische Begabung läßt sich unserem Volke nicht ohne weiteres absprechen. Das eigentliche Feld ihrer Betätigung ist allerdings das Genossenschaftswesen im weitesten Sinne. Innerhalb der Berufsverbände und der Parteien offenbart der Deutsche Machtwillen und Scharfsinn, die ihm auch auf der Weltbühne Erfolg versprechen, wenn es ihm gelingt, die Parteifesseln abzustreifen. Wie hat man 1848 um die Reichsverfassung gestritten, und wie ist man dem Thema Bundesstaat oder Einheitsstaat in allen Volksversammlungen der letzten Wochen geflissentlich ausgewichen! Hier gibt es nur eine Erklärung, die uns zugleich vor der Nachwelt entschuldigt. Ein Volk, das bis zum Anfang dieses Jahres achthunderttausend Todesfälle auf die Rechnung der Hungerblockade zu setzen hat, verfügt nicht mehr über die Aufnahmefähigkeit, Arbeitslust und Schaffensfreude der Friedenszeit. Ein Idealist wie Schiller hat allen seinen Postulaten an die Menschheit die Forderung warmer Wohnung und Sättigung vorangeschickt. Was würde er heute sagen, wenn er um sich sähe! Nicht das deutsche Volk, sondern seine Gegner gehören auf die Anklagebank. Der Bolschewismus ist ein fremder Tropfen im deutschen Blute. Alle anderen Krankheitserscheinungen sind eine Folge des immer noch nicht eingestellten Hungerkrieges, der in jüngster Zeit in rheinischen Städten an der Grenze der Okkupationszone durch Milchsperre bis zum Kindermord gesteigert worden ist. Die falsche Psychologie des alten Systems hatte es nicht gestattet, Deutschland mit einer belagerten Festung zu vergleichen. Um so größere Beachtung verdient heute das Gutachten eines Mediziners, der schon damals zwar der Meinung war, daß wir mit zusammengebissenen Zähnen durchhalten müßten, von der offiziellen Beschönigung unserer Ernährungsverhältnisse aber als aufrechter Mann nichts wissen wollte. In einer Akademierede[1]) hat Rubner jüngst mit Recht den nachgewiesenen Todes-

[1]) Deutsche Allgemeine Zeitung Nr. 46 (29. Januar 1919).

opfern der Blockade die Verluste an Arbeitsleistungen und die Abnahme der Geburtenzahl angereiht. Den Einfluß der schlechten Ernährung auf die menschliche Psyche sieht er in „der leichten geistigen Ermüdbarkeit, dem Mangel an Initiative, der Veränderlichkeit der Stimmung, der Niedergeschlagenheit und der Gleichgültigkeit gegen Ereignisse, die sonst die Gemüter aufs lebhafteste bewegen und erschüttern müßten, wie anderseits in der gereizten Stimmung, die leicht zu Gewalttat aufzupeitschen ist". „Nur aus dieser Psychose heraus" kann er es verstehen, „daß das Ausmaß für alle Verhältnisse verloren gegangen ist, daß Nichtigkeiten der inneren Politik gegenüber der Lebensfrage der Nation in den Vordergrund treten, daß der ideale Zug im Denken völlig erloschen erscheint." Rechnet man noch hinzu, daß seit dem November die kommunistische Gefahr den Einwohnern aller Großstädte das Bürgergefühl der Sicherheit völlig genommen hat, so wird man gegen die Völker, die sich mit ihrer Achtung vor der Freiheit brüsten, die Anklage erheben müssen, daß sie es nach wie vor geradezu darauf anlegen, die physischen Vorbedingungen unserer Selbstbestimmung zu untergraben. Denn es ist schließlich auch in einem gesunden Volke nur wenigen gegeben, wie der erblindete Faust mit dem inneren Auge zu sehen, wenn jederzeit ein Streik die Schreibtischlampe zu verlöschen droht.[1])

Auch der Reichsverfassungsentwurf des Reichsamts des Innern[2]) hat auf mildernde Umstände Anspruch, weil sein Verfasser der Schießerei der Spartakisten immerhin näher gewesen ist als der mit Archimedes vergleichbare Verfasser der Phänomenologie dem Kanonendonner von Jena. Zu anderer Zeit und an einem anderen Orte würde es auch Staatssekretär Dr. Preuß nicht fertig gebracht haben, den Bauplan des Reiches in eine den Bau voraussetzende Verfassungsurkunde aufzunehmen. Über die Frage, ob der bundesstaatliche Charakter des Reiches in unveränderter oder veränderter Form beibehalten werden solle, kann natürlich gestritten werden. Das aber hat noch für jede Verfassung gegolten, daß sie Einrichtungen gesetzlich festlegt, die entweder schon bestehen oder als bestehend angenommen werden. Wenn Preuß sich Neudeutschland als einen Bund neu zu bildender Freistaaten denkt, so mußte der erste Paragraph seines Entwurfes etwa lauten: das deutsche Reich besteht aus nachgenannten Freistaaten. Sein elfter und zwölfter Paragraph über die Bildung und Verfassung der Freistaaten enthält Vorschläge, die sich zur Vorlage für die Nationalversammlung eignen mögen, aber nicht in die Reichsverfassung hineingehören. Oder soll es etwa dem deutschen Volke freistehen, sich, so oft es ihm beliebt, in neue Freistaaten zu gruppieren? Wenn der Verfasser das nicht sagen wollte, wie wir zu seiner Ehre annehmen wollen, so stehen beide Paragraphen an falscher Stelle und würden unsere

[1]) Der ausländische Leser muß, um das zu verstehen, an den absoluten Mangel an Petroleum und Kerzen erinnert werden.

[2]) Entwurf der künftigen Reichsverfassung (allgemeiner Teil). Berlin, Reimar Hobbing. O. J.

Kinder und Kindeskinder lediglich daran erinnern, daß man in Berlin im Januar 1919 keine Gesetze zu machen verstand.

Vergleicht man den vom 3. Januar datierten Entwurf mit der am 29. Januar veröffentlichten vorläufigen Reichsverfassung, so sollte auch ein ungeübtes Auge erkennen, daß der Entwurf anders ausgefallen wäre, wenn sich die revolutionäre Reichsregierung am 3. Januar schon darüber klar gewesen wäre, daß ein Übergangsgesetz dem Entwurf vorausgeschickt oder wenigstens gleichzeitig der Öffentlichkeit vorgelegt werden mußte. Wie sich der Paragraph 4 des Gesetzes über die vorläufige Reichsgewalt mit dem Paragraph 11 des Entwurfes vereinigen läßt, mögen die Verfasser unter sich ausmachen, wenn sie sich auf Spaziergängen durch und um das Weimarer Webicht der wiedererlangten Bewegungsfreiheit in frischer Luft erfreuen werden. Die öffentliche Meinung aber hat sich daran gehalten, daß der Entwurf vor allem Preußen mit der Auflösung in mehrere Freistaaten bedroht, und es war wohl ein Zugeständnis an den Partikularismus der beiden größten Bundesstaaten, daß nach Paragraph 4 der vorläufigen Reichsverfassung auch die Nationalversammlung den Gebietsbestand eines Freistaates nicht ohne seine Zustimmung ändern kann. Die beiden Entwürfen gemeinsame Tendenz gegen den Einheitsstaat hat aber auch in diesem Paragraphen ihren Ausdruck gefunden. Eine auf ihre Souveränität eifersüchtige Nationalversammlung mußte ihm daher eine die Freiheit ihrer Entschließung wahrende andere Fassung geben. Seine unveränderte Annahme hat zwar den Einheitsstaat noch keineswegs begraben, aber er muß jetzt sozusagen siebenundzwanzigmal geboren werden, zuerst in Weimar und dann in sämtlichen Volksvertretungen der bisherigen Bundesstaaten einschließlich Deutschösterreichs. Entscheidet sich auch Weimar auf Grund des Paragraphen 4 für den Bundesstaat, so ergeben sich drei Möglichkeiten. Entweder verweigern sämtliche Freistaaten, die der Neuordnung territoriale Opfer bringen sollen, ihre Zustimmung, oder der Entwurf der Nationalversammlung wird von einigen angenommen, während andere Parlamente ihn ablehnen. Die Möglichkeit wäre dann nicht ausgeschlossen, daß etwa der größte und der kleinste der bisherigen Bundesstaaten gegen eine Änderung ihres Gebietsbestandes Verwahrung einlegten, und die Nationalversammlung hätte sich zu entscheiden, ob sie unter diesen Umständen die einer föderativen Republik hohnsprechende Territorialkarte Deutschlands nicht besser unverändert ließe.

Erwägungen dieser Art widerlegen Erich Brandenburgs Behauptung, daß der neue Bundesstaat viel leichter zu schaffen sei als der Einheitsstaat[1]). Wie auch die Nationalversammlung entscheiden mag, eine schwere Geburt wird es in jedem Falle. Erleichtern kann sie nur allseitige Klarheit über das Ziel. Viele werden über die vom Reichsamt des Innern vorgeschlagene

[1]) Wie gestalten wir unsere künftige Verfassung. Leipzig 1919. Seite 9.

Neugestaltung Deutschlands billiger denken, wenn sie sich auf der Karte Walther Vogels[1]) die vierzehn neuen Bundesstaaten Preußen, Schlesien, Brandenburg, Niedersachsen, Thüringen, Obersachsen, Westfalen, Rheinland, Pfalz-Hessen, Schwaben, Elsaß-Lothringen, Franken, Bayern und Österreich erst einmal genauer angesehen haben. Das Verdienst des Kartographen um die Klärung des Problemes wäre noch größer, wenn er nicht zugleich die kühne Behauptung aufgestellt hätte: „daß der Neubau des künftigen Großdeutschland nur auf föderativer Grundlage erfolgen kann, ist so selbstverständlich, daß es keiner besonderen Erörterung bedarf". Eberts Weimarer Eröffnungsrede hat im Gegenteil aufs neue erwiesen, wie dringlich diese Erörterung ist. Gegen seine Behauptung, daß „Geschichte und Vergangenheit die Bildung eines straff zentralisierten Einheitsstaates hemmen", wird sich zwar, so sonderbar sie auch im Munde eines Sozialdemokraten im Revolutionsjahre 1919 klang, nichts einwenden lassen, aber sie erinnert daran, daß niemand ein Recht hat, den Einheitsstaat a limine abzulehnen, solange er gar keine klare Vorstellung davon hat, wie ihn die deutschen Unitarier sich eigentlich denken. Denn es handelt sich hier nicht um einen Prinzipienstreit, sondern um ganz konkrete deutsche Verhältnisse, und wenn alle darin übereinstimmen, daß an sich der Einheitsstaat die beste Staatsform für ein Volk sei, das alle seine Kräfte zusammenraffen muß, so scheint es denn doch näherer Überlegung wert, ob der Deutsche das, was Franzosen, Engländer und Italiener auf ihre Art erreicht haben, nicht auch auf deutsche Art endlich erreichen könne.

So betrüblich auch die Abwesenheit des Verfassungsproblems auf allen Parteiprogrammen gewesen sein mag, so beweist sie doch unwiderleglich, daß der Parteistandpunkt gerade hier kein Hindernis einer Verständigung ist. Den wahren Hindernissen jeder Reform aber können wir erst zu Leibe rücken, wenn wir zuvor die eingebildeten bei Seite geschoben haben. So gut Reiche über Nacht zu Bettlern werden, müssen auch Monarchisten sich die Verwandlung in Republikaner gefallen lassen. Die Idee der Monarchie ist unsterblich. Der lebendigen Monarchie hat die Abdankung der zweiundzwanzig deutschen Souveräne den Todesstoß versetzt. Die monarchische Reaktion in einem Lande der permanenten Revolutionen, wie Portugal, darf nicht über die Tatsache täuschen, daß der Glanz der Krone in ganz Europa verblichen ist. Selbst das parlamentarische Scheinkönigtum Englands und Italiens hat heute in einer verwandelten Welt mit seinem Sturze zu rechnen. Den deutschen Dynastien ist es zum Verhängnis geworden, daß jede nur größere oder kleinere Splitter unseres Volkstumes unter ihrem Szepter vereinigt hatte. Dem Kaiser eines deutschen Einheitsstaates wäre der Rückzug auf die geschmälerten Präsidentenbefugnisse der deutschen Republik möglich gewesen.

[1]) Deutschlands bundesstaatliche Neugestaltung. Berlin 1919.

Der König von Preußen brachte auch den Kaiser von Deutschland zu Fall. Der eine mag das tief beklagen, während der andere darin einen Fortschritt erblickt. Gegensätze der Überzeugungen werden sich nach wie vor nicht überbrücken lassen. Das Entscheidende ist, daß alle Deutschen auf einer unabänderlichen Tatsache stehen. Die nächste Zukunft gehört zweifellos der Demokratie, was nicht ausschließt, daß große Teile der Welt absolutistisch regiert werden, während andere der Anarchie verfallen. Der monarchische Gedanke kann heute weder Hoffnungen wecken noch Furcht erregen. Wer an dem Wiederaufbau des deutschen Reiches mitarbeiten will, muß sein ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, der deutschen Republik die Stärke zu geben, die das auf eine starke territoriale Hausmacht gestützte Kaisertum nicht besessen hat.

Die Grausamkeit des Lebens stellt jedem Erdenbürger zuweilen Zumutungen, denen er nur durch Abschied vom Leben ausweichen kann. „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei," läßt Schiller seine Stauffacherin sagen. Die Zumutung an die Monarchisten, der Republik zu dienen, darf nicht so angesehen werden. Es ist menschlich begreiflich, daß in dem Betäubungszustand der ersten Revolutionswochen die Blicke vieler unserer Mitbürger starr rückwärts gewandt blieben. Wer trennte sich nicht schwer von einem Grabe, das ein Stück seines Lebens birgt. Seit dem 6. Februar gibt es für jeden noch nicht abgestorbenen Deutschen nur ein Vorwärts. Was von der Monarchie gilt, findet bei näherer Betrachtung auch auf die mit ihr stehende und fallende Idee des Territorialstaates sinngemäße Anwendung. Finis Borussiae ist heute nicht mehr finis Germaniae.

Die Zumutung an Preußen, in Deutschland aufzugehen, ist auch 1848 gestellt worden, und wir sehen es heute als ein Zeichen der krankhaften Charakterschwäche Friedrich Wilhelms des Vierten an, daß er sie sich, wenn auch nur vorübergehend, zu eigen machte. Das dynastische Deutschland konnte nur durch eine führende Dynastie geeinigt werden, und es erscheint selbstverständlich, daß ein in Deutschland aufgehendes Preußen dieses niemals erobert hätte. Der preußische Staat wurde, soweit es überhaupt möglich war, der Erzieher und das Vorbild des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches. Auf die kriegerische Lektion von 1866 folgte das militärische Beispiel von 1870. Die Wehrmacht des deutschen Bundesstaates stellte sich als eine Fortsetzung des durch Scharnhorst und Wilhelm den Ersten umgebildeten fridericianischen Heeres dar. Kaiserlich und in seinen Kontingenten doch zugleich dynastisch, war es der treueste Ausdruck einer Verfassung, die dem preußischen Wahlspruche getreu jedem Bundesstaate das Seine gönnte. Der Bund der Fürsten durfte sich 1871 in der Hoffnung auf seinen Bestand einen ewigen nennen.

Der Zusammenbruch dieses mit Lorbeer über Lorbeer geschmückten Heeres ist allen deutschen Patrioten wohl das schmerzlichste, bis an das innerste Lebensmark greifende Erlebnis gewesen, weil er sich mit der Katastrophe von

Jena gar nicht vergleichen läßt. Das friedericianische Heer war 1806 ein Anachronismus und mußte durch das Volk in Waffen ersetzt werden. Das Heer von 1914 ist ein wirkliches Volksheer gewesen, das in jedem lokalisierten Kriege die Feuerprobe bis zuletzt glänzend bestanden hätte. Nur auf den Weltmaschinenkrieg war es nicht eingerichtet. Als Wilhelm der Erste das Schwergewicht auf die Linie legte, hatte er bereits übersehen, daß der moderne Krieg auch die Landwehr an die Front ruft. Unter Wilhelm dem Ersten wie unter Wilhelm dem Zweiten hat uns vor 1914 der zweite Scharnhorst gefehlt, der als Organisator mit der Verwirklichung der Idee des Volkes in Waffen ernst machte. Sie verlangt nicht nur die militärische Ausbildung sämtlicher Waffenfähigen. Sie setzt auch voraus, daß die zum Heeresdienst Untauglichen im Frieden zu Übungen bei der Post, der Eisenbahn und anderen kriegsnotwendigen Betrieben eingezogen werden, um dort alle Tauglichen im Falle der Mobilmachung sofort für den Frontdienst freizumachen. Im Kriege ließ sich diese Versäumnis von Jahrzehnten nur auf Kosten der Gesundheit und des militärischen Geistes einholen. Die Kommißpädagogik der Heimat lag bald fast ausschließlich in den Händen von Unteroffizieren der Reserve und verstärkte durch die älteren Kopfarbeiter, die jetzt erst ausgebildet wurden, weniger das Heer als das Kontingent der Pazifizisten. Ein zu enger Rahmen machte, was seit 1915 ausgehoben wurde, mehr und mehr zur Miliz mit militärischer Ersatzerziehung. Wer früher gedient hatte, riß auch die alten Knochen wieder zusammen. Die Legion der neu ausgehobenen älteren Jahrgänge paßte nicht recht in das alte Gefüge. Den Franzosen mag es ähnlich ergangen sein. Die Engländer dagegen waren schon dadurch vor uns im Vorteil, daß der Krieg ihre volle Volkskraft nicht so lange in Anspruch genommen hat. Auch mußten sie etwas ganz Neues schaffen, weil sie in ihrem kleinen Berufsheer keinen Rahmen besaßen. Sie haben daher bereits im Kriege annähernd das Problem gelöst, an dessen Lösung wir erst nach dem Wiederaufbau des deutschen Staates überhaupt denken können, jedem Volksgenossen bis zum fünfundvierzigsten Jahre für die Stunde der Gefahr im voraus seinen Platz anzuweisen. Die Tradition einer ruhmreichen Vergangenheit ist jetzt zerrissen. Das neue deutsche Reich muß sich als Organ seines Willens ein neues Heer schaffen. Die Erinnerung an das im November 1918 untergegangene friedericianisch-deutsche Heer und das, was es den Hohenzollern verdankt, wird es nicht auslöschen können.

Das Ausland lacht über die dummen Deutschen, die sich der Überwindung des deutschen Militarismus rühmen, während alle unsere Feinde in unsere militärische Schule gegangen sind. Wir dürfen über das abgedroschenste aller Schlagworte[1]) zur Tagesordnung übergehen, um uns an die Tatsache

[1]) Vgl. meine Rede über den Militarismus in Jahrgang 1915 der „Deutschen Rundschau", Märzheft, Seite 376 ff.

zu halten, daß der Untergang des alten Heeres dem Reiche eine Aufgabe gestellt hat, die es als Republik nur zu lösen vermag, wenn es alle Erinnerungen an die Kontingente der Bundesstaaten entschlossen über Bord wirft. 1848 würde das Aufgehen Preußens in Deutschland die Nation geschwächt haben. 1919 ist es die Vorbedingung der Wiedergeburt unseres Vaterlandes. Nothung, das Schwert, muß in Späne zerfeilt werden, um neu zu erstehen. Zusammenschweißen läßt sich, was die Novemberrevolution in Stücke geschlagen hat, nicht mehr.

Monarchie und Heerwesen waren Hindernisse des Einheitsstaates. Der Preis war so hoch, daß ihn das deutsche Volk vor dem Weltkrieg für das Ideal der Paulskirche nicht gezahlt haben würde. Die ihn im Augenblicke der größten physischen Schwäche der Nation gezahlt haben, dachten nicht der nationalen Einigung, sondern der Weltherrschaft des Kommunismus die Wege zu ebnen. Von der Nationalversammlung aber darf erwartet werden, daß sie in der Nutznießung der Revolution nicht auf halbem Wege stehen bleibt. Alle anderen Hindernisse schrumpfen nach Beseitigung der Dynastien und der dynastischen Kontingente bei näherer Betrachtung zusammen.

Das scheinbar größte ist der dem Bolschewismus unzugängliche und daher dem Zusammenbruch entgangene Beamtenstaat. Mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen ist das deutsche Beamtentum auf seinem Posten geblieben, auf dem es die Sozialdemokratie kontrollieren, aber nicht ersetzen konnte. Nur so hat es die Staatsmaschine vor der völligen Zerstörung bewahrt. Auch die lautesten Tadler des Bürokratismus sind heute ganz still geworden und segnen eine Behördenorganisation, die auch die Stürme der Spartakuswochen überstanden hat. Nächst dem anarchistischen Attentat Adolf Hoffmanns auf die Kirche hat nichts die fieberhafte Unruhe unseres Volkes so gesteigert wie die Gefahr, daß auch dieser letzte feste Damm eingerissen werden könne. Der Urstaat der Familie fürchtet seinen Untergang, wenn auch die engeren Verbände, denen er angehört, mit Auflösung bedroht werden. Das Schlagwort der Zerstückelung der bisherigen Bundesstaaten, vor allem Preußens, hat elektrisierend gewirkt. Gewiß spielt dabei auch das im Denken weiter Kreise noch nicht überwundene ancien régime eine Rolle. Das beherrschende Gefühl aber ist weniger partikularistisch als provinziell. Es kommt in den Absonderungstendenzen einzelner Provinzen ebenso zum Ausdruck wie in den Protesten gegen die Zertrümmerung des Staates.

Dagegen mit Siegfrieds Schmiederezept anzukämpfen, wäre ebenso töricht wie gefährlich. Das Zeitalter der Stein-Hardenbergischen Reformen hat vor der Verwaltung des ständisch-absolutistischen Staates ebensowenig halt gemacht wie vor seinem Heerwesen, aber es ist von der revolutionären Erschütterung unserer Tage verschont geblieben. Kein besonnener Politiker wird die Verfassungsfrage radikaler anpacken wollen als die Sozialdemokratie das Problem der nationalen Wirtschaft. Zerstörtes zwingt zu der Über-

legung, ob der Wiederaufbau möglich oder wünschenswert ist. Was die Belastungsprobe der letzten Wochen ausgehalten hat, muß geschont werden. Als Frankreich durch die Revolution in Departements eingeteilt wurde, war es längst ein Einheitsstaat. Auf den Gedanken, Deutschland mit der gleichen Zentralisation zu beglücken, könnten Deutsche erst nach Überwindung einer mehrjährigen bolschewistischen Kur verfallen. Die Forderung des Einheitsstaates besagt nicht mehr als Beseitigung der bundesstaatlichen Zwischenwände. Wenn jede Provinz in der gewohnten Weise weiter verwaltet wird, kann es auch dem größten Partikularisten gleichgültig sein, ob die höhere Instanz die Regierung eines Territorialstaates oder das Reich ist. Das Deutsche Reich von 1871 war das verlängerte Preußen. Der deutsche Einheitsstaat von 1919 könnte ebensogut das verlängerte Mecklenburg oder das verlängerte Bayern genannt werden. Den alten wie den neu zu bildenden Bundesstaaten würde die Stärkung der Einheit, die wir alle ersehnen, immer etwas rauben. Den deutschen Provinzen kann, wenn jede bei ihrem Herkommen gelassen wird, nichts entzogen werden, was ihnen die größere Gemeinschaft nicht mit höheren Zinsen zurückerstatten würde.

Und nun vergleiche man damit den Entwurf des Reichsamts des Innern und prüfe noch einmal die Frage, was wohl leichter durchzusetzen ist, Bundesstaat oder Einheitsstaat. Der Bundesstaat Thüringen würde nach Vogels Vorschlag, der einen Maßstab der neuen Gliederung gibt, aus dem größeren Teile der Provinz Sachsen, den thüringischen Staaten und Anhalt bestehen, Pfalz-Hessen denkt sich Vogel aus der bayrischen und der badischen Pfalz, der Provinz Hessen-Nassau und dem Großherzogtum Hessen gebildet. Er mutet also Anhalt, Hessen, den thüringischen Staaten und Bestandteilen Bayerns und Badens den Eintritt in neue Verwaltungsgemeinschaften zu, die zugleich zu Staaten befördert werden. Der Unitarier überläßt es Anhalt und Hessen, ob sie sich den Provinzen Sachsen und Hessen-Nassau anschließen oder Provinzen für sich bleiben wollen. Der Reformföderalist verlangt von Dessau und Darmstadt Unterordnung unter die neuen Scheinsouveränitäten in Magdeburg und Frankfurt am Main. Auch die thüringischen Zwergstaaten kommen schlechter weg, wenn sie sich statt an eine deutsche Provinz an einen neu gebildeten Bundesstaat angliedern sollen.

Da jede andere territoriale Kombination zu den gleichen Ergebnissen führt, wird die Nationalversammlung hoffentlich der Versuchung widerstehen, sich in eine Reichsschneiderwerkstatt zu verwandeln. Schon das Finanzproblem dürfte sie davon abschrecken. Nach Wegfall der dynastischen Klammern ist der Staatshaushalt das stärkste Bindeglied der größeren Bundesstaaten. Das gedeihliche Gleichgewicht der preußischen Finanzen hat auf der Vereinigung des agrarischen Ostens und der industriellen Rheinlande beruht. Für Bayern wäre selbst der Zuwachs Salzburgs, Tirols und Vorarlbergs keine Entschädigung, wenn es die Pfalz mit Ludwigshafen und

Franken mit Nürnberg verlöre. So eingefleischt aber ist wohl kein bayrischer Partikularist, daß er sich nicht einen größeren Staatshaushalt gefallen ließe, zu dem auch die reiche Rheinprovinz das ihrige beiträgt. Eine von Weimar ausgehende Reichsverfassung kann und darf nicht aus falscher Rücksicht auf die Stammeseigentümlichkeiten wie der Entwurf vom 3. Januar auf die Kulturpolitik und ihre Finanzierung verzichten. Wie sollte ein Staat, wie Pfalz-Hessen, da Frankfurt für sich selbst zu sorgen hat, den Aufwand für die Universitäten Heidelberg, Marburg und Gießen bestreiten? Hier heißt es: einer für alle, alle jür jeden, und man schämt sich fast, unter Deutschen an die Binsenwahrheit erinnern zu müssen, daß das Verhältnis Eins zu fünf Millionen Einwohnern sich finanziell ungünstiger darstellt als das Verhältnis Eins zu achtzig Millionen.

Es ist gewiß richtig, daß die Gegensätze zwischen Norden und Süden unseres Vaterlandes sich nie beseitigen lassen. Nur irrt der Süddeutsche, wenn er im Reiche aufgehend glaubt, seine Eigenart opfern zu müssen. Je größer der Staat ist, desto leichter kann er auf jene Gleichförmigkeit verzichten, die sich die Rheinbundstaaten von Frankreich abgesehen hatten. Jede preußische Provinz besitzt in dieser Beziehung mehr Persönlichkeit als ein bayrischer Regierungsbezirk, obwohl Natur und Geschichte Land und Leute im Süden mehr individualisiert haben als in der norddeutschen Tiefebene. Größere Verhältnisse machen allemal duldsamer. Der in einem Einheitsstaat unmögliche krankhafte Ernährungspartikularismus der Kriegszeit hat nicht umsonst in Süddeutschland noch gehässigere Formen angenommen als im Norden. Wenn erst die Krankheitsursache beseitigt ist, wird auch das Hindernis des Mangels an Bruderliebe unter den deutschen Weltbürgern nicht mehr unüberwindlich erscheinen. Denn die Regierung des deutschen Einheitsstaates wird sich hüten, Bayern gegen ihren Willen nach Norddeutschland zu versetzen oder von Norddeutschen regieren zu lassen. Auf Reservatrechte zu pochen und sich Kurt Eisner von der Panke als ungekrönten König von Bayern gefallen zu lassen, sind jedenfalls Erscheinungen des revolutionären Faschings, die keinen Schluß auf einigermaßen normale Zeiten gestatten.

Auf die Paulskirche sind das Erfurter Unionsparlament und die Dresdener Konferenzen gefolgt, und das Ende war die Wiederherstellung des deutschen Bundestages. Der Entwurf des Reichsamts des Innern könnte die von seinen Verfassern am wenigsten beabsichtigte Folge haben, daß der Staatenausschuß der alten um Deutschösterreich vermehrten Bundesstaaten aus der vorläufigen in die künftige Reichsverfassung herübergenommen würde. Weder die Erweiterung der Rechte des Reiches noch die Reform des Bundesrats, noch der Hinzutritt eines neuen Bundesstaates würden dann etwas an dem alten Verhältnis Preußens zu der Gesamtheit ändern. Das Vertrauen auf Preußens 1866 bewiesene Stärke hatte ihm die Führung verschafft. Die

Erschütterung dieses Vertrauens im Weltkrieg hatte sie ihm entrissen. In der deutschen Republik würde sie ihm vermöge seiner Größe doch wieder zufallen, ohne daß es dem Reiche gerade das bieten könnte, was es an dem preußischen Königtum und seinem Heere gehabt hatte. Kompromisse haben einen Sinn, wenn man Friktionen vermeiden will. Kompromisse, die neue Friktionen schaffen, richten sich selbst. Die Reichsverfassung von 1871 darf nicht wieder geflickt und reformiert werden, weil der zureichende Grund in Wegfall gekommen ist. Die Wiedergeburt des alten Preußen kann nur im deutschen Einheitsstaate erfolgen. Was es Deutschland gewesen ist, und was ihm alle Lästerzungen der Welt nicht rauben können, wird sich auch in einer Republik durchsetzen, deren Provinzen aus dem Bundesstaate Bismarcks den Wetteifer, aber nicht die Eifersucht der deutschen Stämme beibehalten.

Die Geschichte der englischen Verfassung beginnt 1215 mit dem Oberhaus. In den Verfassungen der neueren Zeiten hat die erste Kammer größere Schwierigkeiten gemacht als die zweite, so daß sie häufig neben der eigentlichen Volksvertretung als ein Verlegenheitsprodukt erscheint. Der heute viel gescholtene Bundesrat, den Treitschke mit Recht das deutsche Oberhaus genannt hat, durfte sich des Vorzugs natürlichen Wachstums rühmen. Der Staatenausschuß würde in einer Republik immer an seine dynastische Wurzel erinnern. Bürokratischer Partikularismus ist nur in einem Senat der Provinzvertretungen unschädlich. In den vorläufigen Vertretungen der deutschen Freistaaten hat er bereits gezeigt, was wir von ihm zu gewärtigen hätten. Denn es ist doch nicht nur der aus Kurt Eisner sprechende Geist der Verneinung, der sich seit Ausbruch der Revolution gegen den Reichsgedanken aufgelehnt hat. Der hemmungslose Partikularismus der einen Kammer der Freistaaten würde künftig hinter einem Staatenausschuß stehen, dem die Rolle des nationalen Hemmschuhs zufiele. Wer den Widerspruch zwischen dem preußischen und dem Reichstagswahlrecht nicht genug hervorheben konnte, sollte doch auch den noch größeren Widersinn der einen Kammer der Freistaaten und des Zweikammersystems im Reiche nicht übersehen.

Eine dunkle Empfindung der großen Massen hierfür darf man wohl aus der schwachen Wahlbeteiligung an den Landeswahlen folgern. Nicht einmal das heiß umstrittene preußische Wahlrecht hat die Mehrheit der Berechtigten an die Urne zu locken vermocht. Das Referendum für den Einheitsstaat ist bereits in den Wahlen für die Nationalversammlung enthalten. Sie hat die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes hinter sich, wenn sie im Sinne der Einheit von ihrer Souveränität entschlossen Gebrauch macht. Daß Einheit Macht ist, hat auch die unabhängige Sozialdemokratie erkannt. Sozialistische Partikularisten mögen vielleicht rechnen, daß sie in einzelnen Freistaaten die Sozialisierung rascher durchsetzen werden als in einem Einheitsstaat. Die Mehrheit des linken wie des rechten Flügels denkt unitarisch, weil es auch für ihre internationalen Ideale eine Verstärkung bedeutet, wenn aus den

Genossen der Freistaaten eine Reichsgenossenschaft geworden ist. Der Imperialismus der Internationale hat auch auf Deutschland die Rückwirkung, daß er die Sozialdemokratie mehr als bisher nationalisiert. Wer nicht in der Gedankenwelt des Sozialismus aufgewachsen ist, wird diese Wendung nichtsdestoweniger begrüßen. Der Geist der Freiheit kennt keine Grenzen. Das Volkstum, das ihn ausstrahlt, bedarf des umgrenzten Raumes, um ihn zu entfalten. Grenzschutz ist Schutz unseres eignen Seins. Es ist der Ruhm des deutschen Bundesstaats, daß er vier Jahre gegen eine feindliche Welt gehalten hat. Er würde noch länger gehalten haben, wenn Deutschland schon ein Einheitsstaat wie das revolutionäre Frankreich gewesen wäre. Heute aber dürfen wir uns der Worte Bismarcks erinnern, daß es „uns Söhnen Teuts erst einmal sehr schlecht gehen müßte, ehe wir Courage hätten; solange wir noch etwas zu verlieren hätten, fürchteten wir uns". Schlechter ist es uns noch nie gegangen. An einem Leben, das kein Leben mehr ist, haben wir nicht viel zu verlieren. Was sollten wir da noch zögern, unsere Reihen zum erstenmal in unserer zweitausendjährigen Geschichte zu schließen! Der Schande haben wir genug erlebt. Die Nationalversammlung wird sie von uns nehmen können, wenn sie den Traum unserer Väter erfüllt.

(Abgeschlossen am 12. Februar.)

Der Fremde.

Ein Schattenspiel.

Von

Tim Klein.

Personen:

Der Rektor.	Der Fremde.
Der Konrektor.	Der Wanderer.
Der Hirt.	Die Rektorin.
Der Antiquarius.	Cornelia, Nichte des Rektorpaars.

Ort: Deutschland. Zeit: 1822.

Lichtung in einem Buchenwalde. Wiesenplan. Links das Häuschen des Hirten, davor ein Tisch mit Bank. Rechts eine einfach überdachte Quelle, die aus dem hier ansteigenden Felsboden quillt. Durch die Lichtung hindurch sieht man auf Wiesen und Äcker und einen Feldweg, der zum nahen Städtchen führt. Dieses wird am Fuße eines Hügels, der in ein Flußtal abfällt, mit Mauern, Türmen, Dächern und einer Kirche sichtbar. — Der größere Tisch ist mit weißem Linnen und mit Kaffeegeschirr gedeckt. Es ist Sommer.

Erster Auftritt.

Der Fremde. Der Hirt.

Der Fremde (tritt auf. Er trägt die Kleidung des russischen Bauern mit dem in den Hüften zusammengerafften langen Leinenrock. Hut mit breiter Krempe. Über dem linken Auge und der Wange eine schwarze Binde. Unter dem Hut schaut dünnes und erbleichtes Haar hervor. Das Gesicht ist blutlos, eingefallen. Tiefliegendes, überreiztes Auge. Stoppelbart. Geht an einem langen, selbstgeschnittenen Wanderstecken und trägt ein schmales, schmutziges Bündel an einem Strick auf der Schulter. Er ist verstaubt und vom langen Wandern erschöpft. Sieht sich um, stürzt auf die Quelle zu und trinkt in langen Zügen. Spricht mit tiefer und rauher Stimme).

Hirt (aus der Tür des Häuschens tretend): Hör auf! Du trinkst dir den Tod aus dem kalten Quell.

Der Fremde (richtet sich auf): Das wäre kein Schaden.

Hirt: Es ist um jeden Menschen schade oder um gar keinen.

Der Fremde: Wie man's nimmt.

Hirt: O Welt! O Kreatur! ... Wo willst du hin?

Der Fremde: Heim will ich.

Hirt: Na siehst du, es wäre schade, wenn du nicht heimkämst.

Der Fremde (lacht).

Hirt: Wo bist du daheim, wenn man fragen darf?

Der Fremde: Weit von hier ... Hör, Alter! Unter dem Spießbürgerpack in der Stadt dort kann ich nicht nächtigen. Ich kann ihre abgestandene Luft nicht atmen. Willst du mich herbergen, ein paar Tage, bis ich meine Knochen erholt habe? (Kramt in den Taschen.)

Hirt: Laß stecken, ich tu's nicht ums Geld.

Der Fremde: Auch gut. (Setzt sich auf die Bank vor dem Haus.)

Hirt: Wo kommst du her?

Der Fremde: Aus Spanien.

Hirt: Ei der Tausend, aus Spanien! Wie bist du nach Spanien gekommen?

Der Fremde: Mit dem alten Napoleon.

Hirt: Der ist tot.

Der Fremde: Um den war's schade.

Hirt: Aber das ist doch eine Ewigkeit her. Was hast du all die Zeit in Spanien geschafft?

Der Fremde: Die Spanier hatten ein solches Gefallen an mir, daß sie mich in einen Käfig setzten. Ich war dort eine Art Joseph, lag im Kerkerloch und hatte Träume. Merkwürdige Träume. Der Pharao der Spaniolen hielt mich für verrückt und steckte mich in ein Kloster unter die barmherzigen Brüder, die das Narrenschneiden besorgen. Ihnen riß ich aus und setzte mich selber über die Pomeranzen und Zitronen, über die Rosinen und Feigen, die Mandeln und Granatäpfel. Ich hatte einen Kram in Granada, ja. Dann ... geriet ich in die Bergwerke. Du, unter der Erde — da war's aufs erste seltsam. Die Maulwürfe und Engerlinge sind dafür geschaffen. Aber wenn ein Mensch bei lebendigem Leibe unter die Erde gerät — Teufel! Die Erde ist fest, mein Lieber, eisenfest, schwer und grausam, sag ich dir. Du bist ein Oberpriester, ein Erzengel und Herrgott hier im Wald. Da windet's und regnet und schneit, da hast du die Vögel und das Getier, Gras, Moos, Blumen, Sträucher. Und diese Bäume da! ... Mensch! Wasser, Wolken, Sonne, Himmel über der Erde! Oh! ... (Er hustet stark, schlägt sich mit der Faust auf die Brust und legt den Kopf auf die Tischplatte.)

Hirt: Da meint man, das Elend sei zu Ende. Dreiundzwanzig Jahre war Krieg. Weiß man's noch? ... O Welt! O Kreatur! Der Fürst dieser Welt hat sich in Blutvergießen und Länderfressen, in Pestilenz und teurer Zeit ausgetobt gehabt. Ein paar Jährlein wächst Gras drüber — und dann steigt das Elend wieder aus dem Boden.

Der Fremde (erhebt den Kopf): Mich zieht's fort, aber ich kann nicht.

Hirt: Bleib ruhig hier, es stört dich niemand. Kommen nur ein paar vertraute Leute aus der Stadt.

Der Fremde: Leute? Was für Leute?

Hirt: Feiern ein doppeltes Fest, begraben einen Toten und tun zwei Lebendige zusammen.

Der Fremde: Also sie töten und kuppeln zu gleicher Zeit?

Hirt: Ach, sie haben auch einen verlornen Sohn.

Der Fremde: Wieso?

Hirt: Der Friede hat ihn ausgestoßen, und der Krieg hat ihn verschlungen. 's ist schon zehn Jahre her — anno Zwölf.

Der Fremde: Das freut mich.

Hirt: Wie du unvernünftig reden kannst.

Der Fremde: Je mehr, desto besser ... Was sind's für Leute?

Hirt: Du kennst sie ja doch nicht. Der Schulrektor und seine Frau. Der Konrektor und seine Braut — die Cornelia, die Nichte.

Der Fremde (steht auf, will gehen und sinkt an der Schmalseite des Hauses im Vordergrunde nieder): Die Erde hält mich fest.

Hirt: Du brauchst dich nicht zu scheuen. Der Alte ist ein braver Mann, ein gelehrter und gerechter Mann. Hart ist er freilich und in der harten Zeit nicht weicher geworden. Aber er frißt keinen.

Zweiter Auftritt.

Der Hirt. Der Fremde. Der Wanderer.

Der Wanderer (tritt auf. Er ist gekleidet wie der Fremde, trägt aber nur einen langen Wanderstab. Kurzer, spitzer, dunkler Vollbart, dichtes, ungescheiteltes Haupthaar. Den großen Hut trägt er in der Hand).

Der Fremde (steht mühsam auf): Was verfolgst du mich?

Der Wanderer: Nur eine kleine Weile Geduld. Deine Zeit ist kurz gemessen.

Der Fremde (erregt zum Hirten): Der da — auf dem ganzen Weg hat er sich an mich genestelt. Wenn ich durch die Dörfer schlich und die Hunde anschlugen, in Wäldern, wo ich mich verirrt hatte, an Kreuzwegen, wo ich mich verirren wollte, auf der Heerstraße, in Heuschobern und Ställen — und immer, wenn ich einen Streich machen wollte (er greift sich an den Hals) — den klügsten meines Lebens — dann stand er plötzlich da. Ich kenne ihn nicht. Ich könnte ihn totschlagen ... und doch, wenn er oft tagelang ausblieb, hat er mir gefehlt.

Der Wanderer: So ist es. Ich muß dabei sein, wenn das große Erkennen kommt und die Erlösung.

Der Fremde: An mir ist nichts zu erkennen und zu erlösen. Nur der Tod —

Der Wanderer: Das eben ist es. (Der Wanderer und der Fremde gehen langsam auf die Bank vor dem Hause zu und setzen sich nebeneinander.)

Dritter Auftritt.

Der Hirt. Der Fremde. Der Wanderer. Der Rektor. Die Rektorin. Der Konrektor. Der Antiquarius. Cornelia.

(Der Rektor ist ein stolzer, stattlicher Mann mit bartlosem Gesicht und grauem, nach hinten gekämmtem, dichtem Haupthaar. Er trägt einen hechtgrauen Rock. Die Rektorin, eine kleinere, rundliche Frau, mit Spuren des Grams im Gesicht. Cornelia, ein schlankes, zartes Wesen, brünett, bleich, in sich gekehrt. Sie trägt einen großen, gelben Strohhut mit Blumen, auch Blumen am Gürtel. Die Rektorin in hellviolettem, Cornelia in weißem Sommerkleid. Der Konrektor, ein fetter Dreißiger mit rotem Haar, Sommersprossen, glattem Gesicht, Brille mit schwarzem Horngestell. Schwarzer, hochgeschlossener Amtsrock. Cornelia legt den Hut ab und packt mitgebrachtes Gebäck aus. Sie geht in die Hütte, um heißes Wasser zu holen und den Kaffee zu bereiten. Im Vorübergehen stutzt sie an den beiden fremden Männern.)

Konrektor (laut und jovial zum Hirten): Chaire, männerbeherrschender Sauhirt!

Hirt: Zum ersten bin ich kein Sauhirt, wie ich schon des öfteren bemerkt, Herr Konrektor, sondern ein Schafhirt; zum andern beherrsche ich nicht Männer, sondern Schafe; und zum dritten beherrscht die Schafe mein Hund — mit Verlaub, Herr Konrektor.

Konrektor: Traun, kein unnütz Wort ist deinen Lippen entfallen, mein Bester!

Rektorin (erhebt das Augenglas, fragt den Hirten, auf den Fremden deutend): Wer ist der Mensch?

Hirt: Ein spät rückkehrender Kriegsgefangener aus Spanien.

Rektor (für sich): Ein Gespenst aus den Kriegszeiten.

Hirt: Was ist der Mensch, frage ich, Frau Rektorin. Das läuft nun aus Spanien zu Fuß heim, ein Bündel Knochen und Elend, nach zwölf Jahren. Wenn eins meiner kleinen Schaflämmer nur eine Ackerbreite vom Mutterlamm zurückbleibt, dann blökt's zum Erbarmen. Und zwölf Jahre!

Cornelia (kommt aus dem Hause mit der dampfenden Kaffeekanne, die sie auf den Tisch stellt, dann zu der Gruppe zurück).

Rektorin: Wo ist er daheim?

Hirt: Weit von hier. Ich gebe ihm auf ein paar Tage Obdach.

Rektorin: Da tut Ihr wohl daran. (Zum Fremden:) Bleibet beim Hirten. Er ist ein guter Mensch.

Hirt: O Frau Rektorin! Wer ist gut?

Cornelia (leise zum Konrektor): Er ist krank. Sein Gesicht ist fahl wie Asche, und er zittert.

Konrektor: Von libidinibus entstellet, wie mich dünkt. Cornelia, ich werde der Würde eines Erziehers vor diesem Menschen so recht inne. Mens sana in corpore sano — gesunde Seel in gesundem Leibe — diese köstlichen Güter darf ich den Jünglingen, die mir anvertraut sind, wahren und mehren.

Hirt: Die Menschen brauchen aber auch Ärzte. Denn sie werden alle einmal krank am Leib oder an der Seele.

Rektor (zum Wanderer): Gehören Sie zu ihm?

Der Wanderer: Ja, ich begleite ihn.

Rektor (zum Fremden): Sie haben das Glück, wenn auch spät, zu Ihren Eltern zurückzukehren.

Der Fremde: Mein Kommen wird meinen Eltern nicht erfreulich sein, so wenig wie Ihnen.

Rektor: Sie irren sich in uns. Und ganz gewiß auch in Ihren Eltern.

Der Fremde: O — meine Eltern kenne ich.

Rektor: Die Zeit verändert zwar viel. Aber das Familiengefühl bleibt. (Zu den beiden Fremden:) Ich stehe nicht an, Sie an unsrer kleinen Familiennachfeier teilnehmen zu lassen. Sie waren zuerst die Gäste des Hirten — seien Sie unsere Gäste. (Zum Fremden:) Genießen Sie die Vorfreude des Wiedersehens mit Ihren Angehörigen, die uns versagt ist. Auch wir vermissen einen Sohn. (Geht auf den Tisch zu.)

Der Wanderer (nimmt den sich sträubenden Fremden am Arm): Die Stunde ist da, komm!

(Der Fremde geht wie gebannt mit. Alles setzt sich an den gedeckten Tisch.)

Rektor (mit einer gewissen Feierlichkeit): Ihr fremden Gäste, meine Lieben, Herr Antiquarius! Es ist ein widerspruchsvoller Tag, den wir heute in unserem engen Kreise begehen. Wir schließen heute ein Grab und öffnen eine Kammer des Lebens. Unser verlorner Sohn ist nun wirklich tot. Das Siegel des Gesetzes ist darauf gedrückt, und ein Dezennium des Zweifels hat damit ein Ende. Seitdem unser Sohn dem Vaterhaus entflohen und mit dem Korsen nach Moskowitien gezogen ist, haben wir Jahre der Unruhe durchlebt. Nicht so sehr, daß er tot, sondern daß er in der Zuchtlosigkeit seines Herzens dahingefahren sein möchte, war unsere Sorge. Einmal aber muß der Wille den Zweifel ersticken. Heute wollen wir ihn denn endlich für immer zu den Toten zählen. Wir glauben und sagen: unser Sohn ist tot, und hoffen, daß Gott ihn zu sich genommen hat. Die Toterklärung, die das Gericht heute ausgesprochen hat, soll aber auch Euch, meine Kinder, in Eurem Verhältnis von aller Ungewißheit befreien.

Konrektor: Eine innere Stimme sagte mir längst, daß ihm keine Wiederkehr bereitet ist.

Rektorin: Ich bitte dich, liebe Cornelia, gib auch du deinen überspannten Begriff von Treue auf!

Der Wanderer: Ein ehrwürdiges Gefühl bei dieser jungen Dame.

Rektorin (zum Antiquarius): Als sie sich mit ihm versprach, war er siebenzehn und sie sechzehn. Es war einer seiner unüberlegten Streiche, das Kind an sich zu binden.

Antiquarius: Jugend hat nicht Tugend, ja, ja.

Rektorin: Der Konrektor und sie geben ein gutes Paar, und so wird auch dies in Ordnung kommen.

Rektor: Es ist menschlich, zu vergessen. Wer ertrüge das Leben, wenn er nicht vergessen könnte? Vergessen, um zu leben und zu wirken, ist recht

getan. Es ist ja nur eine Kleinigkeit, mag aber doch gewissermaßen als ein äußeres Zeichen des neuen Abschnittes gelten, daß durch die Toterklärung ein kleines Erbe an uns fällt, von dem ich die Bibliothek eines Kollegen erwerben kann, die besonders reich ist an Apparaten zum Eutropius, dem ich meine ganze Muße widme.

Rektorin: Ach ja, es war ja immer dein Herzenswunsch, lieber Mann, diese Bibliothek zu besitzen.

Rektor: Die Latinität des Eutropius ist erstaunlich rein, wenn man sein Zeitalter in Anschlag bringt. Sein Reiz liegt für mich gerade auf dieser Seite, wiewohl ich denen nicht entgegen sein will, die ihn seiner sachlichen Bedeutung wegen schätzen. Mit der neuen Büchersammlung werde ich wohl alles beieinander haben, was je über diesen späten Autor überhaupt geschrieben worden ist. Wir bitten Sie, Herr Antiquarius, die Bibliothek des verewigten Kollegen abzuschätzen.

Antiquarius: Zunächst meine wärmsten Glückwünsche, Herr Rektor, zu dem freudigen Ereignis in Ihrer Familie. Alsdann gratuliere ich Ihnen zu der neuen Akquisition. Ich kenne die Bibliothek. Sie ist geradezu eine vollkommene klassisch-philologische Rüstkammer.

(Der Konrektor hat Cornelia geküßt. Der Fremde stößt einen Schrei aus.)

Rektorin (die es beobachtet hat): Konrektor!

Cornelia: Was war das?

Rektorin (zum Fremden): Was ist Ihnen?

Der Fremde: Nichts. Es kommt von meiner spanischen Fliege am Bein, von einer alten nichtsnutzigen Wunde, die sozusagen heute zu weit marschiert ist. Eine Wunde ist nämlich ein Geschöpf für sich. Das Bajonett hat seine Seele darin zurückgelassen. Oft schläft sie, aber wenn sie erwacht, dann beißt sie und bellt auch. Beruhigen Sie sich. Und lassen Sie sich den Spaß an dem Eutropius nicht verderben.

Rektor (zum Antiquarius): Unsere Jugend beginnt die klassischen Studien zu vernachlässigen und meint, mit dem deutschen Altertum sei es getan. Ich erkläre mir daraus ihre Gärung und Haltlosigkeit. Mein armer Sohn hatte einen Widerwillen gegen die alten Klassiker, und ich konnte ihn mit aller Strenge nicht zu ihnen zwingen.

Cornelia: Er war für die Bücher nicht gemacht. Erinnert Ihr Euch, wie er oft in schönen Sommernächten umherschwärmte und mit Tau und Moos im Haar in der Frühe wiederkam, frisch wie der Morgen?

Konrektor: Es ist doch ausgemacht, daß wir über ihn heute abschließen, und nun fängst du wieder an. (Zum Fremden:) Erzählen Sie etwas von Ihren Abenteuern!

Welche Länder bist du auf deinen Irren durchwandert,
und wie fandest du dort die Völker und prächtigen Städte?

Der Fremde: Sie haben einen unstillbaren Zitatendrang. — Meine Abenteuer passen nicht in diese wohlgeordnete Gesellschaft.

Konrektor: Nun denn, was sagen Sie zu dem Zustande Deutschlands?

Der Fremde: Ich wäre eigentlich neugierig zu wissen, was Deutschland zu Leuten sagt, wie ich einer bin.

Konrektor: Fügen Sie sich in das neue Leben ein! Es muß doch für Sie ein erhebendes Gefühl sein, in die befreite Heimat zurückzukehren, die Sie unter dem Faustdrucke des Despoten verlassen haben.

Der Fremde: Von diesem Gefühl weiß ich nichts.

Konrektor: Zeus allwaltender Rat nimmt schon die Hälfte der Tugend einem Manne, sobald er die heilige Freiheit verlieret.

Der Fremde: Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich in der Kriegsgefangenschaft verlernt hätte, was Freiheit ist, und wenn Sie meinen, Sie wüßten es, weil Sie keine Ketten tragen, dann täuschen Sie sich aber gründlich. Ein großer Tyrann macht tausend kleine überflüssig und lächerlich. Und das wurmt sie wie das Sonnenlicht die Kellerasseln. Im übrigen hörte ich, wo ich einkehrte, nur wie ehedem über die schlechten Zeiten klagen, und kann selbst nicht finden, daß sie besser geworden sind.

Konrektor: Sie sind noch übler als ein Demagoge. Sie sind ins Leere unzufrieden. Es kommt jetzt eine solche Art Menschen auf, katilinarische Existenzen, denen nichts geblieben ist als Verzweiflungsstreiche. (Zündet sich umständlich eine lange Pfeife an.)

Der Fremde: Sie werden nie verzweifeln — damit könnten Sie sich eigentlich zufrieden geben.

Rektor: Reden Sie getrost, was Sie denken.

Der Fremde: Ich denke nichts. Ich stehe unterhalb oder oberhalb, jedenfalls außerhalb Ihres Puppenspiels.

Konrektor: Sie leiden und freuen sich also nicht mit Ihrem Vaterlande?

Der Fremde: Was Sie so Leid und Freude nennen — nein. Das Leid, scheint mir, hat Ihnen keine schlaflosen Nächte gemacht. Sie haben ganz respektable runde Backen. Daraus schließe ich auf Ihre Freude. Das kommt mir alles zu bekömmlich vor.

Konrektor (zur Gesellschaft, mit schlecht verborgenem Ärger): Er weilte in der Lotophagen Gesellschaft und pflückte Lotos, der teuren Heimat vergessend.

Der Fremde: Genau so ist's hergegangen.

Der Wanderer (zum Konrektor): Dieses Gespräch kann Ihrem Gaste nicht angenehm sein.

Der Fremde (zum Wanderer): Du hast keinen Witz. Du bemerkst nicht, daß dieser Stoiker uns beweisen will, wie süß es ist, für das Vaterland zu sterben.

Rektorin: Warum reden Sie denn immer allein, Konrektor?

Konrektor (eigensinnig): Weil das Problem mich reizt. Wer deutsche Luft atmet, muß deutsch Wort vernehmen können. Wer an seinem Vaterlande zum Verräter werden konnte, muß sich jetzt seiner Tat schämen.

Rektor (zum Konrektor): Ich wünsche Frieden an meinem Tische.

Cornelia: Ich bitte, brechen wir ab!

Der Fremde: O nein, jetzt rede ich! (Zum Konrektor:) Sie wären imstande, mich stolz zu machen, wenn ich Sie so betrachte. Aber Sie sind gefährlicher, als Sie aussehen. Leute wie Sie haben es verschuldet, daß die Deutschen in Sieg und Niederlage verachtet sind. Ihnen fehlt die Scham. Sie und die Gesellschaft Ihres Schlages verdienen, mit Skorpionen gepeitscht zu werden. Ich bin unbekannt hier, aber das habe ich gesehen, daß die brutalste Tyrannei noch zu gnädig ist für Sie. Sie sind die Pest der Deutschen. Sie sind ein Monstrum, leer und doch aufgeblasen, ein verrückt gewordenes Lineal, eine Knechtseele, die einem achtbaren Herrn die Kleider gestohlen hat und in dieser Maskerade seine Ehre schimpfiert. Und nun auf, Kamerad! (Der Wanderer bleibt sitzen).

Rektorin: Das alles ist ja schrecklich. (Zum Rektor:) Ich bitte dich, sprich doch ein Machtwort!

Cornelia: Hier stoßen zwei Welten zusammen.

Der Wanderer: Da haben Sie recht. Zwischen diesen beiden Welten ist eine ewige Kluft befestigt.

Konrektor: Ich bitte um Vergebung. Es war verkehrt von mir, mich mit einem Vagabunden einzulassen.

Der Fremde (schreit wild auf): Vagabund! (Schlägt dem Konrektor mit der Faust ins Gesicht, so daß dieser zurücktaumelt, und stürzt mit erhobenen Fäusten auf den Rektor los.) Vagabund! (Er läßt zitternd die Arme sinken.)

Rektor: Ich habe an mich gehalten, denn das Gastrecht ist mir heilig. Sie aber haben es freventlich verletzt. Gehen Sie auf der Stelle! Das wäre noch schöner, wenn üble Erfahrungen das Recht gäben, den Frieden eines anständigen Hauses zu stören. Ich beklage Ihre armen Eltern, denn ein toter Sohn, wie ich ihn betraure, ist besser als ein entarteter.

Der Wanderer: Richtet nicht!

Rektor: Dieser Mensch richtet sich selbst. Wir haben die Wildheit und den chaotischen Wahnsinn der Kriegszeiten endlich bemeistert. Wir dulden nicht, daß sie wieder emporkommen. Auf sein Unglück berufe sich niemand. Wir waren alle unglücklich. Es ist ein Mißbrauch mit der Schickung des Himmels, wenn man sie hausieren trägt, anstatt sie sich zur Läuterung dienen zu lassen. Wer sich nicht beugen will, der breche! Gehen Sie, und (zum Wanderer) wenn Sie mit ihm zusammenhängen, lehren Sie ihn den Gehorsam und vor allem die Arbeit.

Der Wanderer: Die Lehrenden werden Lerner, und die gelernt haben, werden Lehrer sein.

Der Fremde (reißt sich Hut und Binde vom Kopf. Sein totenkopfähnlicher Schädel wird voll sichtbar. Alles springt auf mit verschiedenartigen Äußerungen der Überraschung und des Entsetzens.)

Cornelia (schreit): Seid Ihr blind? Erkennt Ihr ihn nicht?

(Sie kniet vor ihm, er stößt sie zurück. Alle erkennen ihn.)

Der Fremde: Vagabund! (Zum Rektor): So hast du mich immer gescholten, wenn ich mich über den alten Schmökern nicht zu Tode quälen wollte. (Schäumend): Du hast mich hinter die Adler, in die Schlacht, in die Bergwerke gejagt.

Rektor: Gott im Himmel! Schickst du mir so den verlornen Sohn zurück?

Der Wanderer: Kinder, es ist die letzte Stunde. Haltet stand, sonst seid Ihr alle verloren!

Der Fremde: Hab ich, was mein ist, gefordert? Hab ich mein Gut mit Huren umgebracht? Weißt du etwas von mir? Wo ist das gemästete Kalb, die Feierkleider, der Ring an dem Finger? (Er taumelt der Hütte zu, nimmt Bündel und Stab.) Was such ich denn hier? (Zum Wanderer:) Du, bring mich fort! Der Ekel würgt mich. Überall Menschen — ich kriege den Geruch nicht aus der Nase.

Rektorin: Was ist aus dir geworden, mein armer Sohn? Hast du kein Gefühl mehr für deine Eltern?

Der Fremde: Wüster Schorf ist über meine Haut gekrochen, die ganze Menschheit stinkt von Grind und Eiter. Habt Ihr Gefühl? Was habt Ihr getan, als die Pest ausbrach und jahrelang wütete? Ihr seid in Euren tapezierten Höhlen gesessen, habt große Worte gemacht, in Scharteken gewühlt, Bier getrunken — und habt nicht einmal das Jucken gekriegt. Eure Gemütlichkeit habt Ihr Seele genannt. Sie war aber nur die Ausdünstung Eurer Öfen und der Qualm Eurer Tabakspfeifen. Millionen sind dahingefahren für Eure Gemütlichkeit. Zuerst habt Ihr sie Helden geschimpft, dann Opfer, dann Gemordete und zuletzt Mörder.

Cornelia: Das ist wahr, wenn etwas wahr ist.

Der Fremde: Soviel hab ich aus dem gedunsenen Gerede in den deutschen Grenzen herausgehört, daß es Euch nicht schnell genug geht mit dem Vergessen. Die Helden sind Euch unbequem geworden. Und weil Ihr im Frieden fault, meint Ihr, Ihr wäret besser als wir, die wir im Kriege gestorben sind. Ihr nennt uns Kaine — aber der Kain, das seid Ihr, denn Ihr wißt mit dem vergossenen Menschenblut nichts anzufangen. Ihr fürchtet Euch vor den Toten — auch vor mir. Ihr getraut Euch nicht, herzhaft mit ihnen zu leben.

Rektorin: Mein Kind, hab Mitleid mit deiner Mutter!

Rektor: Hat die Not dich nicht beten gelehrt?

Der Fremde: Es gibt Nöte, die nicht beten lehren.

Cornelia: Einmal — da hast du mich geliebt.

Der Fremde (wild): Ich hasse Euch! Ihr habt mir das Sterben verwehrt. Ihr seid immer mit Eurer einfältigen Mummelei vor dem Tor gestanden, durch das ich hindurchbrechen wollte. Ihr habt mich im Kot zurückgehalten. Ihr habt kein Recht auf mich ... (wirr) Ich gehöre zur großen Armee! Zur großen Armee der Toten gehöre ich! He, Tambour, schlag an! (lacht) Es ist was gut dafür, daß er keinen Wirbel schlägt! Schnee, Schnee, Stille! Kein Hufschlag — kein Signal ... Sie werden müd ... Schnee, weich, wollig, warm. Warmer Schnee! ... Warum singt ihr nicht, Kameraden? (singt mit rauher, gebrochener Stimme) In der Heimat, in der Heimat ... Da gibt's ... Pfui Teufel! Wie das klingt! ... Poch, poch, poch — Sßt! Knute! Klirr — klirr — klirr ... Kettchen an den Füßen ... Kettchen ... Liebchen ... Ade, ade! — (er bricht ohnmächtig zusammen).

Rektor: Was haben wir getan? Womit haben wir das verdient?

Cornelia (zum Wanderer): Helfen Sie ihm!

Der Wanderer: Er schläft. Lassen Sie ihn schlafen. Er bedarf keiner Hilfe. Aber Euch muß geholfen werden. (Cornelia und die Rektorin bemühen sich um den Bewußtlosen. Der Rektor steht ihm zur Seite. Der Konrektor zeigt sich vorübergehend mit verbundenem Kopf am Fenster.)

Rektor: Wir tragen eine Schuld.

Der Wanderer: Ihr tragt die Schuld der Zeit.

Rektor: Ich glaubte, wir hätten sie abgetragen.

Der Wanderer: Ihr kennt sie gar nicht, wie könntet Ihr sie tilgen? Ihr habt die Erde in fressender Lohe brennen sehen. Reiche sind zerrüttet, Throne zerbrochen. Ihr seid bis an die Knie im Blut gewatet. Der Luftraum ächzt von den Geistern der Erschlagenen und von den Seufzern der Lebendigen. Und Ihr habt nichts gelernt. Nicht Euer Los, nicht das Eures Sohnes habt Ihr begriffen, geschweige denn das, was in der Welt geschehen ist.

Rektor: Wer sind Sie?

Der Wanderer: Ein Vagabund. Ein Wanderer zwischen Himmel und Hölle. Euer Sohn — woher meint Ihr, daß er kommt? Aus dem Grabe nicht — er kommt aus der Hölle. Ihr habt ihn gesucht und nicht gefunden, weil Ihr ihn ohne Vollmacht in den Himmel geschickt habt. Ich habe ihn in der Hölle gesucht, und dort habe ich ihn gefunden.

Rektorin: Wißt Ihr von unserem Kinde? O so tun Sie's uns zu wissen. Wir sind gerüstet, alles zu hören.

Der Wanderer: Euer Sohn ist der Größe nachgelaufen, dem ungeheuren Schatten, den der Mensch auf die Erde wirft. Das ist nichts Geringes, es ist mehr, als Ihr jetzt zugeben wollt. Es ist lange nicht das Höchste und am Ende ist es eitel. Aber er hat im Eise Rußlands sich menschlicher Willensmacht geopfert. Wer unter Euch hat sich um irgend etwas, das über ihm und doch nicht sein ist, noch werden kann, geopfert?

Aber er hat noch mehr getan. Wißt Ihr, was einer menschlichen Seele zu tragen gegeben werden kann, und wollt Ihr diesen Kelch bis auf den Grund leeren?

Rektor: Ja.

Der Wanderer: Das Elend ist ausgezogen, die Welt zu erobern. Er hat für Euch alle alles Leid getragen, während Ihr Leid zu tragen wähntet um ihn. Als Ihr die Wimpel des Sieges in Euren Gassen flattern ließet und ihn vermißtet — da waren in Rußland zwei Wallfahrten auf dem Wege: Kriegsgefangene, die nach der Heimat strebten, und Missetäter, die mit Ketten aneinander geschmiedet die Straße der Ausgestoßenen keuchten. In einem schmutzigen Winkel irgendwo begegneten sich die Züge. Und sie machten Rast. Da sprengte ein Mörder seine Bande und entwich. Der Führer aber brauchte einen anderen und griff, um die Zahl zu füllen, unter die Krieger und griff Euren Sohn ... Fraget Euch: was ist geschehen? Und welchen Sinn kann es haben?

Rektor: Die Bäume werden kahl, und das Laub fällt. Die Welt, in der wir lebten, will sterben. Du bekommst recht, mein Sohn.

Rektorin: Wie können wir das wissen und tragen?

Hirt: O du arme gequälte Kreatur!

Cornelia (streichelt seine Hände).

Der Wanderer: Es ist nicht gut, in die russischen Bergwerke zu geraten, in das schändende, langsam würgende Verderben. Und in sich den großen unverbrauchten Schatz der Liebe. Augen und Ohren und alle Sinne wurden ihm ebensoviele Wege zur Qual; Unflat ward ihm Speise, Rede Schmach, Seufzer — Ohnmacht. Der leidende, liebende Mensch ein Stück schmutziger, getretener Erde. Mit jedem Hammerschlag schlug er Stufen in den Schacht der Verlorenheit. Jede Stunde Hunderte von Schlägen. Und wie viele Stunden haben Tag und Jahr! (Zu Cornelia:) Und dennoch nicht verzweifelt. Dennoch hoffend und liebend. Im zerbröckelnden Körper diese ewige Flamme! Die kühle kranke Hand, die Sie erwärmen wollen, hat in der zugeworfenen Grube gescharrt und gewühlt. Auch Blut klebt an ihr: Henkerblut. Er hat alles auf sich geladen, um ans Licht zu kommen und lieben zu können. Er hat den Weg gefunden durch Steppen und Wälder, über reißende Ströme und tiefe Seen, durch die Horden der Einöde und durch die menschenwimmelnden Städte. Und als er am Ziele stand — da entdeckte er, daß alles umsonst gewesen war.

Rektorin: Ja, wir waren grausam und wußten es nicht.

Cornelia: Ich habe ihn verraten, wider Willen.

Der Wanderer: O wie klein ist das! Das Schlimmste aber ist ihm nicht in der Nacht der Erde, — es ist ihm hier widerfahren. Er ist verzweifelt, weil er in diesem Hain keine Macht gefunden hat, die seiner Not und seiner Liebe ebenbürtig war ... Ihr kennt den Abgrund nicht, der Mensch genannt wird.

Hirt: Das ist nicht mehr menschlich.

Der Wanderer: Doch, mein Bruder, alles, was Menschen tun und leiden, ist menschlich. Ihr nennt es unmenschlich, wenn Ihr Krieg und Blutvergießen, Hader und Zwietracht anhebt. Es ist menschlich. Der Neid, der Haß, der Schmutz, die Gier, die Schändung des Edeln und die Erhöhung des Gemeinen, — das nennt Ihr unmenschlich. Ich aber sage Euch: es ist menschlich. Der Kuß des Judas und der Kuß der Schmerzensmutter, das Schwert und das Kreuz — sie sind beide menschlich. Steckt die Grenzen weiter und bekennet Euch zum ganzen Menschen, dann werdet Ihr inne werden, was geschehen ist. Ihr wußtet nichts von Eurer wahren Not. Darum mußte diese Not gen Himmel wachsen, die Sonne und die Sterne verdunkeln und in glühenden Wolken auf Euch niederhangen. Hört Ihr den Schrei der Menschenseele, Eurer Seele, die in der Dämmerung des Untergangs nach Hilfe schreit? Und wer soll ihr helfen, der blutenden, frierenden, dürstenden, hungernden, angstgequälten Heimatlosen?

Rektorin: Es geht über meine Kräfte.

Der Wanderer: Keiner soll es allein tragen können, — dann wird es alle tragen. Eines muß die Welt tragen. Ihr sagt: alles ist ein Ende und nimmt ein Ende, und Ihr nehmt den Tod zum Zeugen. Ich aber sage Euch: Ehret das Geheimnis des Anfangs. Die Not ist ein Anfang, die Schuld ist ein Anfang, der Kummer ist ein Anfang, die Verzweiflung ist ein Anfang, der Tod ist ein Anfang, das Ende ist ein Anfang. Nichts endet, alles wandelt sich. Nur eines ist nie am Anfang und wandelt sich nicht und umfängt alles wie das Meer die Erde und wie der Himmel die Erde und das Meer. Denn es ist ewig.

(Die untergehende Sonne scheint glühendrot durch die Buchen. Der Wanderer legt dem Fremden die Hand aufs Haupt und spricht:)

Brich auf!

(Der Fremde schlägt die Augen auf, läßt sie von einem zum andern gehen, mit verklärtem Antlitz, und stirbt. Der Wanderer erhebt sich und verschwindet hinter dem Haus vorbei in den Buchen. Cornelia und die Rektorin knien vor dem Fremden.)

Rektor: Wir haben keinen Schritt getan und sind doch in einem andern Lande.

Hirt: Es ist ein Wunder.

Biologische Briefe an eine Dame.

Von

J. von Uexküll.

Erster Brief. (Töne.)

Die Welt, die uns umgibt, ist erfüllt mit den mannigfaltigsten Gegenständen, und es erscheint uns als das Natürlichste, diesen Gegenständen unmittelbar zu Leibe zu gehen, wenn wir etwas von ihnen erfahren wollen. Wir beißen in den Apfel, um zu erfahren, ob er süß ist, wir setzen uns auf den Stuhl, um zu erfahren, ob er bequem ist, und wir schneiden das Buch auf, um zu erfahren, was darin steht. Täglich erweitern wir durch neue Erfahrungen unsere Kenntnis der Gegenstände und schließen daher mit Sicherheit, daß wir ohne Erfahrung nichts von den Gegenständen wissen würden.

Von dieser Überzeugung ausgehend, haben sich die sogenannten Erfahrungswissenschaften, zu denen vornehmlich die Naturwissenschaften gehören, an die Arbeit gemacht, um die uns umgebenden Gegenstände der Natur zu erforschen. Ihre Vertreter hegen keinen Zweifel, daß sie auf dem richtigen Wege sind, wenn sie den Rätseln, die uns die Natur in diesen Gegenständen zu lösen aufgibt, mit allen Mitteln der Beobachtung und des Experimentes zu Leibe gehen. Eines Tages, so hoffen sie, wird ihnen mit Hilfe der immer erweiterten und verfeinerten Erfahrung die Lösung der Welträtsel gelingen. Die Lösung wird in der Aufdeckung der höchsten Naturgesetze bestehen, von denen alle Gegenstände der Natur und letzten Endes auch wir selbst als Gegenstände der Natur abhängen.

Nicht allein die sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen in unserem Körper, sondern auch die Sinne selbst — unsere Gedanken und Gefühle — hoffen die Naturforscher durch eine vertiefte Kenntnis unseres Gehirnes und der sich in ihm abspielenden chemischen und physikalischen Prozesse erforschen zu können und ihre Abhängigkeit von wenigen klaren Naturgesetzen beweisen zu können.

Diesem alles überflutenden Ansturm der Naturwissenschaften, die mit ihren aus der Erfahrung geschöpften Naturgesetzen die Welt bis ins Letzte verstehen zu können behaupten, hat bereits vor hundertfünfzig Jahren Kant ein „Halt" zugerufen, indem er die Frage aufwarf: „Wie kommt Erfahrung überhaupt zustande?"

Dann zeigte er in unvergleichlich genialer Weise, daß wir zu jeder Erfahrung, die wir machen, gewisse Vorbedingungen mitbringen müssen, die allein die Erfahrung ermöglichen. Es gelang ihm, gewisse Gesetze unseres Gemütes aufzufinden, die jeder Erfahrung vorausgehen und die viel wichtiger und grundlegender sind als alle von den Naturforschern aufgestellten Naturgesetze.

Hundertfünfzig Jahre sind vergangen. Die Gedanken Kants haben zu wiederholten Malen ihren Einfluß auf die Naturforschung geltend gemacht. Aber sie sind immer wie ein Fremdkörper, der der gesamten Geistesrichtung der Zeit widerstrebte, hinausgedrängt worden. Die glänzenden Entdeckungen der Chemie und Physik schienen denen recht geben zu wollen, die allein auf dem Wege der äußeren Erfahrung an den Gegenständen das Ziel der Welterkenntnis zu erreichen hoffen.

Durch das Aufkommen des Darwinismus wurde die allgemeine Überzeugung bestärkt, daß auch die Lebensgesetze nur Abarten der physikalisch-chemischen Gesetze seien, und das Leben selbst wurde für einen chemo-mechanischen Prozeß erklärt.

Im Gegensatz zu diesem naiven Glauben an die alleinseligmachende Kraft äußerer Erfahrung hat sich in den letzten Jahrzehnten die moderne Biologie entfaltet, die auf die Grundsätze Kants zurückgreift, und die vor allen Dingen die Untersuchung der Bedingungen jeder Erfahrung fordert.

Zu einer jeden Erfahrung gehört ein Subjekt, das die Erfahrung macht, und ein Objekt, an dem die Erfahrung gemacht wird. Die Vernachlässigung des Subjektes durch die Erfahrungswissenschaften hat, wie begreiflich, diese Wissenschaften immer tiefer in Irrtümer verwickelt, aus denen sie sich nie herausfinden können. Denn die Kenntnis des Subjektes ist viel wichtiger als die Kenntnis des Objektes, wenn man nicht annehmen will, daß das Objekt als solches in das Subjekt übergeht. Davon ist aber keine Rede. Die Beziehungen zwischen Objekt und Subjekt beruhen immer auf Wirkungen, die vom Objekt ausgehen und die Sinnesorgane des Subjektes treffen. In den Sinnesorganen werden die Wirkungen, mögen sie nun chemischer oder physikalischer Art sein, in Nervenerregung verwandelt.

Die Sinnesorgane aller Lebewesen, die als Subjekte einem Objekte gegenüberstehen, sind immer nur zur Aufnahme einer ganz bestimmten Gruppe von Wirkungen geeignet, die man „Reize" nennt. Die Eigenschaften des Objektes, die Reize aussenden, nennt man Merkmale. Es ist von vornherein klar, daß, wenn das gleiche Objekt zwei Subjekten gegenübergestellt wird, die verschiedene Sinnesorgane besitzen, die Eigenschaften des Objektes, die als Merkmale dienen, für jedes Subjekt verschiedene sein müssen. Mithin die Erfahrungen beider Subjekte, obgleich sie sich auf das gleiche Objekt beziehen, sich notwendigerweise widersprechen müssen, weil für jedes Subjekt das Objekt andere Eigenschaften besitzt.

Die Aufgabe der Sinnesorgane besteht darin, eine engere oder weitere Gruppe von Reizen der Außenwelt dem Subjekt zugänglich zu machen, alle übrigen Wirkungen aber abzublenden. Den Zugang zum Subjekt erhalten die Reize nicht direkt, sondern mittelbar durch Verwandlung in Nervenerregung. Die Erregung ist ein noch immer ungeklärter Vorgang, der aber in allen Nerven der gleiche zu sein scheint. Mithin werden alle Reize, sie mögen noch so verschiedener Art sein, vorerst in den gleichen physiologischen Vorgang verwandelt. Die Unterschiede, die zwischen den Reizen bestehen, werden nur insoweit festgehalten, als sie die gleiche Erregung in verschiedenen Nerven auslösen. Die isolierten Nerven leiten die Erregung verschiedenen Zentralstellen, meist Ganglienzellen zu. Nerv und Zentralstelle nennt man gemeinsam Nervenperson.

Die Nervenpersonen der Sinnesorgane stehen in mannigfacher Verbindung mit den Nervenpersonen der effektorischen Organe der Muskeln und Drüsen. Diese Verbindungen bilden den Steuerapparat des Körpers bei allen Tieren.

Durch diese Vorrichtung gelingt es, die Körpermaschine zu verschiedenen Handlungen zu veranlassen. Man spricht dann von Reflexen oder reflektorischen Handlungen. Den Reflexbogen nennt man den Sinnesapparat + Steuerapparat + Effektor, der bei einem Reflex in Tätigkeit tritt.

Verschiedene Merkmale vermögen verschiedene Reflexe auszulösen. Verschiedene Subjekte werden sowohl auf verschiedene Merkmale, die ihnen durch verschiedene Reize zugänglich gemacht werden, als auch auf die gleichen Merkmale, die ihnen durch die gleichen Reize zugänglich sind, verschiedene Handlungen ausüben können, weil sie außer den verschiedenen Sinnesorganen auch verschiedene Steuerorgane beherbergen können, selbst wenn die effektorischen Organe bei ihnen die gleichen sind.

Sind wir selbst die Subjekte, die dem Objekt gegenüberstehen, so antworten wir auch in einzelnen Fällen mit Reflexen, zum Beispiel mit Blinzeln, wenn sich ein Körper schnell unserem Auge nähert. Meist aber antworten wir auf einen Reiz, der einen unserer Sinnesorgane trifft, mit einer Empfindung.

Trifft zum Beispiel eine Luftschwingung von einer bestimmten Wellenlänge unser Ohr und verwandelt dieses den Reiz in eine Nervenerregung, die bis zur Nervenperson im Großhirn vordringt, so haben wir eine ganz bestimmte Tonempfindung. Der ganze Vorgang ist eine Erfahrung. Was gehört davon dem Objekt und was dem Subjekt an? Offenbar gehört nur die Luftschwingung dem Objekt an, welches sie erzeugt. Um zur Erfahrung zu werden, muß aber das Ohr des Subjektes mit seinem nervösen Apparat und seiner Empfindungsmöglichkeit vorhanden sein, sonst liefe bestenfalls der Vorgang auf einen Reflex hinaus.

Die Tonempfindung legen wir aus uns hinaus und betrachten sie als Eigenschaft des Objektes, die für uns zum Merkmal geworden ist. Die Möglichkeit der Erfahrung eines Tones ist daher sowohl an die psychologische

Tätigkeit des Körpers wie an die psychologische Tätigkeit des Gemütes unseres Subjektes gebunden.

Die körperlichen Vorgänge lassen sich leicht darstellen (Abbildung 1). Von einer Glocke als Objekt geht die Luftschwingung aus, die zu unserem inneren Ohr, das eine resonnierende Harfe besitzt, in die Nervenerregung einer bestimmten Nervenperson verwandelt wird. Daher darf dieser wichtige Apparat auch Resonnator oder Transformator genannt werden. Die Erregung

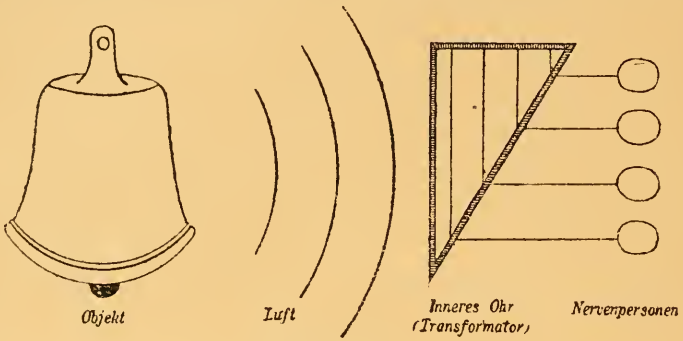

Abbildung 1.

der Nervenperson muß aber von einer Tonempfindung begleitet sein, sonst gibt es wohl physikalische Veränderungen in der Außenwelt und physiologische Prozesse in unserem Körper — aber keinen Ton.

Zur Tonerfahrung gehört vor allen Dingen die Tonempfindung. Diese muß im Subjekt, wenn auch ungeweckt, bereits vorhanden sein, bevor die Erfahrung eintritt. Sie macht die Erfahrung überhaupt erst möglich.

Versuchen wir uns eine Tonempfindung zu vergegenwärtigen, so werden wir uns davon überzeugen, daß sie das ist, was wir ein Element zu nennen gewöhnt sind; sie kann wohl stärker oder schwächer sein, das heißt in der Intensität wechseln. Ihre Qualität ist aber etwas durchaus Unwandelbares und Unteilbares. Es läßt sich auch weiter nichts über sie aussagen. Lassen wir aber zwei Töne erklingen, so haben wir nicht bloß zwei getrennte Empfindungen vor uns, die nichts miteinander zu tun haben, sondern wir wissen sofort, daß der eine Ton höher ist als der andere, das heißt wir setzen beide Empfindungen sofort in gesetzmäßige Beziehungen zueinander. Diese Beziehungen werden aber sehr eng, sobald die Töne miteinander konsonnieren oder wenn sie eine Dissonanz bilden. So oft neue Töne hinzukommen, werden diese Beziehungen reicher, und wir erkennen mit Erstaunen, daß alle diese Elementarempfindungen, die etwas so Selbständiges an sich hatten, zu einer Art von Genossenschaft oder Verwandtschaft gehören, die sie umschließt und sie alle ganz bestimmten Gesetzen unterwirft.

Die Verwandtschaftsgesetze, die die Tonempfindungen untereinander verbinden, sind vollkommen unräumlich. So ist der Dreiklang wohl ein gesetz-

mäßiges Gebilde, aber die drei Töne, aus denen er sich zusammensetzt, stehen nicht nebeneinander, obgleich sie wohl voneinander unterschieden werden können.

Die Unterscheidung der Töne in hohe und tiefe ist nur ein Notbehelf, um eine Anschauung ihrer gesetzmäßigen Beziehungen zu gewinnen. Desgleichen ist die Einordnung der Töne in eine Tonleiter nichts anderes als der Versuch, für die erkannte Ordnung der Verwandtschaftsgesetze einen Ausdruck zu finden, der uns die Übersicht über diese an sich völlig unräumlichen Beziehungen verschafft.

Man kann darin noch weiter gehen und die Tonleiter in eine Wendeltreppe verwandeln, in der jede Windung aus acht Stufen besteht, um das Gesetz der Oktaven anschaulich zu machen. Alle diese Übersetzung von Gesetzen der an sich völlig unräumlichen Empfindungen ins Räumliche dürfen uns nicht zum Glauben verleiten, als könnten wir diese Gesetze auf räumliche Anordnungen in der Körperwelt unseres Gehirnes zurückführen. Das Gemüt mit seinen zahlreichen Empfindungen, die gewiß einer festen Ordnung unterliegen, entbehrt jeder Art von Ausdehnung, und nur unsere Unbeholfenheit, diese Ordnung ohne die gewohnte räumliche Anschauung zu übersehen, führt uns dazu, von einem Gemütsorganismus zu reden.

Einen Teil der Gemütsorganisation bildet die Organisation der Tonempfindungen, die wir bei jeder Tonerfahrung von vornherein mitbringen. Sie ist vor aller Erfahrung bereits vorhanden. Sie kann nicht aus der Anordnung der Nervenpersonen abgeleitet werden, weil diese als körperliche Gebilde nur eine Anordnung im Raum besitzen können. Ebensowenig auf die räumlichen Bildungen des inneren Ohres, die tatsächlich einer Wendeltreppe gleichen, deren Stufen immer schmäler werden.

Schließlich sind auch die Gesetze der räumlichen Luftwellen nicht imstande, die Gemütsorganisation zu beeinflussen. Auch hier hat man nach Analogien gesucht, in der Hoffnung, das Gemütsgesetz einem Naturgesetz zu unterwerfen. Aber die größere oder geringere Regelmäßigkeit der Schwingungen der Luft kann nicht als Ursache der Konsonnanz oder Dissonnanz angesehen werden, weil die Erregung der Nervenpersonen auch bei direkter Reizung der Hörnerven in uns die gleichen Töne mit den gleichen Tongesetzen hervorruft, wobei weder die Luftwellen noch die Wendeltreppe des inneren Ohres mitsprechen.

Eine unräumliche Gemütsorganisation ist es, die das Subjekt bei jeder Tonerfahrung mitbringt. Sie ist es, die die Welt mit Tönen erfüllt, sobald passende Reize im Sinnesorgan des Ohres die Nervenerregung wecken.

Die Tonreize haben ihre eigenen Gesetze, die von den physikalischen Eigenschaften der Luft abhängen — die Tonerregungen haben ihre eigenen Gesetze, die von den physiologischen Eigenschaften des Sinnesorganes und der Nervenpersonen abhängen — die Tonempfindungen haben ihre eigenen Gesetze, die von den psychologischen Eigenschaften des Gemütes abhängen.

Zweiter Brief. (Farben.)

Die großen Luftwellen treffen im inneren Ohr auf eine einzige Harfe, die mit sehr zahlreichen Saiten bespannt ist, sodaß sie auf weit über hundert verschiedene Schwingungen resonnieren kann. Die sehr kleinen Ätherwellen treffen in der Netzhaut des Auges auf sehr zahlreiche sehr kleine Harfen, von denen jede nur auf vier Schwingungen rein resonniert.

Die Abbildung 2 gibt eine solche Harfe wieder, die wir uns in jeden Zapfen der Netzhaut hineindenken müssen. Die vier Saiten der Harfe haben hier ebenfalls die Aufgabe, die Schwingungen, auf die sie resonnieren, in Erregung von Nervenpersonen zu verwandeln, und zwar resonniert jede Saite nicht bloß auf eine Schwingung, sondern auch auf die Nachbarschwingungen mit. Die Erregung einer jeden Nervenperson wird von einer Farbenempfindung begleitet. Darnach müßte man annehmen, daß es nur vier Farben geben dürfte, nämlich Rot — Gelb — Grün — Blau. Es kommen aber noch zwei

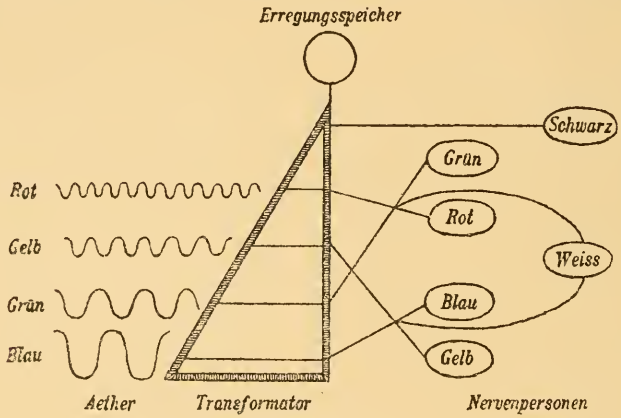

Abbildung 2.

Empfindungen hinzu, die nicht durch bestimmte Schwingungsreize hervorgelockt werden, nämlich Weiß und Schwarz. Es hat sich herausgestellt, daß die Empfindung Weiß auftritt, wenn entweder die Transformatoren von Grün und Rot oder die Transformatoren von Gelb und Blau gleichzeitig ansprechen.

Infolgedessen ist man gezwungen, die Nervenperson für Weiß mit der Nervenkreuzung der entsprechenden Nervenpersonen Blau-Gelb und Grün-Rot zu verbinden, um damit anzudeuten, daß im Falle, in dem die beiden Nervenerregungen gleichzeitig am Kreuzungspunkt anlangen, sie einen dritten Weg einschlagen.

Nachdem es mir gelungen ist, bei den Seeigeln nachzuweisen, daß die Schattenreizung von einem nervösen Apparat abhängt, der die Erregung während der Belichtung speichert und nach Aufhören der Belichtung hinauswirft — muß man annehmen, daß die Nervenperson für Schwarz von einem solchen Erregungsspeicher aus versorgt wird. Denn die Empfindung Schwarz tritt immer nur beim Fehlen der Belichtung ein.

Im Ohr haben wir keine analoge Einrichtung, denn das Aufhören der Luftwellen ruft keinen neuen Ton hervor.

Der in den Zapfen der Netzhaut angenommene Resonator mit den ihm angegliederten sechs Nervenpersonen könnte, so scheint es, nur sechs Farbenempfindungen hervorrufen. Dem steht die Tatsache gegenüber, daß wir außerordentlich viele Farben wahrnehmen. Wie löst sich dieser Widerspruch?

Ich erinnere daran, was ich über den Dreiklang der Töne gesagt habe. Auch beim Dreiklang entsteht eine neue Empfindung, die man aber immer noch auf ihre drei Komponenten zurückführen kann. Das gilt auch für die Farben. Alle Farben, außer den angegebenen sechs Grundfarben, sind entweder Dreiklänge oder Zweiklänge, aus denen man die sie zusammensetzenden Grundfarben immer noch herausholen kann. Das wäre nicht möglich, wenn es für die Mischfarben besondere Nervenpersonen gäbe. So ist es uns völlig unmöglich, zu unterscheiden, ob Weiß aus Gelb-Blau oder aus Rot-Grün oder aus allen vier sich zusammensetzt.

Daraus können wir mit Sicherheit schließen, daß die Entstehung der Mischfarben das Werk unserer Gemütsorganisation und nicht wie das Weiß ein Werk unseres Körpers ist, dessen Entstehung durch Mischung unserem Gemüte durchaus verborgen bleibt.

Wenn man von einer Farbenskala spricht und diese mit der Tonleiter in Beziehung bringt, so darf man nicht vergessen, daß es sich um sehr verschiedene Dinge handelt. Wenn man die einzelnen Töne als Sprossen der Tonleiter ansieht, so hätte die Farbenleiter nur sechs Sprossen. Will man aber alle Mischfarben mit hinzunehmen, so kann man nur bei Betrachtung eines Zweiklanges von einer Leiter sprechen, indem man zum Beispiel alle Mischfarben von Blau nach Rot als Sprossen einzeichnet. Dabei stellt sich heraus, daß alle diese Sprossen sowohl aus Rot wie aus Blau bestehen, die aber die Intensität der einen Grundfarbe in zunehmendem, die der anderen in abnehmendem Verhältnis besitzen.

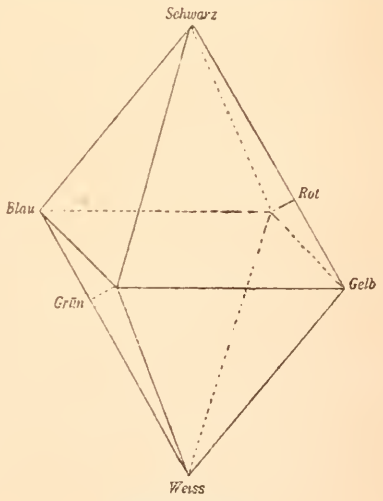

Abbildung 3.

Nun kommen reine Zweiklänge nur äußerst selten vor; meist sind es Dreiklänge, an denen sich entweder Weiß oder Schwarz beteiligt. Um diese verwickelten Beziehungen mit einem Blick zu übersehen, nehme man ein Hexaeder und bemale die sechs Ecken, wie vorstehend angegeben (Abbildung 3) mit den sechs Grundfarben, und von jeder Ecke trage man in abnehmender Stärke die Grundfarbe auf die ihm zugehörige Hälfte des Hexaeders auf. Dann werden an den Ecken reine Farben, an den

Kanten Zweiklänge und auf den Flächen Dreiklänge entstehen. Es fehlen auf dem Hexaeder die Zweiklänge von Schwarz und Weiß, die wir als Grau bezeichnen. Diese kann man sich durch eine Diagonale von der schwarzen Ecke zur weißen Ecke vergegenwärtigen. Andere Diagonalen gibt es nicht, denn Rot und Grün sowie Blau und Gelb mischen sich, wie wir wissen, zu Weiß.

Immerhin gewährt das Hexaeder einen guten Überblick über die Verwandtschaftsbeziehungen der Farben zueinander, und zwar handelt es sich hierbei lediglich um die Verwandtschaftsbeziehungen der Farbenempfindungen. Nicht aber um die Beziehungen der Farben als Eigenschaften der Gegenstände, denn diese sind durch das Mithineinspielen sowohl der physiologischen Gesetze der Erregungen in den Nervenpersonen wie durch die physikalischen Gesetze der Interferenz und der Strahlenbrechung der Ätherwellen wesentlich verwickelter.

Aus alledem ersieht man, welch schwieriges Problem der einfachsten Farbenerfahrung zu Grunde liegt. Es genügt nicht, eine Kenntnis der Verwandtschaftsbeziehungen der Farbenempfindungen zu besitzen — wie sie das Farbenhexaeder erläutert —; man muß neben diesem psychologischen Faktor auch den physiologischen Faktor der optischen und nervösen Apparate unseres Sinnesorganes berücksichtigen. Denn dieser schafft die Gesetze der Kontrast- und Komplementärwirkungen der Farben. Nicht allein vereinigt er die komplementären Farbenpaare zu Weiß, sondern er steigert die Wirkung der Komplementärfarben, wenn diese neben- oder nacheinander auftreten.

Schließlich kommt der physikalische Faktor in Betracht, der für sich allein eine ganze Wissenschaft ausmacht, die die Gesetze der Ätherwellen behandelt.

Tritt ein menschliches Subjekt einem Objekt gegenüber, das Ätherwellen entsendet, so bringt es seine physiologischen und psychologischen Gebundenheiten mit, weil es sowohl eine körperliche wie eine Gemütsorganisation besitzt. Das Subjekt empfängt Reize, die es mit Farbenempfindungen beantwortet. Die Farbenempfindungen verlegt es ohne weiteres nach außen und bekleidet das Objekt mit farbigen Eigenschaften. Es sieht nicht bloß bunte Objekte, sondern auch weiße, graue und schwarze, obgleich es keine Ätherwellen für schwarze und graue Farben gibt.

Die Vorbedingung für das Vorhandensein von Farben in der Außenwelt ist also allein das Gemüt des Subjektes. Ohne seine Gemütsorganisation gäbe es wohl physikalische Bewegungen und physiologische Nervenprozesse, aber keine Farben.

So ist die Gemütsorganisation auch hier die Vorbedingung jeder Erfahrung. Selbst bei Eingriffen in das Nervensystem des Auges, bei denen die nervösen und optischen Apparate der Netzhaut ausgeschaltet sind, bleibt die Gemütsorganisation unangetastet.

Da wir von unserer Gemütsorganisation nur dann etwas erfahren, wenn sie in Tätigkeit tritt, ist die Frage, ob die Farbenblindheit ein Mangel der

physiologischen oder der Gemütsorganisation ist, nicht zu lösen. Man kann sich recht wohl vorstellen, daß die Gemütsorganisation eines Menschen die Empfindungen für Rot und Grün enthält, daß sie aber niemals geweckt werden, weil die zugehörigen Nervenpersonen verkümmert sind.

Nur von der durchaus irrigen Lehre der Materialisten, daß die Empfindungen Funktionen der Hirnzellen seien, konnte diese Frage einseitig entschieden werden. Alle Hirnzellen sind körperliche Gebilde und können sich daher nur körperlich in Raum und Zeit nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung betätigen. Die Empfindungen aber sind durchaus unkörperlich. Wie wir uns ihre Beziehungen zu den Hirnzellen zu denken haben, darauf kann erst später eingegangen werden.

So viel wollen wir fürs erste festhalten, daß die Farbenempfindungen mit ihrer Organisation in unserm Gemüte vor jeder Erfahrung bereits fertig da sind und es nur des äußeren Anlasses bedarf, um sie in Tätigkeit treten zu lassen, die sich in einem Bewußtwerden äußert. Erst dann schmückt sich die Außenwelt mit Farben, die nichts anderes sind als die von uns hinaus verlegten Empfindungen. Dann werden sie für uns zu Merkmalen der Außenwelt. Die gesamte Organisation unseres optischen und Nervenapparates dient nur dazu, unsere Empfindungen dann anklingen zu lassen, wenn es für unser Leben notwendig ist, möglichst sichere Merkmale der Außenwelt zu erhalten. Daraus erklärt es sich auch, daß der Mangel des Lichtreizes als besonderer Reiz wirkt, der Mangel des Schallreizes aber nicht. Ein sich nähernder Schatten ist immer ein Merkmal für eine Bewegung in der Außenwelt, eine eintretende Stille aber nicht.

Was für Ton- und Farbenempfindungen im allgemeinen gilt, gilt auch für die übrigen Empfindungen. Überall können wir Einzelempfindungen feststellen, die durch eine Gemütsorganisation miteinander verbunden sind. Immer sind Empfindungen und Organisation vor dem Eintritt der Erfahrung vorhanden. Immer verleihen sie der Erfahrung den Inhalt. Denn stets werden die Empfindungen als Eigenschaften der Gegenstände behandelt und nach außen verlegt.

Die Geruchsempfindungen sind neuerdings auch gesichtet worden, und ihre Organisation wird durch ein Prisma der Anschauung näher gebracht. Für die Geschmacksempfindungen Sauer, Süß, Bitter und Salzig fehlt es noch an einer Übersicht ihrer Beziehungen. Die Temperaturempfindungen kann man zu einer Leiter mit drei Sprossen: Heiß, Warm und Kalt, vereinigen. Interessant ist es, daß es für Temperaturreize nur zwei Transformatoren in unserer Haut gibt; der eine ist mit den Nervenpersonen, die die Empfindung „Warm" geben — der andere mit den Nervenpersonen für die Empfindung „Kalt" verbunden. Treten beide Transformatoren gleichzeitig in Tätigkeit, so erzeugen sie Erregungen, die zu den Nervenpersonen für „Heiß" dringen.

Die Tastempfindungen bestehen nur aus zwei Grundempfindungen „Hart"

und „Weich“ und einigen Mischempfindungen aus beiden, die zu einer einfachen Leiter verbunden sind.

Man hat die fünf Sinne die fünf Finger des Gemütes genannt, mit denen es die Außenwelt belastet. Besser wäre es, die Sinne mit ebensoviel Händen zu vergleichen, denen je nach der Zahl der im einzelnen Sinn enthaltenen Grundempfindungen eine größere oder geringere Zahl von Fingern zuzuschreiben wären. Das Zusammenarbeiten mehrerer Sinnesfinger würde dann die Zwei- und Dreiklänge oder Mischempfindungen ergeben.

Alle Versuche, uns die Leistungen unserer Sinnesempfindungen an körperlichen Dingen klar zu machen, dürfen uns aber niemals dazu verführen, den Empfindungen räumliche Beziehungen zuzuschreiben. Sie sind insgesamt völlig unräumlich, und ihre gesetzmäßige Abhängigkeit voneinander ist eine bloße Regel. Diese Regel sagt mehr aus als das Vorhandensein einer gewissen Ähnlichkeit, sondern bestimmt auch ihre gemeinsame Tätigkeit.

Dritter Brief. (Zeit.)

Die Sinnesempfindungen geben, wie wir gesehen, das Material für alle Erfahrung ab. Sehen, Hören, Fühlen, Riechen, Schmecken bezeichnen die fünf Sinneskreise, zu welchen noch der Wärmekreis der Temperaturempfindungen hinzukommt. Jeder Sinneskreis besteht aus einer größeren oder geringeren Zahl von Empfindungen, die sich nach Art (Qualität) und Stärke (Intensität) unterscheiden lassen. Die Tonempfindungen unterscheiden sich voneinander durch ihre Art oder Qualität. Außerdem kann jeder Ton in verschiedener Stärke und Intensität auftreten. Die Verwandtschaft der Töne wird durch ihre Intensität nicht beeinflußt. Anders ist es bei den anderen Sinnen. Die Mischfarben bilden einen Dreiklang, der sich aus dem Farbenhexaeder leicht bestimmen läßt. So ist Braun zum Beispiel ein Dreiklang aus Schwarz, Gelb und Rot. Die verschiedenen Braunfarben unterscheiden sich nach der Stärke ihrer drei Komponenten.

Das gleiche gilt für die Zweiklänge des Temperatursinnes, so ist Lau aus den Komponenten Warm und Kalt gebildet, die in verschiedener Intensität auftreten können.

Die Empfindungen, die zwischen Weich und Hart liegen, sind durch die verschiedene Intensität dieser Grundempfindungen bestimmt.

Den gleichen Einfluß der Intensität können wir auch bei Geruchs- und Geschmacksempfindungen feststellen. So spielt die Intensität in allen Sinneskreisen eine wichtige Rolle.

Es gibt aber Empfindungen, die nur Qualitäten, aber keine Intensität kennen. Diese Empfindungen treten niemals selbständig, sondern nur in Verbindung mit einer oder mehreren Empfindungen aus den genannten Sinnes-

kreisen auf. Sie dienen auch nicht als Elemente des Erfahrungsinhaltes, sondern nur zur Ordnung der in der jeweiligen Erfahrung gegebenen Empfindungen. Diese Empfindungen geben Ort, Richtung und Moment der Erfahrung an. Sie können daher von den übrigen Inhaltsempfindungen als Ordnungsempfindungen unterschieden werden. Ortsempfindung, Richtungsempfindung und Momentempfindung besitzen keine Steigerung der Stärke nach. Die Empfindung Blau, die an einen Ort verlegt wird, kann nicht mehr oder weniger stark an diesen Ort verlegt werden. Sie kann auch nicht mehr oder weniger stark an eine Richtung oder mehr oder weniger stark an einen Moment gebunden sein.

Am einfachsten liegen die Verhältnisse bei den Momentempfindungen, die aus einer einzigen sich immer wiederholenden Qualität bestehen. Die ununterbrochene Wiederholung der gleichen Empfindung des Momentes liefert das Verwandtschaftsgesetz, das die Momente zu einer Organisation verbindet, die wir Zeit nennen. Jede Inhaltsempfindung, wo immer sie auftreten mag, ist immer mit einer Momentempfindung verbunden, die den Punkt angibt, wo sie in die Zeitreihe einzuordnen ist. Jeder erlebte Moment unterscheidet sich von allen andern Momenten nur durch das Gefühl des Erlebtwerdens, wie sich jede beliebige Empfindung durch dieses Gefühl vor jeder Wiederholung ihrer selbst auszeichnet.

Durch die Zeitzeichen der Momente werden die Inhaltsempfindungen eindeutig geordnet und der Zeitreihe eingefügt, weil alle Momente dank ihrer gesetzmäßigen Verbindungsweise ein „Vorher" und ein „Nachher" besitzen.

Die Zeit als Verwandtschaftsgesetz der Momente geht jeder Erfahrung, die immer aus Zeitzeichen plus Inhaltsempfindungen besteht, notwendig voraus. Da sie eine unzerreißbare Kette bildet, so bleibt sie beim Erleben eines jeden einzelnen Momentes, der mit seinem Vorher und Nachher ebenso mit der Vergangenheit wie mit der Gegenwart verbunden bleibt, dauernd im Bewußtsein des Subjektes. So wird die Zeit im Gegensatz zu den Verwandtschaftsregeln der Sinneskreise der Inhaltsempfindungen zugleich mit den Einzelmomenten selbst als Ganzes in die Außenwelt verlegt und bildet einen Hauptpfeiler unserer Welt. Die Zeit ermöglicht es uns, unsere Inhaltsempfindungen, die sonst sämtlich zusammenfallen müssen, in eine Folge zu bringen und sie in einer Reihe auszubreiten.

Erinnern wir uns an den Vergleich, der die fünf Sinneskreise in den fünf Fingern unserer Hand versinnbildlichte, so gibt uns die Zeit die Möglichkeit, die einzelnen Finger nacheinander zu gebrauchen. Und wenn wir die Sinneskreise mit ebensoviel Händen mit vielen Fingern vergleichen, so gibt uns die Zeit die Möglichkeit, alle einzelnen Empfindungsfinger selbständig nacheinander spielen zu lassen.

Die Zeit trennt die Erfahrungen voneinander und wird dadurch zur Grundlage unseres ganzen Erfahrungslebens. Kein Wunder, daß sie wie

der Inhalt der Erfahrungen in die Außenwelt verlegt wird, die sich dadurch zu einem wechselvollen Nacheinander gestaltet, in dem jedes Geschehen mit Sicherheit an ein Vergangenes und ein Zukünftiges anknüpft.

Ohne Zeit wäre auch der Begriff der Wirklichkeit nicht möglich, der von einer vorhergehenden Ursache auf eine folgende Wirkung hinweist.

Durch den unklaren Sprachgebrauch, der das Wort Wirklichkeit gerne für Dasein überhaupt einsetzt, werden wir dazu verführt, alle Daseinsformen, die nicht dem Gesetz der Ursache und Wirkung unterliegen, als unwirklich zu bezeichnen und ihnen damit die Daseinsberechtigung abzusprechen. Dabei bezieht sich in Wahrheit das Gesetz von Ursache und Wirkung nur auf die unmittelbar durch das Vorher und Nachher der Zeitfolge miteinander verknüpften Vorgänge.

Nun gibt es aber in der Zeitfolge selbst Verknüpfungen, die wir als Rhythmus bezeichnen und deren Dasein uns besonders in Verbindung mit den Tonempfindungen wohlbekannt ist. Wir nennen die rhythmisch verbundenen Töne, die zu einer Einheit geformt sind, Melodie. In jeder Melodie werden nur bestimmte Momente betont, die durch eine längere oder kürzere Reihe von nicht betonten Momenten voneinander getrennt werden. Dadurch entstehen Gebilde, die ihre Form allein der Zeit verdanken, in der sie sich ausbreiten wie Flächen im Raum.

Die Melodien verdanken ihr Dasein lediglich unserer Gemütsorganisation. Sie kommen in der Außenwelt nicht vor. Nur das Subjekt formt sie mit Hilfe seiner Tonempfindungen und Zeitzeichen. Das Subjekt vermag die Melodien durch geeignete rhythmisch gegliederte Tonerzeugung in die Außenwelt zu übertragen. Ohne ein zweites Subjekt aber, das seinerseits die Melodie nachzuformen vermag, bleibt die Melodie in der Außenwelt wirkungslos. Gänzlich unräumlich und unkörperlich vermag dies nur der Zeit nach gestaltete Gebilde nicht auf die körperlichen Gestalten der Außenwelt direkt einzuwirken. Die Körper wirken nach dem Gesetz der Wirkung und Ursache aufeinander ein. Die Melodie aber entzieht sich diesem Gesetz, da sie nach einem andern Zeitgesetz geformt ist.

Nun gibt es körperliche Gebilde, wie unsere Spieluhren, die Melodien hervorzubringen vermögen. Die Spieluhren verdanken aber diese Fähigkeit lediglich dem Umstande, daß ihr Erbauer die Melodie in seiner Gemütsorganisation bereits gebildet hatte, ehe er an den Bau der Spieluhr ging. Meist geht er dabei folgendermaßen zu Werk: er baut eine Walze, die er durch Federantrieb in eine gleichmäßige Drehung versetzt, und versieht die Walze mit Stiften, die eine Reihe von schwingenden Zungen zum Tönen bringen. Durch die Stellung der Stifte vermag der Baumeister die verschiedenen Zungen in jeder beliebigen Reihenfolge erklingen zu lassen. Er wählt dann diese Stellung derart, daß die Reihenfolge der Stifte, sobald die Walze sich dreht, der Zeitfolge seiner Melodie entspricht. Er benutzt also das Gesetz von Ursache und Wirkung, das die Stifte zwingt, die Zungen

in bestimmten Abständen anzuschlagen. Die Raumabstände der Stifte auf der Walze werden bei der Drehung der Walze dazu verwertet, bestimmte Zeitabstände innezuhalten.

Der Baumeister verkörpert auf diese Weise das zeitliche Gebilde der Melodie in dem räumlichen Gebilde der Spieluhr. Alles in der Spieluhr folgt mechanischen Gesetzen — nur die Stellung der Stifte auf der Walze nicht. Diese verdankt ihr Dasein lediglich einem zeitlichen Gesetze im Gemüt des Baumeisters.

Man hat oft versucht, im menschlichen Gehirn der Spieluhr ähnelnde Gebilde festzustellen. Das ist nicht geglückt. Aber selbst wenn es gelingen sollte, nachzuweisen, daß das bildungsfähige Protoplasma einen nervösen Apparat herstellen könnte, der die Nervenpersonen für die Tonempfindungen in bestimmtem Rhythmus zu reizen vermöchte, so wäre damit dennoch nicht die Melodie als Erzeugerin dieses Apparates ausgeschaltet. Denn die nervösen Einrichtungen, die die Intervalle der Reizung festzuhalten bestimmt wären, wären in ihrer Stellung zueinander wiederum durch die Melodie festgelegt.

Mithin ist es ganz ausgeschlossen, die Melodien auf irgendwelche körperliche Gebilde zurückzuführen, sie verdanken ihr Dasein lediglich der Gemütsorganisation. Ist die Gemütsorganisation eines Menschen nicht imstande, Melodien zu bilden, so kann man die schönsten Tonfolgen erzeugen, sein Ohr und seine Nervenpersonen werden darauf reagieren, die Tonempfindungen in den richtigen Intervallen in ihm geweckt werden — trotzdem entstehen keine Einheiten in seinem Gemüte.

Es ist daher ein völlig nutzloses Beginnen, nach Spieluhren in unserem Gehirn zu suchen. Die zeitlichen Gestalten der Melodien gehören lediglich dem Gemüt an.

Wenn wir auch die Annahme eines Melodienorganes in unserem Gehirn ablehnen müssen, so ist damit die Frage nach dem Vorhandensein eines Zeitsinnesorganes noch nicht entschieden. Zwar ist die Empfindung des Momentes und seine Einreihung in die Zeit lediglich das Werk des Gemütes, aber die Frage der Erweckung der Momentempfindung durch eine Erregung in der zugehörigen Nervenperson bleibt offen.

Wie bei allen Erfahrungen müssen wir auch bei der Zeiterfahrung nach den drei Faktoren: dem physikalischen, dem physiologischen und dem psychologischen Faktor, fragen.

Eine dauernde Reizquelle, die in gleichen Intervallen dem Subjekt während seines ganzen Lebens Reize zusendet, gibt es in der Außenwelt nicht. Trotzdem werden alle Reize der Außenwelt durch rhythmische Momentzeichen begleitet. Wir müssen uns daher nach einer inneren Reizquelle im Körper umsehen, die befähigt wäre, wie unser Herz das ganze Leben lang zu pulsieren. Diese würde dann den physiologischen Faktor darstellen. An einen mechanischen Pendel werden wir nicht denken dürfen, wohl aber an

einen chemischen Prozeß, der befähigt wäre, durch alle äußeren und inneren Reize derart verstärkt zu werden, daß er rhythmische Erregungswellen der Nervenperson zusendet, die der Moment erklingen läßt. Die Momente als Empfindungen reihen sich dann ohne weiteres ihrer Organisation der Zeitreihe ein. Durch einen solchen rhythmischen Apparat wäre das Subjekt befähigt, allen inneren und äußeren Vorgängen seinen eigenen Takt aufzuzwingen. Der Takt dieses inneren chemischen Pendels muß sich an rhythmischen Vorgängen der Außenwelt abmessen lassen.

Karl Ernst von Baer ist es zuerst gelungen, die Länge des Momentes für den Menschen zu messen, das heißt, er hat die Bewegungsgeschwindigkeit äußerer Vorgänge festgestellt, die noch gerade als momentan empfunden werden. Jede Bewegung, die unter einer zehntel Sekunde bleibt, wird nicht mehr wahrgenommen. Daraus darf man schließen, daß das Zeitsinnesorgan alle zehntel Sekunden eine Erregung den Nervenpersonen für die Momentempfindung zusendet. Diese Zahlen gelten nur für das normale Leben. Befindet sich das Subjekt in hochgradiger Erregung, dann drängen sich die Zeitreize näher aneinander und „die Minuten werden uns zu Ewigkeiten".

Solche Erlebnisse sprechen stark für das Vorhandensein eines Zeitsinnesorganes, das in gesteigerte Tätigkeit gerät, während die Gemütsorganisation unverändert bleibt. Die Zahl der einander folgenden Momente gibt in jedem Fall die Dauer des Erlebnisses wieder. Sie ist an den gleichen Vorgängen der Außenwelt gemessen in einem Fall länger, im anderen kürzer.

Diese Tatsache hat Karl Ernst von Baer zu einer höchst geistreichen These verwertet. Er nimmt an, das Leben verschiedener Lebewesen enthalte die gleiche Zahl von Momenten, aber von verschiedener Dauer, so daß sie einmal hundertstel Sekunden, ein andermal Stunden umfassen. Nun gibt es Tiere, die nur ein Jahr, andere, die nur einen Tag leben. Wie verändert sich dadurch das Weltbild, wenn sie in ihrem Leben die gleiche Momentzahl wie wir beherbergen? Wären diese Tiere mit menschlichem Verstande begabt, so würden die ein Jahr alten Eltern beim Tode den Kindern im Herbst sagen, es stünde nun eine lange Periode ihres Lebens vor ihnen, in denen sie die Schrecken der Kälte und des Schnees durchleben müßten, aber sie sollten die Hoffnung nicht aufgeben, auch sie hätten sie in ihrer Jugend durchgemacht. Es kämen dann bessere Zeiten. Die Tiere, die nur einen Tag leben, würden ihren Kindern von dieser Schreckenszeit wie von einer alten Sage erzählen. Tag und Nacht würden für die einen Monate, für die andern ein halbes Leben lang dauern.

Alle Vorgänge in der Welt erschienen solchen Wesen ungeheuer verlangsamt. Die Kugel, die der Pistole entfliegt, schiene in der Luft still zu stehen. Das Wachsen der Bäume müßte ihnen verschwinden wie uns das Wachsen der Gebirge.

Andererseits ließen sich Wesen denken, die ihre Momentzahl über eine viel größere Zahl von Jahren erstrecken. Ihnen würden die Jahreszeiten wechseln wie uns die Tage. Alles würde in ein beschleunigtes Tempo verfallen. Gräser würden wie Springbrunnen aus der Erde schießen und vergehen, Wälder wie unsere Grasflächen ergrünen, wachsen und hinsterben. Die Sonne wäre nicht mehr zu sehen, nur ein feuriger Reif erschiene kurze Zeit am Himmel, um einer kurzen Dunkelheit Platz zu machen.

Baer weist eindringlich darauf hin, daß das Tempo, in dem wir die Bewegungen der Außenwelt wahrnehmen, genau mit unseren übrigen Fähigkeiten übereinstimmt, was sich bei Annahme eines Zeitsinnesorganes, das nach dem gleichen Plan gebaut ist wie unsere übrigen Organe, leicht erklärt.

Obgleich die Zeiterfahrung einen noch ausgesprocheneren subjektiven Charakter trägt als die übrigen Erfahrungen, weil es kein äußeres Zeitsinnesorgan gibt, das durch äußere Reize rhythmisch erregt wird, sondern der Rhythmus vom inneren Organ selbst geschaffen wird, der auch die Reize des eigenen Körpers einrahmt, wird die Zeit noch immer für eine objektive Eigenschaft der Außenwelt angesehen und dieser eine ewige Dauer zugeschrieben.

Macht man sich klar, daß das Gesetz der Gemütsorganisation des Zeitsinnes in der Verbindung des Momentes mit einem Moment vorher und einem Moment nachher besteht, so begreift man, daß sich weder ein erster Moment noch ein letzter Moment denken läßt. Da wir die Momentempfindungen wie alle Empfindungen durch Hinausverlegen zu Eigenschaften der Außenwelt machen, so scheint dem unkritischen Auge die Außenwelt eine ewige Dauer zu besitzen.

Die Zeitreihe, die die Momentempfindungen als ihre Organisation umschließt, ist einzig in ihrer Art. Deshalb kann es auch niemals mehr als eine Zeit geben, und alle Zeitabschnitte, die wir betrachten, müssen wir notwendig der einen Zeit einreihen.

Im ganzen betrachtet, ist die Zeit niemals Inhalt irgend einer Erfahrung, sondern nur der subjektive Maßstab für jede Erfahrung. Der Bau des Maßstabes ist bei allen Menschen insoweit derselbe, als er aus sich gleichbleibenden Elementareinheiten besteht, die durch ein Vorher und Nachher miteinander zu einer Reihe verknüpft sind, wie die Zentimeter an einem Metermaß. Die Feinheit des Zeitmaßes ist aber bei den Lebewesen verschieden. Die einen messen nach Minuten, die andern nach Sekunden.

(Weitere Briefe folgen.)

Gentz.

Ein europäischer Staatsmann deutscher Nation.

Ein Versuch.

Von

* * *

(Fortsetzung.)

Gentz' Bleiben und Treiben in Berlin nach der Rückkehr von Weimar wurde unerträglich; seine finanziellen Nöte und der Ekel vor dem subalternen Dienst, dem er schon entglitten, erreichten den Gipfel. Arbeit und Genuß steigerten sich bei ihm turbulent; er entzog sich die letzten Stützen, die er im offiziellen Preußen noch besaß. Schulenburg konnte, als die unbedingte Neutralität der Glaubenssatz der ganzen Regierung wurde, den Mann nicht mehr halten, der überall und alles dagegen tat, im Sprechen und Schreiben überhaupt der einzige ernst zu nehmende Widerspruch war und sich von englischer Seite so auffallend bevorzugen ließ, daß ein preußischer Minister die Absicht nicht mehr verkennen durfte, auch wenn er sie selbst gebilligt hätte. Schulenburg versagte Gentz die fernere Unterstützung des Kampfjournals und kündigte ihm an, daß man auch auf seine kriegsrätlichen Dienste verzichten werde, wenn er sie nicht endlich wieder als Dienst ansähe. Gentz blieb, ohne daß er mehr Lust und Willen hatte, sich zu fügen. So traf ihn auch das Eingehen seines Journals, als erste Folge, nicht so im persönlichen und sachlichen Mittelpunkt, wie es seinen kühnen Hoffnungen darauf hätte entsprechen müssen. Denn er hing inzwischen schon in andern Plänen und Arbeiten. Seinen Lesern hatte er statt des Journals zwanglose Hefte verheißen. Sein Fleiß stand auf der Höhe — aber die öfters angedeuteten „kritischen Umstände", die chronischen wie die akuten, verhinderten, daß den ersten Heften andere folgten.

Zwei Werke erschienen, zuerst für den Kreis des Journals gedacht, aber im Entstehen erweitert und auf allergrößte Publizität eingestellt, die Frölich in Berlin, beide 1801, noch druckte, wenn ihm auch das letzte schon eine Geldstrafe eintrug, die man ihm zwar erließ — Gentz stand jetzt unter Zensur! Die neutrale Wetterfahne Preußens hatte sich abermals mit einem Ruck west-

licher gedreht; Carysforts wache Briefe meldeten Gentz bereits für London an, ehe der französische Gesandte auch diplomatisch auf den unliebsamen Kriegsrat hinwies. Von der letzten Arbeit, die er in Preußen geschrieben hat, ahnte er, daß sie „für einige Zeit das Ziel seiner schriftstellerischen Arbeiten sein werde". Das war noch prophetischer, als er es meinte. Denn der Friede zwischen England und Frankreich von 1802 — jener eine unter allen, die er mitlebte, den er nicht gelten ließ und den er als „Atempause" bekämpft hat, sollte ihn öffentlich lähmen, so daß er klagte: „Der Vertrag von Amiens hat meine Feder paralysiert." Um so unermüdlicher war sie im geheimen. Durch die Berliner Vorsorge, die nun gegen ihn aufs Ganze ging, aufgehalten und angesichts der europäischen Lage im Oktober 1801, suchte er eifrig nach Übersetzer und Verleger, die ihm im Ausland die Wirkung erhöhen sollten. Er traute dabei ausdrücklich „einem deutschen Buchhändler, der Verbindung im Ausland hat", zu, daß er sie richtiger anspannen würde und die Schrift umfassender verbreiten könne als französische oder gar englische Kollegen. Gentz war diesmal die Verbreitung draußen das Wichtigste; die Aufklärung des deutschen Publikums hatte fast zu nichts als zu bedeutungslosen Polemiken geführt. Auch eine Ausnahme fiel sofort samt ihrem Titel „Politische Paradoxien des Kriegsrats Gentz. Ein Lesebuch für deutsche Staatsbürger" unter das Niveau und gedieh mit ihren Einwendungen bis zu dem republikanischen Stichwort: „Die Fürsten und Priester haben eine natürliche Aversion gegen die Aufklärung; einen Instinkt, der bei den Ochsen den Abscheu gegen todbringende Kräuter erzeugt." Seine eigentlichen Leser saßen in London, Petersburg und — Paris; jenem hörenden Frankreich rief er in der Vorrede des zweiten Buches seinen Wach- und Weckruf zu: „Das wohlverstandene Interesse von Frankreich wird mit dem gemeinschaftlichen Interesse des ganzen europäischen Bundes, wird mit den wahren Prinzipien des Föderativsystems zu keiner Zeit im Widerspruche stehen. Das wahre Interesse einer Nation liegt nicht in der Ohnmacht und Demütigung und Unterdrückung der andern."

Solchem Wort klatschte nur England lauten Beifall — das Entzücken der orientierten Österreicher und Russen durfte sich nur privat äußern — in England hat Gentz auch wieder einen Triumphzug angetreten. Vorangegangen war ihm der Erfolg seines Essay über Englands Reichtum und Finanzen in Ancillons französischer Übersetzung, das klassische hohe Lied britischer Solidität, das Pitt bezwungen und Grenville hingerissen hatte: „Ich kann mit der vollsten Wahrhaftigkeit sagen, daß es hier wenig Personen gibt, und zwar unter denen, die sich mit den Staatsgeschäften befassen, die imstande wären, ein solches Tableau zu verfassen." Ancillon übernahm auch die Übertragung des neuen Werkes; Gentz fand, daß sie seines Geistes sehr wenig hatte. Die englische, die nach 1802 noch sechs Auflagen machte, arbeitete ihm Herries, das spätere M. P. und damals des Schatz-

* * *

sekretärs Vansittart rechte Hand. Gentz' Bedingungen bei einem solchen Druck — er forderte ihn nur „korrekt und auf gutem, weißem Papier", sofortiges Honorar für den Übersetzer und für sich „einige Freiexemplare" — bezeichnen die Auffassung eines politischen Schriftstellers seines Ranges, dem es um den Erfolg seiner Sache zu tun war, so deutlich, wie noch, als er Herries seinen Dank für das „undertaking so flattering to me" aussprach, in dem Muster eines Autorenbriefes voll selbstbewußter Courtoisie für den Helfer. Er sagte ihm, daß „the work which you have so kindly interested yourself" noch nicht ganz vollendet sei, weil seine Regierung ihm die Herausgabe erschwere. Das weitere Hindernis der „circumstances of a private nature" war die umschriebene Tatsache, daß der vierte Teil jenes „versetzte" und verschwundene Manuskript vom November 1801 war. Gentz trug sich mit einem neuen Werk über Seeneutralität und Seerecht. „To discuss this question" im besondern ging ihm im Kopf herum, der die Gefahr da witterte, wo sie wirklich war. Trat er doch der neugenährten kontinentalen Ansicht entgegen, daß es sei „the preponderance of the british marine (or, as the stupid partisans of the French express it, „the naval tyranny of the English") which involves the rights of neutral flags". Er wußte, daß die ganze Handels- und Bewegungsfreiheit des Kontinents in Frage stand, und er machte bei ihrem Studium die Völkerrechtslehren aller Nationen für sich mobil. Seine Antwort war Englands Recht; warf ja Frankreich die Frage auf, um sie angeblich zu verfechten. Er sah den geistigen Kampf um dies britische Lebensemporium nahen und warnte Herries: bisher sei die Frage zwar in England „exceedingly well" nach allen Seiten in dieser Richtung hin erörtert worden, aber ihre Bedeutung für eine antienglische Propaganda auf dem Festland sei mit französischen Methoden vielversprechend, „but the case is very different indeed on the continent. There is no point of public law in which such gross ignorance prevails, not only amongst the public but in the ministerial cabinets and courts of justice. I conceive that a work such as I have chalked out and partly executed would be useful and instructive for the continent, and very far from un important to the interests of Great Britain." Es kam nicht dazu. Er hat aber über britische Seemachts- and Seerechtsverteidigung in seinem „Anti-Hauterive" jede nur wünschenswerte Dialektik entfaltet. Ihm ragte England seit Cromwells Zeit wirklich wie die ewige Insel aus dem Meere neuerungsstrudelnder Festlandsinstitutionen — das unerschütterliche Machtbewußtsein des Weltstaates, der eiserne Staatswille einer in so vielen Volksgliedern stets regierungsfähigen Nation war ihm, dem Europäer, die absolute Tat, das streng umgrenzte Ziel, die sich im Parlament bewegende, im Kabinett auswechselnde, nach ihrem Lebensgesetz irrevolutionäre britische Politik der Komponent seines eigenen staatsmännischen Vermögens. „Jene Grundsätze," rief er aus, „von denen die Staatsökonomie ihre wahre Ver-

vollkommnung und Vollendung, Europa dereinst in allen Zweigen seiner Kultur die letzten und entscheidendsten Fortschritte erwarten muß." Nicht auf Vergleiche ging Gentz aus, nicht auf ein Vorbild kam es ihm an: er hielt einzig und allein, unberührt von der Zweiteilung von Kultur und Ökonomie, zur Gültigkeit der reinen politischen Idee.

Vom Geschichtschreiber, „einem unendlich mißbrauchten und geschändeten Namen, der gewiß nur überaus wenigen auserwählten Schriftstellern unter allen Nationen — und wie vielen unter den unsrigen? — gebührte", verlangte er einmal, als sein „historisches Gemälde" der Maria Stuart im Taschenbuch für 1799 sich zeigte, „gänzliches Verlöschen und Verschwinden in seinem Gegenstande, so daß die Eigentümlichkeit, die immer bleiben wird und sogar bleiben muß, nur wie ein über das Ganze ausgebreiteter Hauch wirke — aber in keinem einzelnen Zuge — weil ein jeder die strengste Wahrheit atmen soll — sichtbar sei". Es blieb bei seinem ersten Versuch zum Ideal; er kam nicht dazu, zu beschreiben. Er nahm die Darstellung mit allen Zügen in Anspruch — immer — aber er vergaß nie, daß er vom Einzelzug verlangt hatte, daß er wahr sei.

Die zwei umfangreichen Arbeiten „Über den Ursprung und Charakter des Krieges gegen die Französische Revolution" und „Von dem politischen Zustand von Europa vor und nach der Französischen Revolution" hängen in Entstehung und Bedeutung eng zusammen.

Die erste steht auf dem Recht der Verteidigung des alten Regimes gegen das revolutionäre Frankreich und widerlegt zugleich politisch dessen damaliges Prinzip, daß es nur einer Koalition bedurfte, um zu halten und zu gewinnen. Die öffentliche und offiziöse Meinung in England und Frankreich erörterte die Ergebnisse in einer Weise, die Europa der französischen Ansicht erobern konnte. Gentz griff hier ein und plante, um die Anklage niederzuschlagen, daß England die jüngste Koalition gestiftet habe, die kriegerische Entwickelung des Gegensatzes politisch auszuführen. Nach seiner Vorrede vom 15. März 1801 begnügte er sich aber, allein die Entstehung der „sogenannten" Koalition zu zeigen. Da er kein Thema, auch das vordergründigste nicht, demagogisierte, so verwandelte es sich in eine Untersuchung über den Begriff einer Koalition in „rechtlicher wie historischer Rücksicht". Er ließ jedoch keinen Augenblick sein Ziel aus den Fingern: das Absurde dieser Verbindung der Mächte gegen Frankreich, der man „mehr aus Haß und Spott als aus Überzeugung den Namen einer Koalition beilegte", darzutun, um zu behaupten, daß eine Koalition, anders geschlossen und anders durchgeführt, weder unglücklich enden noch daß die Idee einer Koalition verwerflich sein müsse. Frankreichs Regierung, für die es „kein Vorteil ist, ihrer Quelle so nahe zu sein", bemühe sich, diese Revolution, die „im Unrecht begann, durch Frevel ausgebildet und

* * *

durch Greuel vollendet ward", totzuschweigen und den Krieg gegen die Vertreter ihrer Prinzipien als Krieg gegen ein unschuldiges Land hinzustellen. Den Franzosen sei es unverwehrt, für sich so zu urteilen: „noch ist es aber uns Deutschen, und uns anderen Europäern überhaupt, dem Himmel sei Dank, nicht ganz verwehrt, auch für uns zu denken und zu schreiben. Daß das Elend, welches die Revolution begleitete, nicht Zufall, sondern unmittelbare Schuld ihrer Urheber und Beförderer war, — mit diesem Glauben ist, wenigstens für mich, kein Kapitulieren möglich, und wenn es endlich dahin kommen könnte, daß nur noch ein einziger Schriftsteller ihn öffentlich und unbedingt bekennte, so würde ich es mir zur größten Ehre rechnen, dieser einzige zu sein und zu bleiben." So kündigte Gentz an, daß er sich auch mit dem „sinnreichen und mit großer Geschicklichkeit abgefaßten", im Oktober 1800 erschienenen Buche „De l'état de la France à la fin de l'année VIII" des Comte d'Hauterive, Wortführers der französischen Regierungssophistik, beschäftige.

Diese zweite Arbeit, die „Beantwortung" der von Hauterives reifem Talent für den urteilenden, wie für den denkscheuen und unkritischen Leser verteidigten, bonapartisierten Revolutionsprinzipien, begann Gentz fast gleich nach dem Schluß des ersten Werkes, Ende März 1801. Er zog sich, wie er es zeitlebens, erst auf Wochen, dann auf Tage und Stunden tat, wenn seine Gedanken reizbar und fruchtbar wurden, plötzlich zurück. In diesem Frühling saß er in Schöneberg, arbeitete rasch und einsam und doch in einer glücklichen Nähe: „Adam Müller war damals von Göttingen zurück, und ich sah ihn sehr oft." Er empfing von Adam, dem Jünger seiner Kraft und Widerspruch seiner Logik, die sich rundenden Sätze, den Inhalt seines Hirns, gleichsam wieder in dem intimsten Austausch, den Adam Müller seine „Liebe zu Gentz" nannte, die „für Sie durch eine Art von Ekliptik Ihrer einzelnen Liebenswürdigkeiten wandert". Neben Adams mit Doch und Aber sich wiegender Freundesbereitschaft stand eine andere, einseitig und entschlossen: die „Hilfe" Stamfords, der sich Gentz eine Zeitlang an die Fersen heftete. Sie bestand gewiß in recht nützlichen Winken, die gar nichts mit der literarischen Arbeit, aber alles mit der politischen Aufmachung zu tun hatten. Seine Feder mußte die Hauterives spalten, denn „die Gegenstände des Etat de la France sind unstreitig die größten und wichtigsten, mit denen man sich im jetzigen Zeitpunkte nur irgend beschäftigen kann".

Schon seine im November 1800 nach London gegangenen kleinen Memoires hatten den negativen Auszug der kontinentalen Stimmung geboten: Schlaffheit und Furcht. „Der Enthusiasmus hatte die Revolution erzeugt; auch er ist im Grabe aller starken Leidenschaften untergegangen, und Feigheit und Egoismus sind die Eigenschaften, die die Revolution konsolidiert und verewigt haben." Die ökonomische kurze Sicht des Festlandes hinderte den konzentrierten politischen Blick; sie war der Todfeind des britischen Einflusses, und mit ihm verbündete sich Frankreich, um England die wahrhaft superiore

Stellung zu nehmen: die durchschlagende Macht eines allgemeinen Gedankens. Mit ihm hatte Gentz sein Journal erfüllt, das an dieser Kompromittierung der preußischen Politik verendete. Nun rief er England als die Vormacht des europäischen Gleichgewichts auf, gegen das neue politische System, die „föderative Anarchie", wie er in der Vorrede zum zweiten Werke sagt, das England dann als das Hauptbuch seines Systems angesehen hat. Auf den von Gentz geistig fundierten Vasen ruhend, schritt das England Pitts in den Kampf mit Napoleon, in das Ringen um Europa, dem Gentz entgegenschaute: „Nie wird dem Staate, der das Gleichgewicht in Europa zerstört, ein wesentlicher und bleibender Lohn oder auch nur der ruhige Genuß der Früchte seiner Unternehmungen zuteil werden. Er vergeht in seiner unnatürlichen Fülle; die Trümmer, mit welchen er sich umgab, schütten früher oder später seine eignen Lebensquellen zu."

Gentz stellte sich jetzt der publizistischen Diktatur des „Sohnes der Revolution" entgegen, hoch über der Fehde zwischen Gentz und Hauterive: „Ich habe es mit seinen Lehren zu tun; diese allein interessieren die Welt, sofern Schriften sie überhaupt interessieren." Er schenkte seinem Erdteil nicht die Illusion einer Stunde, aber er hielt ihm eine Zukunft empor: „einen Zusammenfluß ausgezeichneter Köpfe und großer hervorragender Charaktere, die mit selbständiger siegreicher Kraft über die Krankheiten ihres Zeitalters Meister würden und dem ganzen politischen Körper eine neue Gestalt, neue Haltung, neue Festigkeit und neues Leben verliehen. Wenn diese Retter der Menschheit erscheinen, alsdann tut die spekulative Politik auf alle ihre Berechnungen, Kombinationen und Hypothesen mit großer Bereitwilligkeit Verzicht und legt ihnen ihre Warnungen, ihre Besorgnisse und ihre Klagen mit unbedingter Resignation als ein Dank- und Freudenopfer zu Füßen."

Um seinen „Ursprung und Charakter" bloßzulegen, nimmt Gentz den Krieg der ersten und zweiten Koalition — jene blinden Vorstöße gegen das zerfallende europäische Staatensystem — aus seinem Mittel heraus und hebt ihn in seinen Zweck hinein. Den er verfehlte, denn „nicht aus den ursprünglichen Bedingungen des Problems, nicht aus der reinen Natur des Krieges ging das Resultat, zu dem er geführt hat, hervor. Ein anders organisierter Krieg hätte in einem ganz entgegengesetzten geendigt". Auf diesen Schlußworten steht der dreigeteilte Sinn des ganzen Buches: Rechtfertigung einer „wahren" Koalition gegen Frankreich, Widerlegung, daß die vergangene und bestehende die Ursache des Krieges war, und Antwort auf die Frage nach Englands Schuld an Krieg und Koalition.

Er begründet die völkerrechtlichen und die europäischen Staatsgrundsätze. „An und für sich hat jeder unabhängige Staat das unbezweifelte Recht, innerhalb seines Bezirks zu beschließen und zu unternehmen, zu bauen und zu zerstören, wie seine eigne Weisheit oder seine eigne Torheit es ihm

* * *

eingibt. Sobald aber mehrere Staaten nebeneinander bestehen sollen, kann dieses Recht nur unter der Einschränkung ausgeübt werden, daß keiner das beschließe, was die Existenz der anderen in Gefahr setzt. Wenn es eine höchste Gemeinverwaltung, wenn es eine höchste gesetzgebende Macht, wenn es einen höchsten Gerichtshof für die Staaten gäbe, so würde jene Einschränkung ohne allen Zweifel eins ihrer ersten Gesetze sein. Was in jener idealischen Verfassung Recht wäre, muß es auch in der jetzigen bleiben, wenngleich in dieser die gesetzgebende und richtende und ausübende Gewalt unter den Völkern nur durch wechselseitige Achtung aufrecht gehalten, durch wechselseitige Furcht gesichert und im äußersten Falle durch wechselseitige Angriffe gehandhabt werden kann. Diese unbestreitbare Wahrheit erhält eine neue Kraft, wenn man sie auf den eigentümlichen Charakter des europäischen Staatensystems anwendet. Durch ihre geographische Lage, durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten, ihrer Gesetze, ihrer Bedürfnisse, ihrer Lebensweise und ihrer Kultur bilden die sämtlichen Staaten dieses Erdteils einen großen politischen Bund, den man mit einigem Rechte die *Europäische Republik* genannt hat. Die verschiedenen Bestandteile dieses Völkerbundes sind in einer so engen und so unabläßigen Gemeinschaft, daß keine bedeutende Veränderung, die sich in dem einen zuträgt, dem andern gleichgültig sein kann. Es ist zu wenig gesagt, daß sie *nebeneinander* existieren: wenn sie bestehen sollen, müssen sie *miteinander* und *durcheinander* bestehen. Auf diese notwendige Gemeinschaft ist das ganze *europäische Völkerrecht* gegründet: aus ihr ging die Idee eines politischen Gleichgewichts hervor, die, so oft sie auch mißverstanden und so sehr sie auch gemißbraucht worden sein mag, doch an und für sich nichts weniger als eine Schimäre ist. Aus ihr leitet jeder einzelne Staat ein neues und verstärktes Recht, von den öffentlichen Schritten der anderen Notiz zu nehmen, ab." Die französische Revolution gab den europäischen Staaten ihr Recht, einzugreifen, denn „sobald in einem Staate die Umkehrung aller rechtlichen Verhältnisse zur *Maxime* wird, hat alle Verbindlichkeit der übrigen, seine Unabhängigkeit zu respektieren, ein Ende". Auch für Gegner des europäischen Systems liegt die Frage vor, ob der französische Umsturz „noch ein Schauspiel war, dem andere Nationen in schnöder Gleichgültigkeit zusehen konnten. Und doch ist alles, was Frankreich nach dem Jahre 1789 erlebt hat, nicht *zufällige*, sondern *notwendige* Folge seiner ersten Rasereien gewesen. Eine vollständige Anarchie, die schon drei Jahre gedauert hat, löset sich nicht mehr durch ihre eigenen Elemente auf. Es war klar, daß nur eine *heroische Kur* eine so eingewurzelte Krankheit heben konnte." Bei den angeblichen fürstlichen Verschworenen gegen die französische Republik entdeckt er nirgends einen *großen Plan* der Regierenden, nur lächerliche oder verworrene Plänchen obskurer Wichtigkeiten und Nichtigkeiten. Die Deklaration des Herzogs von Braunschweig vom August 1792, mit der sprichwörtlich gewordenen Zweideutigkeit des Alors

et dans ce cas, ist jenes Manifest, das „jeder nüchterne Verstand als eine feierliche Garantie der planmäßigsten Untätigkeit hätte betrachten müssen"; in ihm die „Verheißung wesentlicher Hilfe und das Manifest eines Krieges zu finden, dazu gehörte mehr als französischer Leichtsinn und mehr als revolutionäre Bosheit". Der jakobinische Terror erzwang den Krieg als Ausweg; daß die „förmliche Kriegserklärung von Frankreich ausging, dieser Umstand allein würde allerdings den Ausspruch über die Urheber des Krieges nicht bestimmen können, denn die Notwendigkeit frühzeitiger Gegenanstalten kann einem mit unmittelbaren Feindseligkeiten bedrohten Staate oft das Ansehen des Angreifers geben, wenn er gleich in der Tat der Angegriffene ist. Aber die Art und Weise, wie jene Kriegserklärung abgefaßt war, und die Bewegungsgründe, welche sie zur Schau trug, vollendet die Evidenz der Schuld der damaligen Machthaber in Frankreich, indem diese Kriegserklärung keinen einzigen Artikel enthält, der nicht, anstatt sie zu rechtfertigen, ihre eigne Verdammnis begründete." Der Krieg mit England, beginnend, „als Europa schon in Flammen stand, war nur eine einzelne Szene in dem allgemeinen Sturme, den die Revolution über der ganzen bürgerlichen Gesellschaft zusammenzog". Die „heillose Fabel" von Englands Schuld bedingt die Betrachtung der „allgemeinen Verhältnisse dieses Staates mit dem übrigen Europa vor dem Ausbruch des Seekrieges, die seiner besonderen Verhältnisse gegen Frankreich und die Entstehung seines eigenen Krieges. Es kommt bloß darauf an, ob irgendeine Tatsache vorhanden ist, die einen gerechten Verdacht auf die englische Regierung werfen könnte." Er legt die Phasen der Vorverhandlungen der Koalition von 1792 ohne Englands Mitwirkung in ihrer Unschlüssigkeit dar, die Haltung des britischen Kabinetts, an seiner Spitze der Mann, „den man dem Hasse und der Erbitterung von Europa als den ersten Urheber seiner Leiden preiszugeben gewußt hat". Dieser weiß und handelte von Anfang an danach, daß „ein unpopulärer Krieg zu allen Zeiten eine höchst gefahrvolle Maßregel ist; für Herrn Pitt war er es mehr, als für irgendeinen anderen Minister; sein Ruhm stand für ein System der Ökonomie verbürgt; dies war der Gegenstand, der ihm mehr als irgendein anderer am Herzen lag". Es war unnötig, ihn durch einen solchen Krieg aufs Spiel zu setzen. Obwohl schwere Gründe, wie die Eroberung der österreichischen Niederlande, die gewaltsame Eröffnung der Schelde, die ernstlichen Drohungen gegen Holland hingereicht hätten, England aus seiner Reserve zu locken, „zog erst das furchtbare Dekret vom 19. November 1792 die Sturmglocke zum allgemeinen Aufstande der Nationen; der Nationalkonvent erklärte förmlich allen alten Verfassungen und allen bestehenden Regierungen den Krieg, und die erste Person in Frankreich, der Präsident dieses Nationalkonvents, wünschte den Deputierten britischer Volksgesellschaften öffentlich und feierlich zu der frohen Aussicht Glück, daß die Sonne der Freiheit nun bald auch einen britischen

* * *

Nationalkonvent beſcheinen würde". Doch ſelbſt im Dezember noch, als es zuſammentrat, tat das britiſche Parlament noch „keinen Schritt", das Miniſterium desgleichen; Frankreich aber, „in der unſeligen Meinung, daß eine Revolution in England eine unvermeidliche und nahe bevorſtehende Begebenheit ſei, beſtimmte ſich in dieſem Glauben, und mit nichts als in dieſem zu dem Entſchluß, England den Krieg anzukündigen".

Gentz ſtellt ſich zu den Grundzügen ſeiner Behauptungen in Diſtanz. Er verneint den Sinn eines Krieges, der nicht ſinnvoll, auch nach der Niederlage, beſtehen kann. Er leugnet die Übel eines Krieges, der, wie jener gegen das revolutionäre Frankreich, „ein Damm gegen den Fortſchritt eines Übels" hätte ſein müſſen, das „als Geiſt der Unruhe, raſtloſes Streben nach Neuerungen, Erſchlaffung aller Springfedern der Subordination, des Stolzes und der Verwegenheit einer unzähligen Menge innerer wachſamer und innerer tätiger Feinde der alten geſellſchaftlichen Ordnungen, dieſer großen Krankheiten einer durch Wohlſtand zum Übermut, durch hohe Kultur zur Überſpannung und durch weichliche Verfeinerung zur Unſittlichkeit erzogenen Generation, von deren um ſich greifendem Einfluſſe die franzöſiſche Revolution nur eins der erſten und furchtbarſten Symptome war, mehr oder weniger alle europäiſchen Staaten ergriffen hatte". Es war aber kein Krieg prinzipieller Einheit, und es war „nicht der Krieg an und für ſich, es war der ſo entworfene, der ſo gerichtete, der ſo geleitete Krieg, was die Schmach und das Verderben von Europa bewirkt und vollendet hat". Die Verhängniſſe dieſes Krieges waren nach ihm: falſche Wahl des Zeitpunktes durch die notgedrungene Verteidigung; denn hätten ſie „frühzeitig den Krieg als Verteidigungsmittel im höheren Sinne des Wortes betrachtet und, von der Notwendigkeit einer aktiven Gegenwehr durchdrungen, mit hinreichenden Kräften einen gemeinſchaftlichen Angriff gewagt, ſo würde, wenn nicht alle menſchlichen Kombinationen trügen, ihre Unternehmung gelungen ſein" — fehlerhafte Beurteilung der Kräfte des Feindes, denn es war „ein willkürlicher Irrtum, daß eine von bürgerlichen Unruhen zerriſſene Nation, wenn ſie auswärtige Kriege unternimmt, ihren Nachbarn einen leichten Sieg bereite. Da dieſe Nation nun vollends die franzöſiſche war, ſo mußte man alles eher als einen ohnmächtigen Widerſtand erwarten; die Revolution blieb nicht bloß unerſchüttert, ſondern unberührt; noch mehr, ſie wuchs und gedieh und konſolidierte ſich durch den Krieg, der Krieg wuchs wechſelſeitig durch die Revolution." Noch einmal führt Gentz das revolutionäre Frankreich vor, wie es damals war: „Unter dem grauſamen Zepter der Dezemvirn war der Charakter des öffentlichen Elends — Verzweiflung, mit der ſich in einem gewiſſen Grade ſogar der Fanatismus noch verträgt; unter der verächtlichen Regierung der Direktoren war der Charakter des öffentlichen Elends — Betäubung und Niedergeſchlagenheit, welche allemal der Tod jeder energiſchen Empfindung ſind. Zu gleicher Zeit bewirkte das Gefühl der Verachtung,

welches das Direktorium und die ganze Ziviladministration der Republik den Führern der Armeen und selbst den Soldaten einflößte, eine Art von Trennung zwischen der bürgerlichen und militärischen Autorität. Die Generale wurden unabhängiger und eben darum kühner und unternehmender. Die Armee betrachtete sich nach und nach wie eine abgesonderte, für sich bestehende Macht, die, weit entfernt, von der Regierung ihren Glanz zu borgen oder auch nur ihren Unterhalt zu erwarten, sich alles, was sie zu begehren hatte, Lebensmittel, Beute und Ruhm, durch eigene Anstrengungen erwarb. Sie bildete eine eigene, auf fortwährende Siege und Eroberungen berechnete Republik und nahm alle die guten und die bösen Charakterzüge an, die von einer solchen Republik unter allen Umständen unzertrennlich sind. Die Republik und die Armee flossen auf allen Punkten ineinander, und französische Generale wurden die Meister und Schiedsrichter von Europa." Durch die Revolution aber war schon, „vielleicht zum ersten Male unter den Menschen, die Verachtung der ehrwürdigsten Grundsätze, obgleich in den großen Geschäften und auf den großen Schauplätzen der Welt freilich zu keiner Zeit eine strenge Gewissenhaftigkeit und eine unerschütterliche Ehrfurcht vor Recht und Sittlichkeit geherrscht hat, eine öffentlich anerkannte und eine öffentlich gepriesene Maxime geworden. Die Revolution verdankt diesen Maximen die unermeßlichen Vorteile, die sie aus jedem ihrer bleibenden und selbst aus jedem ihrer vorübergehenden Fortschritte zog. Sie erschien allenthalben mit dem furchtbaren Grundsatze gerüstet, daß alles, was sie berührte, ihr rechtmäßiges Eigentum war. Alles, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge selbst den Unternehmendsten und Mächtigsten von offnen unverhüllten Usurpationen, von Angriffen, die er nicht wenigstens mit einem rechtlichen Scheine bekleiden kann, und von gänzlicher Verachtung des Urteils der Zeitgenossen und der Nachwelt zurückhält, wurde durch diese konvulsivische Erschütterung der untersten Fundamente der Gesellschaft und aller gesellschaftlichen Rechte wie Staub in die Luft gesprengt." So bereitete sich alles auf den vor, der Frankreich in seiner frischen, vom Kriege geborenen Gewalt die Einheit seiner Zustände wiederbrachte, der die Früchte der Revolution genoß und dennoch bestimmt war, sie erst ganz zum Siege zu führen.

Auf den formenstarren Angriffs- wie Widerstandswillen, die gebundenen Fähigkeiten und Möglichkeiten der alten Regierungen und ihrer Völker drangen die lebendigsten Mächte ihrer Zeit ein. Sie mußten in dem Streite mit einer revolutionierten Nation das erste Element der ganzen Aufgabe, den revolutionären Charakter des Krieges, keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren; sie mußten mehr als dies: sie mußten von den Mitteln und Werkzeugen ihres Feindes so viel in ihre eigenen Armeen und auf ihren eigenen Boden verpflanzen, als nur irgend mit der Fortdauer einer regelmäßigen und geordneten Verfassung vereinbar war. Sie mußten dem Enthusiasmus der Revolution durch einen glücklich berechneten Einfluß

* * *

auf die Gemüter entgegenwirken, und eben die Mittel, wodurch dieser Enthusiasmus entkräftet werden konnte, zur Entzündung eines anderen in den Herzen ihrer Völker benutzen. In einem Kriege, der großenteils eine neue Richtung der öffentlichen Meinung erzeugte, durfte man die öffentliche Meinung keinen Augenblick vernachlässigen oder verachten. Niemals aber führte dieser Gedanke den Schlag ihrer Waffen. „Die kriegführenden Mächte schienen sich selten oder nie zu erinnern, daß der Kampf, in welchem sie schwebten, ein Kampf mit bewaffneten Meinungen war. Sie sahen nur immer den Krieg und vergaßen die Revolution. Der Feuerschlund der Revolution stieß neben den abscheulichsten Verbrechen auch die glänzendsten Talente in die Welt." Sie aber vermochten den Persönlichkeiten nur Namen entgegenzustellen: „in welchem Verhältnis zum Ganzen! in welchem Verhältnis zu einem Feinde, bei dem nichts Mittelmäßiges an der Spitze der Armeen geduldet, die Mittelmäßigkeit fast wie ein Verbrechen behandelt ward!" Die Führer der revolutionären Politik und ihre Armee strotzten von Entschlußkraft; bei der Koalition stand die zaudernde Ängstlichkeit eines unpolitisch gewordenen Rechtes. „Es gibt in den großen Angelegenheiten der Welt zuweilen Momente, wo ein wahrer Staatsmann durchaus nur vorwärts sehen und gegen alles, was neben ihm liegt, wenn es ihm auch sonst das Liebste und Teuerste wäre, die Augen standhaft verschließen muß. Eine edle und kraftvolle Politik läßt in der Stunde der dringenden Not die herrschenden Meinungen, wenn sie sie nicht für ihren Plan gewinnen kann, ohne alles Bedenken hinter sich und erwartet ihre Rechtfertigung am Ziel."

Dem Europa der Koalitionen, und gar dieser, einer „Defensivkoalition, die im engeren Sinne des Wortes ein wahres politisches Unding ist, eine Idee, die nur Stümpern gefallen und nur von armseligen Köpfen für ausführbar gehalten werden kann" — will Gentz das der Allianzen entgegensetzen. Er zerlegt die Begriffe davon in ihre Bestandteile. „Eine Allianz setzt einen festen und bleibenden Zustand, setzt bleibende und fundamentale Verhältnisse zwischen den Staaten, die sie eingehen, voraus. Das Bedürfnis, dem eine wahre Allianz ihren Ursprung und ihre Fortdauer verdanken soll, ist nie ein Bedürfnis des Moments, sondern ein in der ganzen permanenten Lage eines Staates, in den gesamten Bedingungen seiner geographischen, politischen, industriellen und kommerziellen Existenz, in der Zukunft eben so sehr und oft mehr als in der Gegenwart gegründetes Bedürfnis. Der Zweck der Koalition ist notwendig vorübergehend, ihre Dauer ist notwendig beschränkt. Auf ein außerordentliches Bedürfnis berechnet, darf sie, nach den gesundesten Ideen wahrer Politik, solange dies Bedürfnis gebietet, alle gewöhnlichen Regeln beiseite setzen und, bis das permanente, durch irgendeine unerwartete Erschütterung verrückte System wieder in seine alten Fugen gehoben ist, ihr bestimmtes ungewöhnliches Ziel auf ungewöhnlichen Wegen verfolgen." Die Bedrohung Europas durch

Frankreich hätte die Mächte auch gegen ihre sonstigen Interessen koaliert zu vereinigen, denn das „höchste politische Interesse ist doch immer noch weniger bedeutend als das Interesse einer unabhängigen Existenz". Aber man muß „jede Koalition als ein politisches Interregnum betrachten, das die alte Föderativverfassung für einen gewissen Zeitraum suspendiert". Es ist der ungegründete europäische Bund, den Gentz vertritt, auch für ein künftiges Frankreich, und um dieser Gemeinschaft willen hätte die Koalition den Grundsatz verwirklichen müssen, den er „feierlich proklamiert: daß in einer Angelegenheit wie diese schlechterdings keine Neutralität in Europa geduldet werden könnte".

Auch das Werk über den „Politischen Zustand Europas" durchzieht der Gedanke der Einheit des europäischen Staatensystems, getragen vom Gleichgewicht seiner Mächte. Für Gentz' Gegner, Hauterive, gab es „kein föderatives Band in Europa"; der Sieg Frankreichs bezwecke aber, Europa diese Ordnung zu bringen, sie zu garantieren und ihr die Schutzwehr gegen England zu sein; dies neu gefestigte Frankreich vereinige in sich die Fülle der staatlichen Mittel, die es zur Wirkung nach außen hin zu bringen berufen sei. Gegen jeden dieser Grundpfeiler des Hauteriveschen geistigen Festungsbaues vom französischen Staate am Schlusse des Jahres VIII führt Gentz das schwerste Geschütz an Wissen und Willen. Es ist die Auseinandersetzung par excellence mit der französischen Regierung, ohne jedes gröbere Mittel der publizistischen Technik, in ruhigen, strategisch zum Hauptpunkt führenden Linien entworfen — ein Croquis von Europa, bei dem nur die Färbung der Zeichnung die Hand des politischen Künstlers verrät. Die drei Abschnitte des Werkes vermissen den vierten, der die Untersuchung bringen sollte, ob die Vorwürfe gegen England — „in seinen friedlichen Verhältnissen in reiner und beständiger Harmonie mit den höchsten ökonomischen Zwecken des ganzen gesellschaftlichen Bundes" — auf „andere Verhältnisse" sich stützen, sich „aus den Maximen, die England im Kriege befolgte, aus seinem Verfahren gegen diejenigen Staaten, die der Krieg nicht unmittelbar traf, aus einem Mißbrauch seiner wohlerworbenen Superiorität zur Bedrückung der Schwächeren ergeben". Der geschichtliche Rück- und Umblick des ersten dient dem kurzen zweiten Teil als erschöpfende Vorbereitung, und der dritte gibt aus den Prämissen die alles beherrschende, von Frankreich erzeugte und genährte Anschauung zurück, daß „Frankreich und England miteinander um die Weltherrschaft streiten, und daß eigentlich die Frage nur sei, ob man sich lieber von Frankreich zu Lande oder von England auf allen Meeren tyrannisieren lassen will. Wenn es wirklich so gekommen wäre," fährt Gentz in der Vorrede zum zweiten Heft fort, „so wäre die Lage von Europa noch viel schwärzer, verworrener und trostloser, als sie selbst mir, der ich sie gewiß in keinem sehr tröstlichen Lichte sehe, erscheint." Gentz hat hier mehr glauben wollen, als er fürchtete — es sollte ja keine Demonstrationsschrift seiner Gedanken, nur

* * *

die eindringliche Beweisführung einer vollendeten politischen Kenntnis sein. Er behielt seine einzige einfache Überzeugung: „Es wird immer in der wandelbaren Sphäre der Politik gewisse feste unwandelbare Punkte, gewisse Fundamentalverhältnisse und Fundamentalmaximen geben, die keine zufällige Revolution zu verrücken oder zu überwältigen vermag. Ein auf diese politischen Momente gegründeter Kalkül wird trotz einzelner Ausnahmen und Störungen im ganzen niemals verfehlt, auf die Dauer niemals unbrauchbar sein."

Im ersten Abschnitt geht Gentz auf die Behauptung Hauterives ein, die eine neufranzösische Auffassung begründet hat, welche den Westfälischen Frieden von 1648 als Ausgangspunkt des europäischen Völkerrechts sehen will, des positiven Völkerrechts, wie Gentz politisch artikuliert. „Unter seine Fundamentalanordnungen rechne ich aber nur die, welche die nähere Bestimmung der deutschen Reichsverfassung, und die, welche das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich betreffen." Dieser Friede vereinte außerdem nur noch Österreich und Schweden am Tische und sei nicht „als eine Urkunde der allgemeinen Föderativverfassung von Europa" anzusehen. „Der wichtigste unter allen das allgemeine Völkerrecht berührenden Artikeln dieses Friedens war unstreitig der, welcher die Entschädigungen für Frankreich bestimmte. Und Frankreich allein hat in jene geheiligte Urkunde der europäischen Föderativverfassung die ersten Eingriffe getan!" Die Veränderung der Staaten seitdem haben wenig daran geändert. Der „Eintritt des Russischen Reiches in das politische System von Europa" hat nichts zu dessen Grundverletzungen beigetragen; die „Erhebung Preußens von einer untergeordneten Macht zu einer vom ersten Range und Einflusse in Europa", wenn man die „Bildung der preußischen Macht nicht mit ihren Folgen verwechsle", verdiene nicht die Vorwürfe, daß Preußen allein durch sein Dasein störe, denn „wenn es wahr ist, daß der preußische Staat Europa den Weg zum Ruin vorgezeichnet hat, so muß man wenigstens gestehen, daß er sich sorgfältig hütete, auf diesem Wege voranzugehen". Endlich war die „ungeheure Erweiterung des Kommerzial- und Kolonialsystems in allen Teilen der Welt", die Hauterive zu einer einzigen Anklage gegen England benützt, ein „allgemeines, notwendiges, unvermeidliches Resultat der Entwicklung der menschlichen Kräfte"; es war nicht der Anlaß der inneren europäischen Kriege noch das Vorrecht eines einzelnen Staates — „es hat sich sehr glücklich in die älteren gesellschaftlichen Verhältnisse von Europa gefügt". Die „Ungleichheit der Fortschritte der einzelnen Nationen" ist nicht bloß bei ihrem Handel als Störungsmoment zu finden; der „ganze Vorteil des Kolonienbesitzes und des auswärtigen Handels ist immer nur ein bedingter". Aber die Erscheinung eines neuen politischen Gewichtes der dadurch emporblühenden Staaten war eigentlich „ein wohltätiges Gegengewicht" bei den anderen Störungen des Gleichgewichts, die Frankreich versuchte. Europas

Zustand vor 1789 bedurfte keiner „gewaltsamen Erschütterung, nur einiger weiser Reformen im Innern der Staaten und einiger glücklicher Kombinationen zur Verbesserung und Befestigung ihres Föderativsystems, um Europa auf einen hohen Grad von Wohlstand und Zufriedenheit zu erheben, anstatt daß jetzt alles, was zur Erreichung dieses glänzenden Zieles gehört, unter Ruinen gesucht und gleichsam von neuem aus dem Chaos entwickelt werden muß. Sie war ein unglücklicher Versuch, die gesellschaftliche Entwicklung aus ihrem ruhigen Gange zu reißen und durch einen kühnen Sprung auf einmal und in einem Augenblick zu vollenden, eben deshalb aber das erste Glied in einer neuen Kette von Unglück und Desorganisation und ein Signal zum Stillstande, vielleicht zum Rückschritt." Die Ursachen der europäischen Staatenkrankheit lagen eher „in den außerordentlichen Fortschritten von Europa entwickelt, durch welche die ehemalige Proportion zwischen den Kräften der Hauptmächte verrückt und das alte Mißverhältnis zwischen vier oder fünf präponderierenden Staaten auf einer und einer Menge überall zerstreuter geringfügiger Staaten auf der anderen Seite beträchtlich vergrößert wurde. Das Schicksal dieses Weltteils ist an das Schicksal und an die Politik der in dem allgemeinen System präponderierenden Mächte gebunden. Wenn zwischen diesen ein Gleichgewicht existiert, wenn ihre Dauer und ihre innere Entwicklung gehörig gesichert ist, wenn die wechselseitige Wirkung und Gegenwirkung ihrer Kräfte zugleich die geringeren in Schutz nimmt, sie wenigstens so weit garantiert, als es in einer Gemeinschaft zwischen Stärkeren und Schwächeren überhaupt Garantie geben kann, wenn nirgends ein gefährliches Übergewicht sichtbar wird, das gänzliche Unterjochung aller Nachbarn oder ewige Kriege befürchten läßt, so kann man mit der Föderativverfassung, bei allen ihren Mängeln und Fehlern, in jeder wesentlichen Rücksicht zufrieden sein. Und so war die Föderativverfassung von Europa vor der französischen Revolution." Gentz betrachtet das Neben- und Gegeneinander der fünf Hauptmächte seit 1648, und es ergibt sich für ihn, daß nicht „bloß die Elemente und gleichsam die Materie des Völkerrechtes vor der Revolution das gemeinschaftliche Eigentum vor Europa war; auch der Geist, der diese Elemente beseelen muß, die öffentliche Achtung vor dem Recht, der lebhafte Wunsch nach dem Ende aller Gewalttätigkeiten, aller Unterdrückungen und aller Kriege, die sichtbare und fühlbare Tendenz zur Verbesserung aller Staaten, zur Befestigung aller völkerrechtlichen Bande, zur friedlichen Vereinigung aller Nationen — auch diese waren unter uns erwacht! Europa nach dem Westfälischen Frieden! — und Europa im Jahre 1786! — ein einziger Blick auf diesen Kontrast vernichtet eine Welt von ungerechten und verleumderischen Deklamationen!"

Im zweiten Abschnitt rechnet Gentz mit der französischen Behauptung ab, daß Frankreich das von der Politik herabgewürdigte, überfallene und von England zum Untergang bestimmte Land sei; die Koalition hatte nur einen

* * *

Grund — „die Revolution, nicht Frankreich war ihr Gegenstand: nicht Frankreichs furchtbare Übermacht — denn wer hätte wohl vor dieser im Jahre 1791 gezittert! — sondern Frankreichs hoffnungslose Zerrüttung zog dieses unerwartete Ungewitter über Europa zusammen." Gentz nimmt noch einmal seine Argumente über den Ursprung des Koalitionskrieges auf. „Kein Gedanke von Teilung, von Entkräftung, von Unterjochung des französischen Staates; seine vollständige Integrität mußte der erste Artikel der Verbindung, die unverletzlichste, die heiligste von allen ihren Stipulationen sein. Auch mußte sich kein Auswärtiger anmaßen, diesem Staate über seine künftige Verfassung Gesetze vorschreiben zu wollen; so weit reicht niemals das Recht, so weit muß niemals die vernünftige Politik eines fremden Teilnehmers streben." Man mußte sich schlechterdings damit begnügen, die unnatürlichen Hindernisse wegzuräumen, die der Einführung einer wahren Konstitution, der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung, der Freiheit des rechtmäßigen Depositärs der obersten Gewalt im Wege standen. Sobald dies geschehen war, hatte das Amt der Fremden ein Ende; „alles übrige war ein einheimisches Geschäft, alles übrige gehörte der Kraft, der Weisheit, der Geschicklichkeit derer, denen die Sorge einer zweckmäßigen Regeneration des zerrissenen Staates anheimfiel". Die „unförmliche, übel zusammenhängende Verbindung" der Koalition war aber sogar unfähig zu ihrer Aufgabe; sie war eben keine tätige Koalition, sondern bloß ein „widerstrebendes Aggregat von schlecht vereinigten Bestandteilen". Für Gentz existiert also in diesem Augenblick kein Völkerrecht in Europa mehr; er zeigt das neue Frankreich in seinen Auspizien; „es befestigte und konsolidierte sich der kolossalische Bau, mit allen seinen neuen Organen, mit allen seinen Zuwächsen und Umgebungen, mit seiner ganzen militärischen Macht, mit seiner ganzen schrecklichen Präponderanz, in den Händen einer regelmäßigen, geschickten, vergleichungsweise populären Regierung, die das bisherige revolutionäre System wie ein unbrauchbares Gerüst in Stücke zerschlug und forthin kein anderes Prinzip der Herrschaft als ihren Willen, ihren Ehrgeiz und das Genie ihres Oberhauptes mehr erkannte; und diese so konzentrierte und so konsolidierte Regierung schrieb der Hälfte von Europa Gesetze vor".

Der dritte Abschnitt zeichnet die Stellung des Frankreich vom Jahre VIII auf der europäischen Karte ein. Große Politik ist keine Wissenschaft, sie ist eine Kunst. „Die Denkungsart, die Neigungen, die Leidenschaften, die Kräfte und die Talente der Menschen lassen sich nicht auf allgemeine Grundsätze reduzieren: sie sind frei und mannigfaltig wie die Natur. Eine fortdauernde Beobachtung, ein fortdauerndes Studium, ein langer Umgang mit der Welt, ein großer natürlicher Scharfsinn und eine durch Übung dieses Scharfsinns nach und nach erworbene Gabe der Divination — diese Eigenschaften allein bilden den diplomatischen Geschäftsmann; die tiefsinnigste

Spekulation, die ausgebreitetsten Realkenntnisse, alle Vorteile, die ein glücklich organisierter Geist aus dem einsamen Nachdenken schöpfen kann, gewähren diese Eigenschaften noch nicht und sind nie imstande, sie da, wo sie fehlen, zu ersetzen." So leitet er die Summe seiner Voraussetzungen und Erkenntnis mit dem Ausdruck seiner eigenen Stellung ohne Schema und Belastung ein. Seine Betrachtungsweise will in der Politik der Staaten nicht bloß die Resonanz der führenden Persönlichkeiten sehen; „ich gehe von dem Gesichtspunkt aus, daß jede Macht, die, um sich zu behaupten und zu verteidigen, außerordentlicher Glücksfälle (wie allemal das Erwachen eines hervorragenden Genies es ist) bedarf, den Namen einer kraftlosen verdient". Er betont das gerade Frankreich gegenüber. Denn „bei keinem politischen Räsonnement sollten die persönlichen Verhältnisse der Machthaber so sehr in Anschlag kommen, als bei dem, welches einen Staat, der soeben aus einer großen Revolution hervorging, zum Gegenstande hat". Die französische Armee und Regierung hat die Zerstörung des europäischen Systems vollendet, welches das alte Frankreich, von unabhängigen Staaten umgeben, nicht hatte verändern können.

Holland und die österreichischen Niederlande bieten Deutschland keine Deckung mehr; „die Vormauer des nördlichen Deutschland" fiel. „Es ist kein unwesentlicher Unterschied, ob Frankreich in einem Kriege mit Deutschland seine erste Operationslinie an der Maas, oder ob es sie an seinen alten Grenzen aufschlägt, ob es den ersten Feldzug, und vielleicht mehr als einen, mit der Eroberung der Niederlande zubringen muß, oder gleich beim Anfang des Krieges in die inneren Provinzen von Deutschland vordringen kann. Die dritte Garantie des nördlichen Deutschlands war der beträchtliche Strich von deutschem Gebiet, der zwischen dem Rhein und der alten französischen Grenze lag. In diesem sehr schätzbaren Bestandteile des Reiches befanden sich zwei der wichtigsten festen Plätze von Europa; er bot eine Menge der brauchbarsten politischen Positionen, er bot, wie die Niederlande, dem ersten Ungestüm eines französischen Angriffs einen ausgedehnten Spielraum dar. Jetzt ist der Übergang über den Rhein — auf mehr als einem Punkte dieses Stromes eine leichte und unbedeutende Unternehmung — die einzige Aufgabe, die französische Armeen zu besiegen haben, um die nördlichen Kreise des Reiches bis an die Weser oder an die Elbe zu durchlaufen. Die drei verlorenen Garantien waren um so schätzbarer für Deutschland, als sie gerade den Provinzen desselben, die durch ihre geographische Lage und durch die Natur ihrer Grenzen am wenigsten gedeckt sind, am unmittelbarsten zugute kamen. Obgleich die Geschichte des Revolutionskrieges an mehr als einem traurigen Beispiel gezeigt hat, daß auch die stärksten natürlichen und künstlichen Befestigungen gegen einen unternehmenden Feind nicht Stich halten können, und daß einer siegreichen Armee der Weg ins südliche Deutschland so gut als der Weg ins nördliche offen steht, so ist es doch im ganzen un-

* * *

leugbar, daß der Bezirk zwischen dem Main und den Alpen einem feindlichen Einfall viel größere Schwierigkeiten entgegenzusetzen hat als der Bezirk zwischen dem Main und der Nordsee. Der letztere ist ein auf allen Seiten geöffnetes Land, das bis an die Grenzen der Stammprovinzen der preußischen Monarchie kaum einen einzigen haltbaren Platz, kaum einen einzigen schwierigen Paß, kaum einen einzigen befestigten Punkt besitzt. Das Schicksal dieses Landes wird jedesmal durch eine oder zwei im offenen Felde gelieferte Schlachten entschieden werden, und an diese Entscheidung ist jedesmal das Schicksal des ganzen Nordens von Europa mehr oder weniger geknüpft." Seit die Schweiz ihrer Neutralität, die „mehr noch die Frucht der Gewohnheit und einer alten ununterbrochenen Observanz, als das Werk politischer Maximen und militärischer Enthaltsamkeit war", beraubt wurde, liegt auch Süddeutschland für Frankreich offen. „Es gibt also für Schwaben, für Bayern, für alle vorliegenden Provinzen der österreichischen Monarchie forthin keine Sicherheit mehr; bei dem ersten Signal zu Feindseligkeiten senken sich französische Truppen von allen gebietenden Gipfeln der Alpen auf das südliche Deutschland hernieder. Und da die Schweiz zugleich den großen militärischen Vereinigungspunkt zwischen Italien und Deutschland bildet, so gewinnen die französischen Operationen, im Geist des neueren Kriegssystems entworfen und ausgeführt, einen Umfang, einen Zusammenhang und eine Kraft, denen alle benachbarten Länder nur unwirksame Schranken entgegensetzen können." Italien und Spanien sind nur noch Gebiete, wo Frankreich die „alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt". Frankreich ist vorzüglich durch seine durchaus militärische Bildung jetzt allen Ereignissen gewachsen, sie war seine Rettung. „Ein Staat, der in einer zehnjährigen Revolution alle ehemaligen Elemente seines inneren Zusammenhanges, alle Garantien des Gehorsams, alle Fundamente einer regelmäßigen und friedlichen Subordination verloren, in welchem so lange die Gewalt den Zepter geführt und eine grenzenlose Anarchie alle Begriffe von Ordnung verdrängt hat, kann nur durch eine militärische Regierung — die deshalb nicht gerade eine tyrannische sein darf — geführt und zusammengehalten werden. Die Erschlaffung der militärischen Springfedern wäre in einem solchen Staate der unmittelbare Vorbote der Erschlaffung der bürgerlichen, der unmittelbare Vorbote seines Unterganges." Ihr gegenüber kann „kein einzelner Kontinentalstaat es wagen, und keiner wird es unternehmen, es sei denn, daß ein dringendes, unmittelbares Bedürfnis der Selbstverteidigung ihn dazu zwänge, auf eigene Gefahr und Kosten zu einem Kriege mit Frankreich zu schreiten". Für Frankreich aber wird der „Schauplatz eines jeden seiner Kriege — das Herz von Deutschland sein".

Preußen und Österreich müssen sich, da Rußland und England

nur „Hilfsmächte" sein können, gemeinsam schützen. Die Vereinigung beider müßte aber im Geiste einer Allianz, nicht einer Koalition geschlossen werden. „Eine österreichisch-preußische Koalition ist auf eine oder die andere Weise allemal eine Koalition von Europa. Das Bedürfnis einer solchen Koalition wird, was man auch sagen mag, noch mehr als einmal gefühlt und mehr als einmal erkannt werden. Es ist also kein wirksamer Plan zur Aufrechterhaltung eines Gleichgewichts in Europa, sobald nicht Österreich und Preußen gemeinschaftlich daran teilnehmen, denkbar. — — Die Staatskunst, die spekulative sowohl als die praktische, hat mit keinen anderen Elementen zu tun, als mit denen, die der Augenblick ihr darbietet, und wenn sie die Zukunft berechnet, so geht sie nur immer von dem, was in der Gegenwart fest und reell ist, nie von zufälligen persönlichen Bestimmungen, von leeren Hypothesen und leeren Möglichkeiten aus." Jetzt ist „die Gewalt auf der Seite von Frankreich, die Gefahr auf der Seite der übrigen Staaten". Die Ansicht von Bewunderern und Parteigängern Frankreichs sei, ob es „nicht eben deshalb für die übrigen Staaten unschädlich werde, weil es nichts mehr zu wünschen und nichts mehr zu unternehmen habe". Ob es Europa berühren könne, daß, statt kleiner Staaten, eine „große republikanische Macht" sei, und was hindere die Großstaaten, „mit neuen Elementen ein neues Gebäude zu errichten"? Dies sei freilich das „stärkste Räsonnement der Schutzredner des jetzigen Zustandes von Europa. Aber der Charakter der jetzigen französischen Regierung gewährt keine Bürgschaft für die Zukunft." Es ist erstens gewiß, daß, „wenn eine Macht zu einem solchen Grade von Einfluß und Präponderanz im politischen System emporstieg, daß die kleinste Alteration in ihrer Politik gleich eine allgemeine Bewegung befürchten läßt und alle Verhältnisse aufs Spiel setzt, es Torheit wäre, zu hoffen, daß darum, weil es ihr Interesse, ihr bleibendes Interesse nicht sein soll, nach Kriegen und Eroberungen zu streben, alle Welt in Sicherheit leben und jede Besorgnis aufgegeben werden könnte". Zweitens ist das „erste und natürlichste Interesse einer jeden Regierung immer das, sich selbst zu behaupten. Sobald die Regierung sich in der Notwendigkeit sieht, durch einen stolzen und kraftvollen Gang, durch große und kühne Unternehmungen ihrer sinkenden Popularität zu Hilfe zu kommen, den Kabalen einer aufstrebenden Faktion oder der Unruhe und Unbeständigkeit ihres Volkes entgegenzuwirken, so werden allemal die sanfteren Maximen dem Bedürfnis des Augenblicks weichen."

Die Bündnisse Frankreichs und der europäischen Staaten sind ganz verschieden bedingt. „In der vernünftigen und gesunden Politik muß man vor allen Dingen untersuchen, ob die bestehenden Verhältnisse wohltätig sind, ehe man auf Mittel denkt, sie zu erhalten und zu verewigen. Ein Staat, der die ganze Welt tyrannisierte, könnte freilich die Maxime, daß jede Allianz, die seiner Tyrannei eine neue Garantie und neue Werkzeuge gewährte, sehr zweckmäßig und heilsam sei, als seine Fundamentalmaxime betrachten. Jeder

* * *

Staat muß bei der Wahl seiner Bündnisse die Sorge für sein wahres und bleibendes Interesse (im Gegensatz mit dem Interesse der augenblicklichen Neigungen und der vergänglichen Leidenschaften seiner Führer), zugleich aber die möglichste Aufrechterhaltung des allgemeinen Gleichgewichtes der Macht, als welches mit dem wahren und bleibenden Interesse jedes einzelnen Staates zu allen Zeiten vollkommen übereinstimmen wird, vor Augen haben. Der Staat, welcher der ausschließend präponderierende ist, kann und muß, in Rücksicht auf das Interesse aller übrigen, und selbst in Rücksicht auf sein eigenes, gar keine Bündnisse schließen ... Um Frankreichs politische Grundsätze in Rücksicht auf seine Alliierten zu bestimmen, muß man wenigstens warten, bis es Alliierte von Frankreich gibt. Die, welchen man jetzt diesen schmeichelhaften Namen beilegt, sind höchstens seine Klienten. Nur dann, wenn sich Frankreich mit einem der größeren Staaten von Europa, mit einem von denen, die bis jetzt noch ihre Selbständigkeit behaupteten, unter freien und gleichen Bedingungen verbindet, nur dann erst wird von seinen Allianzen die Rede sein können. Aber auch vor einer solchen Erfahrung mag uns unter den jetzigen Umständen der gute Genius von Europa bewahren! Eine Allianz zwischen Frankreich und irgendeiner Hauptmacht des Kontinents würde, bei Frankreichs ohnehin so entscheidender Präponderanz, eine Begebenheit von nicht zu ergründenden Folgen und wahrscheinlich das Signal zu grenzenlosen Übeln sein."

Das Verhältnis Frankreichs zu seinen Feinden stellt Hauterive so dar: Frankreich hat und erkennt keine natürlichen Feinde. Gentz muß ihm entgegnen: „In dem Lehrbuch der höheren Politik, das heißt der Wissenschaft, welche bestimmt, wie nach dem Ideal einer gesellschaftlichen Verfassung die Verhältnisse der Staaten untereinander geordnet sein sollten, findet das Kapitel von den natürlichen Feindschaften keinen Platz. Ich verstehe unter natürlicher Feindschaft nur das Verhältnis zweier Nationen, welche ihre geographische, politische oder militärische Lage, oder irgendein gemeinschaftliches und doch beiden nicht gleich erreichbares Objekt der Tätigkeit, der Begierde oder der Meinung zu einer beständigen Opposition und folglich zu einer beständigen, bald mehr, bald weniger regen und aktiven Eifersucht bestimmt." Frankreich und England aber haben „jene tiefgewurzelte und alles umfassende Rivalität, die als eins der wichtigsten und beharrlichsten Elemente der politischen Berechnung zu behandeln ist". Mit dem Festland steht es in keiner ähnlichen. Wo endet Frankreichs Macht, Ausdehnung und Gefahr für den Kontinent? „In unsern Tagen versteht man unter einer Macht, die Europa Gesetze diktiert, nicht die, welche es unmittelbar, sondern die, welche es mittelbar tut ... Der Sinn der französischen Maxime ist übrigens deutlich genug. Es soll jetzt und künftig kein Bündnis mehr geschlossen werden, das Frankreich nicht für erlaubt und heilsam erklärt hat. Dies ist die erste Regel in der neuen Föderativverfassung von Europa! Wird diese Regel befolgt, so gibt es nirgends mehr Widerstand gegen Frank-

reich: die Strafe ihrer Übertretung ist Krieg; an dieser traurigen Alternative endigen alle Aussichten in die Zukunft." Die republikanische französische Regierung müht sich um ein Bündnis mit — Rußland. „Ich untersuche hier nicht, ob jemals das wahre Interesse der russischen Regierung ihr ein Bündnis mit Frankreich — das ohne gänzliche Verzichtleistung auf ihre alten Verhältnisse mit England kaum denkbar ist — vorschreiben wird: ich rede von dem Interesse von Europa, und sehe jetzt die Politik der einzelnen Staaten nur allein aus diesem Gesichtspunkte an. Aber aus diesem Gesichtspunkte behaupte ich mit der tiefsten Überzeugung: daß eine russisch-französische Allianz unter allen politischen Konjunkturen die gefahrvollste und verderblichste sein würde; daß, wenn die europäische Politik noch irgendein Gefühl ihrer Würde, ihrer Zwecke und ihrer Pflichten übrig behielt, sie diesem letzten und schrecklichsten aller Übel ihre letzten Bestrebungen, ihre letzten Kräfte entgegensetzen, und daß, wenn es sich je realisiert, die Stunde, wo ein solches Bündnis zur Wirklichkeit kommt, als die Todesstunde aller Unabhängigkeit, aller Sicherheit und aller Ruhe — außer der Ruhe der Gräber — in Europa betrachtet werden muß." — Die Türkei steht noch als Außenposten im französischen Kalkül; Gentz bemerkt dazu: „Die großen Begebenheiten, die Europa von dieser Seite zu erwarten hat, und die es vielleicht noch einmal an seinen Grundfesten ergreifen und erschüttern werden, gehören der Zukunft an."

In der kontinentalen Ansicht von England geht der ökonomische Standpunkt noch dem politischen vor. Gentz geht dem ganzen Umfang des Widerpartgrundes gegen England nach. Hauterive nennt die Navigationsakte Cromwells von 1651; diese sei eine „permanente Verschwörung gegen die Industrie aller Völker". Gentz zergliedert sie. Er verteidigt sie als ein ökonomisches Staatsprinzip, das Englands Lage politisiert hat. „Jede Regierung hat das vollständige Recht, die Beförderung ihrer einheimischen Industrie auf demjenigen Wege zu suchen, der ihr (ohne positive Verletzung der Rechte der übrigen Staaten) der sicherste und zweckmäßigste scheint. Kein Staat hat ein Recht, zu verlangen, daß der andere seinen Waren, seinen Schiffen und seinen Kaufleuten den ungehinderten Eingang oder überhaupt den Eingang verstatten soll. Diese Befugnis eines Staates wird noch unwidersprechlicher und einleuchtender, wenn das, was seine Industrie unterstützt, zugleich seine Sicherheit befördert, oder wohl gar unter die notwendigen Bedingungen dieser Sicherheit gehört ... In diesem Falle befindet sich England. Seine Sicherheit ist auf seine Seemacht gegründet; ohne ausgebreitete Schiffahrt ist keine ausgebreitete Seemacht denkbar; der Schiffahrt ihre höchste Ausdehnung zu verleihen, mußte also und durfte ohne allen Zweifel einer der ersten Zwecke eines britischen Gesetzgebers sein. Wenn England den mächtigen Kontinentalstaaten von Europa nur einigermaßen das Gleichgewicht halten, wenn es die Sicherheit seines insularischen Gebiets, wenn es seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit behaupten wollte, so mußte

* * *

es alles unternehmen, um seine Schiffahrt zur Vollkommenheit zu erheben." Die Nachteile solcher Schutzmaßnahmen und Prohibitivgesetze sind nicht gering; hier war es sogar eine „Aufopferung, der England sich freiwillig unterwarf, um das oberste Interesse seiner unabhängigen Existenz auf eine festere Basis zu stellen".

Bei dem „Monopol" der außereuropäischen Besitzungen Englands ist die „große Frage nur die, inwiefern das allgemeine Interesse von Europa an dieser oder jener Verteilung der Macht, an diesem oder jenem Verhältnisse der Territorialherrschaft, an dem Übergewicht dieser oder jener Nation in den europäischen Niederlassungen und Kolonien hängt". Diese Besitzungen aber waren „nie für irgendeinen Staat eine unmittelbare Quelle von Einkünften, folglich auch nie eine unmittelbare Quelle von politischer Größe und Macht". Selbst bei Spanien und Portugal wurde die direkte Revenue aus den amerikanischen Besitzungen die „unmittelbare Ursache ihrer Schwäche und ihres Verfalls. Die Herrschaft über einen solchen Besitz wird nur wichtig, insofern sie mehr oder weniger mit einem andern Vorteil zusammenhängt. Dieser Vorteil ist der Handel. Durch den Handel allein erlangen die außereuropäischen Besitzungen einen Wert, der Europa interessiert." Das englische Handelsmonopol für Europa behaupten jene, die „ihren aktiven Anteil am Welthandel verloren haben". Die europäischen Konsumenten genießen die Vorteile; aber der ökonomische Standpunkt ist kein politischer. „Das wahre Interesse von Europa will den größten möglichen Flor jedes einzelnen kleinen und größeren Bezirkes, den größten möglichen Wohlstand aller kultivierenden und fabrizierenden und kommerzierenden Nationen. Das wahre Interesse von Europa will also, und wird unter allen Umständen wollen, daß jede Nation an dem allgemeinen Reichtum der Welt, mithin auch an den außereuropäischen Besitzungen und an dem Handel mit ost- und westindischen Produkten so viel — und wenn es sich tun ließe, nicht mehr und nicht weniger — teilnehme, als ihre eigentümliche Lage, das eigentümliche Bedürfnis ihrer Industrie, ihre Anlagen, ihre Fähigkeiten und die vollständigste Entwicklung ihrer gesamten produktiven Kräfte es fordern. Aus diesem höhern Gesichtspunkt wünscht nicht allein der menschenfreundliche Kosmopolit, der sich für das Wohl aller Völker interessiert, sondern auch der aufgeklärte Staatsmann, der die Gesetze des großen Zusammenhanges in der allgemeinen Weltökonomie kennt, daß bei dem Ende des jetzigen Krieges jedem zum Seehandel bestimmten und für den Seehandel gebildeten Staate sein gerechtes und notwendiges Maß von außereuropäischer Territorialherrschaft und außereuropäischer Kommerzialindustrie wieder zuteil werde. Aber man hüte sich ja, diesen höheren und richtigen Gesichtspunkt mit dem gemeinen und falschen zu verwechseln, der den gewöhnlichen Klagen über die britische Handelssuperiorität zum Grunde liegt. Jener höhere und wichtige Gesichtspunkt ist denen, die in diese Klagen mit einstimmen, ganz fremd: wenn er

von der Menge auch nur begriffen werden könnte, so hätten die Deklamationen gegen England schon längst ihr Ende gefunden."

Gegen das Monopol der britischen Fabrikate werden ähnliche Argumente gebraucht. „Die Beschwerden dieser Fabrikanten, Krämer und der Staatsmänner, die ihnen Gehör geben, sind gegründet, insofern jede innere Inferiorität, vermöge welcher die Einwohner eines Landes nicht einmal ihre eigenen natürlichen Wohlstandsquellen benutzen, eine vernachlässigte, fehlerhafte oder falsch geleitete Nationalökonomie verrät, die immer und unter allen Umständen als ein wesentliches Übel betrachtet werden muß; sie sind übel verstanden, insofern bei einer solchen Verfassung der Zutritt fremder Industrie, das einzige mögliche Surrogat, mithin selbst für die Nation, die fremder Hilfe bedarf, ein augenscheinlicher Vorteil ist; sie sind ungerecht als Beschwerden gegen England, weil England weder für die Roheit noch für die Trägheit, noch für die Unfähigkeit anderer Nationen, noch für die natürlichen Hindernisse ihrer Industrie, noch für die Fehlerhaftigkeit ihrer Staatsverwaltung verantwortlich gemacht werden kann, weil England keine Vorwürfe verdient, wenn es auf erlaubten und rechtlichen Wegen seinen Fleiß, seinen Unternehmungsgeist und seine Künste allenthalben geltend zu machen sucht, wo ein vorteilhafter Schauplatz sich darbietet, weil bei dieser Ersetzung der fehlenden eigentümlichen Industrie gewisser Länder durch den Überschuß einer fremden Industrie nicht nur die Nation, welche sie gebraucht, sondern offenbar das Ganze gewinnt. Wenn England es jemals unternähme, jener inneren Entwicklung der Industrie in irgendeinem Lande der Welt durch positive Hindernisse, durch Gewalt oder List entgegenzuarbeiten, dann, aber auch nur dann, würde es jeden Vorwurf verdienen, womit man einen Unterdrücker belastet; dann wäre es im offenbaren Widerspruch mit den Wünschen, den Zwecken, den Rechten und dem Interesse aller andern Nationen, ein gemeinschaftlicher Feind und die Geißel von Europa." Gentz schließt seine Apologie mit einem seiner weiten Sätze: „Europa wird steigen, ohne daß England herabsinken dürfte; die einsichtsvollen Menschen in allen Ländern der Erde werden kaum mehr begreifen, wie es einst eine Zeit geben konnte, wo man glaubte, die Armut des einen würde durch den Reichtum des andern, oder der Reichtum des einen durch die Armut des andern begründet."

So vollendete er das Buch, ehe es nach seinem Plan fertig war — doch in dem Maß und Stil, in dem es seinen Ruhm um Europa trug und zugleich die letzte Ursache wurde, daß er den standhaften Boden Österreichs und Englands betrat, in einem Augenblick, der sein Wort rechtfertigte: „Es ist das Werk des praktischen Staatsmannes, die wirksamsten Heilmittel gegen die gesellschaftlichen Krankheiten zu suchen; das Geschäft des Schriftstellers ist vollendet, wenn er diese Krankheiten bezeichnet und ihre Ursachen entwickelt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Detlev von Liliencron, der Mann und sein Werk.

Von

Harry Mayne.

I. Leben.

Durch Leidenschaftlichkeit der Seele, vaterländische Begeisterung und Standeszugehörigkeit verwandt, durch die Artung ihrer künstlerischen Begabung verschieden, stellen Detlev von Liliencron und Ernst von Wildenbruch, die fast auf das Jahr Zeit- und Altersgenossen gewesen, aber nie in persönliche Fühlung miteinander gekommen sind, die eigentlichen dichterischen Vertreter nicht nur der preußisch-deutschen Einigungskriege von 1866 und 1870/71, sondern des ganzen großen Zeitalters Wilhelms des Ersten und Wilhelms des Zweiten dar. Wildenbruch ist geborener Preuße, Liliencron gehört gleich dem Freiherrn vom Stein und Blücher, gleich Moltke und Treitschke zu den weitschauenden, vom ahnungsvollen Geist ihrer Zeit berührten Männern, die, unwiderstehlich angezogen von der mächtigen geschichtlich-politischen Schwerkraft Preußens, von ihrem beschränkten Heimatlande weg sich mit Herz und Hand der jüngsten Großmacht zuwandten, um an deren klar erkannter Sendung mitzuarbeiten und gleichzeitig die eigene dürstende Seele um die unvergleichlichen Lebenswerte zu bereichern, die aus der bewußten Zugehörigkeit zu einem großen, schöpferisch wirksamen Staatskörper erblühen. Ob sie sich mit der Schärfe des Schwertes oder mit der Schärfe des Geistes, mit dem seherischen Tiefblick des Historikers oder mit dem Herzensfeuer des Dichters für ein durch Preußen zusammenzuschweißendes und zusammengeschweißtes Deutschland eingesetzt haben, sie alle sind Männer der Tat und ihr Wirken ist Geschichte gewesen. Der Heerführer, der Preußens Schwert so meisterlich gelenkt hat, war, wie Ewald Christian von Kleist, aus dem dänischen Heer in das preußische übergetreten, und ein Däne von Geburt war der Dichter der „Adjutantenritte", der im Namen seiner Zeitgenossen künstlerisches Zeugnis abgelegt hat von den gewaltigen Ereignissen der weltgeschichtlichen Kriege und Siege.

Frisia non cantat — Holsatia non cantat, besagt ein alter Spruch, und oft genug hat auch der Holste Liliencron betont, daß das „Ländchen der roten Grütze" in der Fettviehzucht aufgehe und die Kunst für etwas recht Überflüssiges halte. Er vergleicht Schleswig-Holstein einmal mit zwei großen, bis zur äußersten Möglichkeit vollgestopften Mehlsäcken, die innig aneinander lehnen: „Nüchternheit, dein Name ist Schleswig-Holstein!" Das nieder-

sächsische Volk an der Wasserkante weiß viel von grauen Nebeln und verheerenden Sturmfluten, wenig von Sonnenschein und Lebensgenuß, sein Leben ist Sorge und Arbeit, Not und Druck. Es ist nicht gefühlvoll, sondern kühlen Verstandes, nicht sangesfreudig, sondern herb und spröde, schwerflüssig und schweigsam. Es hat der Zahl nach der deutschen Literatur nicht annähernd so viele Dichter gestellt wie Schwaben oder Schlesien, der Rhein oder die Schweiz. Aber finden die tief gelagerten Kräfte seiner Phantasie und Gefühlsleidenschaft einmal den Weg nach außen und werden Fleisch in einer künstlerischen Persönlichkeit, so entsendet das meerumschlungene Land nicht nur einen an Wucht und Tiefe überragenden Dichtergeist wie Friedrich Hebbel, sondern auch solche feinen Vollblutkünstler wie Theodor Storm, Claus Groth und Detlev von Liliencron, die den ersten gleich zu „singen" wissen in sprudelnder Fülle und klingendem Wohllaut.

Liliencrons Vorfahren saßen als dänische Barone auf reichen Feudalgütern. Doch ist das Geschlecht von Haus aus ein bürgerliches; erst im siebzehnten Jahrhundert wurde ihm der Adel verliehen, und auch in der Folge ist es manche unebenbürtige Verbindung eingegangen. Des Dichters Großmutter war sogar die Tochter eines Leibeigenen. Diese Ehe hatte die verhängnisvolle Wirkung, daß die Linie sich von reichen Erbschaften ausgeschlossen sah und verarmte, doch bedingte sie auch eine gesunde Blutauffrischung, und der Dichter hat allezeit den bäuerlichen Einschlag in seiner Natur froh und dankbar betont. Auch davon abgesehen floß eigenartig gemischtes Blut in seinen Adern. Von der väterlichen Seite her normannisches, von der mütterlichen das einer portugiesischen Herzogsfamilie. Seine Mutter war geborene Amerikanerin und in England erzogen worden. Sie hat ihre Liebe zur englischen Sprache und Dichtung auf den Sohn übertragen. Vor allem aber geht auf die schöne und vornehme, gemütvolle und begabte Frau seine künstlerische Anlage zurück. Auch der Vater war ein feiner und liebenswerter Mensch. Er stand als kleiner Beamter im dänischen Zolldienst, doch konnte die gedrückte Lebenslage seinem vornehmen Standesbewußtsein keinen Abbruch tun. Beiden Eltern blieb Liliencron zeitlebens in dankbarer Liebe verbunden. Sein Geburtstag ist der 3. Juni 1844, seine Taufnamen lauten Friedrich (Fritz) Adolf Axel; den Namen Detlev hat er erst als Dichter angenommen, und zwar nach einem „ganz verrückten Kauz" unter seinen Vorfahren.

Im Elternhause waltete ein ehrbarer, frommer und liebevoller Geist. Von treuester Sorge umhegt, wurde Liliencron in äußerlich recht beschränkten Verhältnissen auferzogen. Da drei andere Kinder in früher Jugend starben, wuchs er ziemlich einsam heran. Er war von zartem Körperbau, still, scheu und zur Träumerei geneigt. Auf der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt Kiel tat er sich keineswegs hervor; fast einzig die Geschichte zog ihn ebenso sehr an, wie ihn die Mathematik abstieß. Früh zeigte sich eine musikalische Begabung, und früh regte sich auch das Soldatenblut in ihm. Der Vater seiner Mutter,

General von Harten, hatte im amerikanischen Befreiungskriege mitgekämpft und Washington persönlich nahegestanden. Gleich ihm und manchem Liliencronschen Vorfahren wollte auch Fritz Offizier werden. Da das für einen Holsteiner damals in Dänemark nicht möglich war, kam nur das preußische Heer in Frage. Nach Besuch der Erfurter Realschule und privater Vorbereitung bestand Liliencron im Jahre 1863 die Fähnrichsprüfung und wurde 1865 Leutnant. Den Krieg von 1864 mitzumachen, der sein Heimatland wieder in den Ring des großen Reiches einfügte, kam er nicht in die Lage. Er hat während seiner zehnjährigen Laufbahn als Offizier siebzehn Garnisonen in den verschiedensten preußischen Provinzen kennen gelernt und 1863 auch die Erhebung in Polen miterlebt. Mit Leib und Seele Soldat, zeichnete sich der tapfere, wiederholt verwundete junge Offizier in den Kriegen von 1866 und 1870/71 aus und brachte zwei Kriegsorden, darunter das Eiserne Kreuz, heim. Die Kriege waren sein größtes, entscheidendes Erlebnis; sein ganzes Leben lang hat er als Mensch und als Dichter von diesen Erinnerungen gezehrt.

Im Frieden finden wir ihn in seinem geliebten Mainz und in Potsdam. Er war tüchtig im Dienst und allbeliebt im geselligen Kreise der Kameraden. Neben der leidenschaftlichen Liebe, die ihm seine jungen Leiden schuf, fesselten den rasch entflammten Mann mit seinem leichten Blut und Sinn zahlreiche Liebeleien, die ihn in Schulden stürzten. Schon 1875 mußte er ihretwegen als Premierleutnant den Abschied erbitten, der ihm ohne Pension „behufs Auswanderung" bewilligt wurde. Er ging nach Amerika. Dort ins Heer einzutreten gelang ihm nicht. Vielmehr mußte er sich als Sprachlehrer, Bereiter, Stubenmaler, Klavierlehrer und Klavierspieler in elenden Kneipen bitterschwer durchschlagen. Es sind zwei dunkle Jahre, die er in den Vereinigten Staaten verbracht hat, und da er selbst den Schleier selten und wenig lüftete, wissen wir fast nichts über sie. Er wurde von „diesem scheußlichen, ekelhaften Lande", wie er Amerika in einem Brief an seinen treuesten Jugendfreund von Seckendorff nennt, so stark abgestoßen wie einst der Dichter Lenau. Gleich widerwärtigem Geschmeiß hat er die Erinnerungen an diese schlimmen Jahre rasch von sich abgeschüttelt, und so ist es begreiflich, daß wenig aus ihnen in seine Dichtung übergegangen ist.

Das Jahr 1877 sieht ihn wieder daheim. Durch königliche Gnade wird ihm jetzt die Pension und die Erlaubnis zum Tragen der Uniform zuerkannt. Er macht freudig alle militärischen Übungen mit — diese Wochen sind immer Oasen im Elend seines Daseins — und bringt es noch bis zum Hauptmann der Reserve. Nachdem ein Versuch, sich als Gesanglehrer durchzubringen, mißglückt war, gelang es ihm, in den preußischen Verwaltungsdienst übernommen zu werden. Sechs Jahre lang amtete er erst als Hardesvogt in Pellworm und dann als Kirchspielvogt in Kellinghusen. Das Muster eines Beamten war der „Danzbaron" keineswegs. Aber der Dichter hat sich hier gefunden. Tief ist er hier verwachsen mit der heimischen Scholle und ihrer

Geschichte, tief eingetaucht in Natur und Volkstum seines Stammes. Das Gebiet des Wattenmeeres und seiner Halligen mit Deich und Schlick, mit Marschen und Knicks hat sich sein Naturgefühl damals erobert. Sein äußeres Leben litt schwer unter Druck und Not. Eine wenig glückliche Ehe löste er bald wieder, und seine Schuldenlast bewog ihn 1885 abermals, um seinen Abschied einzukommen. Er verblieb im kleinstädtischen Kellinghusen, seinem Abdera (wo er auch eine zweite Ehe einging), in der Hoffnung, als Dichter durchzudringen.

Nachdem er einige Auswahlsammlungen aus seiner Lyrik in Privatdrucken hatte ausgehen lassen, die ihn noch ziemlich unselbständig und unfertig zeigen, hatte er im Jahre 1883 außer seinem ersten Drama auch das Bändchen „Adjutantenritte und andere Gedichte" in die Öffentlichkeit gegeben. Aber obwohl es Ferdinand Avenarius und Klaus Groth öffentlich und Storm brieflich warm begrüßten, der ersehnte Widerhall blieb auch dieser bedeutenden Kunstleistung versagt, die an Zeitschriften eingesandten Gedichte erhielt Liliencron in der Regel wieder zurück, und von schriftstellerischen Einnahmen war kaum die Rede. „Villa Hungerwehrdich" nennt er seine armselige Lehmhütte, sich selbst noch im Jahre 1903 den „Gedichtehausierhändler". Die Folge war drückende Sorge ums tägliche Brot. Der Dichter hat oft Hunger gelitten und konnte nicht einmal immer Papier zum Schreiben und die Briefmarken zum Absenden seiner Manuskripte erschwingen. Der einzige, der ihm zuweilen ein paar Mark borgte, war — der Gerichtsvollzieher. Immer von neuem mußte er, auf das schwerste gedemütigt, Pfändungen über sich ergehen lassen oder den Offenbarungseid leisten. Mehr als einmal hat er die Pistole aus dem Kasten geholt; aber es war bei ihm wie bei seinem Breide Hummelsbüttel: „der kräftige, gute Kern seines Innern" ließ den Gedanken, sich selbst zu töten, nicht weiterkeimen.

Im Jahre 1890 ermöglichte ihm eine Gabe der Schiller-Stiftung einen einjährigen Aufenthalt in München. Da hat er aufgeatmet und zum ersten Male genießen dürfen, was eine große, geistig rege Stadt zu bieten hat. „Der hiesige Aufenthalt", schreibt er an Timm Kröger, „hat in tiefgehendster Weise auf mich gewirkt. Was an interessanten Menschen, Kirchen, Museen, Palästen, Hütten, was an *Farben, Leben* zu verschlucken war: ich hab's mit den durstigsten Lippen eingesogen. Jetzt oder nie ist für mich die Weitergestaltung meines Talentes gewesen. Unendlich fruchtbringend!!!" Nächst der Freundschaft mit Gleichstrebenden wie M. G. Conrad, O. J. Bierbaum, Heinrich Reder und Hugo Wolf beglückten ihn über alles heiße Liebschaften mit derben Kindern des Volkes, die den Quell seiner Dichtung hoch aufsprudeln ließen. Ein leider nur kurzer Ausflug über den Brenner nach Verona führte ihn an die Schwelle des gelobten Landes, das er so gern genauer kennen gelernt hätte. Trotz allen Entbehrungen auch hier war doch dies Münchener Jahr für den Menschen Liliencron eine Zeit des Glücks und der Auffrischung. Den Dichter hat es im Grunde wenig bereichert, und unbedenklich kehrte er

in den stammhaften Norden zurück. Im norddeutschen Flachland und im preußischen Staat wußte er die starken Wurzeln seiner Kraft.

Er ließ sich in Altona nieder und trat von hier aus dem literarischen Leben Hamburgs nahe. Auch seine zweite Ehe löste er. Als die Schuldenlast, die er gleich dem jungen Schiller wie eine Sträflingskette hinter sich her zog, ihn zu erdrücken drohte, veranstalteten Freunde eine öffentliche Sammlung für ihn. Der Ertrag war beschämend gering. Da überwand sich der stolze Mann, der lieber gegen eine mit Kartätschen geladene Batterie angegangen wäre, als reisender Vorleser seiner Gedichte öffentlich aufzutreten. Er tat alles um der Möglichkeit willen, sich einen eigenen Herd zu gründen und die Tochter eines Marschbauern, die ihm eine Tochter geschenkt hatte, heimzuführen, aber — „kein Hüsung"! „Jeder auch ärmste Torfstecher oder Besenbinder auf der Heide: ihm ist's erlaubt zu heiraten, weil er sein Kind ernähren kann — — ich nicht!" So klagte er. Da griffen helfend reiche Gönner und Freunde ein, an ihrer Spitze Elisabeth Förster-Nietzsche, und in Alt-Rahlstedt bei Hamburg fand Liliencron die letzte liebe Heimat, genoß er ein letztes reiches Gatten- und Vaterglück. Dazu hatte ihm das Schicksal in Richard Dehmel, der nach Blankenese gezogen war, den geliebtesten Freund seines Lebens geschenkt. Nur die Not ums tägliche Brot wollte von seiner Schwelle bis zuletzt nicht weichen. Innerlich zähneknirschend, äußerlich gute Miene zum bösen Spiel machend, stieg er 1900 auf Wolzogens Überbrettl, zog er bis an sein Lebensende um schnöden Lohn als Vorleser durch die Lande. Wenigstens wurde er dadurch volkstümlich; die Feier seines sechzigsten Geburtstages bewies es ihm. Die Berliner Verleger Schuster und Löffler konnten eine Gesamtausgabe seiner Schriften wagen. Ein Ehrensold, den ihm 1903 der Kaiser aussetzte, half ihm die letzten Schulden abtragen. In seinem Todesjahre 1909 erfreute ihn die Universität Kiel durch Verleihung des Ehrendoktors.

Das letzte, was der eifrig Schaffende sich gönnte, war eine langersehnte Fahrt mit Frau und Kindern an die Stätten der Jugend, den Rhein und die lothringischen Schlachtfelder. Tief ergriffen grüßte er die alten Plätze. Eine Erkältung, die er mit heimbrachte, warf ihn aufs Krankenlager. Phantasierend glaubt er sich im Schlachtgewühl; man spielt ihm noch den Kurfürstlichen Reitermarsch und den zeitlebens über alles geliebten Hohenfriedeberger Marsch, den „prächtigen Schlachtentzünder und Siegentflammer", unter dessen Klängen er seinen „Alten Wachtmeister vom Dragonerregiment Anspach-Bayreuth" hat sterben lassen und der auch Wildenbruch zu Grabe geleitete, und „das treuste Holstenherz hat ausgeschlagen" — wie es in seinem Drama „Die Rantzow und die Pogwisch" heißt — am 22. Juli. Er ging dahin, so sagte der Freund an seinem Sarge, „ohne Furcht vor der ewigen Nacht, ohne Hoffnung auf einen jüngsten Tag, sondern mit reiner, ruhiger Ehrfurcht vor der unerfaßlich unerschöpflichen Macht, die uns leben und sterben läßt."

II. Persönlichkeit und Weltanschauung.

Sieben Jahre vor seinem Tode lernte ich Liliencron flüchtig kennen. Obgleich damals schon den Sechzigen nahe, erschien er um zehn Jahre jünger. Er gab sich nicht bloß jugendlich, er war es wirklich. Sein Auftreten war forsch, er sprach und lachte viel, man hatte den Eindruck eines urgemütlichen famosen Kerls. Der kleine, rundliche, aber sich sehr straff haltende und bewegliche Mann mit schwarzem Gehrock und stets auffallend hell gewählten Beinkleidern war das Urbild des Offiziers a. D. oder z. D. von etwas kleinstädtischer Eleganz. Vornehmlich kennzeichnete ihn die schnarrende und „krächzende Leutnantsstimme", die er selbst sich zuschreibt. Den Dichter oder gar „Meister" darzustellen lag ihm, auch im rein literarischen Kreise, unendlich fern. „Es ist geradezu mein Stolz," schreibt er einmal, „daß ich immer für einen Fettwarenhändler gehalten werde! Entsetzlich wär's für mich, sähe ich aus wie ein Dichter"; unter einem „Dichter" stellt er sich, einem anderen Brief zufolge, „einen Schmierrock vor mit öldurchtränkten, ‚wallenden' langen Haaren, angekränkeltem Hemde, viertes Stockwerk pp., die Augen im Wahnsinn rollend pp.". Er freut sich seiner „dicken Burgunderbacken und seines Bierbrauer-, Rittmeister- und Gutsbesitzergesichts". Der runde, stumpfe Kopf ohne scharfe Linien zeigte mit dem vollen, leicht angegrauten Haar im kurz gehaltenen Bürstenschnitt, dem flotten, langen Schnurrbart, den breitflächigen rosigen Wangen und dem behaglichen Doppelkinn nichts, was auf eine tiefe Besonderheit gedeutet hätte. Auch die „blaugrauen, lustigen Augen", von denen das Gedicht „Rondel" spricht, besagten, etwas verschleiert unter den schweren Lidern liegend, auf den ersten Blick nicht viel.

Aus seinem Auftreten und den bekanntesten seiner Gedichte formte sich im Publikum ein festes Bild: Detlev v. Liliencron, der verbummelte Grandseigneur und Schuldenbaron, der kecke Draufgänger und liebenswürdige Schwerenöter, der Bruder Liederlich, der das Leben auf die leichte Achsel nimmt und ohne Bedenken jedes Blümlein pflückt, das ihm am Wege blühet, der in sich selbst vergnügte Triebmensch, der von einem süßen Mädel zum anderen flattert, im Trinken seinen Mann stellt, in allen Schlemmerwirtschaften Stammgast ist, leidenschaftlich gern auf die Jagd geht, nach wie vor für das Militär schwärmt, sich nicht genug tun kann, den friedlichen Bürger als pedantischen Philister und engherzigen Spießer lächerlich zu machen, und mehr aus Sport und Liebhaberei nebenher auch noch mit rascher und leichter Hand eine Menge Bücher voll lebenslustiger Liedlein in die Welt wirft.

Aber das ist mit nichten der ganze, ist nicht einmal der halbe Liliencron, sondern nur ein Stück seiner Oberfläche. Schon bei Lebzeiten ist er, und nicht ohne seine Absicht und Schuld, von dieser einseitig-falschen, ihm so ungünstigen Legende umsponnen worden; als er sie abstreifen wollte, war es

schon zu spät. Er hatte die Welt so sehr an die Maske gewöhnt, daß man sie für sein wahres Gesicht hielt.

Zur Lebensmaske greift gerade der fein geartete Innenmensch, zumal der Künstler gern, um sich gegen das täppische Zudrängen der Vielzuvielen, gegen das Eindringen in seine Seele zu schützen. Isolde Kurz schrieb mir einst aus der Erinnerung über Eduard Mörike, es habe ihr geschienen, als sei sein zur Schau getragenes Wesen des schlichten emeritierten Dorfpfarrers „nicht sein eigentliches Gesicht gewesen, sondern eine leicht vorgebundene Maske, hinter der er sein wahres Gesicht, einen feinen Griechenkopf, versteckt habe, etwa aus Scheu vor der groben Neugier der Leute, oder weil ihm die schwäbischen Lüfte zu rauh waren". Goethe setzte, um nicht erdrückt zu werden vom Zulauf der breiten Masse, die Maske des Olympiers oder des Geheimrats auf, die ihm nur zu oft den unausrottbaren unverdienten Vorwurf der Kälte und Selbstsucht eingetragen hat. Schon der Schüler Liliencron schrieb sich die Goetheschen Worte aus: „Laß dich nie erraten. Kennt man dich ganz, so verlierst du alle Bedeutung." Und der alte Dichter des selbstgeschichtlichen Romans „Leben und Lüge" läßt seinen Helden sagen: „Wären wir nicht sofort verloren, wenn wir uns einander ohne Masken zeigten?" Auch Liliencron war bei aller Naturhaftigkeit und Wirklichkeitsfreude ein feiner und tiefer Seelenmensch, und aus der „starken innerlichen Keuschheit" heraus, auf die er sich Gustav Falke gegenüber einmal beruft, bediente auch er sich, um nicht sich und sein Innerlichstes preiszugeben, einer „Umgangsmaske", die er die Miene des Kammerherrn nannte. Wenn er, nicht etwa in einer dichterischen Erzählung, sondern in einer Buchbesprechung, anhebt: „Ich sitze gern mit jungen, liebenswürdigen, lustigen Prinzen an einem schönen, schwülen Sommerabend auf der Terrasse des Bergschlosses. Unsere Stimmung ist übermütig. Wir trinken Pommery sec aus spitzen Champagnergläsern . . .", wenn er vorgibt, bald mit reizenden Gräfinnen zu dinieren oder mit stolzen Komtessen auszureiten, bald glänzende Jagdgesellschaften mitzumachen, so ist das keineswegs kindlich-kindische Prahlsucht. Es ist vielmehr einerseits die Flucht des Phantasiemenschen aus des Lebens drückender Enge in die weite Freiheit des Wunschtraums, anderseits der Stolz des oft bittere Not leidenden Enterbten, der sich nicht von Hinz und Kunz hineinschnüffeln lassen will in sein Elend. Aber sein wahres Gesicht ist es auch nicht, wenn er, namentlich gegen das Ende seines Lebens hin, in vielen seiner von Dehmel wohl gar zu zahlreich und unbedenklich veröffentlichten Briefe sich als haßerfüllten Menschenverächter und brutalen Materialisten hinstellt: „In den Staub, in den Schmutz jede Kunst, die kein Geld einbringt!" Überhaupt darf man seine Briefe so wenig wörtlich nehmen, wie man seine Dichterausfagen als genaue Selbstbekenntnisse auffassen darf. So schreibt er zum Beispiel im Jahre 1900, zum ersten Mal in seinem Leben denke er an Selbstmord, und doch sprechen seine Briefe

Jahrzehnte hindurch immer wieder von dieser Absicht: ein Beweis übrigens, daß es sich um keinen festen Vorsatz handelte. Und Maske war es wiederum in der Regel, wenn sich Liliencron auf dem Überbrettl oder in seinen Vorlesungen und den diesen folgenden „gemütlichen" Sitzungen so harmlos fröhlich und liebenswürdig gab. Wer von den ihm gönnerhaft Zutrinkenden ahnte wohl, welche Folterqualen der anscheinend so gut Gelaunte mit lächelnder Miene ausstand. Wie anders klingt es, wenn er, nach seiner Art freilich oft maßlos auftragend und nicht ohne Galgenhumor, den Vertrauten über solche Abende sein Herz ausschüttet. Da spricht er voll tiefsten Abscheus von den „fürchterlichen Reisen" mit seinem „Schmierentheater", von seinen Bajazzofahrten als Zirkusdirektor. Da vergleicht er sich angeekelt mit der Hure, die sich verkauft, versichert, daß er sich aus Verzweiflung über alle Demütigungen grenzenlos besoffen habe, und klagt ergreifend: „Es ist die tiefe Tragik meines Lebens: daß mein ganzes innerstes Sein auf tiefste Einsamkeit gestellt ist, und immer mehr muß ich mich in die breiteste Öffentlichkeit zerren lassen".

Innerlich wahrhafter als in seinen scheinbar objektiven Selbstzeugnissen stellt sich ein Künstler in seinen Werken dar. Gleichwohl hat sich jeder Versuch, ein Leben aus einer Kunst oder eine Kunst aus einem Leben abzuleiten und zu erklären, der größten Vorsicht zu befleißigen. Wohl besteht Goethes Wort zu Recht, daß Gehalt der Dichtung immer Gehalt des eigenen Lebens sei, aber niemals darf die alte Formel Erlebnis und Dichtung zur plumpen Gleichung gemacht werden. Kein Künstler, auch nicht der konsequenteste Naturalist, bietet einen einfachen Abklatsch von äußeren Tatsächlichkeiten. Und gerade die stärkste Erlebniskunst ist Wahrheit und Dichtung, Leben und Lüge. Allein dadurch, daß der Künstler seinem Leben eine außer ihm, für sich bestehende Form verleiht, erhebt er es in eine nichtwirkliche Welt der Phantasie, des Symbols, des Ideals.

Wie stellt sich uns nun, wenn wir dieser Kunsttatsache Rechnung zu tragen und hinter Liliencrons Maske zu dringen suchen, des Dichters Persönlichkeit und Lebensanschauung dar?

*

Liliencron ist so recht das, was Goethe bewundernd eine Natur nennt, eine bei aller Vielseitigkeit und Beweglichkeit ungebrochene, in sich einheitliche Persönlichkeit von elementarer Triebhaftigkeit. Und zwar ist er nicht nur eine kräftig bejahende, sondern eine herrisch-fordernde Natur, der geradezu etwas Heidnisch-Wildes anhaftet; eine Natur, für die der Kampf nicht bloß bittere Lebensnotwendigkeit, sondern, als eine der höchsten Formen des Lebensgefühls, zugleich Lebensbedürfnis und Lebensgenuß ist.

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Immermann und Gotthelf haben uns versichert, daß sie im Grunde ihres Wesens handelnde Naturen und keineswegs von Haus aus zum Dichten und Schreiben angelegt seien. Auch Liliencron ist ein solcher geborener Willens- und Tatmensch und erst spät und fast zu seiner eigenen Verwunderung zum Darstellen gelangt. Niemand ist weiter entfernt als er von der romantischen Ein- und Überschätzung des Ästhetentums, die im Künstler den Mittelpunkt und Zweck der Welt erblicken wollte. Erst das Magazingewehr und dann die Dichterei, erklärt er in einem Briefe des kriegdrohenden Jahres 1888. Den „ganzen Krempel" seiner Dichtungen hätte er um einen einzigen Schlachttag gegeben, und daß Bismarck, „vor dem ich mich in den Staub beuge seines Genies wegen", Wichtigeres zu tun habe als Verse zu lesen ist ihm nur selbstverständlich. In seiner gewohnten Maske wie so häufig übertreibend, stellt er höher als das „überhaupt recht ordinäre" Versemachen Pferdehandel und gelegentliches Sitzen mit Zigeunern und Bauern in Wald- und Wegkneipen, und den „teutschen Lyriker, vulgo Quatschmeyer" stempelt er unaufhörlich, wobei allerdings ein gut Teil Bitterkeit mitspricht, nicht bloß zu einer, sondern zu der lächerlichen Figur in Deutschland.

Das in seinem letzten Bekenntnisroman angezogene Goethesche Divan-Wort: „eh' er singt und eh' er aufhört, muß der Dichter leben" gilt in höchstem Maße für ihn selbst. Eine schier unbegrenzte Lebens- und Liebeskraft und ein unerhört starkes Lebensgefühl, auf Grund einer „geradezu plebejischen Gesundheit", erfüllen ihn. „Ich habe eine zu unbändige Freude am Weibe, an der Sonne, am Leben", das ist der Grundton seines Daseins. Eine Lust ist es ihm zu leben, die ihrer selbst sich so kräftig bewußte Persönlichkeit auszuleben, und immer von neuem jauchzt er: „Hurra das Leben!"

Diese überströmende Fülle und Aktivität des Lebensgefühls, das sich den Ausweg suchte und heischte, hat auch Liliencron mit Naturnotwendigkeit zum Dichter gemacht, denn das ist ja Trieb und Ziel des Künstlers, die Gefühlswerte des Lebens ins Überpersönliche zu gestalten und verdichtend zu formen. Sein Schaffen hat etwas Elementares. „Ich bin in herrlichster, jauchzender Stimmung, wenn ich dichte", erklärt er. Er weiß sich dabei gar nicht zu lassen, so wühlt und stürmt es auch körperlich in ihm; „schöne, malerische Bilder bringen mir geradezu Freudenschreie".

Und dazu ist dieses so ausgesprochen naive Leben und Dichten Jugend,

brausende, schier ewige Jugend. Der Gedanke, einmal von ihr scheiden zu müssen, ist ihm entsetzlich; aber er brauchte es auch nicht, sie ist ihm treu geblieben bis ans Ende seiner Tage, äußerlich wie innerlich. Man lese nur den auf viele gewiß abstoßend zynisch wirkenden Bericht Liliencrons an Bierbaum, welchermaßen der Mann von fünfzig Jahren seinen Geburtstag feiert — oder gefeiert haben will, und den Brief des „zweiundfunfzigjährigen Jünglings", der sich wieder einmal „wahnsinnig" zu verlieben fürchtet. Ein Jahr später, und noch immer gibt er die Losung aus, „der Tag dem Schwerte, die Nacht der Liebe". Der Zweiundsechzigjährige bezeugt seine „fabelhafte Freude" am Leben, seine „ungebändigte Lebenskraft", und zwei Jahre vor seinem Tode seufzt Liliencron: „Mein Gott, mein Gott, mein wildes Blut kam so schwer zur Ruhe". Wie sollte der Dichter altern, wenn der Mensch so jung blieb! Sehr voreilig nennt er seine „Neuen Gedichte" das letzte Buch seiner Jugend, „noch einmal knallfrisch und hastdunichtgesehn". Was Wunder, daß gerade die Jungen diesem ewig Jungen zujubelten: „Heute hatte ich acht Anfingungen von mir ganz unbekannten jungen Dichtern. Hurra!", berichtet er freudestrahlend im Dezember 1896.

So haftet dem Menschen wie dem Poeten bei aller festen Männlichkeit doch auch bis zuletzt noch etwas Jünglinghaftes an. Nicht als ob diesem Leben die Entwicklung fehlte, als ob Liliencron jemals darin aufgegangen wäre, nur den Tag zu pflücken, den Augenblick zu genießen. Nicht auf alltägliches, sondern auf außergewöhnliches, auf ein großes Erleben geht sein heißes Verlangen. Ein inbrünstiger Sehnsuchtsschrei nach ihm ist sein mitreißendes Gedicht „O wär' es doch!": in dunklen Wäldern, von Novemberwettern durchfegt, dem schäumenden Keiler gegenüberstehen, im Raubschiff der Korsaren den Enterhaken bereit halten, auf nassem Gaul mit der Fahne in der Faust dem Feinde des Vaterlandes entgegen — das wäre seine Lust. Nichts ist ihm verhaßter als das Faulbett, allein im Weiterschreiten findet auch er Qual und Glück und stets ist er strebend bemüht, immer höher zu steigen, immer weiter zu schauen. In allem Vollgenuß des Augenblickes, bei aller wirklichkeitsfrohen Diesseitigkeit ist er doch darauf bedacht und ehrlich darauf aus, in sich selbst und über sich selbst hinaus zu wachsen, die eigene Persönlichkeit auszubauen und durchzuläutern.

Ausleben, Mensch! Ausleben, ungemessen!
Doch sollst du nie den Lebensernst vergessen

heißt die Parole im „Poggfred".

Schon der junge Leutnant vertraut dem Herzensfreunde, daß er, den Freiherrn vom Stein vor Augen, vor allem „ein edler Mann werden" wolle. Und beglückt fühlt er, wie er wächst und reift. Einst ist er, so führt das Gedicht „Rückblick" aus, im wilden Wogendrang steuerlos mit der Welle geschwommen, dann aber hat ihm ein siegreicher Schlachttag „Wink und Ziel gegeben". Immer wieder hat er in Freundesbriefen und Bekenntnis-

dichtungen die Pflichterfüllung als die „höchste Pointe des Lebens" hingestellt und — so im „Notturno" — die ehrlich geübte Selbstzucht gepriesen:

Auf meiner Schlachtfahne
Soll in leuchtender Schrift
Das edelste Wort glänzen:
Selbstzucht.

Das Wort, das Wermut sät und Rosen erntet. Das Wort, das die ausgestreckten, heißverlangenden Arme langsam sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selbst achten. Das Wort, das die Stirn mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag. Das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in einen sturmstummen warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt.

Und um das gewaltige Wort
Stick' ich den Stachelkranz:
Tod aller Weichlichkeit.
Über mich aber kommt die Kraft
Gottes,
Den ich suche,
Seit ich denken kann.

Ein rechter und ganzer Mann ist er gewesen, das heißt ein Kämpfer, und mannhaft hat er durchgehalten im harten ungleichen Strauß mit den Widerständen der stumpfen Welt, den Pfeilen und Schleudern eines mißgünstigen Geschickes. Nur wenige Blütenträume sind ihm gereift, aber, so bittere Worte ihm auch, namentlich an der Neige seiner Tage entflossen sind, gehaßt hat er darum das Leben doch nicht. Als Ganzes hat er es umfaßt mit allen seinen Schmerzen und Freuden, die ja doch vereint erst es darstellen in seiner bitterfüßen Fülle, als Ganzes es doch gesegnet wie Goethe. „Kampf und Spiele" überschreibt er sinnvoll einen Gedichtband und fügt seine Lebenserfahrung und Lebensweisheit in den Spruch:

Gib den Flamberg nie aus Händen,
In Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß.
Frieden wirst du nie erkämpfen.
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch dein Herz.

Auch in Liliencron hat der Geist den Körper, die Form den Stoff gemeistert. Künstlers Erdewallen, Pegasus im Joche — das war sein äußeres Leben. So hart wie sein „Lieblingsdichter" Heinrich von Kleist und sein großer Landsmann Hebbel, härter noch als Schiller und Gottfried Keller hat er zu kämpfen und zu leiden gehabt in endloser, kleinlicher, zermürbender Tragik, aber als Dichter hat er doch ein freies Leben geführt, ein Leben voller Wonne, und man merkt seiner Kunst so wenig die bittere Lebensnot an wie der Schillers die qualvolle Todeskrankheit. Sein Sonntagsglück hat er der Muse anvertraut,

seinen Alltagsjammer meist für sich allein getragen und seiner Dichtung ferngehalten. Der Mensch geht fast unter im häuslichen Elend, der Dichter führt ein Herrenleben auf stolzen Schlössern oder weilt gar auf andern Gestirnen zu Gaste; dem Menschen knurrt der Magen, der Poet singt von frohem Lebensgenuß und glänzendem Heldentum. Seine wahre Heimat ist nicht von dieser Welt, sondern in einer erhöhten Traumwelt, auf den seligen Inseln, im Poggfred seiner üppig blühenden, frei spielenden Einbildungskraft. Sieghaft ließ er allen irdischen Druck des bitterernsten Lebens hinter und unter sich und schwang sich auf zu den heiteren Gefilden der Kunst. Der Künstler in ihm hat, ähnlich wie bei Grillparzer, dessen Not indessen mehr seelischer Art war, den Menschen gerettet. Aber umgekehrt konnte der Künstler auch darum sich so rein und voll entfalten, weil der Mensch ihm Mit- und Vorarbeit leistete. Die Natur hatte Liliencron mit einer bewundernswerten Spannkraft, mit stählernen Nerven und eiserner Widerstandsfähigkeit begabt. „Ich bin sehr biegsam und schnelle immer wieder wie eine Toledoklinge in die Höhe," erklärt er einmal. So blieb er frisch und empfänglich bis zum letzten Atemzuge. Auch er vermochte sich aus seinen Giften seinen Balsam zu brauen und wurde ein Lebensüberwinder, ein Lebensweiser. Gerade weil nichts Menschliches ihm fremd blieb, gelangte der Mensch in ihm zu voller Entfaltung und Ausbildung. Nicht nur jedem Glücksgefühl steht sein Herz offen, sondern auch jedem Erdenleid. Er, der das unerhört herrische Gedicht „Feudal" schreiben konnte, ist doch auch vom tiefsten Mitgefühl mit den Kleinen und Armen, den Bedrückten und Enterbten erfüllt, ja selbst das Seufzen der Kreatur, der furchtbare Schrei eines halbverkohlten Pferdes, das schreckliche Brüllen einer Kuh haben dem Dichter die Seele zerrissen. Und vertraut wie das Leben ist ihm allezeit auch der Tod gewesen, der Tod als Feind wie als Freund, und hart neben dem Memento vivere steht in seiner Dichtung das Memento mori.

Liliencron war durchaus keine einfache und geradlinige, sondern eine vielfach zusammengesetzte und tiefverankerte Natur. Nichts ärgerte ihn mehr, als wenn man ihn, in bester Meinung und gleichsam zu wohlwollender Entschuldigung, als ein großes Kind auffassen wollte. Albern und kindisch schalt er solche Benennung, und sowohl seine Briefe wie Spieros etwas zu reichlich auspackende Liliencron-Biographie haben es uns deutlich gemacht, daß dieses Schlagwort sein Wesen allerdings mit nichten deckt. Aber ein Stück von ihm, und wahrlich nicht das kleinste und schlechteste, war und blieb doch Kind, in dem gleichen schönen Sinne, in dem er selbst einmal von David, dem Dichterkönig, sagt, er müsse bis in seine letzte Stunde „wie ein naives Kind" gewesen sein. Seine so rasch und leicht zwischen Weinen und Lachen, Regen und Sonnenschein ausschwingende Stehaufnatur mit ihrem himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt, seine unverminderte Aufnahmefähigkeit und Genußfreude, seine urnaiven Prahlereien, seine keine Grenzen kennende Begeisterungsfähig-

keit und sein hemmungsloses Schimpfen sind Züge von einer wirklich kindhaften Frische und Unverbrauchtheit. Sie kommen ganz besonders unverhüllt in seinen so gar nicht stilisierten, vielmehr ganz impressionistischen Briefen zum Ausdruck, die unverstellt jede Augenblicksempfindung wiedergeben, sich in demselben Atem widersprechen oder berichtigen. Aber diese Züge sind nur Einzelzüge, denen solche des stärksten Lebensekels und Menschenhasses gesellt erscheinen. Selbst Richard Dehmel, der beste Kenner, läßt die Frage offen, welcher Liliencron nun der „eigentliche" war: „der höchst fidele Optimist oder der tief desperate Pessimist, der äußerst simple Realist oder der innerst komplizierte Phantast, der fein graziöse Naturalist oder der derb bizarre Symbolist, der drastische Pathetiker oder der kontemplative Melancholiker, der sentimentale Idylliker oder der joviale Ironiker, der robuste Allerweltskumpan oder der hypersensible Sonderling, der offenherzige Causeur und Charmeur oder der gründlich verschwiegene Misanthrop, der enthusiastische Gottsucher oder der nüchterne Atheist, der Bewunderer brutaler Heroen oder der zarte Verehrer Jesu, der abenteuerlich forsche Soldat oder der diplomatisch behutsame Herr in Zivil, der militärisch korrekte Patriot oder der extravagante Kamerad der Zigeuner, der rührend unpraktische Schuldenbaron oder der routinierte Brandbriefstilist, der skrupellose Libertin oder der gewissenhafte Familienvater, der souveräne Egoist oder der hingebungsvolle Freund. Denn er tanzte gern auf des Messers Schneide nach der Melodie: ‚Dar lach ick över!'"

*

Liliencron hat es oft genug selbst bezeugt, daß er eine reichliche Gabe Leichtsinns im Blute habe, und oft genug hat er über die Stränge geschlagen. Vollends nach der Veröffentlichung vertrautester Briefe kann das nicht mehr ernstlich bestritten werden. Und welch ein Greuel wäre wohl dem Dichter selbst der Versuch einer moralischen Mohrenwäsche an seiner Person gewesen! Daß der Künstler nicht unter einem anderen Sittengesetze stehe als der gewöhnliche Bürger, hat Liliencron im „Mäcen" ausdrücklich betont; aber mildernde Umstände sind ihm zuzubilligen: „Seine Freuden und Schmerzen sind tiefer und größer, seine Nerven feiner, seine Sinne schärfer". Sein so viel stärkeres Lebensgefühl, sein unentrinnbarer Drang nach Erleben bedürfen reichlicherer Nahrung, und wie soll der Ofen wärmen, wenn er nicht geheizt wird!

Es steht uns nicht zu, wenn wir es mit dem Dichter zu tun haben, am Menschen den Sittenrichter zu spielen. Niemals hätte man sich auch wohl derart über Liliencron entrüstet, wenn er aus eigenen Mitteln sein bißchen Lebensgenuß bestritten und ihn hübsch für sich behalten hätte. Aber unausgesetzt mußten Freunde und andere Helfer einspringen, um seine doch wenigstens zum Teil aus seinem Leichtsinn entstandenen Schulden zu begleichen, und die für eine weitere, geordnete Lebensführung aufgebrachten Summen (ach, sie waren wirklich nicht groß! mancher Bankiersohn verputzt weit mehr als Monats-

Taschengeld!) gingen oft gleich wieder denselben Weg. Mit der Morgenpost empfängt er von einem seiner Hauptgönner, der mir den keineswegs vereinzelten Fall selbst erzählt hat, hundert Mark zur Beseitigung schwersten augenblicklichen Druckes, und noch am selben Abend übersendet er ihm als Bescheinigung eine offene Postkarte mit der frohen Mitteilung, er sei eben dabei, den hochwillkommenen Mammon in Rüdesheimer und Austern zweckmäßig anzulegen. Obendrein übertrieb er noch gewaltig. Wie den guten Anakreontikern des achtzehnten Jahrhunderts jedes Schöpplein sauren Heurigen gleich zu himmlischem Nektar wurde, so machte ihm seine lebhafte Phantasie aus jedem gutbürgerlichen Lendenstück, das er sich gelegentlich einmal leistete, ein Prassermahl. Dergleichen Prahlereien verschnupften natürlich bei vielen und ließen den Dichter als unverbesserlich, als hoffnungslosen Fall erscheinen. Und klug war es gewiß nicht von ihm, daß er auch in solchen Lagen die ihm dann doppelt ungünstig stehende Kammerherrnmaske aufsetzte und es unbedenklich vom deutschen Volk als schuldigen Tribut erwartete und forderte, daß es seinen Dichter aushalte. Weder Schiller noch Kleist, weder Hebbel noch Keller hätten es über sich gebracht, einen der zahllosen Liliencronschen Bettelbriefe in die Welt gehen zu lassen.

Aber vergab er sich auch als Mensch in Geldsachen manches, als Dichter war er zu stolz, seine persönliche Misere vor die Öffentlichkeit zu bringen, oder er tat es wenigstens nur in der Form, daß er den Hunger als das allgemeine Los des deutschen Poeten hinstellte. Auch das täuschte, daß er in seiner persönlichen Dichtung wohl seine frohen Stunden, nicht aber seine Entbehrungen verewigte. Kurz, er war selbst nicht ohne Schuld daran, wenn man die Seitensprünge in seinem Leben oft so stark in den Vordergrund stellte.

Aber mit Recht durfte er ergrimmen, wenn man ihn als halt- und gewissenlosen Lebemann ansah, ihn, der im Weingenuß eher mäßig war, als Trinker und den „Verhältnis"frohen als Wollüstling betrachtete, wenn ihn ein bekannter Literarhistoriker, den er darob in der Urfassung des „Poggfred" grausam an den Pranger gestellt hat, mit dem unseligen Christian Günther verglich und Goethes bekanntes Urteil über diesen auf ihn anwandte. Mit mehr Recht kann man Goethes Zeugnis über Lessing auf ihn beziehen: auch Liliencron durfte die persönliche Würde wohl einmal wegwerfen, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können; auch er brauchte gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein Gegenwicht, eine ablenkende Zerstreuung. Auch Liliencron behielt sich, schon vermöge seiner soldatischen Disziplin und seines soldatischen Ehrgefühls, schließlich doch immer in der Hand und wußte die äußersten Grenzen einzuhalten. Er besaß eben die Selbstzucht, über die ein Günther und ein Grabbe leider nicht verfügten; darum ist er nie innerlich verlumpt, ist er nicht untergegangen. „Weiß Gott," schreibt er an Falke, „ich habe nicht pharisäisch zu sprechen, aber so viel Gewalt habe ich doch — und bekomme sie immer mehr — über mich, daß ich

mich loseise, wenn ich will." Und in anderen Briefen begehrt er nicht ohne Berechtigung auf, er sei kein Wüstling, sondern ein Lebenskünstler, und die Tatsache, daß er bei seinen geringen Einnahmen seine Familie zwei Jahre lang habe durchbringen können, ohne Schulden zu machen, beweise, daß er geradezu ein Finanzgenie sei.

Nie ist er in der Hingabe an äußeres Wohlleben aufgegangen, nie hat es ihn ausgefüllt. So zahlreich solche Stunden waren, sie waren, eines ins andere gerechnet, doch nur Neben- und Erholungsstunden. Von Jugend auf beseelen ihn ernste Bildungsinteressen und künstlerische Neigungen, seit seiner Leutnantszeit hält er auf gediegene Lektüre. Er selbst ist der Mäcen seines Romans: „Eben hab ich jene Mannesfreude an einem frischen Mädchen gehabt, bin außer mir in köstlichstem, natürlichstem Jubel gewesen, und jetzt werde ich mich mit tiefster Seele, eine halbe Stunde später, in Bach und Händel versenken." Zeit seines Lebens ist der Dichter Liliencron sehr fleißig gewesen und hat redlich gewuchert mit seinem Pfunde; schon rein äußerlich stellt ja die Bändereihe seiner Werke einen recht stattlichen und achtbaren Ertrag dar. Und wenn der Mensch sein Lebensgefühl auskostete, so steigerte er dadurch mittelbar zugleich sein dichterisches Schaffen. Ja, wäre es schließlich nicht zu verstehen, wenn er, dem die Welt so vieles schuldig blieb, nun auch ihr alles das, wozu sein Talent ihn verpflichtete, schuldig geblieben wäre und sich so viel Lebensfreude gegönnt hätte, als er sich nur verschaffen konnte? Aber niemals hat Liliencron sein moralisches und künstlerisches Pflichtgefühl ertötet, und im Leben wie in der Kunst steht er als ein Ehrenmann da, der Anspruch hat auf unsere volle Achtung. Zwar hat er mit schwerer Überwindung und einzig, um die Seinigen vor dem Hunger zu schützen, seinen Namen und seine Person dem Brettl verkauft, aber zu eigentlicher Brettlware sich nie herabgelassen; sein Talent war ihm nimmermehr feil und seiner Kunst hat er keinerlei Zugeständnisse gemacht.

Niemals ist der bei aller Armut auf gute Formen haltende Edelmann zum Kunstzigeuner herabgesunken, und vor allem hat ihn seine angeborene Vornehmheit nie verlassen. Sie äußert sich zum Beispiel in einer edlen Bescheidenheit, der alles persönliche Angefeiertwerden widerwärtig war. So sehr er sich innerlich als Dichter fühlte, so sehr ihn dieses Bewußtsein hob und trug, und so wohl ihm jede echte Anerkennung tat, ein Wesen von sich zu machen oder machen zu lassen lag ihm in keiner Weise. Keine lobende Kritik von wohlgesinnter Seite, die er nicht bei aller Dankbarkeit als viel zu hoch gegriffen bezeichnete. Dagegen rückte er Dichtungen anderer, die ihn erfreut und ergriffen hatten, sogleich neben die größten aller Zeiten; so manchen kleinen Poeten, den man schon heute kaum noch dem Namen nach kennt, hat er als Genie ersten Ranges gefeiert. Obwohl er Rudolf Presber einmal versicherte, von einer Kritik so wenig zu verstehen wie die Giraffe vom Strümpfestricken, hat er eine erhebliche Anzahl merkwürdig unkritischer

Buchanzeigen veröffentlicht. Wie selbstlos er für sich, wie eifersüchtig er für seine Freunde war, zeigt am deutlichsten sein auf Verlangen des „Literarischen Echos" geschriebener Abriß „Im Spiegel", in dem er statt von sich selbst als ein Johannes Baptista von dem so viel größeren Messias Richard Dehmel kündet, der ihn und alle die anderen zeitgenössischen Epigonen weit überrage und als einziger in die Unsterblichkeit eingehen werde.

Nichts lag Liliencron ferner, als sich für die Verkennung seiner selbst durch Herabsetzung anderer zu rächen. Gerade die Ehrfurcht vor dem Größeren und Großen ist einer seiner hervorstechendsten und gewinnendsten Züge. Er war ein Mensch von tiefer Pietät und unwandelbarer Treue gegenüber allem, dem sein Herz sich einmal zu eigen gegeben hatte: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie du!' und mit der gleichen Treue umfaßte er Kaiser und Reich, Freunde und Familie. Seiner letzten Frau, dem einfachen, herben Bauernmädchen, das in freier Liebe sein geworden war, hat er immer wieder verehrungsvoll die verarbeiteten Hände geküßt und seiner „Herrin, hoch gebenedeit" wie einer Königin gehuldigt. Rührend dankbar auch für die kleinste Guttat, war er allezeit auch seinerseits nach Kräften bei der Hand, wohl zu tun, zu fördern, zu erfreuen, und hatte er selbst nur ein wenig Geld, so gab es keinen freigebigeren Mann. Ein herzenswarmer Mensch von großer Güte und Seelenvornehmheit, so steht er vor uns. Ein gut Teil dieser Wärme zog er aus seinem sonnigen, kerndeutschen Humor: „Der verläßt mich nie; ihm danke ich mein Leben, sonst hätte ich dies unerträgliche längst fortgeworfen."

Auch tiefernste und nachhaltige Anwandlungen eines menschlich begreiflichen Pessimismus vermochten diesem Humor nicht für lange das Wasser abzugraben. „Pessimist, Schopenhauerianer", so nennt sich Liliencron schon im Jahre 1883. Fünf Jahre später verneint er schneidend die Möglichkeit einer Verbesserung der Menschheit, dieser „ekelhaften Rasse". Und je älter er wird, desto häufiger und bitterer werden in seinen, jede rasche Seelenregung ungefärbt widerspiegelnden Briefen solche Äußerungen des Menschenhasses, desto inbrünstiger wird sein Sehnen nach weltabgewandter Einsamkeit, deren Gefahren ihm aber auch deutlich bewußt werden; „ich habe nicht die Einsamkeit," so schreibt er 1903, „sondern die Einsamkeit hat mich bekommen". Oft wünscht er sich „mit aller Sehnsucht den Tod". Aber ihn zum Vertreter eines dauernden und grundsätzlichen „grausigernsten" Pessimismus zu stempeln, wie es Soergel tut, scheint mir zu weit gegangen. Er war kein Zerrissener wie Lorm, Saar oder sein Freund Schoenaich-Carolath. Zwei Jahre vor seinem Tode stößt er auf den „entzückenden" Wappenspruch: Nubicula est, transibit (Ein Wölkchen nur, es wird vorüberziehn): „Ist es nicht wundervoll? Ich sage es mir in dieser Zeit so oft; und es tröstet mich stets wieder in den Schrecknissen des Lebens." Ein rechtes Herz ist nun einmal gar nicht umzubringen, und in Schwarzseherei und Menschenverachtung

zu versinken, davor haben Liliencron sein lebenbejahender Humor und sein schöpferisches Künstlertum bewahrt.

Man soll die Erde nehmen klipp und klar,
In Mollakkorden und in Durakkorden —

das ist ihm der Weisheit letzter Schluß.

Auch daß sich der reife Dichter unumwunden zum Atheismus bekannt hat, darf uns nicht irre machen. Er war trotzdem ein religiöser Mensch, kein oberflächlicher Materialist. Der Weg zur Religion ist ja nach Lagarde selbst Religion. Im Jahre 1872 versicherte der Leutnant seinem Kameraden und Vertrauten von Seckendorff, er habe „unendlich viel mit Religionsskrupeln zu tun", und die Frage, ob Jesus Christus Gottes Sohn oder nur der reinste, erhabenste Mensch gewesen sei, habe ihn fast bis zum Wahnsinn gebracht. Zunächst sucht der fromm Auferzogene Ruhe in einem verdächtig stark von ihm betonten Offenbarungsglauben. Dann zieht ihn ein inbrünstiger mystischer Drang zum Katholizismus als der eigentlichen Religion der Liebe; in der „ruhig kalten, plumpen, bäuerischen protestantischen Religion" findet der sinnenfreudige und liebebedürftige Geist nicht die gesuchte Begeisterung. Im Jahre 1878 steht Liliencron dicht vor dem Übertritt. In der Folgezeit stoßen ihn beide Bekenntnisse gleichzeitig ab, und unter dem Einfluß Nietzsches sieht er im Christentum den Todfeind der Natur und aller wahren Kunst. Er wird, wie Goethe nach der Italienischen Reise, ein dezidierter Nichtchrist und lehnt wie Storm den Glauben an eine Unsterblichkeit entschlossen und furchtlos ab. Am Schlusse seines Lebens läßt er, zu Ende seines selbstgeschichtlichen Romans, seinen Halbbruder Kai Vorbrüggen den beiden Freunden eingehend Zeugnis ablegen von seiner Weltanschauung: „Ich habe Gott gesucht, solange ich klar und vernünftig denken kann. Ich fand ihn nie, ich finde ihn nicht. Das Dornengestrüpp der ewigen Widersprüche unsres irdischen Daseins hat bei mir von jeher auch den geringsten Keim der Hoffnung auf ein himmlisches Jenseits erstickt." Nur einem unentrinnbaren Schicksal, einem gebietenden Gesetz fühlt er sich untertan. Jetzt ist ihm Jesus bloß noch Mensch, aber einer, vor dem er die Stirn in den Staub beugen würde. Seine Überzeugung vom Dasein ist: alles Leben ist Lüge und ein Trauerspiel, und der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Aber ein völlig ausgebrannter Nihilist ist Kai doch durchaus nicht; im Gegenteil, eine mystische Sehnsucht, ein feierlicher Sternenglaube geben ihm die unverwüstliche Gewißheit: „Wir haben eine Erinnerung an eine andre, eine frühere Welt. An eine Welt, wo wir selig gewesen sind. An die uns irgend etwas in uns, wenn auch nur in seltenen Minuten, mahnt. Ist es nicht, als wenn wir fühlten, daß uns ein Stern, den wir verlassen mußten, zurückruft? Daß es uns zuweilen ist, als wenn wir uns von Geschöpfen dieses Sterns unsichtbar umgeben fühlten? Als wenn sie uns zuflüsterten: Komm, komm zurück zu

uns! wir führen dich hinauf —." So mannigfach Kai Abbild des Dichters selbst ist, man hat gefehlt, wenn man an dieser Stelle die beiden sich restlos decken läßt. Liliencrons Anschauung von Welt und Leben hat meines Erachtens mindestens ebensoviel gemein mit den sich anschließenden Ausführungen Hennings, der bis zum letzten Atemzuge mannhaft gegen die Widerstände ankämpft, sich zur Menschenliebe und Güte bekennt und im übrigen das immerwährende Grübeln und Nachsinnen verwirft: „Gott hat uns wirklich nicht hierher gebracht, daß uns alle die tausend guten Dinge, die er uns vorgesetzt hat und täglich vorsetzt zu genießen, nicht erquicken, erfrischen und stärken sollen . . . es lebe das Leben!"

III. Der Dichter und seine Zeit.

Das Leben selbst hat Liliencron vor der inneren Aushöhlung und Verzweiflung bewahrt, nämlich das Erleben seines Lebens im höchsten Sinne, als Künstler, der über dem Zufälligen steht, dem das Vergängliche nur ein Gleichnis ist und das Zeitliche zum Keim eines Ewigen wird.

Nicht in der ersten Jugend schon wird sich Liliencron seiner Sendung bewußt, sondern auffallend spät erst stoßen wir bei dem Bewunderer Storms und Groths (dessen „Quickborn" ihn durch die Feldzüge begleitet hatte) auf die schüchterne Ahnung, daß auch seine Aufgabe in der Poesie liegen könne. Erst die an seine Tür klopfende Lebensnot läßt ihn, wie Kleist, versuchsweise neben anderen Berufen auch die Schriftstellerei ins Auge fassen. Und siehe da, als sein Mosesstab den Felsen berührt, da rauscht der Quell aus verborgenen Tiefen in ungeahnter Frische und Mächtigkeit.

Einem Brief an Seckendorff vom Dezember 1869 setzt der Fünfundzwanzigjährige ein paar unbedeutende Verse voran: „Du siehst, mein lieber Baron, daß auch ich mich etwas der göttlichen Muse Dichtkunst in die Arme geworfen habe. Wenn auch der obenstehende Vers der erste und letzte sein wird, aber es ist immerhin ein Vers und in einer Sekunde beim Niederschreiben gemacht. Also Hurra, die poetische Ader ist geöffnet, und ich hoffe, daß sie weiter strömen wird." Acht Jahre nach diesem unlogischen Erguß schreibt der aus Amerika Heimgekehrte demselben Freunde von Gedichten, die er verfasse, in denen „ein Zug Platen-Lenau" hoffentlich nicht zu verkennen sei. Aber erst nach einer Reihe weiterer Jahre, als der Mensch in ihm ausgereift und vollends zum Manne geschmiedet war, trat der Dichter Liliencron vor die Öffentlichkeit. Die stümperhaften und unselbständigen Federübungen des tastenden Anfängers hat er fein im Pulte behalten und erscheint nun gleich als nahezu Fertiger. Fast alle Töne, die ihm überhaupt gegeben sind, erklingen schon in seiner ersten Sammlung. Und alle seine Sammlungen gleichen sich sehr. Ähnlich wie Eichendorff immer derselbe ist,

ob er nun seine Gedichtgruppen Wanderlieder, Sängerleben oder Frühling und Liebe nennt, so bezeichnet auch die Folge der Liliencronschen Lyrikbände mit ihren verschiedenartigen Titeln — Kampf und Spiele, Kämpfe und Ziele, Nebel und Sonne, Bunte Beute, Gute Nacht — keine in sich geschlossenen Sondergebilde, sondern zeigen alle mehr oder weniger übereinstimmend den ganzen Liliencron in seiner reichen Fülle, seinem kaleidoskopisch bunten Wechsel. Im Gegensatze zu Goethe, Uhland, Geibel, C. F. Meyer und anderen Lyrikern, die großen Wert auf eine sinnvolle Anordnung und Abstimmung ihrer Gedichtsammlungen gelegt haben, hat Liliencron dergleichen ausdrücklich abgelehnt. Seine Lyrik ist ein ungeordnetes Durcheinander von hunderten „kunterbunter Kantusse". Er wollte nicht von einem Gedicht zum anderen überleiten, sondern jedes sollte als ein Ganzes und Abgeschlossenes für sich wirken. Zu diesem Zwecke stellte Liliencron mit Absicht gerade die wesensverschiedensten hart nebeneinander und ging auf steten Wechsel der Stimmung aus. Auch in seinen nie durch ein Programm festgelegten Vorlesungen sprang er mit burschikosen Wendungen wie „Nun mal wieder was Lustiges", „jetzt etwas für die Damen", „es muß auch Gartenlaube-Gedichte geben" von Pathos und Tragik zu Leichterem über.

Die ganze Welt war sein Stoff, aber ihre unerschöpfliche Fülle in sorgsam abgesteckte Stoffkreise einzudämmen, widerstrebte ihm. „Ein Raubritter vom lachenden Heute, die Klinge voll Sonnenbrand", wie ihn Prinz Emil Schoenaich-Carolath einmal genannt, griff er mit kräftig zupackender und sicher formender Hand

Mitten hinein ins Leben,
Ganz und gar:
Wie zart du bist,
Wie hart du bist!

Liliencron ist auch als Dichter sehr selbständig und von poetischen Vorgängern, auch sehr geliebten und bewunderten, bemerkenswert unabhängig. Von Platen ist, abgesehen von der so häufig gewählten Sonettform, für die er sich an ihm schulte, bei dem fertigen Liliencron nicht mehr viel zu verspüren, und das gleiche gilt von den Lenau, Geibel, Eichendorff, von denen der Anfänger ausgegangen. Und gewisse Anklänge an Goethe und Mörike, Storm und Groth beruhen weit weniger auf äußerer Nachahmung als auf innerer Wesensverwandtschaft. Auch bewußte Nachbildung des Volksliedtons, wie in dem Gedicht „Am Waldesausgang", ist ganz vereinzelt. Liliencron fühlt sich überhaupt nicht als Dichter von Beruf oder gar, wie die Klopstock, Geibel, Stefan George, als geweihten Priester der Kunst, sondern als Menschen der Wirklichkeit, dem es gegeben ist zu dichten, aus eben dieser Wirklichkeit heraus. Auch seine Art ist es, wie es nach Mercks treffendem Wort die des jungen Goethe war, die Wirklichkeit poetisch zu gestalten, nicht ein eingebildetes Poetisches zu verwirklichen. Seine meiste und beste Dichtung geht nicht aus einem allgemeinen objektiven Drange zu formen hervor,

sondern ist subjektive Bekenntnisdichtung, Gelegenheitsdichtung im Goetheschen Sinne. Er sucht nicht Stoffe und stellt sich Aufgaben, er kann und will nichts zum Kunstwerk bilden, als was er, sei es in der Wirklichkeit oder in der schöpferischen Phantasie, wahrhaft erlebt hat und was nun mit Naturnotwendigkeit in ihm nach außen drängt. Nach den Lesern und ihrer Meinung über das so Gewordene fragt er nicht. „Der Dichter," heißt es in einer Liliencronschen Kritik über Alberta v. Puttkamer, „schreibt doch nur für einen Menschen auf der Welt — für sich!", und in einem Brief an Falke trumpft er trotzig auf: „Ich schreibe mich".

In Goethes bekanntem Selbstzeugnis, das Liliencron seinem Briefgedicht an Bierbaum voranstellt, hat er offenbar freudig seine eigene Art wiedererkannt: „Ich empfing (schreibt Goethe) in meinem Inneren Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen."

Solche Wesensverwandtschaft macht, daß uns Liliencron so oft an Goethe, zumal an den jungen Goethe erinnert: in seiner Betonung von Freiheit und Natur, seiner Bekämpfung von Banausentum und Philistermoral. Die Unmittelbarkeit verlieh seiner Poesie, um den köstlich-kühnen Ausdruck eines Liliencron-Briefes an Hermann Friedrichs auf ihn selbst anzuwenden, „so viel Frisches, Natürliches, Bauerndirnenrotfrischpausbackiggesundes Aufdiebackenklopfendes". Und dieser voraussetzungslose Subjektivismus ist gerade das Neue und Schöne und Fruchtbare an seiner Kunst, leiht ihr den hohen Eigenwert und Wesensgehalt. Gerade damit wurde er — das eingebürgerte und vielverwendete Wort scheint von Liliencron in „Mäcen" geprägt zu sein — zum „Neutöner" in seiner Zeit. Wie wenig hätte uns Geibel zu sagen, wenn er nur „sich" schriebe! Bei diesem überwiegen, um eine gute Unterscheidung des Goethe-Biographen Gundolf aufzunehmen, die Bildungserlebnisse, bei Liliencron die Urerlebnisse. Liliencron ist kein Schreibtischpoet und bildet nicht wie Geibel oder Platen oder C. F. Meyer Werke des Kunstverstandes. Sein Schaffen ist in der Hauptsache ein elementares Geschehen, seine besten Gedichte sind geworden, nicht gemacht, sind frei gewachsene Gebilde eines naiven Genies. Es war Liliencrons geschichtliche Sendung, der deutschen Lyrik das wieder zu geben, was ihr zu ihrem schweren Schaden verloren gegangen war, die starke, eigenartige Persönlichkeit, die alle Gebundenheit der Überlieferung durchbricht, dasselbe also, wodurch der Lyriker Klopstock einst eine neue Zeit der deutschen Poesie heraufgeführt hatte. Seit dem Absterben der Romantik sah es in der Lyrik traurig aus; wenigstens konnten die wahrhaft Großen, ein Mörike, ein

Storm, eine Droste-Hülshoff, nicht aufkommen vor der Unzahl von dilettierenden Dutzendpoeten, den sentimentalen und süßlich-faden Almanachs- und Goldschnittslyrikern mit ihren längst abgebrauchten Formeln und Formen ohne wahren Gefühlsinhalt. Liliencron hat sie mit Hohn und Haß verfolgt, die „‚Dichter' Hütchen, Tütchen und Nütchen", die „Mondscheinmeckerer, Gitarrenwimmerer" mit ihren „Tau-Au-Gedichten", ihrem „saftlosen, blutleeren Blödsinn", ihrem „ewigen Tutlitut und Pieplipiep".

Schon Geibel hatte ja mit Erfolg gegen die massenhafte Auchdichterei der Romantikepigonen angekämpft, die Zuckerwasser für Wein boten; seine beachtenswerte geschichtliche Bedeutung liegt gerade darin, daß er sich dem seichten Gezwitscher und gedankenlosen Verseleiern der kleinen Kunsthandwerker als bewußter Künstler, als ernster und berufener Pfleger der edlen und echten Form und als verdienstvoller Erzieher zu ihr entgegenstellte. Er wurde dadurch für Jahrzehnte das anerkannte Haupt der deutschen Dichter, aber er besaß selbst leider zu wenig persönliche Eigenart, um nun auch die neue schöne Form mit neuem und wertvollem Gehalt zu füllen. Ihm mangelte zu sehr, was Liliencron als erste Eigenschaft vom Dichter fordert: „Leidenschaft, Rasse, Blut"; so blieb er selbst Epigone und zeugte neue Epigonen, die sich gleich ihm einzig durch die reinere Form von den Lyrikern vor ihm unterschieden.

„Wir Deutschen," schilt Liliencron in der „Mergelgrube", „liebten von jeher das Abstrakte. Jedes ins Zeug gehende, aus der Wirklichkeit herübergenommene, jedes *wahre* Gedicht ist uns bekanntlich ein Greuel. Abstrakta, Abstrakta!" Diese Stilrichtung, zu abstrahieren und zu objektivieren, gewollten Abstand zu nehmen vom Erlebnis, herrschte ja gerade in der Geibelschen Schule. In ihr sprach sich Allgemeingültiges und Wohltemperiertes in immer mehr zur Schablone werdenden Formen von typischer Schönheit aus. Diesen abgelebten verblasenen Idealismus durch einen neuen, kraftvollen, individuellen Stil abzulösen, war das Gebot der Zeit. Es ist recht gegenständlich gedacht und burschikos ausgedrückt, wenn Liliencron einmal unterscheidet: „Die Idealisten sind die Kerls mit Fischblut, die Realisten sind die Kerls, die die Mädels gern haben." Aber dem mädchenliebenden, männlichen Liliencron war es in der Tat vor anderen vorbehalten, das Epigonentum zum Tempel hinaus zu jagen, der deutschen Lyrik ihren Wert und ihr Ansehen zurückzuerobern, eben dadurch, daß in seiner charaktervollen Person wieder ein neuer, großer Lyriker auf den Plan trat. „Sei du du selbst, dein eigen, frech und frisch," ruft er im „Poggfred" den deutschen Dichtern zu. Er hat den Mut, er selbst sein zu wollen unter lauter abgestempelten Poeten, und gelangt auch zu dem Pindarischen „Sei, der du bist!" Er bietet wieder Natur und Persönlichkeit, ist kein Formalist, sondern ein Dichter der Wirklichkeitsfreude und in alledem ein Anti-Romantiker. Er verlegt die Kunst aus dem Atelier wieder in Luft und Sonne und erweitert mächtig den Stoffkreis der Poesie, indem er ihr nicht nur das Schöne, sondern auch das

Charakteristische zuweist, nichts Menschliches ihr versagt. Und der neue Geist schafft sich zugleich den ihm gemäßen neuen Körper; im eigenen Strombett ergießen sich rauschend die zur Freiheit entbundenen Fluten eines quellfrischen Gefühlslebens. Hatte Geibel das deutsche Volk mit Festtagskuchen gespeist, so gab ihm Liliencron eine Kunst des kräftigen, duftigen Brotes, deren es solange entbehrt hatte. Er zeigte ihm, daß Poesie überall zu finden sei, auch im Alltagsdasein. Ohne künstlich stilisierende Aufhöhung und Schönfärbung des Lebens und ohne gesuchten Abstand von ihm wirkt er gerade durch die Einfachheit in der farbig echten Wiedergabe des Geschauten und Erlebten. Es ist ein (nur viel zu bescheidenes) Selbstbekenntnis, wenn Liliencron von dem Helden seines letzten Romans, der ja schließlich selbst zum Dichter wird, sagt: „Er war sich bewußt, daß später von ihm nichts bleiben würde, außer dem einen, daß er den Dichtern in seinem Vaterlande wieder Mut gemacht habe, sich zu besinnen, Frische und Ursprünglichkeit zu zeigen, sich wieder auf sich selbst zu stellen."

Die neue Richtung, die Liliencron mit heraufführte, war für ihn keineswegs das Ergebnis theoretischer Überlegung. Er sieht die Welt auf seine Art und gibt sie mit naiver Selbstverständlichkeit und Unmittelbarkeit wieder. Aber gerade mit dieser seiner Art kam er zur rechten Stunde, als die Zeit erfüllet war, und er fühlte das freudig. „Ach ja, unsere Lyrik!!!", schreibt er 1886 an Reinhold Fuchs. „Aber der Sturm ist schon hereingebrochen in den verfaulten Stinkwald: Heraus mit dem Gesindel. Hoch wieder mit Wahrheit, mit Wiedergabe selbsterlebten Lebens, fort mit dem Geleier und Gewinsel. Kein Getute mehr auf derselben alten Flöte: Andere Flöten, andere Flöten."

Über Liliencrons Anteil an der Literaturrevolution der achtziger Jahre bestehen vielfach noch irrige Anschauungen. Er hat nicht einfach bloß miteingestimmt in den Naturalismus, und er ist niemals — wie Adolf Bartels behauptet — ein oder gar der Führer der Jüngstdeutschen gewesen. Er fragte überhaupt nach keiner Schule, sondern gab sich lediglich wie er war. Und da zeigte es sich, daß er gerade so wie er war, das künstlerische Streben und Wollen seiner Zeitgenossen in sich verkörperte. Zu seiner eigenen nicht geringen Überraschung fand sich der um zwanzig Jahre Ältere plötzlich auf denselben Wegen wie die Bleibtreu und Henckell, M. R. von Stern, Conradi und M. G. Conrad, Holz und Schlaf. Da stimmte er ihnen begeistert zu und begrüßte zum Beispiel mit den höchsten Tönen Holzens „Buch der Zeit". Jetzt erscheint auch er als gelegentlicher Mitarbeiter in der „Gesellschaft" und im „Magazin für Literatur", gewinnt den Leiter des letzteren, Hermann Friedrichs, zum Freunde. Der Hauptverleger der Jüngstdeutschen, Wilhelm Friedrich, ist auch der seine, und so entspinnen sich allerlei Beziehungen hinüber und herüber. Aber der Austausch bleibt fast ausschließlich ein schriftlicher, denn glücklicherweise haust Liliencron nicht mit den anderen in den brodelnden Wasserköpfen Berlin oder Leipzig, sondern still für sich auf der heimischen Scholle an der fernen Wasserkante. Seiner ganzen naiv-

persönlichen Natur nach taugt er nicht zum Parteimenschen, vom Literaten hat er so gar nichts an sich, und nichts liegt ihm ferner als das zünftlerische Standesbewußtsein des Schriftstellers. „Wie herrlich, mein Geliebter," schreibt er wohl an Falke, „war's auf der holsteinischen Heide; geht mir mit Eurem Schriftsteller-Tag. Welches Gequatsch! ich las es in den Zeitungen." Wohl betont der ferne Einsame gelegentlich voll kindlicher Freude, daß er „mitmarschieren" dürfe mit den Neueren, läßt sich wohl auch von diesen gutmütig-geschmeichelt als Vorspann vor ihren Karren schirren, aber sehr viel häufiger äußert er seinen tiefen Widerwillen gegen alles Schulebilden und Parteigetriebe und macht aus seinen abweichenden Ansichten keinerlei Hehl.

Zwar hat sich Liliencron selbst wiederholt als Naturalisten bezeichnet, aber er war es nur zu einem Teil seines Wesens. Er war es, wie Goethe Stürmer und Dränger war, um die Genossen rasch weit hinter sich zu lassen. Der Naturalismus war ihm ein Durchgangszustand, der überwunden werden muß, und er selbst ist nie wie andere in ihm stecken geblieben. „Ich hüte mich", schreibt er im Jahre 1883, „naturalistisch zu werden," und zehn Jahre später erklärt er: „Der Naturalismus, der so gefürchtet wird von den Deutschen, ist notwendig gewesen, um das fließende Wasser wiederherzustellen, das versandet und versumpft war. Aber dieser ‚Naturalismus' ist nun überwunden — und klar und heilig fließt wie früher der alte deutsche Strom der Dichtung." In seinen nachgelassenen Gedichten steht ein launiges „Lebewohl an meinen verstorbenen Freund, Herrn Naturalismus", mit dem er von 1887 bis 1897 „gegangen" sei. „Den Naturalisten" schreibt er den guten Spruch ins Stammbuch:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in der Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Diese beiden Gnadengaben haben ihn selbst vielmehr zu einem Realisten vom Schlage seines geliebten Gottfried Keller werden lassen.

Was ihn den Jüngsten zugesellte, war „der schreiende Wunsch nach Wahrheit", und aus ihm heraus konnte er wohl einmal die Losung ausgeben: „Lieber, wenn es denn sein muß, durch Dreck und Jauche pantschen, als das greuliche Zuckerwasser trinken." Er sieht in dem „so fabelhaft kraß auftretenden Realismus und Naturalismus" einen an sich berechtigten, aber zu weit gehenden Rückschlag gegen die charakterlose Schönfärberei der herrschenden Richtung. Auch er malt hie und da in grellen Farben Elend und Grauen, er führt uns in die choleraverseuchten Proletarierviertel Hamburgs, in die stinkende Mietskaserne, deren Treppen nachts vom Lärm Betrunkener schallen, er übertreibt oft genug nach der Gegenseite jener Flucht vor dem Trivialen, die Otto Ludwig den Dutzendidealisten zum Vorwurf machte, aber nie und

nimmer war ihm die Elendsmalerei, die mit tendenziöser Absichtlichkeit das Leben nur nach seinen düsteren und abstoßenden Seiten darstellt, Selbstzweck, nie hat er zu ihren Gunsten der Schönheit abgesagt. Er hat die nackte Natur nicht mit naturalistischer Roheit wiedergegeben, sondern sie im Spiegel seiner künstlerischen Anschauung aufgefangen, sie durch seine Seele gehen und zum Symbol werden lassen. In dem Gedicht „Unheimlicher Teich" hat er zu den verkrüppelten Zwergeichen und Feldsteinen auch den „alten, weggeworfenen, zerrissenen, halbverfaulten, verlassenen Stiefel" mitabgezeichnet, aber nicht um etwas Häßliches vorzuführen, sondern um charakteristisch zu sein. Auch er hat den „grauen Tag" dargestellt, aber selten, ohne ihn, gleich seinem verehrten Landsmann, dabei zu „vergolden".

So unterscheidet er sich im ganzen doch sehr von den Naturalisten, Materialisten und fin de siècle-Dichtern seiner Zeit, und es ist schwer begreiflich, wie Bartels dazu kommt, auch ihm einige Eigenschaften der Dekadenz zuzuschreiben. Oft genug widerspricht er rückhaltlos den Genossen, denen er anderseits nicht selten auch zu gläubig und unkritisch gegenübersteht. So erklärt er dem „ekelhaften, flachen Materialismus eines Ludwig Büchner und Konsorten" tiefsten Haß, so nimmt er in Bleibtreus Roman „Schlechte Gesellschaft" stärksten Anstoß an dem „ekelhaften Klosettgeruch" und mäßigt und mildert sehr vieles in Friedrichs' ihm handschriftlich übersandten Gedichten. Der ewigen Kleinleutepoesie wird er bald satt: „immer von Gevatter Handschuhmacher zu lesen, ist mir zu viel."

Die Bilderstürmerei der Jungen mitzumachen lehnt er entschieden ab. Wiederholt nimmt er den so bitter und ungerecht angegriffenen Heyse, den er als Künstler hochhält, in Schutz, und Storm, gegen dessen rein menschliche Schwächen er nicht blind ist, steht ihm auf unantastbarer Dichterhöhe. Nicht minder kräftig tritt er für die großen Schweizer Keller und Meyer ein, gegen den Radikalinski Bleibtreu, aber auch gegen Gustav Freytag, der den Meister Gottfried von Zürich in einem Gespräch mit Friedrichs „roher Sinnlichkeit" gezogen hatte. Er wagt den Jüngstdeutschen sogar herzhaft zu gestehen, daß er Paul von Schönthan schwärmerisch liebe. Eine Erzählung von Heyse, Storm oder Meyer zieht er einer Conradschen oder dem Kretzerschen Roman „Die Verkommenen" unbedenklich vor; die „erste beste" Heysesche Novelle steht ihm höher als „der Schluder und Pluder und Hastdunichtgesehen-Stil" Bleibtreus, des „Berserkers" oder „unseres Ajax", wie er den von ihm sonst vielbewunderten Schriftsteller nennt. Ebensowenig teilt er das Liebäugeln der „Moderne" mit dem Ausland. Turgenjeff hat er von Jugend auf bewundert, auch Zola zollt er Achtung, aber er selbst bleibt deutsch bis in die Knochen, wie es seine geliebten Meister Schwind und Thoma, Böcklin und Klinger sind. Mit diesem Hochhalten der deutschen Fahne in einer sich selbst verlierenden, wurzellosen Zeit gesellt er sich Ernst v. Wildenbruch und erfüllt damit gleich diesem eine hohe und wichtige geschichtliche Aufgabe.

Vor allem aber geht der im Grunde sehr unpolitische Politiker Liliencron seine eigenen Wege, und zumal der sozialdemokratische Zug seiner dichtenden Genossen geht ihm vollkommen ab. Die Ideen der Sozialdemokratie hält er für „Wahnsinn, Blödsinn", weil sie gegen die Natur des Menschen seien. Die sozialdemokratischen Führer sind ihm, außer einigen Schwärmern und wirklich edlen Herzen, „Bestien, die es nur auf den Augenblick abgesehen haben, wenn die große Plünderung beginnt. Und dann: gesetzt, der Wahnsinn einer sozialdemokratischen Gleichstellung ließe sich durchführen, wie grenzenlos langweilig wäre das! Nein, den sozialdemokratischen Unsinn verstehe ich nicht ... Was ich verstehe, ist der Anarchismus. Er, er, er läßt sich sehen. Das lobe ich mir: da kommt das scheußliche Raubtier, genannt der Mensch, doch direkt und ohne Heuchelei zum Vorschein ... Aber das andere, wie unbeschreiblich langweilig, nüchtern und philisterhaft." So wenig färbte die eigene Besitzlosigkeit die sozialen Anschauungen des innerlich festgewurzelten Mannes. Auch das Bohemientum seiner Freunde lag dem nun einmal den ersten Gesellschaftskreisen Zugehörigen ganz und gar nicht; er war wohl ein Schuldenbaron, aber niemals ein heruntergekommener Zigeunerbaron. Anderseits war er nichts weniger als ein stockkonservativer Junker. Als altliberal oder freikonservativ bezeichnet er sich. Im Jahre 1869 erscheint ihm die Kreuzzeitungspartei „verabscheuungswürdig" und 1888 sind ihm „diese Eugen Richter pp. in ihrer kleinlichen Erbärmlichkeit" verhaßt. Und 1896 teilt er den Parteien, deren keiner er angehört, folgende Zensuren aus: „Sozialdemokratische Partei: Äußerst langweilig. Freisinnige Partei: Rosinenkrämer: scheußlich. Nationalliberale Partei: Bourgeois: ekelhaft. Christlich-soziale Partei: Heuchler. Einzig und allein Feudalpartei: beschränkt, aber es sind doch wenigstens Männer!!!!" Ein andermal ist ihm auch der Feudaladel „Gezücht", und er kennt nur zwei heilige unverrückbare Sterne: Kaiser und Vaterland. Immer wieder verficht er feurig seinen Monarchismus, den er nicht allein aus Darwinschen Vererbungsgesetzen, sondern aus innerster Überzeugung sein eigen nenne. „Ich bin fröhlichster Durchaus-Royalist," schreibt er an Arno Holz, „und mit dem blauen Blümchen der Treue auf dem Helm steh ich in jeder Zeit zu Kaiser und Reich." Begeistert jubelt er dem „jungen herrlichen Kaiser" zu und tritt gegen rechts und links leidenschaftlich für ihn ein. Hoffentlich habe der „die Knute für das Menschengezücht in der Faust", schreibt er im Jahre des Regierungsantritts, und als man sich an der Jugend des Monarchen stieß: „Ob mein Kaiser vier Jahre ist oder vierhundert Jahre: ich ginge begeistert für ihn in den Tod." Der Kaiser ist ihm „ein Abglanz der Heiligkeit; für ihn und mein deutsches Vaterland gebe ich den letzten Atemzug".

(Fortsetzung folgt.)

Mlle Marie Fel.

1713 bis 1794.

Von

Karl Toth.

Es ist ein warmgoldener Augustnachmittag des Jahres 1911. Seit einigen Stunden bin ich durch die Gassen von St. Quentin geschlendert, die nackt und alltäglich sich dehnen wie der französische Wirklichkeitssinn von heute. Hier und da rumpelt ein Karren über die Anwandlung von Pflaster und scheucht spielendes Getier in die Ecken, schläfrig wackeln unlustige Käufer zwischen den sich überschreienden Herrlichkeiten eines Basars umher, während dem in der Tür blinzelnden Inhaber die Zunge eingetrocknet scheint. Einem hohlfenstrigen Bau entströmen eben aufgeregt lärmende Buben und Mädel im schwarzen Schulkostüm, eine am Speisekorbe dahertrollende Köchin stemmt sich keuchend gegen die anstürmende Woge, dann geht's mit Johlen über den nächsten Obststand her. Ich beuge nach den Champs-Élysées aus. Auf den Bänken satte Bürger, die das Nachmittagsschläfchen sich schlecht aus den Augen gerieben haben, über den Kieswegen knirschende Kinderwagen vor lässig sich hinschiebenden Bonnen, dazwischen freche Klappern der Händler mit Eis — endlich hab ich die Rue Antoine-Lécuyer erreicht und da steh ich auch schon vor dem Musée Latour[1]). Fast zögere ich nach dem soeben Erwanderten, die Hand ans schwere, schwarze Renaissancegitter zu legen, das die menschenleere Gasse von dem Hauptbau in Distanz hält. In der Cour d'honneur brütet philisterhaft die Provinzsonne, ein Mann mit aus tausend Fältchen lächelndem Stoppelgesicht hat sich zu mir gesellt. Er führt mich auf meine Bitte etwas wie eine Freitreppe hinan, durch Kunstgerümpel und Lokalgeschichte durch zum ersehnten Heiligtum. Aber der Alte ist ein guter Geist. Geräuschlos hat er die Jalousien halb niedergelassen, lautlos ist er zur Tür gegangen, einen halb fragenden, halb eifersüchtigen Blick fange ich noch auf, dann bin ich allein.

In den drei engen, braunen Zimmern flutet goldene Dämmerung. Rahmen bei Rahmen drängen sich Bildnisse an den Wänden, alle Augen treffen auf mich und mit feindseligem Ausdruck scheinen sie mich fortscheuchen zu wollen. Ich trete in eine Ecke und lasse den Bann auf mich wirken. Da hebt es durch den Raum an wie feines Degenklirren, wie das Knistern von alter

[1]) Vgl. jetzt am bequemsten: La Tour, der Pastellmaler Ludwigs des Fünfzehnten. Bilderwerk, herausgegeben vom deutschen Korpsverlag Bapaume (München, Piper), 1916.

Seide und gedämpftes Klappern von Stöckelschuhen. Dann rauscht die gestörte Unterhaltung von neuem auf.

Umgeben von seiner Familie schaut Ludwig der Fünfzehnte in hochfahrender Gemeinheit auf die bunte Menge um sich. Der sanfte Dauphin lehnt gleichgültig daneben, an ihn schmiegt sich die schwermütig-frühreife Kindergestalt des todgeweihten Herzogs von Burgund. Die Königin Marie hat einen lustigen Tag: mit gutmütiger Schalkheit blitzt sie aus schwarzem Spitzentuch ihr Gegenüber an, der Mund wirft sich zum Spottwort auf, der gesenkte Fächer wird gleich auf lose Finger klatschen. Maria Josepha von Sachsen hat ihr Söhnchen aus dem Gewühl gezogen und hält seine Hand zu mütterlicher Unterweisung. Diese Pompadour hier hat allen Grund, sich abseits vom Hofe zu halten: das ist M^lle Poisson, deren Augen über gewöhnlicher Nase in die Gesellschaft glotzen, Haarflaum färbt die Oberlippe, und auf dem blutlosen Mund erstirbt ein zweideutiger Witz. Breit, in teutonischer Massigkeit hat sich der Marschall von Sachsen hingepflanzt, aus den mächtigen Blauaugen leuchtet Herrscherwille, die sinnlichen Lippen träumen von durchküßten Nächten. Zu ihm tritt Marschall Löwendal mit weibischem Lächeln ums Grübchenkinn. Daneben hebt D'Argenson über blitzendem Panzer verächtlich melancholischen Blickes den Kopf. Voll gewinnender Herzlichkeit geht der Sammler de Julienne von Gruppe zu Gruppe, bleibt hier beim Stuhl des protzigen Geldmannes La Reynière stehen, wechselt dort mit dem sagenhaften Hahnrei des Jahrhunderts La Popelinière ein Wort, um endlich von M^me de La Popelinières Blick gebannt zu werden, die mit spitzigen Augen von ihrem Notenblatt aufschaut. Es ist in diesem Scapingesicht etwas von dem frechen Geistreichtum der Schauspielerin Dangeville, die daneben aus sprühenden Augen kokettiert. M^me Favart, der tausend Schälke um Nase und Mund sitzen, hat ihr gerade einen Lazzo zugeworfen, zu dem die dritte im Bunde, die Tänzerin Camargo, einen seltsam würdigen Ernst wahrt. Freilich macht ihre Kollegin Puvigné mit ihren langen Samtaugen neben ihr Furore, aber der Buffo Manelli springt doch mit lustig aufgekrempelter Perücke und tollem Lachen durch die Gesellschaft und an dem Operndirektor Monnet vorbei, der gescheit und zurückhaltend seine Welt mustert. In einer Ecke haben sich die ernsten Leute gesammelt. Des alten Crébillon Ruinengesicht funkelt von Jugendfeuer, und seine Augen sprechen: „Je n'ai pas 80 ans; c'est mon extrait baptismal qui les a." Duclos plaudert in höfischer Tadellosigkeit mit seinem Kollegen von der Akademie, D'Alembert, der ihm seelenlos, fast geometrisch lächelnd zuhört. Der Abbé Huber gar ist in die Lektüre eines Folianten vertieft, als rauschte nicht dicht bei ihm tausendfältig das Leben. Jean Jacques aber trägt die Maske der Menschenliebe wie in den Tagen des „Devin du Village".

Wie Schatten von Schmerz und Lust schleichen und tänzeln indessen durch die Gruppen Mädchengestalten ohne Namen und ziehen den benommenen

Blick sich nach von Saal zu Saal. Mit welchem Leuchten taucht nun aber La Tours Auge in dieses Auf und Nieder von wimmelndem Stoff. Da steht er abseits, im Atelierkittel und Staubbarett, spitznasig und blankäugig, schmatzende Lebenslust lagert um den breitlächelnden Mund, steigt in die tiefen Augenwinkel. Und doch, etwas wie irre Leidenschaft glimmt in seinem Blick auf, da er das seltsame Wesen dort an der Saaltür gewahr wird. Es ist ein fremdes Geschöpf in diesem Gewoge schimmernder Eitelkeiten. Aus dem zärtlich geneigten Oval des Gesichtes träumen unter klassischer Stirn und hohen Brauen zwei Samtaugen von unsagbar demütiger Hingebung, sich öffnend, als hätten eben die Lippen des Liebenden darüber gehaucht; die feine Nase scheint im Nachgefühl zu zittern, der verwöhnte Mund feiert bis in die tiefen Winkel hinein. Über das lose Haar ist phantastisch eine blaue, goldberänderte Gaze gespannt, zierlich an der linken Schläfe durch Blumen festgehalten — ein Gesamtbild von orientalischer Weltentrücktheit. So hat sich Marie Fel in das bunte Fest gestohlen, jeder Augenblick kann die Zaubergestalt wieder entführen ...

Ein leiser Schritt scheucht mich auf: ich stehe vor dem Rätselbildnis, in der Tür, scharf gezeichnet vom Abendlicht, winkt mir der Alte, hastig seh ich mich um im Zimmer, wo längst das Rauschen und Flüstern verstummt ist und lange Schatten um die Rahmen hängen, dann gehe ich in den Abend hinaus. Rosenwolken spielen um die mildere Sonne, die einst La Tour in lieblichem Wahnsinn als Bruder begrüßte, und blauer Märchenduft schwimmt über den dunkelnden Gassen seiner Heimatstadt.

*

Um das Jahr 1733 mag das Musikantenkind Marie Fel aus Bordeaux kaum zwanzigjährig der Lockung des Opernpaschas Fürsten Carignan nach Paris gefolgt sein. Wohl auch dem Glanz, der nach langem Hindämmern neuerdings von der ersten Musikbühne des Reiches auszuströmen beginnt. Eben hat sich der Heldentenor Tribou aus tragischer Herzenswirrnis, vom Totenbette der Lecouvreur, zu Kunst und liebenswürdigem Epikuräertum zurückgefunden. Hof und Stadt verfolgen mit atemlosem Entzücken, wie der majestätische Baß Chassés den Meisterwerken von Rameau entgegenreift, in leidenschaftlicher Neugierde drängt man sich an den Waffengang zweier Frauen um das Herz des Sängers, der spöttisch überlegen die Vorsehung verklagt „de l'avoir fait l'homme le plus aimable du royaume". Langsam und wenig bemerkt wächst der junge Jélyotte in die Rollen Tribous hinein und bereitet in Bühne und Gesellschaft den Weg, auf dem das Dioskurenpaar Jélyotte-Fel zur Glorie emporsteigen wird. Das sind zum guten Teil Hoffnungen. Reiche Erfüllung aber geben die weiblichen Darsteller. Da ist Marie Antier, hochgewachsen und graziös zugleich, mit einer Stimme von mächtigem Um-

fang und so gefestigt im Rufe, daß auch die Briefe der zärtlichen Schwätzerin Aïssé ihn nicht haben erschüttern können. Da Mlle Erremans, deren berückender Reiz ihr kein Vorwand zum Venusprieſtertum wird. Die schöne und kluge Pélissier freilich rettet die Traditionen ihres Standes: denn die kostbaren Späße, den Racheboten des betrogenen Liebhabers Du Lys an Rad und Galgen zu bringen oder mit göttlichem Behagen in einer naturalistischen Aufführung des Parisurteils bei offenen Fenstern zu agieren, unterbrechen nur angenehm ihre Triumphe vor ganz Paris, das sie durch ihre Kunst sich zu Füßen zwingt. Unangenehmer freilich tut das die sonderbare Schwärmerei der Pariser für die dumme und häßliche Lemaure und aller Krötenhaß der Rivalinnen kann das Staunen über dieses Stimmwunder nicht mindern. Zu diesen leidenschaftlichen Naturen die sanfte Ergänzung zu bilden, wäre die anmutige und schalkhafte Petitpas berufen; ein Brustleiden aber nimmt sie früh von der Bühne und aus den Armen des Finanziers Bonnier de la Mosson hinweg. In Nebenbuhlerschaft auch wie die Pélissier und Lemaure ringen sich die Tänzerinnen Camargo und Sallé zur Höhe ihrer Kunst empor. Entzückende Form besonders der Füße, deren Bekleidung ihren Schuster zum reichen Mann und Paris verrückt macht, wie melancholisch-lüsterne Abenteuer mit dem streitbaren Abt Comte de Clermont fördern der Camargo Begabung und ihren Erfolg, den weder Grimm mit dem boshaften Hinweis auf ihre kurzen Röcke noch Casanova aus noch intimeren Gründen restlos zu erklären vermögen. Schmiegsamkeit und das höllische Feuer ihres Tanzes würden ihr den Sieg über die stolze, wollüstig-keusche Schönheit der Sallé sichern, selbst wenn diese der Ehrgeiz einer Reform des Kostüms und das Sehnen nach Ausdruck im Ballett nicht nach London trieben.

Das also ist der Sternenhimmel, dem sich einzufügen und bald voranzuleuchten die Fel Bestimmung hat. Reiche Gaben der Natur und Kunst bringt sie als Angebinde mit. Zwar Gestalt und Züge sind noch jugendlich herb — „point jolie“ sagt ein gleichzeitiger Bericht —, aber die silberklare Stimme hat der kluge Vater behutsam geformt und in Paris ist sie durch die hohe Schule der Italienerin Somis-Vanloo gegangen. So singt sich denn das sanfte Kind in die Herzen der Zuhörer hinein, zwei Jahre lang in kleinen, zierlichen Rollen. Dann nimmt sie plötzlich Juli 1735 ein coup de tête selbst wider den Willen des Hausministers von der Bühne hinweg. Monatelang bleibt sie verschollen, vielleicht stummes Glück in einem Schloß ihres Gönners, des Herzogs von Rochechouart, bergend, tritt dann unerwartet zu Amiens ins Bühnenlicht, Februar 1736 ins Concert Spirituel der Tuilerien, um sich Ostern 1736 endgültig dem philiströsen Zigeunerleben der Pariser Oper zu überantworten. Die alte Position ist schnell zurückgewonnen, die Pélissier und Lemaure haben zum Kampf gegen eine Dritte keine Kraft übrig, und seit 1739 geht's in steilem Anstieg zur Höhe des Ruhmes. Aber im Zweigestirn. Denn als Genossen ohnegleichen hat das Schicksal der Sängerin

ihren Landsmann Jélyotte in den Weg geführt, der gleichaltrig und gleichbegabt eben kecken Mutes nach dem Lorbeer greift.

In seinen Memoiren ziseliert Marmontel mit liebevoller Sorgfalt das Porträt dieses glücklichsten der Menschen. Weder schön noch wohlgebaut, reckt sich der Sänger auf der Bühne zum Helden empor. Seine Stimme, leidenschaftlichen Sturmes wie zartesten Silberklangs fähig, reißt die jungen Weiber mit halbem Leib über die Logenbrüstungen. Kultivierteste Lebensform, höchste Liebenswürdigkeit und gesellschaftliche Gaben machen den Bearner Bauernsohn dem sieggewissesten Espèce gefährlich, seine Abenteuer flüstern die Alkoven, beschwärmen die Frauenbekenntnisse der Zeit und quittieren die Ehemänner mit freundschaftlichem Händedruck. Dieser Mann nun tritt mit Marie Fel vor den Ruhmeswagen des alten Rameau. Von den „Fêtes de Polymnie“ 1745 bis zur „Guirlande“ von 1753 bereiten die beiden, oft mit dem unnachahmlichen Chassé im Bunde, dem verkannten und bekämpften Genius einen ununterbrochenen Triumph. Auch manch kleinerem Geiste. So La Noue und seiner „Zeliska“, deren Darstellung in Versailles 1746 Oper und Comédie Française zu stolzer Gesamtleistung vereinigt. So besonders dem Champion der französischen Musik Mondonville in der grotesken Hauptschlacht der burlesken guerre des bouffons. Wohllaut und Grazie der italienischen Intermezzi von Pergolese: „La serva padrona“ und „Il maestro di musica“ haben 1752 Paris in zwei Heerlager gespalten. Der „coin du Roi“ (sprich „coin Pompadour“) hebt den Franzosen Mondonville auf den Schild gegen den Buffo Manelli und dessen „coin de la Reine“. Nach hitzigem Pamphletgeplänkel fällt die Entscheidung 1753 mit Mondonvilles „Titon et l'Aurore“. Alle Kunst der Darsteller freilich hätte diesem Machwerk nicht den Sieg verbürgt, wären ein gesinnungsfestes Parterre und zahlreiche gardes-françaises mit Wohlwollen und starken Fäusten nicht gegen die auf Gängen und Stiegen eingepferchten Italiener aufgestanden. Jélyotte aber ist der Aufregungen müde. Zwar gelingt es seiner Gemeinde, den Halbgott durch ein Opfer von 48000 Livres noch für zwei Jahre ans Irdische zu fesseln, zwar vereinigt die Aufführung von Mondonvilles „Daphnis et Alcimadure“ noch einmal Freund und Feind in Staunen vor der Kunst, mit der das Sängerpaar die fremde langue d'oc für Pariser Ohren zu eitel Wohlklang wandelt, dann aber tritt der Künstler in strenger Selbstgerechtigkeit und Klugheit ab. Daß er glänzende Angebote späterer Opernleiter mit Stillschweigen beantwortet, daß die musikalische Welt zehn Jahre auf einen Ersatz in dem Glucksänger Legros warten muß, mehrt nur seinen Ruhm. Und von fern hat er die Fel nachgezogen. Denn seit Anfang 1757 formt die Künstlerin an der Stimme des Wunderkindes Sophie Arnould, dem sie ihr Zepter geruhigen Herzens überlassen wird.

Tiefere Genugtuung noch denn aus ihrer Operntätigkeit mag die Fel aus der treuen Gefolgschaft der Hörer im Concert spirituel der Tuilerien

gezogen haben, dem sie bis 1770 zu immer neuem Entzücken ihre Kräfte lieh. Vor allem aber aus der stillen Neigung der Königin Marie. Diese unglückliche Fürstin hatte neben anderen Gaben aus Deutschland eine solide musikalische Bildung mitgebracht, ein Hausorchester füllte ihr manchen einsamen Abend mit holden Träumen, Sänger gingen in ihren Versailler Zimmern aus und ein und oft, wenn der gelangweilte König gegangen war, Wild und Weiber zu jagen, saß die gütige Matrone in kleinem Freundeskreis, den feinen Kopf mit dem schwarzen Spitzenhäubchen in die rundliche Hand gestützt, verloren da und ließ von den jungen Stimmen vor sich, dem beweglichen Orchester an ihr früh gealtertes Herz ein Stück jenes Lebens heranzaubern, das da hinten, im weltfernen Paris im Glanz des Theatersaales flackerte und brauste. Freilich auch ganz nahe im Théâtre des Petits Appartements der Pompadour. Wie manches Mal hat die resignierte Fürstin Jélyotte und die Fel an diese Bühne der Eitelkeiten abtreten müssen, wie manchesmal gar davor gesessen und mit nackten Augen durch den Schleier der Dezenz geschaut. So auch an jenem denkwürdigen 18. Oktober 1752, von dem uns Rousseau in den „Confessions" einen vor Erregung bebenden Bericht hinterlassen hat.

Wir sind mit dem Dichter in die Loge des Hofmarschalls Cury in Fontainebleau getreten. Noch hat man nicht angezündet und in dem trüglichen Halbdämmer des Raumes schweift Rousseau durch selbstgefällige Betrachtungen über den Mut, mit dem er in sorgloser Perücke und langem Bart zur Erstaufführung seines „Devin du Village" bei Hofe gekommen ist. Allmählich aber erhellt sich der Saal, Männer und Frauen in schimmerndem Prachtgewand beginnen das Theater zu füllen, und das indiskrete Licht guckt dem kleinlauten Philosophen ins bärtige Gesicht und bis ins Herz. Zagend sucht er die lächelnden Mienen seiner Nachbarn nach Mißbilligung und Hohn ab — da tritt der König mit der Pompadour in ihre Loge, das Blut wallt dem Dichter bis in den Hals hinauf — das Stück beginnt.

Aber schon beim ersten Couplet Colettens:

„J'ai perdu tout mon bonheur;
J'ai perdu mon serviteur;
Colin me délaisse,"

von der liebkosenden Stimme der Fel geschluchzt, erzittert der ganze Saal. Die Bewegung wogt empor, als Cuvilliers (des Wahrsagers) weicher Baß Colette Trost ins Herz träufelt, und flutet über alle Dämme beim Versöhnungsduett des Mädchens mit Colin. (Jélyotte.) Vor dem König darf Beifall nicht laut werden. Aber Geflüster hebt um den Dichter an, Frauen, schön wie Engel, wenden den tränenschweren Blick ihm zu, der selbst wollüstig gegen die Tränen kämpft und hinstürzen möchte, ihnen mit seinen Lippen das köstliche Naß von den Wimpern zu schlürfen. Ein süßer Taumel nimmt den ganzen Hof mit sich fort.

Rousseau hat die reife Frucht nicht aufgelesen, die zu seinen Füßen gefallen war. Am nächsten Morgen entflieht er nach Paris, um der Vorstellung beim König zu entgehen, der den Unbestechlichen mit einer Pension bedroht. Jélyotte aber meldet in einem launigen Zankbrief an den Toren, der Musikbarbar Ludwig der Fünfzehnte trällere den ganzen Tag: „J'ai perdu tout mon bonheur" mit der falschesten Stimme seines ganzen Reiches.

Die zierliche Rolle Colettens in dem zierlichen Werkchen von Rousseau ist eine der glücklichsten Schöpfungen Marie Fels geblieben. Ihrem Ansehen allerdings hatte sie nicht mehr viel hinzuzufügen. Alle Kritik der Zeit ergeht sich in enthusiastischem Lob der kleinen Sängerin. So Daquin in seinem „Siècle littéraire de Louis XV" (1752): „La voix de Mlle Fel est un timbre d'argent ... Elle chante l'italien et le provençal aussi bien que le français; il n'y a point d'opéra du grand Rameau que cette fée n'embellisse ... Les étrangers la regardent comme la première chanteuse de France." Laborde in seinem „Essai sur la Musique" (1780) staunt: „Sa voix est toujours aussi jeune, et étonne encore le petit nombre de ses amis." Selbst der verärgerte Collé muß verklausuliertes Lob singen (Journal I, 52): „Sa voix, légère et parfaite en son genre, n'est bonne que pour les ariettes." Grimm gar in seiner „Lettre sur Omphale" (1752), die über alle französische Musik den Stab bricht, erhebt die Fel zur alleinigen Hüterin wahrer Sangeskunst in Frankreich: „Mlle Fel connaît encore l'art que nous appelons, en langage sacré, chanter ..."

Herrscht über die Zärtlichkeit des Spiels der Fel, über die Reinheit, den Zauber und die Eleganz ihrer Stimme nur ein Urteil, so stellt ihr jahrelanger Verkehr mit Voltaire ihrem Geist kein minder schmeichelhaftes Zeugnis aus. Zweimal, 1759 und 61, hat er die Nachtigall im goldenen Käfig von Délices und Ferney und läßt sich von ihr aus seinen schlimmen eingebildeten Krankheiten ins Vergessen wiegen. Lauscht auch mit naivem Entzücken ihrer Stimme, wenn sie spricht. „Vous êtes aussi séduisante quand vous parlez que quand vous chantez. La société est le premier des concerts, et vous y faites la première partie," schmeichelt ein Brief. Darum soll sie für seine Corneille-Ausgabe bei dem Geldmann Laborde und in der Pariser Gesellschaft um Liebe werben: „Vous qui avez des talents si supérieurs, vous sentez bien mieux que personne combien il sera beau à notre nation de protéger les talents du grand Corneille cent ans après sa mort ..."

All das nun sind Vorzüge, die in kaltem Salonlicht, im flackernden Rampenschein locken und blenden mögen. Marie Fels höchster Reiz aber ist, daß sie ein Sommermärchen des Herzens in den Gefühlswinter dieser Zeit setzt, reiner als die Hingabe der Lecouvreur, als Sophie Arnoulds Liebesspiel. Hier ist eine der wenigen Frauen, von denen die Goncourts sagen, sie seien das Lächeln ihres Jahrhunderts, eines der spärlichen Meisterstücke, die die Natur viele Menschenalter in den Händen wägt, ehe sie sie zum Leben entläßt.

Die berufenen Polizeinachrichten des Inspektors Meunier (1752), über die sich Ludwig der Fünfzehnte so oft mit grinsendem Behagen gebeugt hat, tun der Fel nur einmal als Braut Cahusacs Erwähnung. Das tut auch der „colporteur" Chevriers (1762), freilich nicht ohne sein Spinnengift über ihr Leben zu ergießen. Casanova gar gibt ihr (III, 220 ff.) Fürsten und Grafen zu Liebhabern und bewundert ihre Virtuosität, die Pensionen ihrer Kinder aufs eigene Haupt zu häufen. Diesem Kulissentratsch zum Trotz scheint es, daß nur zwei tiefe Erlebnisse das Dasein der Sängerin erfüllt haben: die unselige Glut für den Dichter Cahusac und das einzigartige Verhältnis zu La Tour, das von lodernder Leidenschaft zur wärmenden Flamme und endlich zum milden Gestirn in der Nacht des Wahnsinns sich läutert.

Durch seinen Beruf als Buchdichter für Rameau hat der unglückliche Cahusac nur zu oft Gelegenheit, die wachsende Glut für die Sängerin zu schüren. Von argwöhnischem und reizbarem Wesen, dazu durch die Kritik in seiner Produktion nichts weniger als verwöhnt, mag er das Krankhafte seines Zustandes in seine wahnwitzige Leidenschaft hineingetragen haben, und das Verhältnis der beiden hat wohl zuletzt jenen Neigungen geähnelt, in denen nur mehr der Geist den Kuppler spielt und von denen Sophie Arnould gesagt hat: „C'était le bon temps! J'étais bien malheureuse." Immerhin triumphiert er bei aller Selbstquälerei über Grimm und kann mit ganz Paris sich an dem seltsamen Liebesgram des Nebenbuhlers letzen, von dem uns Rousseau im VIII. Buch der „Confessions" bitter-spöttische Nachricht gibt. Bald darauf freilich schließt der Wahnsinn Cahusac in Charenton für immer vom Leben ab.

In der Zeit nun der bizarren Szenen mit Grimm und Cahusacs beginnender Umnachtung scheinen sich die Fäden zwischen der Fel und dem Pastellisten La Tour anzuspinnen. Zwar verkündet das zauberhafte Porträt der Sängerin erst im Salon von 1757 der Welt den neuen Bund, aber schon Jahre zuvor haben sich die beiden in Passy unter der „société opéradique" des Finanzmanns La Popelinière kennen gelernt. Jenes reichen Kunstfreundes, der sagenhaftes eheliches Mißgeschick im verwirrenden Kreis von Hofleuten, Literaten, Künstlern, Schauspielern und Dirnen zu vergessen strebt, auch wohl in grinsender Selbstverhöhnung auf die eigene Liebhaberbühne bringt. Grimm nennt sein Haus eine „ménagerie" und den Herrn den „sultan". Hier sinnt Vaucanson seinen mechanischen Kunstwerken nach, die ihn zur Entdeckung der cheminée Popelinière und damit der Schande seines Gönners führen sollen. Hier holt sich Rameau den Befähigungsnachweis für die Oper, bereitet Catherine Somis den Triumph der italienischen opera buffa vor. Die Clairon, die Dangeville vom Theater Molières, Mme Favart und Mlle Silvia aus der Truppe Monnets, die Fel und Arnould, die Camargo und Mlle Puvigné von der Oper drängen und reiben sich aneinander. Hierher mag La Tour die bunte Schar leicht geschürzter Musenkinder zu köstlichen Abendfesten ge-

führt haben, mit denen er die Tage der Luſt verjubelt hat; von hier nimmt er ſich auch die einzige große Leidenſchaft ſeines Lebens hinweg.

Maurice Quentin de La Tour iſt ein feingliedriger, zierlicher Mann von vollendeten Lebensformen und ausgeſuchtem Geſchmack in der Kleidung. Aus dem hochgetragenen Kopf funkeln zwei Feueraugen hervor, die raſſige Naſe ſitzt deſpektierlich im regelmäßigen Oval des Geſichtes, ſchmale Lippen verkünden den eiſernen Willen und Hang zur Selbſtkritik. Trotzdem ſpielt um ihn jene „douceur de vivre“, die aus dem achtzehnten Jahrhundert das geſellige Jahrhundert gemacht hat. Und die Frauen wittern in dieſem nervös beobachtenden Salonmann den großen Freund, etwas wie Erfüllung verbotener Träume. Schon der achtzehnjährige Burſche hat in der Vaterſtadt St. Quentin ein Gretchengeſchick hinterlaſſen, in Cambrai ſoll er die Korbſzene aus dem lai d'Ignaurès vor ergötzten Zuſchauern agiert haben; und wird nicht Diderot den Maler anklagen, mit ſeinem Rouſſeau nur den Autor des „Devin du Village“ fixiert zu haben, jenes Sächelchens, in dem die Fel ihren letzten großen Triumph gefeiert hat? Selbſt die Kunſt, der er bis zur Selbſtverneinung dient, iſt weiblich. Roſalba Carriera hat das flaumenweiche Paſtell in den zwanziger Jahren nach Frankreich gebracht, und der nervenſchwache Mann ſoll die bunten Stifte gewählt haben, weil er den Geruch der Ölfarbe nicht ertrug. Unter der fieberhaften Hand des Genius ſtäubt denn auch der Schmelz der reifen Frucht, glimmert der matte Samt der Frauenhaut, flüſtert die ſchwere Seide des Gewandes. Unter dem koſenden Stift rundet ſich Frauenmund grübchenweich, ſteigen Herz und Seele auf die Lippen. Aber die weibliche Kunſt kann ſeltſam ſtrenge männliche Formen anlegen. Ein paar harte Rötelhiebe, zwei freche Schlaglichter aus Kohlegrund, und die Seele des Mannes liegt unbarmherzig nackt vor dem Beſchauer, ſelten wohlgeſtalt, immer aus dem Innerſten hervorgeholt. Denn das iſt der Ehrgeiz bei dieſem Analytiker des achtzehnten Jahrhunderts: das rätſelhafte Kunſtwerk, zu dem Natur und Beruf, Wille und Schickſal, Luſt und Leid jede Menſchengeſtalt umgeſchaffen haben, bis in die verborgenſten dieſer Einflüſſe zu zerlegen und dann ſo naturſicher unter die Finger zu bannen, daß jeder Zug von der Geſamtheit des Charakters zeugt.

Dieſer unerbittliche Scharfblick zieht immer neue Nahrung aus der dritten großen Leidenſchaft La Tours: Fronde um jeden Preis. „Mon talent est à moi,“ wirft er den Großen ſeiner Zeit entgegen, und: „Que les riches paient pour les pauvres“ iſt für ihn Bedingung des Verkehrs. Er, der in köſtlichem Sichgehenlaſſen im Atelier, hinter den Kuliſſen, bei Luſtfahrten die feinſten und weiblichſten Freuden des Daſeins auszuſchöpfen weiß, gibt am Hofe einen Duclostypus mit Grobheit und ſpöttiſchen Witzen gegen den König, Tyranniſierung der Tyrannin Pompadour bei den Bildnisſitzungen, mit Paſchatum vor girrenden Hofdamen und Geiſtlichen. Jedennoch reißt ſich alle Welt um ihn. Wie eine Rache aber des Herzens am herriſchen

Verstande mutet die Schicksalswahl des Künstlers an. Denn unter allen Frauen hat ihm die Sängerin am wenigsten sicher gehören können. Vielleicht freilich waren die Qualen, unergründlich schöne Augen nicht sein ausschließliches Eigentum zu wissen, war die Folter des Jubels einer namenlosen Menge für den seltsamen Mann nur der schmerzlich-süße Anlaß, die Angebetete noch fieberhafter in die Arme zu pressen?

Nach dem Abschiede von der Oper hat die Fel einen Kreis vertrauter Freunde Rue St. Thomas, dann Rue des Filles du Calvaire um sich gezogen, mit denen sie Ende der siebziger Jahre in ihr neu erworbenes Landhaus nach Chaillot übersiedelt. Von Bäumen, Wein und Gemüse umgeben, holt sie sich hier die Kraft zu einem hohen, aber umdüsterten Alter. Schon in der Rue St. Thomas, zwei Schritte von seiner Dienstwohnung im Louvre, war La Tour ständiger Gast der Sängerin gewesen; manches Spätwerk des ungestümen Genius mag da in wohliger Atmosphäre zur Reife gediehen sein; in Chaillot vollends findet er Entspannung und Frieden im Kampfe mit der treulosen Mitwelt und der eigenen, zum Verhängnis gewordenen Begabung. Denn seit 1770 sind neue Propheten wider den roi du pastel aufgestanden, Bachaumont, Mariette, selbst Diderot predigen gegen die vermessene Sucht des alternden Meisters, durch Fixierungsmittel seinen Pastellen Ewigkeit zu sichern, auch um den Preis jugendfrischen Schmelzes, gegen seinen quälenden Sezierungsdrang. Und von der Zergliederung des Menschen ist der Unselige zur Analyse des Weltalls fortgeirrt, zu astronomischen und metaphysischen Studien, die seinen Geist in die Mitte einer „cosmogonie insensée et sublime" verstrickt haben. Der Mesmerismus soll seiner Philosophie dienen, und mit einer Montgolfière träumt er nach seiner Welt emporsteigen zu können. In dieses fieberhafte Tappen nach einem Ruhepunkt in dem zerrissenen und entvölkerten All mag die Fel mehr als einmal mit besänftigender Hand hineingegriffen haben. Der einzige erhaltene Brief der Sängerin an den Freund zeugt von dem rührenden Eifer, mit dem sie kleinste Alltagssorgen dem geliebten Mann fernzuhalten sucht: „Vous saurez actuellement où peuvent aller vos dîners, car j'ai mis l'attention la plus scrupuleuse à tout voir, à tout savoir. Je puis vous assurer, mon très cher voisin, que je n'en ferais pas tant pour moi." Als die Schatten sich immer dichter um den Geist des Künstlers zusammenziehen, erhofft sie vergebens von dauerndem Aufenthalt in Chaillot Beschwörung der drohenden Gespenster. Im Juni 1784 muß sie den teuren Mann zu trübem Hindämmern nach St. Quentin entlassen, mit fieberhaftem Anteil verfolgt sie in Briefen an François de La Tour, Mauricens Bruder, das tückische Hinschleichen der Krankheit: „Je suis charmée que la santé de votre pauvre frère se continue; il ne faut pas s'étonner si les forces diminuent à son âge; le temps met à tout des proportions, il faut compter sur cela." Selbst gleichgültige Bekannte in St. Quentin setzt sie für ihre Sorge in Kontribution,

da die Lage ihr verbietet, an die Seite des Verlorenen zu eilen. Der indessen ist vor dem Geist der Analyse zu Pantheismus und Alliebe geflohen. Spärlich nur sind die Stunden, wo er im Aufwallen alter Innigkeit seine „Céleste" zu fröhlichem Becherklang beschwört. Sonst treiben ihn finstere Mächte vor sich her, in lichter Frühlingslandschaft wirft er sich vor der Sonne auf die Knie, oder, ein anderer Franziskus von Assisi, umfaßt er die Bäume und ruft ihnen zu: „Bientôt, mon cher ami, tu seras bon à chauffer les pauvres." Anfang 1788 stirbt er, die Hände seiner Diener, seiner Brüder im All, mit Küssen bedeckend.

Von der Fel verstummen die Zeugnisse nach dieser Zeit. Nur eine Nichte, heißt es, hat die späten grauen Jahre in Chaillot mit ihr geteilt. Zum letztenmal dann reicht ihr der Geliebte die Hand von jenseit des Grabes, in seinem Testament, das ihr all seinen Hausrat aus den Tagen des Glückes zueignet. Dann fegt der Sturm der Ereignisse jede Spur von dem zierlichen Geschöpf der Liebe hinweg. Kein Anklammern an letzte, ach so schwache Freunde, kein Aufbäumen wie Sophie Arnoulds herzzerreißender Schrei: „Qu'y faire? Souffrir et puis mourir!" Nur wie von ungefähr hat der Revolutionswind ein Aktenstück in die Archives de la Seine geweht, des Inhalts:

Paris, 2 floréal L'an 2 de la République une indivisible.
(21 avril 1794)

... La citoyenne Fel est décédée depuis environ deux mois, et la propriété de sa maison est devenue une propriété nationale ...

Der Hinduismus als soziales und religiöses Phänomen.

Von

Helmuth von Glasenapp.[1])

Von den rund 300 Millionen Menschen, welche das heutige Vorderindien bewohnen, sind einige 60 Millionen Mohammedaner, 3 Millionen Christen, etwa 10 Millionen gehören kleineren Religionsgemeinden an und der Rest, das heißt über 200 Millionen oder nicht ganz ein Siebentel der gesamten Menschheit, sind Hindus. Wenn in derartigen Statistiken der Hinduismus anderen Religionsformen gegenübergestellt wird, so könnte es scheinen, als wäre er in ähnlicher Weise wie das Christentum oder der Islam eine festumgrenzte, einheitliche Religion. Das ist aber nicht richtig. In Europa versteht man unter einer „Religion" die Summe der metaphysischen Ansichten, welche von einer bestimmten Menschengruppe geteilt werden und deren Gefühlsleben und praktisches Verhalten affizieren. Dem Christentum sowohl wie dem Islam liegt ein bestimmtes, ursprünglich von einer Persönlichkeit ausgehendes Bekenntnis zugrunde, das von allen ihren Mitgliedern als wahr anerkannt wird, und das in Verbindung mit den mit ihm zusammenhängenden rituellen und ethischen Vorschriften für alle Christen oder Mohammedaner trotz aller sektarischen Unterschiede im einzelnen eine gemeinsame geistige Atmosphäre schafft. Eine derartige dogmatische Basis, die sich auf eine einheitliche Formel bringen läßt, gibt es im Hinduismus nicht. Wohl existieren eine große Anzahl von „Sampradâyas", von Religionsgemeinden, welche ihren Angehörigen den Glauben an die von einem bestimmten Manne aufgestellten Lehren und die Einhaltung besonderer Zeremonien und Gebote zur Pflicht machen und sie dadurch zu einer einheitlichen, von anderen deutlich unterschiedenen Gruppe zusammenschließen. Aber diese Sampradâyas sind nur sektarische Parteiungen innerhalb des Hinduismus, nicht dieser selbst,

[1]) Der vorliegende Aufsatz ist die Wiedergabe der öffentlichen Antrittsvorlesung, mit welcher ich mich am 13. Mai 1918 an der Universität Bonn habilitiert habe. — Man vergleiche zu dem Folgenden: Sir Alfred Lyall, „Asiatic Studies", 2 ed., London 1881/83; Shridhar V. Ketkar, „An Essay on Hinduism, its Formation and Future", London 1911; Max Weber, „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen: Hinduismus und Buddhismus", Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 42. Band, Tübingen 1916/17.

und der Hinduismus läßt sich auch nicht als die Gesamtheit aller dieser Gruppen auffassen (etwa in der Art wie das Christentum als ganzes, als die Gesamtheit aller christlichen Kirchen und Sekten bezeichnet werden kann), weil die große Mehrzahl der Hindus gar nicht einem bestimmten Sampradâya angehört.

Der Hinduismus ist nicht eine Gemeinde, die sich auf der Übereinstimmung über metaphysische Fragen, wie Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Anerkennung einer bestimmten Heilsordnung usw. gründet, sondern er ist ein soziales System. Er wurde nicht von einem bestimmten Mann gestiftet, sondern entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte unter den mannigfaltigsten Einflüssen.

So wie im Christentum oder im Islam die Religion als die Grundquelle alles sittlichen Handelns gilt oder wenigstens gelten soll, so ist im Hinduismus der „Dharma" die Basis aller ethischen Betätigungen. Für das Wort „Dharma" gibt es keinen absolut treffenden Ausdruck in den europäischen Sprachen. Den Sinn des Wortes werden wir am besten verstehen, wenn wir seiner Bedeutung nachforschen. Dharma ist die essentielle Eigenschaft eines Dinges oder Wesens; so ist zum Beispiel der Glanz ein Dharma des Goldes, die Grausamkeit ein Dharma des Raubtieres. Der Dharma des Menschen ist die Summe aller dem Menschen von Natur aus charakteristischen Eigenschaften — oder, ins Ethische gewendet, die Norm, nach welcher sich ein Mensch zu richten hat, um ein diesem Muster entsprechendes Wesen zu werden. So ist der Dharma das universelle Gesetz, das sich in Natur und Sitte offenbart; er stellt einen Begriff dar, den wir in den abendländischen Sprachen in dieser Einheit nicht besitzen. Der Dharma ist ewig und unendlich. Er ist deshalb nur immer zum Teil erkennbar, und die aus ihm sich ergebenden Pflichten sind nur mit relativer Vollständigkeit zu erfüllen. Der Grund hierfür liegt in einer anderen Anschauung, die für den Hinduismus charakteristisch ist und in engster Beziehung zur Dharmalehre steht.

Nach der Ansicht der Hindus sind nicht alle Wesen von Geburt an gleich, sondern es besteht eine Rangordnung unter ihnen, die mit den höchsten himmlischen Wesen anhebt und mit Würmern, Pflanzen und Höllenbewohnern endet. Die ganze Stufenfolge der Lebewesen ist bedingt durch ihre physische und geistige Vollkommenheit, ihre Fähigkeit, den Dharma zu erfüllen, und ihre dementsprechende sittliche und kultische Reinheit. In der Menschenwelt findet sich diese Scheidung in zahllose Klassen in gleicher Weise wie in der ganzen übrigen Natur. In dieser Hierarchie stehen diejenigen Menschen naturgemäß obenan, die in Gedanken, Worten und Werken sich der größten Reinheit befleißigen; das sind diejenigen, welche ihrer Nahrung, ihrem sittlichen Verhalten und ihrer Beschäftigung nach am meisten dem Ideal, das sich der Hindu von Reinheit macht, nahe kommen. Geringer als diese sind

die, welche diese Forderungen in nicht so hohem Maße erfüllen; ganz tief stehen diejenigen, die sie außer acht lassen. Gemäß diesem Prinzip wird die gesamte Menschheit in eine große Anzahl von Klassen eingeteilt, von denen jede folgende immer unvollkommener ist als die vorhergehende. Diese Lehre nahm ihren Ursprung zu einer Zeit, zu der man in Indien noch wenig von der übrigen Welt wußte; die priesterlichen Sozialtheoretiker hatten es daher leicht, die gesamte Bevölkerung nach ethnographischen, politischen, ständischen und rituell-sektarischen Gesichtspunkten in eine Anzahl von sogenannten „Kasten" zu verteilen, die alle nach ihrer speziellen Eigenart einen bestimmten Bruchteil des unendlichen Dharma zu erfüllen haben. Der indischen Theorie nach soll es ursprünglich nur vier Kasten gegeben haben: die Brahmanen oder Priester, die Kshatriyas oder Krieger, die Vaishyas oder Ackerbauer und Gewerbetreibenden und schließlich die Shûdras, die misera plebs, die alle anderen Menschen umfaßt und den drei erstgenannten Kasten als unrein gegenübergestellt wird. Durch Spaltung und Vermischung soll sich dann aus diesen vier Kasten die Unzahl von Unterkasten entwickelt haben, welche dem sozialen Gefüge des modernen Indiens ein so charakteristisches Gepräge gibt.

Der Einteilung der Menschheit in Kasten wurde als einem Naturgesetz universelle Geltung zugeschrieben; bei zunehmender Bekanntschaft mit anderen Völkern trugen die indischen Sozialtheoretiker daher stets auch Sorge, diese — auch wenn sie das Kastenwesen selbst nicht anerkannten — in das ganze System einzuordnen; so werden zum Beispiel in einer modernen Kastenliste die englischen Soldaten unmittelbar vor den Menschenfressern aufgeführt, als ursprünglich aus der Ehe eines Turushka (Türken) und einer Shûdrafrau hervorgegangen [1]).

Da diese ganze Kastenlehre ein Erzeugnis indischen Geistes ist, ist es nicht verwunderlich, daß die Hindus sich selbst in ihr die erste Stellung einräumen und alle „Barbaren" als ihnen untergeordnet betrachten. Zu einem eigentlichen Bewußtsein ihrer völkischen Eigenart konnten die Hindus jedoch erst zu einer Zeit kommen, als sie mit Völkern dauernde Berührung hatten, die sich zu ihnen und ihrer Kultur in direkten Gegensatz stellten. Erst die Mohammedaner und die Christen mit ihren so ganz verschiedenen Sitten und Idealen ließen in den Hindus das Gefühl ihrer Sonderheit entstehen. Erst sie legten den Grund zu dem modernen Begriff eines Hindudharma, der von dem Dharma der Nicht-Hindus verschieden ist.

Die vorhergehenden Betrachtungen haben uns den grundlegenden Unterschied gezeigt, der zwischen dem Hinduismus und anderen Religionen, wie dem Christentum und dem Islam, besteht. Dieser tritt am deutlichsten zutage in der Art, in der ein Individuum ihnen als Mitglied beitreten kann. Christ oder Mohammedaner kann jeder werden, der die Glaubenssätze dieser Re-

[1]) Sten Konow, „Indien". Leipzig 1917. S. 30.

ligionen anerkennt und sich ihnen durch Erfüllung bestimmter Zeremonien anschließt. Hindu wird man nicht dadurch, daß man etwas glaubt, was die Hindus glauben; denn der Hinduismus lehrt kein einheitliches Dogma. Hindu kann man nur dadurch werden, daß man in eine unbestritten als Teil des Hindutums geltende Kaste aufgenommen und dadurch zu einem Glied des sozialen Systems wird. Ob man dieses Ziel erreicht, darüber hat lediglich die Kaste zu bestimmen; eine Zentralinstanz, die etwa wie der Papst oder ein kirchliches Kollegium über den Glauben und die Berechtigung zum Eintritt für den ganzen Hinduismus Gesetze vorschreibt, gibt es nicht und kann es bei der ungeheueren Verschiedenheit, die hierüber bei den einzelnen Teilen des Hinduismus herrscht, auch nicht geben.

Die große Verschiedenheit, welche die einzelnen Glieder des Hindutums untereinander aufweisen, läßt es dem an die Festlegung bestimmter Dogmen gewohnten Europäer auf den ersten Blick fast unmöglich erscheinen, für die Beantwortung der Frage: „Was ist das Eigentümliche und das Gemeinsame der dem Hinduismus angehörenden Gemeinschaften?" eine einheitliche Formel zu finden. Bei näherem Zusehen zeigt es sich jedoch, daß es innerhalb des Hinduismus eine ganze Reihe von Anschauungen gibt, welche seine einzelnen Glieder zu einer deutlich abgegrenzten Einheit unter den Weltreligionen verknüpft.

Das erste und wichtigste Band, welches das Hindutum einigt, ist die allgemeine Anerkennung des Kastensystems und des durch dieses bedingten Vorranges der Brahmanen. Der brahmanische Priesterstand, der sich seit Jahrtausenden innerhalb einer endogamen Adelskaste vom Vater auf den Sohn forterbte, wird von allen Hindus als das Haupt der Gesellschaft respektiert. Die Brahmanen gelten wegen ihrer reinen Abstammung als die alleinigen berechtigten Erklärer des heiligen Wissens und die geistigen Führer auf dem Gesamtgebiete des Dharma. So verschieden die religiösen Ideen in den einzelnen Teilen Indiens auch sind, der Priesterstand wird überall in gleicher Weise verehrt.

Ein weiteres Verbindungsglied ist der Veda. Alle Hindus glauben, daß der Veda die ewige und allgemein gültige Grundlage alles sinnlichen und übersinnlichen Wissens und die Richtschnur alles Handelns sei. Der Veda ist nicht ein Buch wie der Koran, nicht ein Kanon heiliger Schriften wie die Bibel, sondern eine ganze Literatur, die zu verschiedenen, von der Gegenwart um Jahrtausende zurückliegenden Zeiten verfaßt, durch mündliche Traditionen von einem Geschlecht dem anderen übermittelt und um etwa 500 vor Christo abgeschlossen wurde. Seines Alters wie auch seines heiligen Inhalts wegen erlangte der Veda in ganz Indien eine nur selten bestrittene Anerkennung: er gilt als die zeitlose, ewige göttliche Offenbarung, die von den heiligen Sehern der Vorzeit geschaut wurde und immerdar als die Norm alles Denkens und Handelns zu gelten hat. Trotz der hohen Bedeutung,

die dem Veda von allen Hindus zugesprochen wird, ist die Zahl derer, die ihn wirklich kennen, außerordentlich gering. Bietet doch schon allein sein Umfang und das von den modernen Sprachen so sehr verschiedene altertümliche Sanskrit, in dem er verfaßt ist, außerordentliche Schwierigkeiten. Die Kenntnis des Veda ist heute und war immer auf eine kleine Literatenschicht beschränkt; die ganz überwiegende Mehrzahl der Hindus begnügt sich damit, ihn theoretisch als höchste Autorität anzuerkennen, schöpft aber in der Praxis sein Wissen aus Lehren und Schriften, die behaupten, sich auf den Veda zu gründen — mochten sie auch an sich mit ihm gar nicht Zusammenhängendes verkünden. Diese Werke, die als „heilige Tradition" (Smriti) verehrt werden, sind: 1. die Shâstras, die „Lehrbücher", in welchen eine Fülle von Wissen über Gott, Welt und Menschheit niedergelegt ist, und welche einen Thesaurus ritueller und ethischer Vorschriften darstellen, und 2. mythologisch-historische Werke, wie die großen National-Epen Râmâyana und Mahâbhârata, die Purânas und Âgamas, Werke, die zwischen 500 vor Christo und der neuesten Zeit entstanden und sich außer mit legendarischen Überlieferungen mit religiösen und philosophischen Lehren verschiedenster Art befassen.

Als ein verbindendes Element kommt ferner eine gemeinsame mythologische und historische Überlieferung in Betracht. Die an sich gar nicht untereinander zusammenhängenden Gottheiten, welche die einzelnen Teile der Bevölkerung verehren, die Sagen, welche sie von ihrem Ursprung und ihren Heroen zu erzählen wissen, werden von den Priestern untereinander in Beziehung gebracht und so nach und nach in ein gewaltiges System eingeordnet, das in seiner Gesamtheit ein Bindeglied zwischen den einzelnen Kasten und Religionsgruppen darstellt.

Gemeinsame Feste, gemeinsame Riten und religiöse Praktiken, wie zum Beispiel Wallfahrten nach von den verschiedensten Bekenntnissen gleicherweise anerkannten Heiligtümern, endlich Sitten und Gebräuche, die in großen Teilen Indiens in Übung sind, wie zum Beispiel die Verehrung der Kuh, die Sitte, die Toten zu verbrennen, und anderes mehr, tragen dazu bei, die untereinander so verschiedenartigen Volksteile zu einem homogenen Ganzen zusammenzuschweißen und ihnen einen gewissen einheitlichen Stempel aufzudrücken.

Suchen wir auf Grund des Vorhergehenden nach einer kurzen Definition des Hinduismus, so werden wir diesen am besten mit Lyall charakterisieren als „die Gesamtheit aller Riten, religiösen Praktiken und Anschauungen, Traditionen und Mythologien, die durch die heiligen Bücher und die Vorschriften der Brahmanen ihre Sanktion erhalten".

Die religiösen Anschauungen der Hindus sind, wie schon betont wurde, außerordentlich zahlreich und mannigfaltig. Sie sind dies nicht nur infolge der großen Verschiedenheit, die zwischen der Bevölkerung des indischen Kontinents hinsichtlich ihrer Rassen- und Stammeszugehörigkeit, ihres Kultur- und Bildungsgrades besteht, sondern auch infolge der Lebendigkeit des reli-

giösen Denkens, das nach immer neuen Gegenständen für seine Glaubensinbrunst sucht und alle Sphären des Erlebens zu durchmessen trachtet. Um wenigstens einen ungefähren Begriff von dem Reichtum der religiösen Vorstellungswelt der Hindus und von der Vielheit ihrer Kultformen zu geben, folge hier eine kurze, systematische Übersicht der wesentlichsten Kategorien von Dingen und Wesen, denen die verschiedenen Bevölkerungs- und Bildungsschichten eine religiöse Verehrung widmen.

Von leblosen, unbeweglichen Naturdingen verehrt man merkwürdig geformte Steine und Ähnliches als Behälter einer übernatürlichen Macht — eines „Mana", wie man in der Religionswissenschaft mit Verwendung eines melanesischen Wortes sagt. Die Verehrung derartiger Fetische ist unter der wenig zivilisierten, primitiven Landbevölkerung sehr verbreitet. Sie findet ihre Fortsetzung auch noch auf den höheren Stufen. Hier werden dann die seltsamen Naturprodukte als materialisierte Offenbarungsformen eines Gottes betrachtet oder als an sich irrelevante Dinge, die jedoch dadurch eine religiöse Bedeutung gewinnen, daß der Verehrer einer Gottheit sie bei seinen Kontemplationen dazu benutzt, seine Aufmerksamkeit auf sie zu konzentrieren. Gegenstände der Verehrung sind ferner leblose, unbewegliche Dinge, welche von den Menschen für sakrale Zwecke verfertigt wurden, so vor allem Götterbilder. Bei den Ungebildeten wird das Idol vielfach als der Gott selbst betrachtet; die Theologen hingegen rechtfertigen die Bilderverehrung ähnlich den byzantinischen Ikonodulen in der Weise, daß sie die Materie des Bildes zwar für natürlich, die Form aber in irgendeiner Weise für mit dem transzendenten Objekt identisch erklären. Die Gottheit ist im Idol gegenwärtig; ihr Eingehen in dieses ist eine aus Liebe vollzogene Erniedrigung und Selbstentäußerung derselben [1]).

Von beweglichen, leblosen Dingen, welche für die Hindus von religiöser Bedeutung sind, sind besonders die Flüsse zu erwähnen; so gilt namentlich die Gangâ als besonders heilig und ein Bad in ihr als sündentilgend. Die Elemente und die Himmelskörper, vor allem Sonne und Mond, erfreuen sich großer Verehrung, wobei dann je nach dem Bildungsgrade der Gläubigen die verschiedensten Ansichten über das Verhältnis der betreffenden Naturdinge zu den sie beherrschenden Götterpersönlichkeiten bestehen.

Bestimmte Bäume und Pflanzen gelten vielfach als heilig, ebenso gewisse Tiere, sowohl schädliche wie Tiger und Schlangen als auch nützliche wie Rinder. Ebenso wie bei den primitiven Völkern der Erde finden wir auch in Indien die Übung, daß gewisse Tiere, mit denen ein Klan verbündet oder verwandt zu sein glaubt, von diesem als Totem-Tiere betrachtet werden und als Tabu gelten. Auch in der ausgebildeten Mythologie der Brahmanen sind noch deutliche Reste derartiger Vorstellungen lebendig; der Fisch, die Schildkröte,

[1]) Vgl. Rudolf Otto, „Vishnu-Nârâyana". Jena 1917. S. 106.

der Eber, der Mann-Löwe gelten als Inkarnationen des Gottes Vishnu, und der Affe Hanuman wird als Avatâra des Windgottes im Epos Râmâyana verherrlicht und in ganz Indien als Schützer der Dorfgemeinden angebetet.

Hervorragenden Menschen wird in mancherlei Weise Verehrung gezollt. Seit den ältesten Zeiten erfreut sich der geistliche Lehrer, der Guru, bei seinen Schülern einer über das menschliche Maß hinausgehenden Hochschätzung; bei manchen hinduistischen Sekten geht diese so weit, daß die Gläubigen ihren Seelenhirten ein unbeschränktes Recht an ihrer Person, an ihrem Vermögen und an ihren Frauen einräumen. In dem Glauben, daß die geistige Macht eines Lehrers nicht nur psychisch durch dessen Worte und Schriften übertragen wird, sondern auch physisch, durch Berührung seines Körpers, durch die Benutzung von Kleidern, die er getragen, und den Genuß von Speisen, von denen er gegessen hat, sind manche Sektierer schon bei Lebzeiten eines Guru darauf bedacht, Dinge, die in seinem Besitz waren, als Reliquien zu erhalten[1]). Die Verehrung eines Weisen oder eines Helden steigert sich ins Ungemessene nach seinem Tode, wenn seine Gestalt vom Schleier der Legende umwoben wird. Der Kult großer Männer ist über ganz Indien verbreitet, ihre Gräber werden zu Andachtsstätten immer weiterer Kreise, und ihre Apotheose wird im Laufe der Zeit immer vollständiger. Die als Inkarnationen Vishnus verehrten göttlichen Helden Râma und Krishna sind wahrscheinlich ursprünglich menschliche Heroen gewesen, die allmählich vergöttlicht wurden. Auch in der Gegenwart kann man einen derartigen Deifikationsprozeß vielfach beobachten. Eine große politische Bedeutung gewann in den letzten Jahren der Kultus des Mahrattenkönigs Shivâjî, der im siebzehnten Jahrhundert siegreich gegen die Moguls gekämpft hatte. Die Auffindung seines Grabes und die ihm geweihte Verehrung, die ihn zum überirdischen Schirmherrn der indischen Nationalbewegung erhob, spielt heutzutage eine bedeutende Rolle[2]).

Überirdische Wesen der verschiedensten Art finden mannigfaltige Verehrung. Das niedere Volk bevölkert einsame Schluchten und Höhlen, Bergspitzen und Wüsteneien mit geheimnisvollen Geistern ohne feste Persönlichkeit, vor denen man Furcht und Scheu empfindet. Weit verbreitet ist der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen gespensterhaft umherirren und daß ihre Nachkommen ihnen Manenopfer darzubringen haben. In allen Landesteilen betet man zu guten und bösen Genien mit mehr oder weniger ausgeprägter Individualität, zu Vegetationsdämonen, personifizierten Naturkräften und zu hohen und niederen Gottheiten, denen die Herrschaft über bestimmte Örtlichkeiten, Gewerbe, Verrichtungen und so weiter zukommt. Der Ursprung all

[1]) Vgl. „Die Radhaswamis und die Mystik der Gottestöne". Der Neue Orient, Bd. II, S. 505. Berlin 1918.

[2]) Vgl. „Das religiöse Moment in der indischen Nationalbewegung". Der Neue Orient, Bd. I, S. 156 ff. Berlin 1917.

dieser göttlichen Wesenheiten ist ebenso verschieden, wie der Kreis ihrer Anhänger, bei denen sie Anerkennung finden. Zum Teil ist ihre Verehrung nur eine räumlich beschränkte; sie sind Lokalgottheiten, die nur in bestimmten Landesteilen bekannt sind und örtlichen Sagen und Traditionen ihre Entstehung verdanken. Andere wieder erfreuen sich über ganz Indien einer fast allgemeinen Anerkennung; das sind vor allem diejenigen, deren Gestalten in den heiligen Schriften feste Formen annahmen und von dem Priesterstande und den ihm folgenden höheren sozialen Schichten propagiert wurden. Von den Gottheiten des Veda spielen allerdings die meisten im modernen Hinduismus nur eine ihrem früheren Glanz nicht mehr ebenbürtige Rolle. Der Feuergott Agni, der kriegerische Himmelskönig Indra, der Sonnengott Sûrya, der Mondgott Soma, Vâyu, der Beherrscher des Windes, Varuna, der Gott des Ozeans, und Yama, der Todesgott, versammeln auch heute noch Andächtige um sich, während andere Götter der vedischen Zeit mehr und mehr ganz in den Hintergrund getreten, teilweise sogar geradezu in Vergessenheit geraten sind. Dafür nehmen andere Götter, die seit den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung durch die Epen und die Purânas aufkamen, eine hervorragende Stellung ein. Der Kriegsgott Skanda, Kubera, der Gott des Reichtums, Kâma, der Liebesgott, der elefantenköpfige, hängebäuchige Ganesha, der Herr der Scharen, der die Hindernisse hinwegräumt, und unter den weiblichen Gottheiten Lakshmi, die Glücksgöttin, Sarasvatî, die Göttin der Weisheit, und Durgâ, die furchtbare Bekämpferin der Dämonen, genießen weitverbreitetes Ansehen. In erster Linie aber sind es drei Götter, denen vor allen anderen im brahmanischen Pantheon der Vorrang eingeräumt wird: Brahma, der Weltschöpfer, Vishnu, der Welterhalter, und Shiva, der Weltzerstörer. Alle drei kommen zwar schon, wiewohl zum Teil unter anderen Namen, im Veda vor, treten jedoch noch hinter den anderen Göttern an Bedeutung zurück. Im weiteren Verlauf der Entwicklung werden sie hingegen immer mehr in den Vordergrund gestellt und seit etwa dem fünften Jahrhundert n. Chr. zuweilen als eine Art indischer Dreieinigkeit (Trimûrti) zusammengefaßt. Der Gott Brahma freilich hat im praktischen religiösen Leben der Hindus nie eine sonderlich hervorragende Rolle spielen können; seine Vorrangstellung ist mehr von der theologischen Spekulation theoretisch anerkannt, denn im Volksglauben begründet. Die beiden anderen hingegen, Vishnu und Shiva, haben in den Herzen der Hindus immer festeren Fuß gefaßt. Zahlreiche Gottheiten sind mit ihnen verschmolzen oder als ihre Erscheinungsformen und Inkarnationen mit ihnen vereinigt worden, so daß heutzutage beide unbestritten im Vordergrunde des religiösen Denkens Indiens stehen: der freundliche, gnädige Gott Vishnu, der neunmal zur Erde herabstieg, um sie vor dem Untergange zu retten und die Guten von bösen Unholden zu befreien, und der schreckliche, gewaltige Shiva, der die Welt am Ende der Zeiten zerstören wird, zugleich aber als der große Zeugungsgott und anderer-

seits wieder als der große Heilbringer und als Vorbild der Asketen den Gläubigen Erlösung schenkt.

In Vishnu sowohl als in Shiva erfährt der indische Polytheismus seine Weiter- und Umbildung zum Monotheismus. Während der Glaube an eine Vielheit von Göttern, die zwar im Range einander nicht gleich stehen, ihrer Wesenheit nach aber gleicherweise ewig und selig sind, weite Schichten der Bevölkerung beherrscht, sehen andere in den zahlreichen, ursprünglich unabhängigen Göttern nur erhabene Wesenheiten, die zwar den Menschen an Macht und Seligkeit überlegen, gleich diesen aber einem höchsten, persönlichen Gott untertan sind. Als diesen höchsten Gott betrachten die einen Vishnu, die anderen Shiva; die in zahlreiche Sekten zerfallenden Vishnuiten und Shivaiten sind somit die beiden großen Religionsparteien Indiens, die seit dem Verschwinden des Buddhismus, das heißt also seit etwa tausend Jahren, das religiöse Leben beherrschen. Der Monotheismus, den diese predigen, kommt jedoch, was bemerkenswert ist, nicht durch einen Bruch mit der Tradition zustande, sondern fügt sich dieser organisch an. Die Vishnuiten leugnen nicht etwa die Existenz Shivas, Brahmas und der anderen Götter, sondern sie sehen in ihnen lediglich erhabene Vollstrecker des Willens Vishnus, Wesen, die ihre vergängliche Stellung ebenso wie Menschen, Tiere und alle anderen lediglich den guten Taten in ihren früheren Existenzen verdanken. Auch sie sind der Erlösung von der Seelenwanderung bedürftig und müssen deshalb Vishnu dienen und in demütiger Ergebenheit seine Gnade zu erlangen suchen[1]). In ähnlicher Weise reihen die Shivaiten Vishnu und die anderen Gottheiten in ihr System ein. Bemerkenswert ist es, daß das gegenseitige Verhalten der Vishnuiten und Shivaiten zueinander sowohl wie zu den Verehrern anderer Gottheiten seit jeher im allgemeinen ein mustergültiges gewesen ist. Wohl hat es nicht an Theologenstreit gefehlt; Religionskämpfe und Ketzerverfolgungen aber, wie sie in den Annalen der Christenheit eine so traurige Rolle spielen, gehören in der Geschichte der Hindus bei der ihnen eigenen Toleranz gegen die Überzeugung anderer zu Seltenheiten.

Mit der Erreichung eines Monotheismus ist die Entwicklung der indischen Religiosität jedoch nicht abgeschlossen; seit alten Zeiten finden wir das Bestreben, den zu verehrenden Gott nicht dem Verehrer als etwas von ihm Verschiedenes gegenüberzustellen, sondern ihn zu ihm in nähere Beziehungen zu setzen, ja zu identifizieren. Diese pantheistischen Neigungen treten bereits in den jüngsten Werken des Veda, in den mystisch-philosophischen Geheimlehren der „Upanishaden" auf, die bis etwa in das achte Jahrhundert v. Chr. zurückzugehen scheinen. In ihnen wird die Einzelseele, der Ātman, als

[1]) Ein derartiges monotheistisches System habe ich dargestellt in der Schrift „Madhvas System des Vishnuismus", von der bisher jedoch nur ein zusammenfassendes Résumé unter dem Titel „Eine hinduistische Theologie" im „Neuen Orient", Bd. 3, S. 235 ff. erschienen ist.

wesenseins mit dem überpersönlichen Gott, mit dem absoluten, dem neutralen Brahman, bezeichnet. Diese Spekulationen, die unter dem Namen Vedânta, das heißt „Endziel des Veda", bekannt sind, erfuhren die mannigfaltigsten Deutungen und Ausprägungen. Während manche Philosophen die Seele nur als Gott ähnlich und als durch ihn subsistierend auffaßten, lehrten andere einen konkreten Monismus, derart, daß sie die Einzelseele durch Evolution aus dem Absoluten hervorgehen lassen, während andere wieder zu einem akosmistischen Theopanismus übergingen, die Welt und alle Vielheit für bloßen Schein (Mâyâ) erklärten, das Ich mit dem Brahman identifizierten und diesem allein alle wahre Realität zusprachen.

Von altersher finden wir in Indien auch atheistische Strömungen, und zwar nicht nur materialistische Schulen, die auf Grund ihrer naturphilosophischen Ideen in Gegensatz zu jeder Religionsübung treten und diese als schädlichen Aberglauben bekämpfen, sondern auch mannigfaltige Sekten, die einen religiösen Atheismus verkünden. Sie lehnen das Dasein einer persönlichen oder unpersönlichen göttlichen Weltursache ab, weihen hingegen dem ewigen Natur- und Sittengesetz sowie den Heiligen, die dieses lehren, einen von starkem religiösen Gefühl getragenen Kultus [1]).

So finden wir im Hinduismus eine ungeheuere Fülle religiöser Anschauungen nebeneinander: den Fetischismus und Animismus der Primitiven, den Polytheismus, wie er bei den Völkern des klassischen Altertums bestand, theologische Systeme des Monotheismus, die mit denselben Problemen ringen, mit welchen sich die Denker des europäischen Mittelalters beschäftigten, und schließlich pantheistische und atheistische Konzeptionen, wie sie in den Systemen der abendländischen Philosophen der Neuzeit eine Rolle spielen. Wohl finden wir auch im Christentum und im Islam mannigfache Anschauungen verschiedener Kulturepochen nebeneinander: während aber bei diesen Religionen trotz aller Nüancen und Schattierungen, die ihre Lehre aufweisen, doch im wesentlichen gewisse feste Grundgedanken vorherrschen und alles zu einer dogmatischen Einheit zusammenschließen, sehen wir im Hinduismus eine verwirrende Vielheit von Ansichten und Meinungen, die auf den ersten Blick kaum Teile eines Ganzen zu sein scheinen.

Und doch! Bei all der Mannigfaltigkeit der Glaubens- und Kultformen, bei der großen Verschiedenheit der Objekte religiöser Verehrung finden wir im Hinduismus eine ganze Reihe spezieller Anschauungen, die auch ihm den Charakter eines besonderen Religionssystems verleihen. So wie der Veda und das auf ihm fußende Brahmanentum ein verbindendes Glied zwischen den disparaten Teilen der Bevölkerung bildet, so finden wir auch bei allen Hindus — sofern dieselben überhaupt fähig sind, über die höchsten Fragen

[1]) Vgl. „Der Dev Samâj, eine atheistische Religionsgemeinde Indiens". Der Neue Orient, Bd. II, S. 39. Berlin 1917.

nachzudenken — eine Anzahl von Ansichten über die religiösen Grundprobleme, die fast ausnahmslos bei allen Anerkennung finden und wie ein roter Faden ihr metaphysisches Denken durchziehen. Im folgenden wollen wir versuchen, diese Lehren, die mehr oder weniger die Grundlage der verschiedensten hinduistischen Theologien bilden, festzustellen.

Nach indischer Auffassung ist die Welt unerschaffen und ewig. Seit anfangloser Zeit durchläuft die Materie stets wechselnde Zustände der Evolution und Reabsorption in naturgesetzlich feststehenden, hinsichtlich ihrer Dauer genau bestimmten, periodisch wiederkehrenden Zyklen. Dieses Schauspiel ständiger Weltschöpfungen und Weltzerstörungen wiederholt sich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks immer wieder, zwecklos und ziellos. Nach indischer Auffassung geht dem Weltprozeß kein seliger Urzustand voraus und folgt ihm kein seliges Endreich. Die Weltgeschichte selbst ist nichts als die Geschichte der notwendig bedingten, für die Gesamtheit aber völlig bedeutungslosen, kaleidoskopartigen Veränderungen im Universum. Infolgedessen gibt es im Hinduismus keine universale Eschatologie, und die großen Welterleuchter, welche erscheinen, um der in Unwissenheit und Sündhaftigkeit versunkenen Welt den wahren Weg zu weisen, sind nicht, wie Christus oder Mohammed, in ihrer Art einzig dastehende Wesen, sondern göttliche Erscheinungsformen, welche in jedem Weltalter auftreten.

Die Welt wird bewohnt von einer Stufenreihe von lebenden Wesen, von Göttern, Engeln, Menschen, Tieren, Pflanzen, Teufeln und Höllenwesen. So verschieden diese ihrem Aussehen und ihrer Natur nach auch sein mögen, so sind sie ihrer Beschaffenheit nach doch alle gleich; sie bestehen alle aus einer immateriellen Seele und aus stofflichen Körpern. Die Zahl der individuellen Seelen ist unendlich: sie sind unerschaffen, unsterblich, ihrem Wesen nach rein geistig und an sich allwissend und selig. Durch ihre anfangslose Verbindung mit den Leibern werden diese ihre angeborenen Tugenden jedoch verhüllt; sie identifizieren sich irrtümlich mit den vergänglichen Körpern und sind dadurch der Unwissenheit und dem Leid unterworfen.

Betreffs der Körper, welche die Seelen umkleiden, herrscht in Indien allgemein die Annahme, daß die irdischen Wesen nicht einen, sondern mehrere, zum mindestens zwei Leiber haben, nämlich außer dem grobstofflichen, der mit der Geburt entsteht und mit dem Tode wieder vergeht, noch einen, der aus ganz feiner Materie gebildet ist und die Seele während eines Weltalters auf ihren Wanderungen begleitet. Der feine Leib ist das Prinzip der Identität der Person in den verschiedenen Existenzen, er birgt in sich die Organe für das, was wir das psychische Leben nennen. Das Denken, Fühlen und Wollen eines Individuums ist daher nach indischer Auffassung nicht das Erzeugnis der Seele, sondern ein Vorgang, der durch die Organe des feinen Leibes hervorgerufen wird. Der Seele selbst kommen diese Funktionen nicht zu, sie

ist vielmehr nur das Subjekt des Erkennens, das alle diese Vorgänge erleuchtet und den ganzen Apparat in Bewegung setzt.

Die Verbindung der Seele und ihres feinen Leibes mit einem bestimmten groben Körper und die dadurch bedingte Existenz in einer bestimmten Daseinsform wird verursacht durch das „Karman", durch die Summe der guten und bösen Taten, welche in der anfangslosen Kette vergangener Leben von der betreffenden Seele vollbracht worden sind[1]). Die ewige Vergeltungskausalität des Karman treibt die Seele ruhelos von einem Dasein zu immer neuen Existenzen; sie ist der innere Grund der natürlichen Verschiedenheit der Individuen, ihrer besonderen Anlagen und ihres Schicksals. Die Wirkung des Karman wird durch den Weltuntergang unterbrochen, aber nicht abgeschlossen; wohl gehen dann auch die feinen Leiber in die Materie ein, und die Seelen nehmen, körperlos geworden, am Weltenschlaf teil; wenn aber eine neue Weltschöpfung vor sich geht, dann entstehen durch die Macht der früher gewirkten Taten wieder Leiber für die Seelen. So müssen diese unaufhörlich im qualvollen Meer des Samsâra umherirren.

Die Gewißheit, nach dem Tode wiedergeboren zu werden, konnte wohl lebensfreudigen Menschen als ein tröstender Glaube erscheinen; bei allen tiefer angelegten Naturen aber muß sie schließlich den Wunsch hervorrufen, von der Seelenwanderung erlöst zu werden. Die indische Philosophie, die ihrem Kern nach nicht lediglich eine theoretische Wissenschaft, sondern vor allem eine praktische Lebenslehre sein will, gibt deshalb die Mittel an die Hand, wie der Weg aus dem Wirrsal der Metempsychose gefunden werden kann. Wenn der Mensch die drei praktischen Lebensziele: die Erfüllung der Pflichten, die Sammlung von Reichtum und Wissen und den Sinnengenuß, genügend geübt und als letzthin unbefriedigend erkannt hat, strebt er mit Macht nach dem vierten und größten Ziel, nach der Erlösung. Drei Wege gibt es, die zum Heil führen, und die unter größerer oder geringerer Betonung des einen oder des anderen direkt oder indirekt in allen hinduistischen Systemen gelehrt werden: den Weg der Werke, den Weg der Gottesliebe und den Weg des Wissens. Schon in den Zeiten des Veda wurde den Werken großer Wert beigelegt. Den Opfernden ist ein Lohn im Jenseits sicher, die Ausführung bestimmter Zeremonien, die Anwendung besonderer segenspendender Formeln, das Almosengeben und andere wohltätige Handlungen, vor allem aber Kasteiungen und Askese fördern den Heilprozeß und führen unmittelbar oder zum wenigsten mittelbar zur Befreiung. Die gläubige Hingabe an einen Gott, das unerschütterliche Vertrauen auf ihn und die unwandelbare Liebe zu ihm lenken den Sinn von der sündigen Welt ab und lassen die Erlösung spendende Gnaden-

[1]) Die Karman-Lehre findet sich in Indien auch außerhalb des Hindutums, bei den Buddhisten und Jainas. Namentlich die letztgenannte Religionsgemeinde hat darüber spezielle Anschauungen entwickelt, die ich in meiner Schrift „Die Lehre vom Karman in der Philosophie der Jainas", Leipzig 1915, behandelt habe.

macht Gottes wirksam werden. Die Erlangung der Erkenntnis, des wahren Wissens über die Zusammenhänge von Welt und Überwelt bringt allen Irrtum zum Schwinden, vernichtet restlos das aufgehäufte Karman und führt zum Nirvâna.

So verschieden die Erlösung in den einzelnen Systemen auch dargestellt wird, alle stimmen darin überein, daß sie ein Zustand überirdischer Wonne ist, der von allen, die im Samsâra wandeln, in seiner Seligkeit nicht begriffen werden kann. Wer ihn erreicht, der ist auf ewig frei geworden von den Banden der Endlichkeit; überirdisches Heil genießend, wird er von Erdenleid und Erdenlust nicht mehr berührt.

Die im Vorhergehenden kurz skizzierten Anschauungen sind im wesentlichen allen religiösen Systemen der Hindus eigen, und wenn sie auch in ihrer voll ausgebildeten dogmatischen Form nur von den literarisch Gebildeten ganz erfaßt werden können, so üben sie dennoch auf das Denken der Ungebildeten bis in die niedrigsten Volksschichten hinein einen bestimmenden Einfluß aus und verleihen dadurch dem gesamten indischen Geistesleben ein gemeinsames Gepräge. In ihrer speziellen dogmatischen Ausdeutung freilich sind diese Grundideen in der mannigfaltigsten Weise bei den verschiedensten Sekten mit deren besonderer Glaubensmeinung verbunden und durch diese modifiziert worden, je nachdem sie einem erkenntnistheoretischen Idealismus oder Realismus, einem theistischen, pantheistischen, atheistischen System, einer vishnuitischen oder shivaitischen Theologie, einer monergistischen oder synergistischen Heilslehre einverleibt wurden.

Während im Christentum und im Islam von jeher die Uniformität des Glaubens und des Kultus als Ideal erstrebt, wenn auch nur zeitweise und mit gewissen Einschränkungen erreicht wurde, läßt sich in Indien ein derartiges Bedürfnis nach Vereinheitlichung in diesem Maße nicht konstatieren. Der Grundzug des indischen Wesens zielte von jeher nicht darauf hin, alles zu einer straffen Einheit zu organisieren, sondern ließ viele Gegensätze ruhig nebeneinander bestehen, ohne sich durch sie belästigt zu fühlen. Deshalb sehen wir zu allen Zeiten bei den Hindus ein friedliches Nebeneinander der verschiedenartigsten Anschauungen. Daß trotz aller Toleranz eine jede Sekte davon überzeugt war, selbst allein die volle Wahrheit zu besitzen, und mit aller Kraft ihre eigenen Anschauungen propagierte, versteht sich von selbst. Den Angehörigen eines bestimmten Sampradâya gelten die Lehren anderer Religionsgemeinschaften als notwendige Durchgangsstufen, welche die Seele in ihrem geistigen Entwicklungsprozeß durchlaufen muß, um von diesen mannigfach gefördert, schließlich den wahren, von ihnen selbst vertretenen Glauben zu erlangen.

Mehrfach sind in Indien Versuche gemacht worden, die religiösen Anschauungen der zahllosen Sekten und Parteien zu einer allgemeinen Religion zu verschmelzen und so an Stelle der Mannigfaltigkeit eine Einheit zu

statuieren. In neuester Zeit haben namentlich zwei Reformgemeinden mit diesem Bestreben Erfolge erzielt, der Ârya Samâj und der Brâhma Samâj [1]).

Der Ârya Samâj, „die Gemeinde der Arier," wurde im Jahre 1875 von Svâmi Dayânanda Sarasvati gegründet. Er sucht die religiöse Einheit auf dem Wege einer kritisch-historischen Reaktion zu erreichen. Den gegenwärtigen Zustand der religiösen Zersplitterung betrachtet er als durch die Vernachlässigung der wahren Kenntnis der ewigen Lehren des Veda hervorgerufen und fordert deshalb die Rückkehr zur alten reinen Urreligion der Vorfahren. Mit Hilfe einer, nach europäischen Begriffen freilich unhaltbaren Vedainterpretation sucht er diesen alten Glauben zu ermitteln und stellt ihn als die ewige, im Laufe der Zeit verloren gegangene Wahrheit auf. Dadurch, daß der Ârya Samâj die Vielgötterei, den Bilderdienst, das Kastenwesen als Verfälschungen der Urreligion auffaßt und moderne Ideen in den Veda hineinträgt, wird er zu einer fortschrittlichen religiösen und sozialen Bewegung, die durch den rücksichtslosen Umsturz historisch gewordener Anschauungen eine neue, höhere Form der Religion zu lehren sucht. Trotz des Anhängerkreises, den er sich namentlich unter den Gebildeten erwarb, gelang es ihm jedoch nicht, eine wesentliche Umwälzung des Hindutums herbeizuführen, und so vermehrte er nur die Zahl der bestehenden Religionsgemeinden, ohne sie, wie es seine Absicht ist, in sich aufzuheben und als allgemeine Nationalreligion an ihre Stelle zu treten.

Sucht der Ârya Samâj durch die Wiederherstellung einer angeblich im Laufe der Zeit entarteten Urreligion das Hindutum zu vereinheitlichen, so sucht der 1828 von Râm Mohan Roy gestiftete Brâhma Sanâj dasselbe Ziel im Wege eines weitgehenden Synkretismus zu erreichen. Die „Gemeinde der Gottesgläubigen" glaubt in den verschiedenen hinduistischen Religionslehren sowohl als im Christentum und Parsismus, im Islam, im Judentum die Basis einer universalen theistischen Religion zu erkennen, die durch eine neue Offenbarung als ein „New Dispensation" verkündet wurde. Trotz des bedeutenden Einflusses, den die Bestrebungen des Brâhma Samâj zeitweise auf die intellektuellen Kreise Bengalens ausgeübt haben, vermochten sie jedoch nicht allgemeine Anerkennung zu finden, und so bildet auch diese religiöse Neuschöpfung, die noch dazu in drei verschiedene Sekten zerfiel, nur ein Glied innerhalb der Gesamtheit der hinduistischen Religionsparteien.

Nach allen bisherigen Erfahrungen muß es als unwahrscheinlich gelten, daß der Hinduismus jemals eine so einheitlich dogmatisch fixierte Religion werden wird, wie es das Christentum, der Islam, das Judentum und der Buddhismus sind. Und doch ist seit altersher nicht nur, wie wir gesehen haben, eine Anzahl von metaphysischen Lehren als gemeinsame Grundlage aller theologischen Systeme vorhanden, sondern auch ein geistiges Element,

[1]) Den Ârya Samâj habe ich ausführlich behandelt im „Neuen Orient", Bd. III, S. 570 ff., den Brâhma Samâj ebenda, Bd. IV, S. 92 ff.

das alle sektarischen Systeme in einer höheren Einheit aufzuheben vermag. Dieses geistige Element, das hervorragendste Erzeugnis, welches die indische Kultur hervorgebracht hat, ist die Philosophie des zweiheitlosen Vedânta, die im neunten Jahrhundert nach Christus an dem großen Shankara ihren gewaltigsten Interpreten fand und seitdem unbestritten im Vordergrunde des metaphysischen Denkens Indiens steht. Nach dem Vedânta existiert in Wahrheit nur das All-eine, Ewige, Unbestimmbare, Absolute, das Brahman; dieses ist der Kern der Welt und mit dem Selbst, dem „Âtman" aller Wesen identisch. Die ganze Weltausbreitung, die Vielheit, der Gegensatz von Subjekt und Objekt ist nur ein trügerischer Schein („Mâyâ"), der dem Absoluten irrtümlich aufgebürdet wird, der aber durch die wahre Erkenntnis aufgehoben werden kann. Die Erreichung dieser Erkenntnis ist das gemeinsame Ziel aller Religionen, denn diese suchen ihre Bekenner entsprechend ihren Fähigkeiten auf eine höhere Stufe des geistigen Lebens zu erheben, von der aus die Erlangung der höchsten Wahrheit in erreichbare Nähe gerückt ist. Alle religiösen Anschauungen haben keinen selbständigen Wert, sondern sind nur Mittel zum Zweck, sind Fiktionen, die zwar im höchsten Sinne unrichtig sind, dennoch aber in der Praxis als regulative Prinzipien nützliche Dienste leisten können. Von diesem, die Elite der Gebildeten beherrschenden Standpunkt aus erscheinen alle religiösen Traditionen vom Fetischismus bis zum Monotheismus als gleicherweise berechtigt und gegenüber der auf einer ganz anderen Sphäre befindlichen Wahrheit als gleicherweise irrig. Auf dem Boden der Vedântalehre fallen sie deshalb alle letzten Endes in einer höchsten Einheit zusammen. Sie werden dadurch insgesamt zu den Pfeilern und den Grundmauern eines grandiosen Lehrgebäudes, dessen Kuppel, sie alle in einer höchsten Spitze zusammenfassend, aus dem Wolkenschleier der Erscheinungswelt in transzendente Fernen emporragt.

Kreuz- und Quer-Züge

von

August Ludolph Friedrich Schaumann (1778—1840)

aus Hannover,

Deputy Assistant Commissary General in englischen Diensten.

Mores multorum hominum vidit et urbes.

Bearbeitet von seinem Enkel

Major Conrad von Holleuffer.

(Fortsetzung.)

Einundsechzigstes Kapitel.

Biwak von Plasenzia. Bestimmung unserer Armee. Abmarsch. Die Biwaks in den spanischen Einöden. Hitze, Staub und allerlei Ungemach. Vereinigen uns mit der spanischen Armee. Rücken vor und jenseits Talavera. Don Gregorio della Cuesta.

Am 13. Juli endlich erreichten wir das Tal, in welchem die schöne Stadt Plasenzia liegt.

Den Gerüchten nach stand Joseph Bonaparte mit der Garnison von Madrid, den Garden und dem Korps von Sebastiani, zusammen 25 000 Mann, in der Nachbarschaft jener Hauptstadt, und der Marschall Viktor mit 35 000 Mann bei Talavera de la Reyna an den Ufern des Tajo und der Alberche. Wir waren bestimmt zu der spanischen Armee unter General Moore. Die spanische Junta in Sevilla gab die schönsten Versprechungen, daß Fuhrwerke, Maultiere, Lebensmittel usw. für uns in Bereitschaft sein sollten. Von allen diesen schönen Sachen hatte sich aber noch wenig gezeigt. Die spanischen Generäle mit ihren Armeen, nämlich General Cuesta zu Almaraz, General El Duque de Parque in Ciudad Rodrigo, General Vanegas zu Valdepenas usw., waren unter sich uneins, auf Sir Arthur eifersüchtig, seinen Ratschlägen entgegen, hielten sich weit vom Schuß, machten viele schöne, hochtrabende Proklamationen und fraßen die Lebensmittel auf, welche der englischen Armee, auf welche ganz Spanien seine Hoffnungen setzte, eigentlich gebührten. Wir führten daher soviel wie möglich unsere

eigenen Lebensmittel mit uns. Korn für die Pferde und Heu und Stroh konnte man von den spanischen Behörden selten regelmäßig geliefert erhalten, daher wir jedesmal, ehe wir in unser Nachtquartier einrückten, in die Felder ritten, wo alsdann ein jeder Dragoner zwei Garben Gerste auf sein Pferd lud und damit abzog. Den Empfangsschein darüber vergaßen die Spanier aber niemals mir abzufordern. Brot und Wein lieferte man, versteht sich alles, gegen Bezahlung, zwar bisweilen in den Städten, allein oft mußte der Schiffszwieback, den wir auf Karren als Reserve mitführten, das Beste tun. Für Fuhrwerk oder Maultiere war gar nicht gesorgt. Wir biwakierten fast beständig, kamen wir aber mal unter Dach, so boten uns die Spanier kaum ein Glas Wasser. —

Am 16. Juli mittags wurde die Kavallerie von Sir Arthur Wellesley gemustert, und die Armee fing an, in Kolonnen sich zu bewegen. Auch unsere Brigade leichter Dragoner marschierte.

Am 17. Juli war, obgleich noch frühmorgens, eine brennende Hitze. Ich konnte aus meinem Fenster einige Infanterieregimenter im Schweiß ihres Angesichts mühsam einen Berg hinaufziehen sehen. Mit Schaudern dachte ich daran, daß auch ich in wenigen Minuten mein kühles Stübchen verlassen und denselben Weg werde ziehen müssen. — Unser Weg führte uns vier Leguas durch eine öde und zuletzt waldige Gegend. — Wir biwakierten am Ufer des Xerte unter schönen Kork- und anderen Eichen, Kastanien, Buchen und Pappeln. Pferde und Menschen, von Hitze und Staub beinahe erstickt, stürzten sich nun in das milchwarme Wasser des Flusses, wuschen und badeten sich.

Den 18. Juli 3 Uhr morgens gings wieder vorwärts. Das Brot auf dem Karren war mit Staub bedeckt und steinhart gedörrt, der Wein zu Ende, und es konnte nur etwas Rum verteilt werden.

19. Juli. Mit dem ersten Grauen des Tages wurde wie gewöhnlich zum Futtern und Tränken, dann zum Aufpacken, Satteln usw., dann zum Aufstangen und Ausrücken geblasen.

20. Juli. Aurora war eben im Begriff, mit ihren Rosenfingern die Pforten des Ostens zu öffnen, als ich und Bayley schon zu Pferde saßen. Wir ritten den Tietar entlang. Bayley wollte sein Maultier im Flusse tränken, als das etwas abschüssige, aus trügerischem Sandlehm bestehende Ufer plötzlich einschurrte und beide, Pferd und Reiter, Hals über Kopf ins Wasser stürzten. Wir machten halt bei Alcaneſſa. Dann durchzogen wir noch eine drei Leguas breite Wüste oder Heide, allwo wir die im Marsch befindliche spanische Armee, vom General Don Gregorio de la Cuesta befehligt, welche Sir Arthur Wellesley gemustert hatte, antrafen und mit derselben unter dem Geschrei: Viva! viva! Inglaterra! eine Zeitlang parallel marschierten. Das 23. Dragoner-Regiment stieß heute auch zur Armee und wurde mit den 1. Husaren brigadiert. Das Hauptquartier von Wellesley und Cuesta war in Oropesa. —

Morgens am 21. Juli, als ich eben in den engen, steilen und holperigen Straßen oft wie in Felsenschluchten herumstiefelte, begegnete ich auf dem kleinen Marktplatze meinem Gönner, dem General von Langwerth, nebst seinem Aide de camp von Zerssen. Wir unterhielten uns einen Augenblick. Er sagte mir einige freundliche Worte und schied. Ich sah ihn nur wieder, als er tot einige Tage nachher aus der Schlacht getragen wurde. Gegen Mittag defilierte die ganze spanische Kavallerie, man sagte 7000 Mann, vor Dropesa vorbei. Am Nachmittage wurde unsere Armee 25000 Mann stark von Sir Arthur eine halbe Stunde jenseits der Stadt an der großen Heerstraße nach Madrid in Weizenfeldern unter gräulichen Staubwolken und bei grausamer Hitze gemustert, und soll dabei der spanische General Cuesta und sein Stab, welche der Musterung beiwohnten, ärmlich und barock ausgesehen, auch über die kernfeste, ruhige und imposante Haltung der Unsrigen große Augen gemacht haben.

Den 22. Juli 3 Uhr morgens wie gewöhnlich vorwärts. Mannigfache zahlreiche Gruppen spanischer, wahrscheinlich und wie gewöhnlich unter nichtigen Vorwänden zurückgebliebener Soldaten mit Weibern, Maultieren, Karren usw. untermischt, lagen an beiden Seiten des Weges um große Kochfeuer herum, ein Anblick, der uns von der Disziplin und dem Mute unserer Herren Alliierten eine schlechte Idee gab, rauchten behaglich ihre Papierzigarren und sahen uns gähnend nach. Ich geriet an die Spitze einer unserer Infanteriekolonnen, deren Vortrab aus lauter Deutschen vom 5. Bataillon 60. Jägerregiments bestand und deren Gespräche, Witze und Lieder mich sehr amüsierten. Nachdem wir nun etwa drei Leguas auf der Heerstraße nach Madrid so fortgezogen waren, trafen wir abermals auf die in einer großen Ebene auf uns wartenden Armee des Generals Cuesta, mit welcher wir uns, indem beide Armeen im Marsche blieben, unter lautem Hurra und Viva Inglaterra-Geschrei vereinigten. Sofort erhob sich Kanonendonner und Gewehrfeuer. Der Nachtrab des französischen Heeres unter Marschall Victor hatte nämlich vor Talavera de la Reyna Posto gefaßt, wurde aber von der spanischen Avantgarde, die, uns hinter sich wissend, endlich einmal Mut gefaßt hatte, angegriffen und geworfen. Bei einer kleinen Kapelle am Wege sah ich die ersten toten Franzosen liegen. Die Hitze war unausstehlich, der Staub schrecklich, der Durst quälend; selbst Sir Arthur soll abgestiegen und vor Durst aus einer Lache getrunken haben. Kavallerie und Artillerie mußten im Trabe vorgehen. Sobald man der Stadt Talavera ansichtig wurde, ward die Brigade des Generals Anson, die 23. Dragoner und 1. Husaren, unter Direktion von General Payne eine felsige Anhöhe links von Talavera herum schnell vorwärts und dem Feinde in die rechte Flanke geschickt. An diese schlossen wir, nämlich ich, Mr. Myler und Mr. Bayley, neugierig uns an und gingen mit vorwärts, wo wir in einem von den Franzosen geplünderten Weiler halt machten und aus einem Brunnen uns

und unsere armen Pferde erquickten. Sobald wir von hier gewahr wurden, daß die letzten französischen Kanonen in die Stadt hineinschlüpften und die Spanier unter Kommando der Generäle Sargus und Herzog von Albuquerque vor und mit hineinzudrängen im Begriff standen, gingen wir auch vorwärts und faßten nicht weit vom Tore Posto, um den Spektakel mit anzusehen. Alle Balkons, Fenster, Dächer usw. waren mit Menschen angefüllt, kühles Wasser, Wein usw. wurde in großen Krügen und Kübeln vor die Haustüren getragen und in Bereitschaft gehalten (notabene: nicht für die Engländer). Nun stürzten zuerst die reitende Artillerie, dann die spanischen blauen Dragoner, denen die grünen leichten folgten, mit einer Heftigkeit und einer Wut hinein, daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben, und schnitten dabei Gesichter, als wenn sie die ganze französische Armee in Kochstücken hauen wollten. Sie wurden von den Einwohnern mit einem betäubenden Geschrei: Viva Espanha! viva Espanha! empfangen, bei welchem sich die weiße Schnupftücher schwenkenden Damen durch eine beinahe hysterische Begeisterung, sowie die Pfaffen durch unsinnige, ja fanatisch-wütende Gebärden besonders auszeichneten. Lachend sahen wir diese spanische Bravour-Komödie mit an und galoppierten alsdann hinterdrein, um zu sehen, wie die Spanier nun sich weiter benehmen würden. Aber o weh! Denn kaum waren diese jenseits der Stadt herausgepreschi, als die fatalen Arrieregarde-Kanonen wieder anfingen zu brummen. Halt! hieß es. Die Spanier wurden stutzig, formierten sich, saßen endlich ruhig ab, was alles in etwa zehn Minuten geschah, und überließen der englischen Kavallerie, die links Talavera umgangen hatte, die Ehre der weiteren Verfolgung; daß sich Gott erbarme, sagten wir, ritten behend zurück, besahen eine französische Hauptwache und lasen die an die Wände geschriebenen Bonmots, begegneten dann einer Rotte Knaben, welche einen Franzosen, der sich verspätet hatte und ermordet worden war, an einem Stricke durch die Gassen schleiften, kauften etwas Wein und Brot, hörten die Radomontaden der Spanier dabei an und ritten dann, sobald die spanische Armee die Straßen füllte, hinaus, unsere Regimenter aufzusuchen. Auf dem Wege dahin besuchten wir ein hübsches französisches Biwak, bestehend aus sehr netten, in regelrechte Straßen abgeteilten Hütten. Von einer Anhöhe konnte man den Rückzug des Feindes aus einer dicken Staubwolke, welche sich vor seinen Kolonnen herwälzte sowie aus dem Rauche des in Brand geratenen Getreides und dürren Grases deutlich wahrnehmen. Wir fanden die Brigade zwischen Alberche und der Stadt in einem Oliven- und Korkholze aufgestellt. Unsere Infanterie, die nicht so schnell folgen konnte, war noch zurück. Nachmittags rückte auch diese ein und okkupierte das zwischen einem Bergrücken und der Stadt liegende, mit großen Olivenwäldern unweit der Alberche angefüllte Tal, jenseits welcher die Franzosen standen und Verschanzungen aufgeworfen hatten.

Am 23. Juli morgens 10 Uhr rückte die englische Armee in der Absicht

aus, den Feind in seiner festen Stellung jenseits der Alberche anzugreifen. Aber aus dieser Unternehmung wurde nichts, weil der bigotte General Cuesta aus Ursache: es sei Sonntag! o sancta simplicitas! den Kampf ablehnte. Nach einigen Stunden Untermgewehrstehen rückten wir also wieder ein. Was war die Folge? Wir hatten nicht allein eine herrliche Gelegenheit, den Feind einzeln zu schlagen, verloren, sondern auch dem Marschall Victor Zeit gegeben, ruhig zurückzugehen und sich mit Sebastianis und König Josephs Korps zu vereinigen, wodurch die Macht der Franzosen wenigstens auf 50000 Mann anwuchs, und hat bei dieser Gelegenheit der gute Sir Arthur Wellesley, seinem Charakter ganz entgegen, sich ungebührlich nachgiebig bewiesen, denn er mußte gegen eine solche lächerliche Weigerung laut und mit Hand und Mund protestieren und sich wenigstens auf diese Weise vor dem Verdachte bewahren, als sei ihm jene Sabbatfeier ebenfalls angenehm gewesen. Denn soviel ist gewiß, daß, wenn die Generäle Vanegas, Wilson, Cuesta und Wellesley, wie sie sollten, diesen Sonntag angegriffen hätten, so war Victor im Sack und von seinem ganzen Korps wäre kein Mann entkommen. Ich nebst Mr. Myler, wir begaben uns mit unserem ganzen Komitat nach Talavera de la Reyna, um daselbst Quartier zu nehmen und wegen Verpflegung unserer Regimenter näher an der Quelle zu sein.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Fehlgeschlagener Angriff. Die Spanier lassen uns hungern. Sir Arthur Wellesleys Empfindlichkeit darüber. Herr Augustus lebt vom Stegreif, zieht auf Raub aus und bekommt eine Nase. Komische Begebenheiten dabei. Sir John Downie. Insubordination des Generals Vanegas. Große und blutige Schlacht bei Talavera. Die Franzosen fliehen. Soult kommt uns in den Rücken. Marschieren nach Oropesa ihm entgegen. Wunderliches Benehmen des Generals Cuesta.

Wir erhielten Quartier in der Straße nahe an dem Tore, wo wir hereingekommen, und zwar in einem der ersten Häuser rechter Hand.

Den 24. Juli brach die ganze Armee frühmorgens auf, um den Feind anzugreifen. Alle Vorkehrungen wurden dazu still, ohne Trommel und Trompetenschall, gemacht. Allein es fand sich, daß der Feind verschwunden und nach St. Olalla zurückgegangen war, um seine Vereinigung mit Sebastiani zu bewerkstelligen. Eine Brigade leichter Kavallerie und eine Division Infanterie unter General Scherbrooke setzten sofort, und zwar bis unter die Arme im Wasser, durch die Alberche und gingen dann drei Leguas bis Casalegas vor. — Die Lebensmittel wurden bei uns sehr rar, während große Züge Maultierkarren von Toledo kommend, auf Befehl der großen Junta nicht an uns, sondern allein an die Spanier konsigniert, der spanischen Armee

Lebensmittel im Überfluß zuführten. Gerade mir gegenüber war zum Beispiel ein Magazin, wo einige spanische Regimenter sehr regelmäßig ihre Provision erhielten, während die Unsrigen schmachten mußten. Ich und Myler, wir nahmen täglich zehn Dragoner, und gleich alten Raubrittern ernährten wir uns vom Stegreif, wegelagerten und überfielen die spanischen Karawanen, jagten die Eskorte in die Flucht und führten so viel wir brauchten triumphierend ins Biwak. Daß wir uns dabei selbst nicht vergaßen, versteht sich. Zwei ungeheure Schläuche mit Wein wanderten in unser Quartier. Auf dem Markte in der Stadt ging's ebenso komisch her. Sobald nämlich die Bauern mit Brot, Wein, Zwiebeln, Melonen, rotem Pfeffer, Lombo usw. daselbst sich niedergelassen hatten, wurden sie von Tausenden, die alle auf einmal bedient sein wollten, jeder mit dem Gelde in der Hand und mit dem Geschrei: mir erst! mir Brot! mir dies! mir das! hier ist Geld! usw. zuerst belagert und gedrängt, bestürmt, hin- und hergezerrt, endlich nebst ihren Waren umgestoßen, dann unter die Füße getreten und zuletzt geplündert, so daß die armen Teufel Gott dankten, daß sie mit dem Leben davon kamen. Ich selbst gab an diesem Morgen einen spanischen Taler, gleich zwei Gulden Konventmünze, für ein Brot und einige Zwiebeln. Am andern Morgen kamen die Bauern nicht wieder. Mittags erschien eine Generalorder, die der britischen Armee eine humanere und weniger ungestüme Behandlung der auf den Markt kommenden Bauern zur Pflicht machte, namentlich aber den Kommissaren streng untersagte, die spanischen Karawanen ferner zu plündern, weil der General Cuesta sich hierüber beschwert habe. Sir Arthur Wellesley soll aber bei dieser Gelegenheit dem Cuesta und der spanischen Hauptjunta, die hinsichtlich unserer Verpflegung usw. keins ihrer solennell gegebenen Versprechen erfüllt hatte, tüchtig die Wahrheit gesagt und erklärt haben, er würde ihre Lebensmittel zwar nicht anrühren, aber auch keinen Fuß breit weiter in Spanien vorgehen, sondern nach Portugal sich zurückziehen. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, die scheußliche Einrichtung zu beschreiben, welche der spanischen Regierungsmethode anklebt. Jedes Lauseneſt hat nämlich seine Junta, seine Deputation, seine Vorrechte für sich; erstere sollte freilich der Hauptjunta des Königreichs gehorchen, erkannte aber aus übel verstandenem Nationalstolz deren Autorität niemals an. Letzteres war nun der Fall zwischen den oben erwähnten Junten von Sevilla, Badajoz und Plasenzia, und die Folge, daß die Regierungsgewalt sich in eine Unzahl von Junten, Vorrechten usw. zersplitterte, nie einen Generaleffekt hervorbringen konnte, sondern von diesen Untervereinen, die eifersüchtig sich einander herzlich haßten, indem jede nur für ihr Interesse abgesondert bedacht ist, bei der Nase herumgeführt, in den für die Landeswohlfahrt getroffenen Generalmaßregeln stets gelähmt wurde. Diesem unklugen System muß der Mangel an Zusammenwirkung einer Provinz mit der anderen, ja selbst zwischen benachbarten Städten zugeschrieben werden, so

daß, wenn zum Beispiel die Franzosen in Kastilien einrücken, die Biskayer keinen Fuß aus ihren Gebirgen setzen werden, ihre Nachbarn zu unterstützen, sowie denn die Kastilier gleichfalls vice versa die Biskayer im Stich lassen werden. Spanien gleicht in dieser Hinsicht dem Bündel Stäben in der Fabel, die man einzeln leicht zerbrechen kann, und ist noch nicht aufgeklärt genug einzusehen, daß Stärke das Produkt der Einigkeit ist. Schon der römische Geschichtsschreiber Florus hat die Spanier so geschildert, wenn er sagt: Hispaniae nunquam animus fuit adversus nos universae consurgere: nunquam conferre vires suas. Eben dasselbe konnte Napoleon Bonaparte sagen.

Alle englischen Kommissare haben unterdes Order erhalten, nicht mehr für ihre Regimenter ganz allein zu sorgen, sondern alles, was sie sich verschaffen können, an den Generalkommissar Dalrymple in ein gemeinschaftliches Depot abzuliefern. Demzufolge nahm ich einen Korporal und zehn Dragoner und segelte auf gut Glück über die alte Brücke, um die Gegend jenseits des Tajus besonders wegen Schlachtvieh zu rekognoszieren. Wir waren schon einige Stunden umhergeritten, alles schien öde, verlassen und geflüchtet zu sein. Endlich hielten wir ermüdet in einem engen Tale an einer ziemlich steilen Hügelkette still. Wir horchten, nichts rührte sich; endlich hatte ein Dragoner, ein Irländer, den Einfall, auf eine Anhöhe zu steigen, sich platt auf die Erde zu legen, das eine Ende des Ladestockes seiner Pistole in die Erde und das andere Ende sich ins Ohr zu stecken und zu horchen. Nicht lange hatte er so gelegen, als er aufsprang und bei Sankt Patrik schwur, er habe jenseits der Berge das Blöken von Vieh und das Geläute von Kuhglocken vernommen. Als wenn eine Festung gestürmt werden sollte, ging's nun den Berg hinan, und kaum hatten wir nach einer Viertelstunde den Gipfel oder das Plateau desselben erreicht, als wir ein sehr enges Tal, ganz von Bergen umgeben, und darin zu unserer großen Freude eine Menge Vieh aller Art, Ochsen, Kühe, Rinder, Kälber, Schweine und etwa 6000 Schafe und Ziegen, einen hölzernen Schuppen, einen Brunnen, aber auch Hunde und mit langen Flinten bewaffnete Hirten erblickten. Wie wir uns näherten, attackierten uns die Hunde wütend, letztere schienen wie vom Donner gerührt. Ich ließ sie von meinen Dragonern überflügeln, ritt dann mit der Pistole in der Hand allein auf sie zu, sagte, sie müßten mir mit allem Vieh zum englischen Hauptquartier folgen, allwo es geschätzt und bei Heller und Pfennig ihnen bar und gut bezahlt werden würde. Dazu fügte ich noch einige Worte der Erläuterung und des leidigen Trostes, nämlich sie möchten Geduld haben, eine spanische Phrase, wenn man sich fügen muß. Nach vielem und langem Widerstreben, Lamentieren, sich die Haare Ausraufen, Protestieren, Bitten, alle Heiligen Anrufen usw. sagten sie endlich: si, si, es la neustra disgracia, holten seufzend ihre Bündel, lockten die Hunde und trieben das Vieh zusammen; vamos! kommandierte ich und fort ging's.

Es war gegen Abend, als wir die Brücke von Talavera wieder erreichten. Einige vierzig Mann spanischer Kavalleristen, die ihre Pferde getränkt, ritten ohne zu fragen zwischen meine Schafe, packten sans façon hier und da eins in die Wolle, hoben es aufs Pferd und wollten sich davon machen, wurden aber von uns mit Säbelhieben in die Flucht geschlagen und die Beute ihnen wieder abgejagt. Kaum in die ersten Straßen der Stadt gelangt, bemerkte ich ein Weib, welches vor der Tür stand und mit Verwunderung das Vieh betrachtete, einen fürchterlichen Schrei ausstieß und sich die Haare aus dem Kopfe raufte. Hierauf stürzten mehrere Weiber aus den Häusern und stimmten dasselbe Geschrei an. Bald war ich von Hunderten solcher Megären, zuletzt auch von drohenden Männergestalten umringt, die mich mit Bitten und Fluchen bestürmten: ihr Vieh, Herr Jesus! das Talavera-Stadtvieh! zu pardonieren. Unter dem Bedeuten, daß solches nicht anginge: no puede ser, no ha remedio! tened pacienzia! Solo el commissario General puede desembargar el vuestro ganado! und anderen solcher glatten Redensarten von meiner Seite rückte der Zug aber immer vorwärts und endlich in die Torflügel des großen Hofes, wo Mr. Dalrymple wohnte. Hier stimmten die Weiber ein abermaliges Tutti an. Ich fand den Generalkommissar mit dem großen Lissaboner Lieferanten Senhor Sampayo, der eine Menge Ochsen auf dem Wege von Portugal nach Spanien hatte, die aber noch nicht angekommen waren, in ängstlicher Konferenz! Kaum aber rapportierte ich meinen Fund, als mich beide mit Entzücken und der Versicherung umarmten, ich habe sie aus einer grenzenlosen Verlegenheit gerissen. Ich empfahl nun das unten harrende und die Treppe belagernde Volk nebst den im Hofe blökenden und sich drängenden Ochsen, Schafen und Ziegen dem Generalkommissar und machte mich behende davon. Andere Kommissare, um nicht leer zu kommen, hatten Schweine, Puterhühner, Gänse und Enten geschickt, und ich sah nachher die Quartiermeister abziehen, jeder zum Beispiel mit vier Ochsen, einem Schwein, fünfzig Schafen, zehn Ziegen, zehn Putern, zwanzig Enten usw., alles durcheinander, worüber dann viel gelacht wurde.

25. Juli. General Cuesta ist bis Santa Olalla und Torrijos vorgedrungen, indem Sir Arthur wegen Mangel an Lebensmitteln solches zu tun sich weigerte. Unsere Vorposten sind zwar auch bis Santa Olalla vorgegangen, aber nur, um mit der spanischen Armee und der unter dem General Wilson stehenden Lusitanischen Legion in Escalona in Verbindung zu bleiben. Ich wurde wiederum, diesmal aber mit einem Sergeanten, einem Korporal und zwanzig Dragonern detachiert, um jenseits des Tajus nach Mehl oder Brot und Wein einen Streifzug zu machen. Obgleich ich bereits morgens drei Uhr mit dem Regimente fouragiert hatte, sehr müde und abgemattet war, mußte ich dennoch bei einer fürchterlichen Hitze mittags aus Talavera reiten; mein Weg ging wieder über die Brücke jenseits des Tajus, als wo ich Lebensmittel zu finden das meiste Glück zu haben glaubte. Wir gerieten

in eine öde, lange Heide, wo wir weit um uns her sehen konnten. Nach einigen Stunden gewahrten wir Pappeln und Gebüsch und endlich in einer Niederung einen Flecken. Wir machten halt und hielten Kriegsrat. Ich sandte zwei Mann rechts und links in die Flanke und rückte vorsichtig aufs Dorf los; denn obgleich die Franzosen auf der anderen Seite des Tajus standen, so konnten sie dennoch fouragierende Patrouillen herüber mir in den Weg schicken; ich mußte daher sehr vorsichtig zu Werke gehen. Am Eingange des Nestes gewahrten wir mit Erstaunen, daß die Einwohner wie besessen in den Straßen davonrannten und sich in die Häuser versteckten. Ein altes Weib, das nicht fort konnte und, wie die Einwohner, glaubte, wir wären Franzosen, wollte es recht gut machen und schrie: Viva, viva Franceses! Viva la Francia! Aber die machte Augen, wie wir lachend erwiderten: Maldita sea la Francia, viva Inglaterra, viva Espanha! Auf dieses Geschrei öffneten sich mehrere Haustüren, und kaum gewahrte man die kurzen Schwänze unserer Pferde, ein damals allgemein angenommenes Wahrzeichen, woran sowohl die Franzosen als die Spanier die englische Kavallerie in der Ferne erkannten, so erwiderte man schüchtern: viva Inglaterra! Auf dem Marktplatze angelangt, wurden wir alsobald schon von einer jubelnden Volksmenge umringt. Gravitätisch erschien der Alkalde mit einigen Honoratioren; ich eröffnete ihm mein Anliegen und zeigte ihm dabei als sichere Zahlung die vom Generalkommissar mir mitgegebenen Dublonen. Franzosen waren noch nicht hier gewesen. Dieses schien mir unbegreiflich; denn obgleich der Tajus zwischen uns lag, so erlaubte dessen niedriger Wasserstand doch, denselben zu furten. Beide Armeen standen einander sehr nahe. Der Anblick meiner Dublonen hatte indessen den Alkalden elektrisiert. Alle Einwohner erhielten Befehl, die ganze Nacht zu backen, auch alles vorrätige Brot, Wein, Vieh usw. sogleich zu liefern. Einer der Einwohner bat dringend, mich bei ihm zu quartieren; dennoch war mein Quartier eben nicht sehr brillant. Am kleinen Marktplatze in einer Estallagem oder großem Stall wurden die Pferde der Dragoner gestellt, wobei ich aber empfahl, daß dieselben gleich nach dem Füttern und Tränken gesattelt und aufgestangt bleiben möchten. Trotz dieser Vorsicht schoß ich dennoch einen abscheulichen Bock, der uns hätte teuer zu stehen kommen können; ich vergaß nämlich, außerhalb des Ortes Vedetten aufzustellen und patrouillieren zu lassen. Nachdem ich mit dem Alkalde und einigen Pfaffen, die hierzulande in alles sich mengen, meine Angelegenheit arrangiert und mich über die rasch eingehenden Brotlieferungen gefreut, auch wegen der mit dem Grauen des Tages parat zu haltenden Karren das Nötige verabredet hatte, ging ich mit meinem Wirt zu Haus, um zu essen. Wir hatten außer einer Olla und dem Gebratenen auch Gurken und Eier auf dem Tische, und ich war eben im Begriff, solche zu schneiden und einen deutschen Gurkensalat davon zu fabrizieren, als ein plötzliches Gelaufe und Gerenne in den Straßen nebst Stimmen, welche Franceses! riefen, sich ver-

nehmen ließen. Valganos Dios! sagte mein erblassender Wirt und bekreuzigte sich. Mir fiel Messer und Gurke aus der Hand; jedoch rekolligierte ich mich, wischte wie der Blitz zum Hause hinaus, um mein Pferd, welches im Dragonerstalle stand, zu besteigen und, der Mond schien sehr hell, falls Gegenwehr untunlich, womöglich an der Schattenseite der Häuser zu entwischen. Die Dragoner stürzten eben pêle-mêle aus dem Stalle heraus und stiegen auf, als plötzlich aus einer der Straßen ein fürchterliches Pferdegetrappel erscholl und vierzig Mann auf den Platz pretschten, die aber — rote Uniformen, dreieckige, verquer aufgesetzte Hüte trugen und unsern vierten Dragonern, Queenstown, daher sehr ähnlich sahen und — es auch waren. Statt Mord und Todschlag entstand nun ein freudiges Getümmel. Dieses Detachement wurde angeführt von einem Don Quichote de la Mancha dem Zweiten, nämlich meinem Kollegen, dem A. A. Commissary Mr. John Downie. Dies war derselbe, der nachher ein spanisches Korps in altspanischer Tracht meist auf eigene Kosten errichtete, damit Spanien befreien wollte, von der Familie Pizarro mit dem Degen des Eroberers von Mexiko beschenkt wurde, bei Merida von einem Bombenstück die eine Backe verlor, mancherlei Schicksale erlebte, sein ganzes Vermögen in spanischen Diensten zusetzte und endlich nach dem Kriege von Ferdinand dem Siebenten als Kastellan des Schlosses in Sevilla in Ruhestand versetzt wurde. Er trug über seiner Kommissaruniform eine schwere Dragonergiberne und einen geladenen Karabiner mit gespannten Hahnen in der Hand. Unglaublich freute er sich, mich zu sehen, sagte aber, er wäre mein Retter gewesen, denn er sei mit einer starken französischen Chasseurpatrouille, die hierher gewollt, nicht weit vom Orte zusammengetroffen, habe sie geworfen, einige Mann getötet, auch einen Kollegen, nämlich einen französischen Kriegskommissar, sowie einige Mann zu Gefangenen gemacht. Und so war es. Nachdem letztere im Ortsgefängnisse, um sie vor der Volkswut zu schützen, in Verwahrung und alle anderen in Quartieren untergebracht waren, begaben wir uns mit Feder, Tinte und Papier ins Gefängnis, um die Gefangenen zu examinieren und sie dann mit unserem Rapport an Sir Arthur Wellesley zu schicken. Es hatte sich aber eine solche Menge Volks vor dem Gefängnisse versammelt, die mit wütendem Geschrei die Gefangenen heraus und zu morden verlangten, aber bedeutet wurden, daß wir Engländer solches nicht zugeben würden, daß wir kaum durchkommen konnten. Das Verhör fing an, ich war Sekretär. Der gefangene Kollege war ein Elsässer und sprach etwas deutsch; nie hat es aber einen verstockteren Delinquenten gegeben; unbedeutende Fragen beantwortete er gelassen und prompt, aber alle Fragen über die Stärke des Feindes, seine Bewegungen usw. entweder mit hartnäckigem, finsterem Schweigen oder mit einem: je ne sais pas. Komisch sah es aus, wie der sechs Fuß lange knochige Downie, verquer auf einem Stuhle reitend, ein langes spanisches Rohr bald wütend in der Luft schwang, bald liebkosend

dem Gefangenen auf die Schulter legte und dabei zuweilen rief: Hörst du, Kamerad, wie das Volk draußen wütet? Bekenne, oder wir verlassen dich, und dann hast du sogleich fünfzig Dolche im Leibe. Darüber lachte dann der Herr Kamerad und meinte, wir würden als Engländer eine solche Greueltat nie zugeben. Er hatte recht. Endlich ermüdet, gab er nach, ob er uns aber in allem die Wahrheit sagte, steht dahin. Jedoch traf seine Behauptung, daß die französische nun vereinigte Armee umkehren und uns morgen angreifen werde, richtig ein. Zwölf Uhr nachts, als sich das Volk verlaufen, wurden die Gefangenen mit einer Depesche nach Talavera spediert. Downie sein Wirt, ein Fidalgo, dessen Sohn Offizier bei Cuestas Armee war, hatte unterdessen auf massivem, altmodischem Silber ein köstliches Abendessen serviert. Wir tranken und schwatzten bis spät in die Nacht, schliefen dann einen Augenblick auf unseren Stühlen sitzend, und kaum graute der Morgen, so rüsteten wir uns zum schleunigen Abzuge und trafen mit Lebensmitteln beladen glücklich wieder in Talavera ein. —

26. Juli: Beim Zuhausekommen hörten wir, Cuesta sei, weil der spanische General Vanegas entweder aus Feigheit oder mit Trotz gegen Sir Arthur Wellesleys Meinung nicht wie verabredet vorgegangen, um die Vereinigung Josephs, Victors und Sebastianis zu verhindern, sondern in der Mancha stehen geblieben, von den vereinigten Franzosen bei Torigos angegriffen und geschlagen worden. Der einfältige und prahlerische alte Cuesta hatte es sich nämlich von Sir Arthur expreß ausgebeten, mit seiner Armee die Vorhut machen zu dürfen. Bald kam diese auch in großer Unordnung zurück, und nur die englischen Vorposten, nämich eine Division Infanterie und eine Brigade Kavallerie, blieben bei Casalegos auf dem Wege nach Madrid stehen. Am Abend fingen die Franzosen mit diesen zu scharmutzieren an.

Am 27. Juli gab's frühmorgens Alarm, und da eine Schlacht unvermeidlich schien, ritt ich hinaus, um solche mit anzusehen. An einer hölzernen Brücke hielt eine große altväterische Kutsche, mit sechs bunt verzierten Maultieren bespannt. Ein Mann, etwa 70 Jahre alt, in einem braunen Kleide und runder Stutzperrücke, den man, wenn er keine Orden getragen, für einen alten deutschen Tütenkrämer gehalten haben würde, stieg mit mehreren Offizieren heraus, ging über die Brücke, besah und monierte ein Loch darin und setzte sich sodann auf die Stufen eines am Wege stehenden steinernen Kreuzes nieder. Die Offiziere seines Stabes standen um ihn her und rauchten Papierzigarren. Es war Don Gregorio de la Cuesta, spanischer Oberbefehlshaber! Der Feind war am Morgen in starken Kolonnen auf dem Wege nach Talavera vorgegangen. General Sherbrooke kommandierte die Avantgarde zu Cavasleguas, und es bestand diese aus den Divisionen der Generäle Mackenzie, Sherbrooke und Anson. Alle waren zur Schlacht bereit, als eine Order von Sir Arthur sie zurückrief. Ihre Retirade wurde auf eine höchst musterhafte Weise von Ansons Kavallerie, Kolonel Dons Brigade-Infanterie

und den deutschen Scharfschützen vom 60. Regimente gedeckt und ausgeführt. Nachdem General Sherbrooke gesehen, daß das Gros der englischen Armee noch eine halbe deutsche Meile zurück sei, setzte er seine Retirade bis zur Alberche fort. Die Franzosen folgten schnell und saßen ihnen dicht auf den Hacken. Er hatte eine starke Artillerie zur Hand. Jenseits der Alberche fand ich unsere Armee in bewunderungswürdiger Haltung mit durchziehendem Treffen en échiquier und nach Signalen unter Kanonendonner sich langsam zurückziehen. Es war ein schöner Anblick. Rechts an einer Anhöhe die ganze spanische Armee in drei Treffen terrassenförmig aufgestellt. Links in der Ebene die wie auf einem Exerzierplatze manöverierende englische Armee. Während alles dieses vorging, wurde ein sehr hübscher, aus netten Hütten formierter und mit geraubten Möbeln aus Palavera verzierter französischer, für etwa 20000 Mann eingerichteter Lagerplatz, zugleich aber auch mehrere Getreidefelder, von einem englischen Kommando angesteckt und vermehrte durch das Prasseln der Flammen und durch ungeheure Rauchwolken das Imposante und Furchtbare des Anblickes. Wohlgemut und mich freuend, daß ich Gelegenheit habe, dergleichen mit anzusehen und zu erleben, ritt ich zwischen allem diesen herum, als unser General Payne vorübersprengend mich erblickte und einen Adjutanten an mich abschickte, der mir sagte, ob ich wohl wisse, daß ich mich auf einem höchst gefährlichen Fleck befände. Der General ließe mir wohlmeinend befehlen, ohne Zeitverlust über die Alberche zurückzugehen. Verwundert blickte ich um mich her, denn ich sah gar keine so eminente Gefahr. Indessen ritt ich brummend durch die Alberche und zu dem 14. Dragonerregimente, welches jenseits aufmarschiert stand. Kanonen wurden aufgefahren, um die Franzosen zu empfangen. Sobald die Armee herüber und nach allgemeiner Meinung eine Schlacht für heute nicht zu erwarten war, denn Sir Arthur wollte nicht jenseits, sondern diesseits der Alberche sich schlagen, so ritt ich langsam durch einen großen Olivenwald, in welchem eine Division sich bereits kommode machte, sowie an einem alten ruinierten Kloster vorbei, welches von Rotröcken wimmelte und krimmelte, nach Hause. Kaum war ich, etwa 5 Uhr, in Talavera angelangt, als von der Alberche her ein fürchterliches Kanonen- und Gewehrfeuer gehört wurde. Die Franzosen waren nämlich jenseits der Alberche hinaufgezogen, als wenn sie lagern wollten, hatten aber unter dem Schutz der hier ungewöhnlich dichten Olivenwälder an einer seichten Stelle des Flusses ein leichtes Corps, welchem bald mehrere folgten, herübergesetzt und unter den Olivenbäumen heranschleichend, wenn man die Wahrheit sagen soll, unsere leichte Division unter General Mackenzie eigentlich überrascht, die, von der Übermacht erdrückt, sich auf die Blaine zurückzog und dort von unserer Armee aufgenommen wurde. Der Feind drängte hierauf so weit heran, daß er auch den General Hill, jedoch nur auf einige Minuten, von seiner Anhöhe vertrieb, der sich aber sogleich mit dem Bajonett wieder in den Besitz derselben setzte. Dieses Ge-

fecht, welches die Spanier mit der größten Gemütsruhe mit ansahen und in welchem Franzosen und Engländer mit Wut und Erbitterung fochten, kostete beiden eine Menge Leute, wobei der von unserer Seite gebliebene General Mackenzie sehr bedauert wurde. Auch in der Nacht versuchten die Franzosen mehrere Male, diese Anhöhe wieder zu nehmen, wurden aber jedesmal mit Verlust zurückgetrieben. Der letzte abermals vergebliche Angriff geschah gegen Morgen. Nun verloren die Spanier, welche die Ausdauer und den Mut der Engländer noch nicht kannten, die Contenance, verließen haufenweise ihre Biwaks und Verschanzungen und flüchteten mit einer Menge ihrer Bagage durch die Stadt. Ich und Mr. Myler, wir hielten unsere Pferde gesattelt und kannegießerten abends bei einer einsamen Zigarre, hinter unserem Weinschlauch sitzend, bis spät in die Nacht über die Begebenheiten und deren Folgen, die uns morgen bevorstehen könnten.

Der grauende Morgen des 28. Juli 1809, ein mir unvergeßlicher Tag, brach endlich an, und wie der Himmel nach Osten, also nach der feindlichen Seite, immer feuriger sich rötete, weckte uns ein schreckliches Gewehrfeuer, vermischt mit Kanonendonner. Schnell packten wir auf und ritten heraus. Links zog sich ein nicht sehr hoher Bergrücken hin, rechts lag die Stadt und der Tagus, in der Mitte die Ebene und einige hohe Hügel, die von unseren Truppen besetzt waren. Dahinter stand unsere Kavallerie, die 14., 16., 23. leichten Dragoner, 3. und 4. schweren Dragoner und die 1. Husaren der Legion. Die Position mochte eine Stunde breit sein und war in einen grauen Pulvernebel gehüllt. Der linke Flügel lehnte sich an den Bergrücken und ward durch eine Anhöhe in der zweiten Linie, wo der General Hill befehligte, geschützt. Gegen 8 Uhr erfolgte ein allgemeiner Angriff auf die britische Linie; er war schrecklich, aber der Feind wurde von den Unsrigen geworfen. Mittags gegen 11 Uhr unternahm er einen abermaligen Angriff auf den rechten Flügel, den zu meiner Verwunderung die Spanier tapfer abwehrten. Der Donner der Geschütze, verbunden mit dem Gesause und Gepfeife der Kugeln, bei einem solchen Angriffe gleicht einem fürchterlichen Gewitter, wo Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgt und wovon der Erdboden und das Herz im Leibe erzittert und erbebt. Die von dem General Hill so hartnäckig behauptete Anhöhe hatte man in der Nacht mit einigen Kanonen besetzt, und sie wurde auch von mehreren Divisionen verteidigt; selbst Lord Wellington hielt sich den größten Teil des Tages daselbst auf, denn es hing von deren Besitz der Ausgang der Schlacht ab. In den Mittagsstunden wurde das Feuer von beiden Seiten wegen der unerträglichen Hitze etwas eingestellt, aber um 2 Uhr machten die Franzosen mit großem und kleinem Geschütz wieder einen schrecklichen Angriff. In Front unserer Kavallerie flog ein spanischer Pulverwagen in die Luft und mit ihm ein Artillerist, der mit ausgesprengten Armen und Beinen wie ein Frosch hoch durch die Luft segelte. Zu gleicher Zeit drangen um 3 Uhr nachmittags starke feindliche

Kolonnen gegen die Anhöhe vor, worauf sich Sir Arthur Wellesley befand. Der Feind kam mit seiner ganzen Macht; er schien determiniert, die von den Briten so heldenmütig verteidigte Anhöhe mit Gewalt à tout prix nehmen zu wollen; er schickte drei starke kompakte Kolonnen an den Eingang des Tales, welches unsere Position flankierte; er avancierte gegen den Hügel und gegen das Zentrum mit einer enormen Masse Menschen. Ausgenommen, daß hier und da einige Kanonenschüsse fielen, war, während dieses Manöver ausgeführt wurde, alles grauenhaft still. „Schwer und staubig — eine Wetterwolke — durch die braune Ebene rasselte der Marsch — zum wilden Würfelspiel. — Halt! — Und die Regimenter fesselt das starre Kommando. — Lautlos steht die Front. — Vorüber an hohlen Totengesichtern — nieder jagt der Major." — Unsere ganze Armee stand in schrecklicher Erwartung. Der Feind rückte mit einer beispiellosen Kühnheit und in großer Ordnung heran. In diesem Augenblicke erschien ein Adjutant, welcher der leichten Brigade unter General Anson den Befehl brachte, die vorderste dieser Kolonnen unverzüglich anzugreifen. Aufs Kommandowort: „Aufgesessen! Marsch!" ging erstere im starken Trott in Angesicht beider Armeen und in der schönsten Ordnung vorwärts, die Generale Payne und Anson nebst ihrem Stabe an der Spitze. Ein die Luft erschütterndes Geschrei unserer und der spanischen Armee begleitete sie. Als die Flügelhörner zum Chok und Angriff bliesen, erhob sich eine Staubwolke, und bald hernach bot sich eine unbeschreibbare, aber zugleich auch furchtbare Szene dar. Eine vom Regen ausgewaschene und sich links von dem Bergrücken durchs Tal ziehende Ravine oder Erdspalte, deren es hier mehrere gab, hielt diese acht Schwadronen, welche eben Karriere machten und Hurra schrien, plötzlich auf, wobei die vordersten teils hinübersetzten, teils hineinstürzten; dennoch konnte nichts die Kühnheit der die tête machenden 23. Dragoner aufhalten, die trotz dieses Hindernisses hinüberhaspelten, sich formierten und, indem sie auf ein dichtes französisches Karree wütend einhieben und mit einer mörderischen Kanonen- und Gewehrsalve begrüßt wurden, beinahe alle auf dem Platze blieben. Das 1. Husaren-Regiment, hierdurch gewitzigt, prellte vor der Ravine zurück und kam noch mit blauen Augen so davon. Mehr konnte ich von der Anhöhe, worauf ich stand, nicht observieren, denn ein dicker Pulverdampf bedeckte während einer grausen momentanen Stille alles. Nur Pferde ohne Reiter sprengten hie und da heraus und über das Schlachtfeld. Indessen hatte dieser wütende, obgleich verfehlte Angriff, der aber doch bewies, von welchem Material die englische Kavallerie gebildet war, die Franzosen so stutzig gemacht, daß sie die Stürmung der Höhe nicht allein aufgaben, sondern es hatte eine Abteilung der französischen Kavallerie sogar die Flucht ergriffen und dadurch unserer Artillerie das Signal gegeben, fürchterlich in die Karrees der Franzosen hineinzudonnern. Gleich darauf erhielt auch die Brigade schwerer Kavallerie unter General Fane mit spanischer Artillerie hinter sich

Befehl, bis nahe an die feindlichen Linien zu dringen und die Überbleibsel der 23. Dragoner, von 600 nur 119 Mann, zu retten. Dort angekommen, öffnete sich die schwere Brigade und ließ die Artillerie durch, welche dann ein mörderisches Feuer unter die gedrängten Haufen der Franzosen richtete. Auf diesen unseren Angriff folgte einer von seiten des Feindes, der, nun auch in seiner linken Flanke von unserer Kavallerie bedroht, sich zu entwickeln fürchtete und daher unseren mit matten, verwundeten und sterbenden Kriegern bedeckten Hügel zwar in Ruhe ließ, aber seinen Angriff dagegen auf unser Zentrum richtete, der aber von der Division Campbell, durch einen Teil der spanischen Kavallerie unterstützt, so wirksam abgeschlagen ward, daß die Angreifenden fünfzehn Kanonen, einige Adler und viele Verwundete und Tote im Stich ließen. Ich wollte eben in die Stadt reiten, als ich einige von der Musikbande der Legion einholte, die einen toten Offizier, der nichts als Hemd, Unterhose und Strümpfe anhatte und dessen Kopf in ein Schnupftuch gehüllt war, quer über ein Pferd hängend, feierlich und mit betrübten Blicken einhergeleiteten. Es war mein Gönner, der General Langwerth v. Simmern; ein Anblick, der mich innerlich betrübte. Sein Aide de camp, Kapitän v. Zerssen, war verwundet. Ein deutscher Scharfschütze vom 3. Bataillon des 60. Regiments, im Gesichte von Sonne, Staub, Schweiß und Pulver ganz schwarz gefärbt, kam aus der Schlacht, warf sich ermattet auf die Erde und versicherte mir, er habe zweimal 60 Patronen verschossen, die Zunge klebe ihm vor Durst am Gaumen, er könne nicht mehr fechten, auch wären von seiner Kompagnie keine zehn Mann mehr am Leben. — Unterdessen war ich durch Talavera geritten, um zu sehen, wie es auf spanischer Seite aussähe. Die Olivenwaldungen, in welchen unaufhörlich geschossen wurde und aus welchen hier und da Kommandos und Patrouillen sowie einzelne teils verwundete, teils sich davon schleichende spanische Soldaten hervortauchten, ließen eine Ansicht nicht zu. Nur vor dem Tore rechts auf einem vom Stadtkehricht durch die Zeiten angehäuften Hügel war eine spanische Batterie aufgepflanzt und gegen den Olivenwald gerichtet, welchen die Spanier mit lauernden und ängstlichen Blicken zu betrachten schienen. Recht innerlich mußte ich lachen, als ich die Zündlöcher dieser Kanonen in Ermangelung bleierner Kapellen mii den dreieckigen Hüten der Artilleristen zugedeckt fand. Auch begegnete ich zwei Offizieren, die den Morgen mit Postpferden angekommen bei mir gefrühstückt hatten, und da sie noch keine Uniform, sondern Zivilzeug trugen, denn sie waren erst Offiziere geworden, sogleich aufs Schlachtfeld und in ihr Regiment traten, um, wie sie sich zwar brav, aber als Irländer auch komisch ausdrückten: not to loose such a sweet and beautifull opportunity to get promoted (damit sie eine so süße und himmlische Gelegenheit nicht verlören, befördert zu werden, d. h. in den Himmel oder zu Leutnants). Jeder hatte sich dort mit Waffen versehen, beide sich tapfer geschlagen, beide waren verwundet, und der eine zeigte mir seinen Degen,

den er in einem Bajonettangriffe — by Jesus! — auf Franzosen krumm und schief gehauen hatte. Kaum in meinem Quartiere angekommen, um mich und mein müdes Pferd nach achtstündigem Fasten etwas zu erfrischen, so kündigte ein fürchterlicher Kanonendonner gegen den linken Flügel des Zentrums unter General Sherbrooke einen neuen Angriff an; der linke Flügel dieses Generals war auf einem hohen Hügel postiert, der in einer Linie mit der Stadt lag. Zwischen diesen zwei Punkten waren wir aufmarschiert. Die ältesten Soldaten konnten sich nicht erinnern, je einen mit solcher Wut und Verzweiflung geleiteten Angriff erlebt zu haben, der auch auf einen Augenblick gelang. Allein die englischen Garden und die Bataillone der deutschen Legion trieben den Feind abermals mit der größten Bravour durch das Bajonett wieder zurück. Es geschahen von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit, wodurch der Verlust gegenseitig sehr vergrößert wurde. Besonders litten die englischen Garden, weil sie zu rasch und ohne ihr Soutien abzuwarten vorgegangen waren. Auch die Artillerie der deutschen Legion unter dem Major Hartmann, dem Kapitän Heise und dem Kapitän Braun usw. soll sich ganz vorzüglich brav benommmen haben. Die Spanier, an die englische Ausdauer nicht gewöhnt und bei diesem wütenden Angriffe verzagend, warteten das Resultat nicht erst ab, sondern stürzten sich scharenweise, vermischt mit ungeheurer Bagage, durch die Stadt und stopften die Straßen. Auch die oben erwähnte spanische Artillerie kam, ohne einen Schuß getan zu haben, wütend angeklappert und ritt und fuhr alles in Grund und Boden. Es wurde Nacht, und das Feuer schwieg. Nur dann und wann blitzten noch einige Kanonenschüsse auf den Anhöhen unseres linken Flügels. Augenscheinlich war die ganze französische Armee bei diesem letzten Angriff wirksam gewesen, hatte aber an John Bull einen kräftigen und zähen Widerstand gefunden. Dennoch stand unsere Lage kritisch. Die englische Armee stand mit gelichteten Reihen ermattet unter den Waffen. Die Franzosen waren zwar zurückgegangen, hingen aber gleichsam noch an unserer Position, wo sie jeden Schritt kannten und nur den Tag zu neuen Angriffen zu erwarten schienen, oder auch die Absicht haben mochten, wie man meinte, sich der Stadt in der Nacht bemächtigen zu wollen. Ich, Mr. Myler und Mr. Baylay, wir hielten also Kriegsrat und beschlossen, statt einer Überrumpelung uns auszusetzen, lieber zu biwakieren.

Am 29. Juli mit dem Grauen des Tages hörten wir Truppen dicht an uns vorbeidefilieren. Es war die Division Crawford, die von Lissabon kommend in den letzten 24 Stunden 12 spanische Meilen gemacht hatte, um noch an der Schlacht teilnehmen zu können. Ein solcher Zuwachs frischer Truppen erfreute unser Herz. Sie gingen auf Vorposten. Sobald wir hörten, der Feind habe seinen Rückzug in der Nacht nach Santa Olalla angetreten, um Madrid zu decken, so ritten wir wieder in die Stadt. Aber o Himmel! wie sah es in unserem Quartiere aus. Die spanischen Soldaten selbst hatten es geplündert. Alle Kisten und Kasten waren aufgeschlagen, ihr

Inhalt allenthalben umhergestreut, geraubt, zerbrochen und zerfetzt, unsere Betten, nachdem man selbige aufgeschnitten, Federn und Pferdehaare herausgeschüttet, gestohlen, die Bibliothek lag mitten im Zimmer und die Repositorien oben darauf usw. Knietief watete man in Bettfedern, Plunder aller Art, zerbrochenem Hausgerät, Scherben, Büchern, Schriften usw., womit der Boden der Zimmer bedeckt war, umher. Mit Mühe konnten wir einen Topf finden, um darin unser gewöhnliches Frühstück, dünne Wasserschokolade mit Schiffszwieback, zu kochen. Ein Lehnstuhl und einige in Schweinsleder gebundene Heiligenlegenden, sowie alte juristische Knasterbärte wurden dabei als Feuerung gebraucht. Nachdem wir uns auf diese Weise erquickt hatten, brachen wir auf, um unser Regiment zu suchen. Wir fanden endlich unsere Regimenter an der Alberche wieder, wo sie unter Bäumen kampierten und in halb abgebrannten Kornfeldern furagierten. Unsere Vedetten standen diesseits und jenseits des Flusses.

30. Juli. Geschäfte hielten uns den ganzen Tag auf den Beinen, und erst um Mitternacht konnten wir etwas Suppe und Fleisch zu uns nehmen, welches späte Diner uns aber gar nicht inkommodierte, denn wir haben trotzdem und zwar auf bloßer Erde dennoch wie die Bären geschlafen. Morgens früh ging jeder an seine Geschäfte. Gegen Mittag hielt ich am Eingang der Stadt und sah die Verwundeten, Freund und Feind, auf Ochsenkarren hereinbringen; ein trauriger Anblick! Manche, die gefangen gewesen, in der Nacht echappiert waren, unter anderem auch zwei Offiziere vom 23. Dragonerregiment, Kapitän Drake und Leutnant Anderson, die sich in ein Karree der Franzosen hineingehauen hatten und gefangen worden waren, fanden sich wieder ein und wußten nicht genug von den unwürdigen Mißhandlungen zu erzählen, welche sie von den Franzosen hatten erdulden müssen. Der Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen beträgt 5367 Mann Engländer, nämlich: 35 Offiziere und 2 Generäle tot, 195 verwundet; 797 Gemeine tot, 3685 verwundet, 644 vermißt. Zusammen 5358 Mann hors de combat und 3000 Mann Spanier. Die Franzosen haben 12000 Mann, mehrere Kanonen und Munitionswagen verloren. Ganze Brigaden sind ihnen vernichtet worden. Von den deutschen Legionen sind folgende Offiziere geblieben oder verwundet (unvollständige Liste):

General Langwerth v. Simmern, tot.

Kapitän, aide de camp, v. Zerssen, verwundet.

Verwundet:

Vom 1. Bataillon: Major Bodecker; die Kapitäne v. Marschall, W. v. Saffe, v. Petersdorf, v. Wersebe, Heinrich v. Hodenberg; die Leutnants v. Goeben sen., E. v. Hodenberg, Fr. v. Hodenberg, A. v. Saffe, Schlütter; Fähnrich Allen.

Vom 2. Bataillon: Oberstleutnant Brauns; Major Belleville; die Kapitäne Bergmann, Heldrith, Scharnhorst; die Leutnants Beuermann, v. Wenkstern, v. Weisel, v. Wick, v. Holle; die Fähnriche Fink, Schmidt, v. Billab, Blumenhagen.

Vom 5. Bataillon: die Kapitäne Hamelberg, Gerben, v. Linsingen, v. Düring; die Fähnriche E. v. Brandis, Köhler.

Vom 7. Bataillon: Major v. Berger; die Leutnants Volger, v. Freitag, v. Offen. (In diesem Bataillon war ich Fähnrich geworden.)

Vom 1. Husarenregiment der Legion die Leutnants E. Poten und Teuto. Ersterer, mein spezieller Freund, war mitten durch die Brust geschossen.

Die Franzosen sind nach Aussage eines gefangenen Offiziers mit 47 000 Mann von den Generälen Victor, Jourdain und Sebastiani kommandiert und unter dem Oberbefehl von Joseph Bonaparte am 22. Juli vor die Alberche gerückt. Viktor soll am 30. Juli nachmittags sich laut beklagt haben, daß er von Soult, der von Plasenzia uns in den Rücken kommen sollte, im Stich gelassen würde. Die französischen Generäle Merlot und Lappisse, sowie eine ungeheure Menge ihrer Offiziere sind geblieben. Übrigens haben die Franzosen erklärt, daß sie während der Schlacht unsere Alliierten, die Spanier, gar nicht als gefährlich geachtet, ja ihre Position, Stärke usw. nicht einmal recht gewußt hätten, indem, wenn wir nur erst geschlagen worden wären, die Spanier von selbst Reißaus genommen haben würden. An uns aber hätten sie Soldaten gefunden, wie sie sein mußten. Und das glaube ich auch. Der König Joseph Bonaparte soll sehr traurig und in Verzweiflung vom Schlachtfelde geritten sein.

Was nun die Schlacht von Talavera betrifft, so hörte ich, nachdem nun alles ruhig geworden, daß unserem Generalissimo Sir Arthur Wellesley folgende vier Vorwürfe gemacht würden: 1. Daß er sich habe von dem alten Weibe, dem spanischen General Cuesta, beschwatzen lassen, die Franzosen an einem Sonntage nicht anzugreifen, wodurch diese in der Nacht entschlüpft wären. 2. Daß er oder sein Generalquartiermeister eine in seiner linken Flanke gelegene wichtige Anhöhe nicht besetzt und seinen Fehler nicht eher eingesehen haben, bis die Franzosen diese Anhöhe in Besitz genommen, worauf nun erst der General Hill, der diesen Fehler schon lange vorher mit Verwunderung bemerkt, aber aus Respekt nicht hat rügen wollen, mit seiner Division beordert worden sei, den Hügel mit dem Bajonett zu stürmen und die Franzosen wieder herunterzujagen, welches er auch, aber mit dem Verlust von vielen braven Leuten, deren Leben durch frühere Besetzung des Hügels hätte erspart werden können, getan hat. 3. Daß er einen Kavallerieangriff von nur einer einzigen Brigade auf mehrere sehr starke feindliche Kolonnen und Karrees, ohne das von Ravinen durchschnittene Terrain zu kennen, und ohne dasselbe vorher von seinem Kavalleriegeneral Payne, dessen Pflicht es eigentlich gewesen wäre, und den er wegen Unterlassung derselben eigentlich hätte kassieren sollen, rekognoszieren und untersuchen zu lassen, wozu er zwei Tage lang Zeit gehabt, beordert habe. Hätte er dieses getan, so würde er den Angriff weiser eingeleitet und ein ganzes Regiment vor Vernichtung bewahrt haben. 4. Daß er als ein siegreicher Feldherr Talavera verlassen und seine Hospitäler dem Feinde preisgegeben.

31. Juli. Nachmittags wurden in den Biwaks verschiedene Auktionen gehalten. Auf der Auktion des von einer Haubitze getöteten Obrist Gordonschen Nachlasses kaufte ich dessen dunkelblaue, sehr feine Überhose mit zwei Reihen Knöpfen um einen Spottpreis; ich habe sie lange getragen. In der Stadt sieht es bunt aus. 8—10000 Verwundete von verschiedenen Nationen okkupieren alle Kirchen, Klöster und Häuser. Alle schreien nach Hilfe, aber die Ärzte können nicht vorkommen. Alle Einwohner sind geflüchtet. Was aber kaum zu glauben ist, so heißt es heute abend, die englische Armee würde nicht vorwärts, sondern wegen Mangel an Lebens- und Transportmitteln zurückgehen.

1. August. Und so ist es. Heute morgen erschien die Order, die Armee solle sich jede Minute marschfähig halten. Unterdessen jagt ein Gerücht das andere. So heißt es: Marschall operiert von Plasenzia her denselben Weg, den wir gekommen, uns im Rücken das englische Hospital solle unter dem Schutze von Cuestas Armee durch englische Ärzte und Kommissare verpflegt, zurückbleiben; ferner, daß die Franzosen umgekehrt wären und bereits wieder an der Alberche ständen (eine Lüge). Die armen Verwundeten, fest überzeugt, daß die Spanier bei dem ersten Kanonenschuß davon laufen und sie der Gefangenschaft preisgeben würden, gerieten über diese traurigen Neuigkeiten in Verzweiflung. Gegen Mittag wurden einige Gerüchte zur Gewißheit, denn alle Kranken und Verwundeten, die nur irgend fortzubringen waren, wurden auf Karren und Maultieren weitergeschafft. Die übrigen Schwerverwundeten blieben zurück. Jammer, Entsetzen und ungeheures Getümmel erhob sich nun in den Straßen. Die Oberärzte und viele beim Hospitaldienst angestellte Personen, die keine Lust zu haben schienen, sich aufzuopfern, zogen heimlich und eiligst von dannen. Auch meine Freunde E. Poten und Teuto, beide schwer verwundet, begleitet vom Doktor Bergmann, der die Ruhr hatte und sich jämmerlich gebärdete, machten sich auf einem Ochsenkarren davon. Verwundete und Kranke, denen man die Möglichkeit, sich zu bewegen, vorher rein abgesprochen haben würde, hatten auf einmal Beine bekommen, wankten, hinkten und humpelten fort, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen. Allein aus der Scylla gerettet, werden sie in die Charybdis fallen, denn mancher davon, wenn er zurück und nicht beim großen Haufen bleibt, wird von den spanischen Marodeuren und Nachzüglern oder von spanischen Bauern, die bei jedem Engländer Geld und Ketzerei wittern, totgeschlagen werden.

2. August. Diese so seltsame Veränderung der Dinge blieb jedem ein Rätsel. Man wußte es sich nicht zu erklären, warum eben dieselbe Armee, welche Talavera so tapfer verteidigt und Joseph zum Rückzuge gezwungen hatte, nach wenigen Tagen diesen wichtigen Punkt, diese schöne Stellung verlassen, so eilig verlassen sollte, um jenseits des Tajos bei Deleyhosa eine feste Stellung zu beziehen! Erst nach mehreren Tagen klärte sich die Sache folgendermaßen auf: Lord Wellington hatte nämlich bei seinem Eindringen

in Spanien mit dem General Cuesta die Übereinkunft getroffen, daß die Päſſe vom Puerto de Banos und Puerto de Penales von den Spaniern verteidigt werden ſollten, und zwar der erſte von dem Marques de la Reyna und der andere von dem Herzoge del Parque. Die Wichtigkeit des letzteren Punktes hatte Lord Wellington noch veranlaßt, dem Marſchall Beresford aufzutragen, mit ſeinen unter ihm ſtehenden Portugieſen auf letzteren ein wachſames Auge zu haben, während er den erſteren hinreichend geſichert glaubte. Aber ſchon am zweiten Tage nach der Schlacht war die Nachricht in Lord Wellingtons Hauptquartier in Talavera eingelaufen, daß zwei feindliche Armeen 60 000 Mann ſtark, die eine unter Soult und Ney, unſeren Rücken gegen Puerto de Banos, die andere unter Mortier und Victor unſere beiden Flanken bedrohe. General Cuesta, ebenfalls ſehr beſorgt für jenen Poſten, hatte dem Lord Wellington vorgeſchlagen, den engliſchen General Wilſon mit ſeinem Korps dahin zu ſenden. Dieſer war nun zwar für ſeine Perſon in Talavera anweſend, ſein Korps ſtand aber in den Gebirgen von Escalona, hatte ſeine Vorpoſten bereits fünf Stunden Weges der Hauptſtadt Madrid genähert, ſelbſt in dieſer Stadt einige Verbindungen angeknüpft und andere wichtige Dienſte geleiſtet, ſo daß der engliſche Heerführer ſich nicht hatte entſchließen können, beſagtes Korps abzurufen. Er hatte daher dem General Cuesta den Gegenvorſchlag gemacht, ein ſpaniſches Korps dahin abgehen zu laſſen. Aber wenngleich Cuesta einſehen mußte, daß das Wilſonſche Korps in jener Gegend nützlich war und jener Paß gleichwohl Verſtärkungen bedurfte, ſo hatte er ſich doch ebenſowenig entſchließen können, einen Teil ſeiner, in der Nähe von Sir Arthur Wellesley keinen Nutzen gewährenden Armee dahin abgehen zu laſſen. Am 30. Juli wiederholte nun Lord Wellington ſeine Aufforderung, aber mit ebenſowenigem Erfolge als das erſte Mal, bis am 2. Auguſt die Nachricht einläuft, die Franzoſen ſeien bereits in Bejar (15 Leguas) eingerückt. Hierauf wird General Baſſecourt mit einem Teile von Cueſtas Armee dahin geſchickt, wobei ſich aber wohl vorausſehen ließ, daß es zu ſpät und der Paß ſchon überwältigt ſein würde. — Noch an demſelben Tage war auch die Nachricht eingetroffen, daß der Marquis de la Reyna mit wenigen Truppen, die nur in 600 Mann beſtanden, ſeinen Poſten aufgegeben und ſich, ohne Widerſtand zu leiſten, über Plaſencia nach der Brücke von Almaraz, die er hinter ſich abzubrechen gedächte, zurückgezogen hätte. Hierauf hatte General Cuesta dem Lord Wellington den Vorſchlag gemacht, daß die Hälfte der Armee dem Feinde in den Rücken geſandt werden und die andere Hälfte in Talavera ſtehen bleiben ſollte. Lord Wellington hatte hierauf erwidert, daß er ſich nicht teilen könne, aber bereit wäre, mit ſeiner ganzen Armee entweder den Poſten von Talavera zu verteidigen oder auch ſich den Abſichten des Feindes zu widerſetzen und zu dem Ende zu marſchieren. Cuesta hatte hierauf gewünſcht, daß Lord Wellington wählen möchte, worauf dieſer ſich entſchloß, zu marſchieren, dem General

Soult eine Schlacht zu liefern und Cuesta, ihm den Rücken zu decken, in Talavera zu lassen, womit dieser denn auch sehr zufrieden gewesen. Übrigens war nach allen Nachrichten, die Lord Wellington seit dem 1. August über die Bewegung der feindlichen Hauptarmee erhalten hatte, zu vermuten, daß, da dieselbe den Plan, Talavera zu erobern, hatte aufgeben müssen, sie jetzt suchen würde, eine Verbindung mit ihrem Korps zu Plasenzia über Escalona herzustellen. Diese am 2. August vom General Wilson bestätigte Vermutung bestimmte Sir Arthur, sich auf alles vorzubereiten und den spanischen General O'Donoghue dringend aufzufordern, durch alle nur möglichen Mittel Karren herbeizuschaffen, welche die Verwundeten fortbrächten, da es nicht unmöglich sei, daß der Feind über Escalona vordringen und Cuesta zwingen würde, Talavera zu verlassen, bevor er ihm zu Hilfe kommen könnte. Cuesta ist hiervon auch schriftlich in Kenntnis gesetzt worden.

Nachdem auf diese Weise alle möglichen Vorkehrungen für die Sicherheit des englischen Hospitals getroffen worden waren, bewegte sich den 3. August die Armee etwas von Talavera und hielt dann wohl eine Stunde unterm Gewehr, ehe wir wußten, ob es vorwärts nach Madrid oder rückwärts gehen sollte. Bald aber wurden alle Zweifel aufgeklärt, denn aus den Olivenwäldern heraus debouchiert zogen wir den Weg, den wir gekommen, gegen Oropesa, wo wir neben der Stadt nachmittags 3 Uhr biwakierten.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Die englische Armee verläßt Talavera. Feiges und sonderbares Benehmen der Spanier. Unser Übergang über den Tagos bei Arzobispo. Tragisches Schicksal einer Schafherde. Meine Fata auf diesem Marsche. Der Bienenkorb.

Der Weg war noch immer mit unseren Leichtverwundeten sowie mit spanischen Vagabunden bedeckt, die sich von ihrer Armee entfernten und wahrscheinlich nach Hause gingen. Aber schon denselben Abend hatte Lord Wellington die Nachricht erhalten, die Franzosen wären von Plasenzia in Noval Moral eingerückt und hätten sich so zwischen ihn und die Brücke von Almaraz geworfen. Eine Stunde später war auch die Anzeige von dem General O'Donoghue eingegangen, Cuesta hätte die Absicht, sich noch denselben Abend von Talavera zurückzuziehen, wobei er, was an Verwundeten zu transportieren wäre, noch fortzuschaffen gedächte. Dieser Entschluß, eigentlich nur ein Vorwand, sein Davonlaufen zu beschönigen, war aus der übertriebenen Besorgnis entstanden, daß Lord Wellington nicht stark genug sein möchte, sich dem Feinde, der von Plasenzia anrückte, entgegenzustellen, sowie Cuesta auch ein anderes Armeekorps fürchtete, welches von St. Olalla her gegen seine Flanke im Anmarsche sei. Sir Arthur, überzeugt, daß dieser

Grund nicht dringend genug sei, einen so wichtigen Posten wie Talavera auf- und das Hospital dem Feinde preiszugeben, auch die Verbündeten einem Angriffe in der Front und im Süden auszusetzen, hatte, darüber sehr aufgebracht, sogleich an Cuesta geschrieben und ihn gebeten, seinen Posten nicht zu verlassen. Der Brief hatte letzteren aber bereits auf dem Marsche getroffen, und sahen wir mit großem Erstaunen die beinahe 30000 Mann starke spanische Armee bei Oropesa ankommen und gleichsam unter den Flügeln der englischen Armee Schutz suchen. — Unter diesen Umständen und da auf die Spanier nicht zu rechnen, blieb für Lord Wellington und seine 26000 Mann starke Armee nur eine Wahl; denn auf der einen Seite hatten wir die Korps von Soult und Ney, die auf 30000 Mann angegeben wurden, im Rücken, während eine andere von 20000 Mann sich bereits im Besitze der Hauptstraße befand, die zu der Brücke von Almaraz führte. Dieselbe war freilich abgebrochen, allein der Tajo hin und wieder dennoch zu passieren. Auf der anderen Seite hatte Lord Wellington Ursache zu vermuten, daß Victor, sobald er Cuestas Abmarsch von Talavera erführe, nach Zurücklassung eines Korps von 12000 Mann zur Beobachtung des Generals Banegas, noch mit 25000 Mann auf jenen Ort vordringen könnte. Aus dieser bösen Lage konnte die Armee nur durch eine schnelle Bewegung oder durch den Erfolg zweier Schlachten gezogen werden. Beides war nach den ausgestandenen Mühseligkeiten und dem seit einigen Tagen gehabten Mangel an Lebensmitteln schwer auszuführen, und fiel eine Schlacht übel aus, so war alle Gelegenheit zum Rückzuge abgeschnitten, vorzüglich wenn Ney und Soult sich zurückzogen, die Ankunft Viktors abwarteten und dann die Armee mit einer vereinten Macht von 50000 Mann von zwei Seiten her anfielen. Zudem ließ sich erwarten, daß, wenn der Marquis de la Reyna nicht imstande war, die Boote auf dem Tajo in Sicherheit zu bringen, Soult sie vernichten würde, um der englischen Armee die Mittel zum Übergange zu benehmen. Es blieb also kein anderer Ausweg für Lord Wellington, als sich über die Brücke von Arzobispo zurückzuziehen, und er durfte sich nicht von ihr entfernen, ohne zu befürchten, daß, während er sich mit Soult und Ney schlüge, der Feind über Santa Olalla nach derselben vordränge und ihm durch deren Zerstörung im schlimmsten Fall den Rückzug dadurch abschnitte. Eine feste Stellung bei Oropesa zu nehmen war nicht möglich, sonst würde dem Feinde der Weg nach der Brücke von Arzobispo offen geblieben sein, welcher von Talavera über Calera dahin läuft. Nach allen diesen Überlegungen ward der Entschluß gefaßt, daß die verbündete Armee sich über die Brücke von Arzobispo zurückziehen und jenseits des Tajo eine feste Stellung nehmen sollte. Je eher dieses ausgeführt werden konnte, mit desto mehr Ruhe konnte man dabei zu Werke gehen und sich stets setzen, bevor die französische Armee sich vereinigte. Da Sir Arthurs Plan, den von Plasenzia kommenden Marschall Soult anzugreifen, vereitelt, unsere Lage prekär und alle Hoffnung von vernünftigen

Kooperationen vernichtet worden, so determinierte er sich rasch, hinter die Brücke von Arzobispo zurückzugehen, um den Süden Spaniens und Sevilla zu decken und seine Kommunikation mit Portugal offen zu halten.

Mit dem Grauen des Tages am 4. August brach die Infanterie auf. Um zehn Uhr hielt ich in Front und an der Anhöhe von Oropesa mit der ganzen Kavallerie, jedes Regiment zum Aufsitzen bereit. Es wurden einige Lebensmittel ausgeteilt. Sir Arthur nebst seinem Stabe hielten auch da und schauten mit ihren Fernröhren in die Ebene. Es wurde elf Uhr. Niemand wußte, was dieses Halten bedeuten sollte. Endlich gewahrten wir ungeheure Staubwolken, welche an der Estrella-Bergkette und dem Tietar, denselben Weg, den wir von Plasenzia gekommen, allmählich emporstiegen. Es waren die Franzosen unter Soult. Nachdem wir dieses Schauspiel einige Zeit betrachtet hatten, hieß es: Mount! Aufgesessen! und die Kavallerie marschierte links ab und von dannen. Unterwegs wurde mehrere Male halt gemacht und auf den Feldern fouragiert; denn da General Payne nach dem Sprichworte: wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, in Talavera hatte schweigen müssen, so fing er nun desto grimmiger an, uns arme Kommissäre zu kujonieren. Die meisten der in hohen Chargen stehenden Engländer, besonders wenn sie in einem heißen Klima dienen, sind immer etwas verrückt! Kommissar Moore vom 4. Dragonerregiment wurde vom General als Senior angestellt, um alle von uns zusammengebrachten Lebensmittel und Fourage unter der ganzen Kavallerie gleichmäßig zu verteilen, eine Maßregel, die uns allen sehr angenehm war, indem der arme Kommissar Moore nunmehr, wenn der General wütete, uns als Blitzableiter diente. — Unterwegs sahen wir auf einem Bergrücken mehrere leerstehende regelmäßige Hütten vormaliger französischer Biwaks. Nachmittags erreichten wir den Tagus und die Brücke von Arzobispo. Über die Brücke zog ein Gewühl der mannigfaltigsten Mischung von Infanterie, Artillerie, Bagage, Verwundeten, Maultieren, Ochsen, Eseln, Weibern und Fuhrwerk aller Art, worunter auch die ungeschmierten zwitschernden Ochsenkarren englischer, spanischer und deutscher Nation sich drängend und quetschend, fluchend herüber. Seit acht Uhr hatte der Übergang nun schon gedauert, und doch mußte die Kavallerie bis gegen Abend warten, ehe sie ihren Übergang bewerkstelligen konnte. Wir ritten im Getümmel bis zehn Uhr mit fort und erreichten dann in einer steinigten Heide mehrere Pinien-, Eichen- und Olivengehölze, zwischen welchen die Armee biwakierte. Auf der besagten Heide nun gerieten wir im Dunklen zwischen eine ungeheure Merino-Schafheerde, einige 20000 Stück, deren Marsch woher und wohin mir noch bis diese Stunde ein Rätsel geblieben ist. Wahrscheinlich sollten sie, bevor die Franzosen kämen, irgendwo in Sicherheit gebracht werden. Hunderte von Soldaten rannten aus den Biwaks umher, warfen sich, so lang sie waren, in die gedrängten Haufen, so daß drei oder vier Stück unter dem Kerl zusammenbrachen, griffen das erste beste und

trugen es von dannen. In den Biwaks selbst loderten Tausende von Feuern auf, und das Geblöke der gewaltsam entführten, erwürgten und unter dem Messer blutenden Schlachtopfer erscholl weit und breit. Es war eine wahre Bartholomäusnacht im kleinen. Da ich das Regiment nicht finden konnte, blieb ich beim ersten besten Haufen, dessen Fleischkessel einladend am Feuer sprudelte. Wir hatten eine schlechte Nacht, ein kaltes und hartes Lager.

Den 5. August frühmorgens wurde aufgebrochen. Die Schafe waren während der Nacht in solcher Anzahl geschlachtet und die Kerls dadurch so lecker geworden, daß sie nur die Keulen gefressen hatten; denn in den Biwaks, durch welche ich ritt, lagen die Vorderteile noch in der Haut in großer Zahl umher. Selbst auf den Bajonetten der Marschierenden prangten eine Menge Schafskeulen.

8. August. Deleyhosa. Wir hatten nun den höchsten Rücken des Gebirges bei jener Stadt erreicht; von hier an ging's nun bergunter. Nachmittags gab's einen Spaß. Die Kavallerie biwakierte nämlich in einem Tale, wo viele Gerste in Garben in Feldern stand, die mit Busch und Hecken umgeben um eine mit einem Dorfe gekrönte Anhöhe herum lagen. Ich mußte mit einem Teile des Regiments zum Fouragieren ausrücken und stand im Schatten, dem Fouragieren zuzusehen, als ein Soldat, der einen geraubten Bienenkorb, über welchen er seine Chenille geschlagen, auf den Schultern trug, eben als er damit durch die Hecke schlüpfen wollte, einem General, der nebst Suite vom Dorfe heruntergeritten kam, just in besagter Öffnung keuchend in den Weg rannte. Der General rief zornig mit donnernder Stimme: Halt! Scoundrel! was hast du da geraubt! Provost-Marschall, nehmen Sie den Kerl hier gleich in Arrest und statuieren Sie ein Exempel, denn alles Rauben ist von Sir Arthur bei Lebensstrafe untersagt usw. Der Soldat sah den General einen Augenblick wie vom Donner gerührt, erstarrt und erschrocken an, ermannte sich dann aber schnell, warf den Bienenkorb mit Gewalt auf die Erde, riß seine Chenille davon und nahm schleunig die Flucht, worauf die über diese Behandlung wütenden Bienen herausstürzten, über die Generalität nebst dem Provost-Marschall und seinen Helfern, ja über das ganze Fouragierkommando herfielen und wir alle Hals über Kopf die Flucht ergreifen mußten. Der Soldat aber, dessen Gegenwart des Geistes ich bewunderte, entkam glücklich; es war aber eine der lächerlichsten Szenen, die ich jemals erlebt habe.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Biwak bei Aldea del Bispo und der Brücke bei Almaraz. Trauriger Zustand der Armee, besonders der Kavallerie. Furchtbare Hitze, schlechtes Wasser und Ungeziefer. Marsch.

Das Hauptquartier ist zu Deleyhosa. Die Brücke von Almaraz in unserer Front. Die Franzosen sind an einer seichten Stelle unterhalb der

Brücke von Arzobispo durchgegangen, haben die spanische Kavallerie überfallen und mehrere Kanonen genommen, worauf Cuesta, der versucht hatte, die Brücke zu behaupten, nach Mesa d'Ibor retiriert ist. Ihm zu Gefallen hat Sir Arthur seinen Marsch nach Portugal verzögert und hier Posto gefaßt, damit ersterer seine ganze Artillerie nicht einbüßt. Er soll vom Schlage gelähmt, resigniert und dem General D'Eguia das Kommando übertragen haben. 6000—8000 Mann Spanier sind desertiert und nach Hause gegangen. General Beresford liegt mit zwei Brigaden Infanterie unter den Generälen Lightburne und Catlin Cramfurd in Zarsa Major. Sir Robert Wilson hat bei Porta de Banos ein heftiges Gefecht mit Marschall Ney gehabt und ist dann nach Portugal gegangen. Die französischen Pikette stehen auf der anderen Seite der Brücke von Almaraz, die der General Crawfurd besetzt hält, uns gegenüber. Engländer und Franzosen baden sich als gute Freunde, ein Durcheinander im Tagus. Der General Mortier hat auf das Schreiben von Sir Arthur sehr artig geantwortet und versichert: die in Talavera zurückgebliebenen englischen Verwundeten sollten auf das menschenfreundlichste behandelt werden. Eines Tages erhielt ich vom Generalkommissar Dalrymple Order, eine Herde Toros, wilde spanische Stiere anzunehmen und an die bei Aldea del Bispo stehenden Truppen zu verteilen. Diese Tiere, welche sämtlich pechschwarz von Farbe waren und außerhalb der Stadt in einem mit hohen Mauern umgebenen Hofe, coral, standen, wurden bei meiner Ankunft von einigen Spaniern zu Pferde, die eine Art Harnisch anhatten, lange Lanzen und Hunde mit sich führten, und nachdem man einige zahme Kühe vorangestellt, vorsichtig heraus- und unter beständigen Ho! Ho!-Rufen von dannen getrieben. Mir war gar nicht wohl bei der Sache zu Mute, denn ich hatte keine Lust, ein Stiergefecht zu bestehen. Indessen ging alles gut, bis wir mit dem Dunkelwerden an die Biwaks kamen. Hier stutzten die Toros, sahen erstaunt die vielen Kochfeuer an, schnoben furchtbar, wühlten mit den Hörnern, stampften die Erde und hielten die Schwänze in die Höhe. Ich retirierte mich auf einen Felsen. Endlich gelang es, diese Bestien mit vielen sanften Zurufungen wieder zu beruhigen und vorwärts zu bringen. Es war meine Idee, selbige hinter den Biwaks in einem der Corals bei Aldea del Bispo über Nacht einzusperren. Wir waren eben in eine Intervalle zwischen den Biwaks gekommen, als unglücklicherweise Retraite geblasen wurde. Kaum erschollen die Bügelhörner, so ging mein Korps mit aufgehobenen Schwänzen schnaubend und brüllend durch, warf die Kessel und Hütten, ja selbst manche Pferde der 14. und 16. Dragoner über den Haufen und verschwand in Nacht und Graus. Dies gab einen greulichen Lärm. Die Spanier setzten den Flüchtlingen mit ihren Hunden in gestrecktem Galopp nach. Ich gab alles verloren, aber zu meiner großen Verwunderung wurde mir zwölf Uhr nachts gemeldet, daß die Toros wieder zurückgebracht und in einem mitten im Felde liegenden Hofe eingesperrt wären.

Am anderen Morgen erließ ich an alle Kommissare und Quartiermeister eine Paßparole, Ochsen zu empfangen. Vor der Pforte des Hofes standen vier schwere Dragoner mit dicken Stangen kreuzweise. Sobald ich nun von einem der Kommissare den Empfangsschein, zum Beispiel über zehn Ochsen, bekommen hatte, öffneten sich die Pforten, worauf die ganze Herde, wütend vor Hunger, einen Anlauf nahm und daher zum Beispiel statt zehn auch wohl fünfzehn herausbrachen und die Flucht querfeldein nahmen; der betreffende Kommissar mit seinen Schlächtern schimpfend und fluchend hinterdrein. Nachdem auf diese Art alles ausgeteilt war, fand es sich, daß ich zwar Empfangsscheine, niemand aber Ochsen habe. Nun wurde eine allgemeine Jagd veranstaltet und die Ochsen, wo man sie fand, totgeschossen. — Was in diesem Biwak schlecht war, war das hier in großen trüben Lachen stehende Wasser voller Blutigel, welche sich den Pferden in die Nasen und den Menschen in die Gaumen setzten. Überdem wurden darin Pferde, Ochsen und Esel getränkt, schmutzige Wäsche gereinigt, gebadet, auch die Schweine von Arzobispo, um sie abzukühlen, gelegentlich darin geschwemmt. Die Hitze nahm täglich zu, kein wohltätiger Regen erquickte uns. Stiegen auch mal Gewitter im Westen auf, so hielten die fernen Gebirge sie zurück, machten die Luft nur noch schwüler, und kein Tropfen kam zu uns. Die Trockenheit war so groß, daß die Augenlider schmerzten, die Tinte, während man schrieb, in der Feder dick wurde und die Haut, von der Sonne verbrannt, sich von der Nase und Oberlippe abschälte. Rasieren und Waschen, besonders aber das Abtrocknen mit einem groben Handtuche tat daher sehr weh. Jeder Soldat trug ein Ölbaumblatt oder ein Stück Papier auf die Unterlippe geklebt, um sie vor dem Zerspringen zu schützen. Dazu kam noch, daß das dürre lange Gras, worin unsere Biwaks gelegen, aus Unvorsichtigkeit beim Kochen oft in Brand geriet; der Spektakel war dann ebenso groß, als wenn in einer Stadt die Feuerglocke geht. Zweimal brannte es bei den 1. Husaren der Legion, deren Kommandeur, Obrist von Arentschildt, sein Zelt und ganze Bagage verlor. Einmal bei den 23. Dragonern, die über 100 Sättel usw. verloren und deren Patronentaschen in die Luft flogen; hiermit war denn dieses Regiment nun ganz aufgelöst. Einmal brannte es in der Artillerie, die mit den Munitionswagen usw. flüchten mußte, und wodurch der Alarm entstand, die Franzosen hätten die Brücke von Almaraz forciert. Diese Feuer dehnten sich dann meilenweit vor dem Winde aus und krochen wie feurige Riesenboas in langen Linien über Berg und Tal, welches bei Nacht sich fürchterlich schön ausnahm. Endlich, da Sir Arthur sich vor Mangel hier nicht länger halten konnte, brachen wir am 18. August vier Uhr morgens aus diesem Lagerfeuer auf.

(Ende des sechsten Teiles.)

Das Güldene, das Schwarze und das Olivenfarbene.

Eine Barocknovelle

von

Julius R. Haarhaus.

(Schluß.)

Man kann ein Ingenium sein und dennoch Lebensart haben. Das bewies der Güntershainer Schulmeister, als er sich am nächsten Morgen im Schloß einfand, um den Gestrengen zu barbieren. Er seifte ihn ein wie sonst, er faßte ihn, bevor er das Messer ansetzte, wie immer mit zwei Fingern bei der Nase und erzählte, während er die Klinge bedächtig über die von Gesundheit strotzenden Wangen führte, wie seit Jahr und Tag ein paar kleine Neuigkeiten — daß es in der Nacht wiederum gefroren habe, daß des Windmüllers Eheweib Zwillinge zur Welt gebracht, und daß er beim ersten Morgendämmer mitten im Dorf einem Fuchs begegnet sei, ohnzweifelhaft demselben, so unlängst auf dem herrschaftlichen Hofe die Henne geholt. Als Meister Jörge mit dem Bartschaben fertig war, wischte er dem Kammerrat wie gewöhnlich mit der benetzten Hand den Rest des Schaumes vom Gesicht, reichte ihm das Tüchlein zum Abtrocknen und zog sich dann mit einer tiefen Verbeugung zurück. Nach einer kleinen Weile pochte er jedoch wieder, ein klein wenig stärker als sonst, und trat auf Herrn von Trömmlitz' Aufforderung zum zweitenmal in dessen Kabinett, aber nicht in devoter Haltung, wie es sonst seine Art war, sondern erhobenen Hauptes und mit dem Ausdruck ernster Würde. Und indem er dem Erstaunten mit einer gewissen Feierlichkeit einen zusammengerollten Kanzleibogen überreichte, sagte er: „Ich komme als Mandatarius hiesiger Kirchengemeinde und habe die Ehre, dieses untertänigste Promemoria in Eurer Liebden Hände zu legen."

„Ein Promemoria?" fragte der Gestrenge. „Was soll das heißen? Was will die Gemeinde von mir?"

„Es stehet alles darin," erwiderte der Schulmeister mit eisiger Ruhe. „Wenn Euer Liebden die Gnade haben will, zu lesen —"

„Das habt Ihr ja selbst geschrieben, Jörge," sagte der Kammerrat, das Papier auseinanderrollend.

„Nur im Auftrage der Gemeinde aufgesetzt, Euer Liebden. Was darinnen steht, ist Euer Liebden Hintersassen ohnmaßgebliche Meinung und bescheidene Petition. Ich habe nur den stilum ein weniges verbessert."

„Habt Ihr's geschrieben, so mögt Ihr mir's auch vorlesen. Seid ja ohnehin mein Sekretarius."

Da lächelte Meister Jörge geschmeichelt, nahm die Rolle und las, was er am Nachmittage zuvor nach dem Karpfenschmaus im Erbgericht zu Papier gebracht hatte.

Das Schriftstück betraf natürlich das unglückselige „Güldene", gegen das sich auf Anstiften des Pfarrers und unter der nachdrücklichen Einwirkung des Schulzen die ganze Gemeinde einstimmig auflehnte. Aber man mußte es den guten Leuten oder vielmehr dem in solchen Dingen offenbar bewanderten Verfasser lassen: es war nicht ohne diplomatisches Geschick aufgesetzt, denn es tat des Halbmondes selbst mit keinem Wort Erwähnung, berührte auch die Rechtsfrage nicht, sondern erging sich lediglich in Klagen über die Beseitigung des lieben alten Turmhahns, „so des gnädigen Herrn seliger Herr Großvater, wie noch etlichen Betagten in der Gemeinde aus dem Munde ihrer Eltern wißlich, auf den Turm setzen lassen, und welcher als ein rechtes Symbolum der Vigilanz länger denn ein Säkulum in guten wie bösen Zeitläuften auf das Dorf herabgeschaut".

Es war wirklich rührend und erhebend, welche Anhänglichkeit die Güntershainer jetzt mit einem Male dem alten Gockel gegenüber empfanden, den sie bisher kaum eines Blickes gewürdigt hatten. Obwohl der Kammerrat nicht gerade der Scharfsinnigste war, durchschaute er doch sogleich, daß die untertänigste Bitte der Bauern um „Restitution besagten Wetterhahns in seinen vorigen Stand" nichts weiter war als ein maskierter Angriff auf den ihm so teuern Halbmond. Erbost über die Auffässigkeit der Dörfler, war er schon im Begriff, auf ihre Eingabe einen recht derben abschlägigen Bescheid zu erteilen, als ihm plötzlich einfiel, daß ihm das Promemoria selbst ja die beste Handhabe biete, den Mißvergnügten einen Possen zu spielen, auf den sie unmöglich gefaßt sein konnten. Er bezwang sich also, lobte die in der Denkschrift bekundete Gesinnung und beauftragte den Schulmeister, seinen Mandanten mitzuteilen, daß er den Hahn noch selbigen Tages wieder auf den Turm setzen lassen werde.

Der vielseitige Mann, der in seiner Freude über die unerwartet prompte Wirkung des von ihm aufgesetzten Schriftstückes nichts von dem verdächtigen Schmunzeln bemerkte, das bei seiner Verabschiedung den Mund des Gestrengen umspielte, beeilte sich, aus dem Bereiche des Besiegten zu kommen und dem Schulzen, als der Seele der Verschwörung, die frohe Kunde von dem vollen Erfolge seiner Mission zu überbringen. Daß er dabei sein Licht nicht unter den Scheffel stellte, vielmehr durchblicken ließ, wie er sich nicht auf die Überreichung der Denkschrift beschränkt, sondern auch noch einen münd-

lichen Kommentar dazu gegeben und dem Kammerrat wacker die Hölle heiß gemacht habe, war im Hinblick auf die ihm von seinen Mandanten als Honorar für seine Vermittlung in Aussicht gestellte Schlachtschüssel zu entschuldigen.

Herr von Trömmlitz hielt Wort. Im ganzen Dorfe nahm man mit Befriedigung davon Kenntnis, daß Meister Schilling den alten Wetterhahn wieder aus dem in der Schmiede aufgestapelten Gerümpel hervorholte und mit ihm im Turm verschwand, wo man ihn bald darauf mit Seil und Leiter aus der obersten Helmluke zum Vorschein kommen sah. Mehr brauchte man gar nicht zu sehen, was auch der Himmel dadurch verhütete, daß er zeitig am Nachmittag einen Herbstnebel sandte, der nicht nur den von Lorenz eben erst wieder hergerichteten Dohnenstieg mit reicher Beute segnete, sondern auch den Kirchturm mitsamt dem Dorfschmied in seine Schleier hüllte und für den Rest des Tages allen neugierigen Blicken entzog.

Am nächsten Morgen gab es dafür eine um so größere Überraschung. Der alte Gockel hatte seinen Platz wieder eingenommen, aber unmittelbar unter ihm leuchtete noch immer der Türkenmond. „Das Güldene" war nur ein wenig an seiner Stange heruntergerutscht und hielt mit seinen Hörnern den Hahn so zärtlich umklammert, daß sich bei diesem Anblick auch der Ernsteste eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnte. Nur Magister Tiburtius, der beim Sinken des Nebels schon am Fenster stand und zum Turm hinauflugte, hatte für das heitere Bild nicht das geringste Verständnis. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, geriet, als ihm die durchbrechende Sonne den letzten Zweifel an der Zuverlässigkeit seines Gesichtssinnes nahm, in gewaltigen Zorn und begab sich unverzüglich zum Erbgericht, um den Schulzen wegen der von ihm so gründlich verfahrenen Angelegenheit ins Gebet zu nehmen. Dieser wußte zunächst gar nicht, worauf der Pfarrer mit seinen bissigen Redensarten hinzielte, vermochte auch, als ihn Tiburtius auf die Gasse zog und ihm den Gegenstand seines Ärgernisses wies, die vom Gestrengen beliebte Lösung durchaus nicht so unglücklich zu finden, wurde jedoch, als sich der alte Geistliche immer mehr ereiferte und ihm wegen seines Ungeschicks die heftigsten Vorwürfe machte, selbst aufgebracht und schob die Schuld an der unerwarteten Wendung der Dinge dem Schulmeister in die Schuhe, „so zwar die Kindlein im Katechismo zu unterweisen und sie notdürftig schreiben und lesen zu lehren verstünde, aber eine Sache zu Nutz und Frommen der Gemeinde zu führen nimmermehr kapabel sei". Er ließ, um den Anschnauzer, den er vom Pfarrer erhalten hatte, gleich weiter geben zu können, den Sündenbock aus der Schulstube holen.

Meister Jörge aber wies jeden Vorwurf entrüstet zurück, versteifte sich darauf, daß er das Promemoria genau nach den Beschlüssen der Gemeinde zu Papier gebracht habe, und machte geltend, daß man, um Herrn von Trömmlitz nicht zu reizen, auf den Vorschlag des Schulzen hin überein-

gekommen sei, den Mond gänzlich aus dem Spiele zu lassen und nur um Restitution des Hahns in statum quo ante zu petitionieren.

Darob entbrannte denn zwischen Magister Tiburtius und dem Dorfgewaltigen ein neuer Streit, den der gekränkte Schulmeister nach Kräften zu schüren suchte, indem er bald des einen, bald des anderen Partei ergriff. Er brachte es dahin, daß der Schulze dem Pfarrer rundheraus erklärte, wenn ihm so viel daran liege, daß das güldene Ding vom Turm herabgenommen werde, so möge er doch selbst bei Herrn von Trömmlitz vorstellig werden; ihm und der Gemeinde könne es einerlei sein, ob ein Mond oder ein Hahn dort oben sitze. Das war nun freilich nicht nach des Magisters Sinn, denn er hatte seine Gründe, es nicht mit dem Patron gänzlich zu verderben, und es schien ihm geratener, seine Herde vorzuschicken, sich selbst aber klüglich im Hintergrunde zu halten.

So geschah denn zunächst nichts weiter; die Bauern waren mit dem Kompromiß im Grunde ihres Herzens ganz einverstanden und hatten um so weniger Ursache, die Angelegenheit im Sinne des Pfarrers weiter zu verfolgen, als Herr von Trömmlitz ja auf ihre Bitte eingegangen war; der Schulmeister, für den jeder Zwist zwischen den Güntershainer Gewalthabern Wasser auf seine Mühle bedeutete, lachte sich insgeheim ins Fäustchen; Magister Tiburtius bemühte sich, seinen Ärger hinunterzuwürgen, und wartete auf eine bessere Gelegenheit, gegen den verhaßten Halbmond ins Feld zu ziehen, und der Kammerrat, der wieder einmal einen Triumph davongetragen hatte, war zufriedener als je.

Die Angelegenheit, um derentwillen sich Patron, Pfarrer und Gemeinde entzweit oder vielmehr entdreit hatten, wäre unter diesen Umständen wohl langsam im Sande verlaufen, wenn nicht von den Schönauer Nachbarn, die von altersher darauf ausgingen, den Trömmlitzschen Hintersassen etwas am Zeuge zu flicken, der Stein des Anstoßes gleichsam wieder ins Rollen gebracht worden wäre. Sie verbreiteten in Schrebenitz und Weidental die Mär, der Hahn des Güntershainer Schulzen habe, um seinen Hennen mit gutem Beispiel voranzugehen, wider alle Ordnung und Regel der Natur ein Ei gelegt, und dieses absonderlichen Faktums zum ewigen Gedächtnis hätte die Gemeinde ihrem alten Turmhahn ein güldenes Nest untergeschoben. Wenn diese Deutung der vereinigten Symbole auch den Stempel böswilliger Erfindung an der Stirn trug, so mußte man den Schönauern doch lassen, daß ihr Vergleich gar nicht so übel war, und die Güntershainer, denen das verleumderische Gerede natürlich brühwarm hinterbracht worden war, konnten von nun an selbst nicht mehr zu ihrem Turm hinaufschauen, ohne den alten eisernen Gockel in der Stellung und Tätigkeit zu sehen, die von Rechtswegen nur einer Henne zukommen.

Sie machten aus ihrem Verdruß keinen Hehl und ließen sich törichterweise zu allerlei Drohungen hinreißen, womit sie freilich nichts weiter er-

reichten, als daß die Schönauer ihren Schimpf um so eifriger fortsetzten und nächtlicherweile ein paar zu lustigen Streichen aufgelegte junge Burschen nach Güntershain sandten, die, ohne sich sonderlich um Meister Jörgens Nachtwächterspieß zu kümmern, im Dorfe tüchtig krähten und gackerten und dadurch sämtliche Hähne alarmierten.

Der Schulze, der sich jetzt persönlich gekränkt fühlte, berief die maßgebenden Gemeindemitglieder zu einer Beratung und bestand darauf, man müsse nunmehr bei Herrn von Trömmlitz mit einem neuen Promemoria auf gänzliche Beseitigung des Halbmondes dringen. Da sich jedoch der Schulmeister nach den mit dem ersten Schriftstück gemachten Erfahrungen standhaft weigerte, seine diplomatische Feder ein zweites Mal in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, kam man überein, eine Deputation ins Schloß zu schicken, die dem Gestrengen die Sorgen und Wünsche seiner Hintersassen mündlich unterbreiten sollte.

Es war am nächsten Sonntag nach der Kirche, als die Vertreter der Gemeinde — der Schulze, der Windmüller und Meister Jörge — vor dem Kammerrat erschienen. Er konnte sich schon denken, was die drei Männer zu ihm führte, empfing sie, eines glücklichen Ausweges sicher, in der besten Laune und hörte ihr Anliegen geduldig an. Dann aber brach er in ein fröhliches Lachen aus und sagte: „Habt ihr denn nicht gemerkt, daß die zu Schönau uns den güldenen Zierat auf unserm Türmlein nur mißgönnen? Von denen ist keiner mit wider den Türken gezogen, und das wurmt sie nun und läßt sie nicht schlafen. Wäre ihnen nichts erwünschter, als daß wir uns durch ihr loses Geschwätz und den rumorem, so sie des Nachts allhier im Dorf und vor dem Schloß vollführen, ins Bockshorn jagen ließen und unsern Mond wieder herunterholten. Wie denket ihr darüber? Sollen wir ihnen um des lieben Friedens willen den Gefallen tun?" Er kannte seine Leute und wußte, daß der Appell an ihren bäuerlichen Stolz seine Wirkung nicht verfehlen würde.

In der Tat hellten sich ihre Mienen auf; sie sahen einander fragend an, und nachdem sie Blicke der Verständigung gewechselt hatten, erwiderte der Schulze: „Das wäre ein übel Ding, wenn wir vor den Schönauern zu Kreuze kriechen und uns bei ihnen lieb Kind machen wollten! Solcherlei ist uns Güntershainern nicht vonnöten. Meine Meinung ist deshalb, der Mond möchte an seinem Orte bleiben, und wenn sich die drüben auch darüber schwarz ärgern sollten."

„Brav gesprochen, Schulze!" rief der Kammerrat. „Alsdann wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Hahn wiederum vom Turme herabzuholen, denn sonst nimmt der Spott kein Ende."

Die Abgesandten, wenigstens der Schulze und der Windmüller, sahen einander betroffen an. Mit dieser Lösung wäre ihnen nicht gedient gewesen. Wollten sie vor den Schönauern nicht kapitulieren, so wollten sie's vor dem

Gestrengen noch weniger. Der Mond sollte auf dem Turme bleiben, aber der Hahn, den sie mit Müh und Not wieder hinaufpetitioniert hatten, erst recht; das war für die Gemeinde eine Ehrensache.

„Daß um der Schönauer Geschwätzes willen der Hahn vom Turme soll, davon mögen wir ganz und gar nichts wissen, Euer Liebden," erklärte der Schulze. „Aber könnte man denen nicht leichtlich das Maul stopfen, so man den Mond mit den Hörnern nach unten kehrte? Alsdann müßte das Gerede, als ob wir unsern Gockel auf ein Nest gesetzt hätten, gar bald aufhören."

„Dasselbe Propositum habe ich auch schon machen wollen," versicherte der Schulmeister, der es nicht vertragen konnte, daß ihn ein anderer an Scharfsinn übertraf. „Halbmond bleibet Halbmond, ob er so stehet oder so, und die Schönauer wird's nicht wenig verdrießen, wenn sie sehen, wie wir uns auf eine ingeniöse Manier aus der Affäre gezogen."

Herr von Trömmlitz wandte dagegen ein, „das Güldene" hätte auf dem Zelt des Paschas die Hörner aufwärts gerichtet gehabt, und ein Mond, der es anders mache, sei kein rechter türkischer, gab aber schließlich nach, als ihm der Schulze auseinandersetzte, man könne, wenn erst das böse Gerede verstummt sei, das Ding ja nach und nach wieder in seine richtige Stellung bringen. So erhielt Meister Schilling den Auftrag, zum drittenmal auf den Turm zu steigen.

*

Magister Tiburtius, der die Deputation zum Kammerrat hatte gehen sehen, und dem ein dunkles Gefühl sagte, daß eine Einigung zwischen Patron und Gemeinde nur auf seine Kosten erfolgen könne, sah dem Ergebnis der Verhandlung mit begreiflicher Spannung entgegen. Er bereute jetzt lebhaft, sich durch das Schmollen mit Herrn von Trömmlitz und durch den Streit mit dem Schulzen zwischen zwei Stühle gesetzt zu haben, und zermarterte sein Gehirn, wie er, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, wenigstens mit einer der beiden Parteien wieder anknüpfen könne. Er kam auf den Ausweg, den drei Männern, die jetzt drüben beim Gestrengen waren, aufzulauern und sie beim Verlassen des Schlosses ins Pfarrhaus zu holen. Vergebens mahnte ihn die Gattin daran, daß das Mahl längst aufgetragen sei: er blieb am Fenster stehen, verwandte keinen Blick vom Herrschaftshof, eilte, als er die Gemeindevertreter endlich durch das Portal kommen sah, hinaus und lud sie ein, ihm ins Haus zu folgen und über den Erfolg ihrer Mission zu berichten.

Was er da zu hören bekam, war für seine Ohren allerdings kein Balsam. Patron und Gemeinde hatten sich darüber geeinigt, daß der Mond auf dem Kirchturm bleiben solle, und er, der Pfarrer, den die Angelegenheit doch am meisten anging, war nicht einmal um seine Meinung befragt worden! Er brachte seinen Unmut denn auch ziemlich unverblümt zum Ausdruck, war aber vorsichtig genug, die Schale seines Zornes nur über das Haupt des Gestrengen

zu entleeren. Da entschlüpfte ihm denn eine Wendung, die sehr bedenklich klang, die aber sicherlich gar nicht so schlimm gemeint war, und die er wohl nur gebraucht hatte, weil er sich eine gute oratorische Wirkung auf die unbefangenen Gemüter seiner Hörer davon versprach.

„Sieht es nicht aus, als wollte der Herr Kammerrat heidnische Sitten bei uns einführen?" fragte er. „Sind wir denn allhier in der Türkei? Aber ich kann mir schon denken, weshalb er nicht von dem Symbolum des falschen Propheten lassen will. Um des fremden Mägdleins willen, so freilich lieblicher anzuschauen ist, als seine nun schon ein wenig in die Jahre gekommene eheliche Hausfrau! Hat sich nicht auch Salomo durch fremde Weiber zur Abgötterei verführen lassen, ob er schon alles Respektes ungeachtet, so wir dem Herrn Kammerrat schulden, doch noch ein weniges weiser war als dieser? Oder glaubet ihr, meine Freunde, das Wort hätte keine Gültigkeit mehr, so verzeichnet stehet im ersten Buch der Könige, im elften Kapitel, allwo es von fremden Weibern heißet: ‚Gehet nicht zu ihnen und lasset sie nicht zu euch kommen; sie werden gewiß eure Herzen neigen ihren Göttern nach'?"

Dem Schulzen und dem Windmüller wurde bei der seltsamen Verdächtigung, die Magister Tiburtius da gegen den Gestrengen aussprach, ganz wirr im Kopf, und sie erkundigten sich, als sie mit Meister Jörge wieder draußen waren, bei diesem etwas unsicher danach, was der Pfarrer mit seiner Anspielung auf die Einführung heidnischer Sitten und auf die Weiber König Salomos wohl gemeint habe. Nun war aber der Schulmeister ein Schalk, und da er dem Schulzen seine Bloßstellung dem Geistlichen gegenüber noch nicht vergessen hatte, so kam er auf den Einfall, sich für die erlittene Unbill dadurch zu rächen, daß er den beiden Neugierigen unter dem Siegel der Verschwiegenheit das tollste Märchen aufband. „Daß ihr noch nicht gemerkt habt, was im Schlosse vorgeht, ist kein Wunder," schloß er. „Dazu muß einer schon tagtäglich dort ein- und ausgehen wie ich, der ich ja für den Herrn alle Skripta in Regierungssachen aufsetze. Nun frage ich aber jeden, der seine fünf Sinne beisammen hat: wozu mag er sich das fremde Dirnlein mitgebracht haben? Etwa als Magd? Dann müßte man sie doch schon in Küche, Hof und Kuhstall gesehen haben. Als was aber sonst? Wer sich das nicht selber sagen kann, dem ist nicht zu helfen. Und wenn der Pfarrer meint, der Herr wolle bei uns türkische Sitten einführen, so wird's schon seine Richtigkeit haben. Täten wir's mit, so wäre keiner im Dorf, der einen Stein auf ihn werfen könnte. Nun, manchem wär's gewiß nicht unlieb, wenn er sich zu seiner alten Ehewirtin ein junges Weiblein nehmen dürfte oder auch deren etliche, wie es bei den Türken der Brauch ist. Wer in kärglichen Glücksumständen lebt wie ich, der wird sich freilich zehnmal bedenken, bevor er noch ein hungriges Maul mehr unter sein Dach nimmt; aber Leute wie ihr, die nicht danach zu fragen brauchen, wieviel Löffel in ihren Topf langen,

möchten, so die türkische Mode bei uns aufkäme, leichtlich ein vergnügtes Leben führen."

Die beiden horchten auf. Der Gestrenge, das wußten sie, hatte in seiner Jugend eine Schwäche für das weibliche Geschlecht gezeigt, die für die Güntershainer Väter und jungen Ehemänner zwar schmeichelhaft, aber keineswegs jederzeit angenehm gewesen war, und man konnte ihm, dem immer noch Rüstigen, schon zutrauen, daß er von dieser Leidenschaft auch jetzt noch nicht vollkommen geheilt sei. „Das Schwarze", das man genau wie „das Olivenfarbene" bisher nur als ein Kuriosum aus fremden Landen betrachtet hatte, erschien den wackeren Männern nun plötzlich in einem neuen Lichte. Daß der Kammerrat an der schönen jungen Hausgenossin Gefallen fand, kam ihnen, zumal im Hinblick auf Madame, die nie mit äußeren Reizen gesegnet oder besonders liebenswürdig gewesen war, ganz erklärlich vor; daß er aber, wie der Schulmeister zu wissen vorgab, das Recht, das er etwa für seine Person in Anspruch nahm, auch seinen Hintersassen zugestehen oder gar kraft seiner Machtvollkommenheit als Grundherr im Dorf einführen sollte, wollte ihnen nicht so ohne weiteres in den Kopf. Wie ungerechtfertigt übrigens die gegen Herrn von Trömmlitz vom Pfarrer ausgesprochene und von Meister Jörge vergröbert weiter verbreitete Verdächtigung war, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Er hatte sich in Madames straffer Zucht zu einem musterhaften Ehegatten entwickelt, und die Tugend, unter deren Gloriole er anfangs im stillen geseufzt, war ihm allmählich zur lieben Gewohnheit geworden, gegen die er sich um so weniger auflehnte, als er schon in den Jahren war, wo die Männer ein wenig bequem werden und die Ruhe über alles lieben.

Wie aber, wenn sich Neid und Begehrlichkeit die Beweisführung anmaßen, das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich wird, so nahm man auch in Güntershain die vermessenen Aufschneidereien des Schulmeisters schließlich für bare Münze, und den Männern entschlüpfte hin und wieder, vor allem, wenn sie Veranlassung zu haben glaubten, mit ihren Weibern unzufrieden zu sein, ein Wort, das diese stutzig machen mußte. Die versteckten Hinweise auf die wahre Bedeutung des neuen Turmschmuckes mehrten sich; die Drohungen, man werde nach dem Beispiele des Gestrengen „etwas Junges" ins Haus nehmen, wollten, obwohl von den Frauen mit Hohn beantwortet, nicht mehr verstummen.

So gelangte das törichte Gerede denn auch zu den Ohren der Komtesse, die mit den Frauen aus dem Dorfe, wenn diese an den Frontagen auf dem Herrschaftshofe erschienen, regelmäßig in Berührung kam. Sie schüttelte zwar den Kopf dazu, verwies den Weibern auch ernstlich ihr müßiges Geschwätz, konnte sich aber doch um so weniger enthalten, der Schwester Mitteilung davon zu machen, als ihr selbst bei ihrem ökonomischen Sinn die arme kleine Türkin, die als ein lebendiges Dekorationsstück in Madames Boudoir hockte

und die schöne Zeit mit allerlei höchst überflüssigen Nadelarbeiten vertrödelte, längst ein Dorn im Auge war.

Madame als einer innerlich ungewöhnlich kühlen Frau war zwar das Gefühl der Eifersucht, wenn sie es überhaupt jemals gekannt hatte, längst fremd geworden, und sie gedachte sogar der kleinen Seitensprünge, die sich ihr Albrecht in den ersten Jahren der Ehe hatte zuschulden kommen lassen, ohne eine Spur von Bitterkeit; aber sie glaubte es ihrer Würde als Gattin und Hausfrau schuldig zu sein, von nun an auf den Eheherrn und dessen morgenländisches Spielzeug ein wachsames Auge zu haben. Was ihr an Aïschè schon längst mißfallen hatte, war deren demütige Unterwürfigkeit gegen den Herrn, zu der die Lässigkeit, womit sie den Weisungen der beiden Damen nachkam, in auffallendem Gegensatze stand. Sie konnte freilich nicht ahnen, wie schlecht sich das Mädchen in den abendländischen Anschauungen von der Stellung des Weibes zurechtfand. Für die Tochter des Janitscharenagas waren auch Madame und demoiselle la comtesse nur Geschöpfe zweiten Ranges, auf keinen Fall jedoch etwas Besseres als sie selbst, die ihr hartes Los, als Kriegsgefangene in ein fremdes Land verschlagen zu sein, mit stiller Ergebung trug und die Zurückhaltung, die sich ihr Gebieter ihr gegenüber unbegreiflicherweise auferlegte, auf ihre Weise zu deuten versuchte. Sie begann jetzt auch, ein wenig Deutsch zu lernen, gab sich aber nicht die geringste Mühe, die ihr von Madame gelegentlich vorgesprochenen Ausdrücke und Wendungen zu behalten, sondern prägte sich nur ein, was sie vom Kammerrat oder auch von Lorenz hörte, der jeden Morgen zum Rapport im Schloß erschien, und dem sie, nachdem sie die anfängliche Scheu vor Herrn von Trömmlitz überwunden hatte, zu dessen stiller Belustigung mit unbefangenem Lachen und dem Rufe „jaarabadschi!“ entgegenlief. Der Jägerbursch, in dem sie recht eigentlich ihren Lebensretter sah, und mit dem sie so manches gemeinsame kleine Reiseerlebnis verband, war und blieb für sie eben der „Kutscher“.

Auch er schien sich jederzeit der Begegnung mit der Kleinen zu freuen, brachte zur beiderseitigen Erheiterung die wenigen türkischen Redensarten an, die er von ihr aufgeschnappt hatte, zeigte ihr die Hasen, Rebhühner und Wildenten, die er in die Küche lieferte, und fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, wenn sie seine Jagdbeute mit „hej!“ und „aferim!“ — Ausrufen des Erstaunens — betrachtete.

Seit Madames Argwohn geweckt war, unterdrückte sie sogar das ohnehin nicht allzu starke Mitleid, das sie bis dahin für Aïschè gehegt hatte, und suchte ihre Genugtuung darin, dem armen Kinde mit der liebloseſten Strenge zu begegnen. Zu allem Unglück hatte sich der olivenfarbene Schicksalsgenosse und Liebling der Kleinen in einem unbewachten Augenblick über Frau von Trömmlitz' Bücher hergemacht und den dritten Band der „Durchlauchtigen Syrerin Aramena“ Blatt für Blatt zum Fenster hinausflattern lassen, ein Kapitalverbrechen, das ihn Kopf und Kragen gekostet haben würde, wenn

nicht der Kammerrat, der sich als entschiedener Feind aller Romane an diesem schlimmen Streich im stillen weidlich ergötzte, seinen ganzen Einfluß zugunsten des vierhändigen Missetäters geltend gemacht und die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung aus dem Schlosse durchgesetzt hätte. Nun hauste der Affe in einem für ihn im Pferdestalle zurechtgezimmerten Lattenkäfig, oder trieb sich vielmehr, da er in der Kunst des Ausbrechens seinen Meister suchte, wenn die Witterung nicht gar zu rauh war, im Hof umher, neckte sich mit den Knechten und schloß sich, liebebedürftigen Herzens, wie er war, an den alten mürrischen Schweißhund an, in dessen etwas räudigem Fell er Tag für Tag unermüdlich Jagd auf kleine Plagegeister machte.

Aïschè, die den drolligen Kameraden vermißte, ließ keine Gelegenheit unbenutzt, der Obhut der „hanum-efendi", wie sie Madame titulierte, zu entwischen und ihren Freund in der Verbannung zu besuchen, und es war rührend, zu sehen, in wie lebhafter Weise das anhängliche Tier jedesmal seiner Freude über ihr Erscheinen Ausdruck gab. Die Kammerrätin aber fand, daß sich das Mädchen in ihrer Gesellschaft offenbar nicht wohl fühle und daß es, obwohl es ihm doch an nichts fehle, den Kopf hängen lasse und sich unnützen Träumereien hingebe. Dagegen wußte demoiselle la comtesse gleich Rat: der Dirne, erklärte sie, könne das Faulenzen unmöglich bekommen; das Tändeln am Stickrahmen sei für eine gesunde junge Person keine ausreichende Arbeit, und das beste sei, man stecke das Mädchen in die Kleider einer Magd und lasse sie in der Küche beim Gemüsezuputzen und Geschirraufwaschen tüchtig mit zugreifen, denn dazu habe der Schwager sie doch mitgebracht. Könne sie's noch nicht, so müsse sie's eben lernen, denn sie sei hier, des Halbmondes ungeachtet, so der Kammerrat auf den Kirchturm gesetzt, doch nun einmal in Kursachsen und nicht in der Türkei.

Madame leuchtete dieser Vorschlag ein, und so schneiderte man denn mit Dörthes nur zu bereitwilliger Hilfe aus dem groben braunen Wollstoff, zu dem das Garn an den langen Winterabenden in der Gesindestube gesponnen wurde, für Aïschè ein Gewand zurecht.

Der Kammerrat sah nicht ohne Verdruß, wie man seinem fremdländischen Schmetterling mit rücksichtsloser Hand den bunten Staub von den Flügeln streifte, versuchte auch Einspruch dagegen zu erheben, drang jedoch gegen die vereinigten Stimmen seiner Damen und ihres weiblichen Anhanges nicht durch.

Die kleine Türkin benahm sich bei alledem ganz vernünftig. Sie mochte, obwohl sie natürlich ihren schönen heimischen Gewändern nachtrauerte, das dunkle Bewußtsein haben, daß die rauhe Hülle die Wirkung ihrer zierlichen Gestalt nicht ganz zu beeinträchtigen vermöge, und für das Erniedrigende ihrer neuen Tätigkeit schien ihr das rechte Verständnis zu fehlen. Ihre anfängliche Ungeschicklichkeit bei den groben Küchenarbeiten belustigte sie, und da die Mägde, die sie anleiteten, zwar derb, aber gutmütig waren und mehr

Geduld mit ihr hatten als die beiden Damen, so zeigte sie sich gegen sie gefällig, wodurch sie ihre Lage nicht unwesentlich verbesserte. Die ewigen Mißverständnisse boten immer aufs neue Anlaß zu heiteren Auseinandersetzungen, und wenn Aïschè noch eines besonderen Trostes bedurft hätte, so würde sie ihn darin haben finden können, daß sie ihren „arabadschi" jetzt täglich sah, und daß dieser sich an den kleinen Neckereien, wie sie nun in der Küche gang und gäbe waren, mit einer etwas hölzernen, aber der Tochter des Agas gegenüber durchaus respektvollen Galanterie beteiligte.

*

Einzig und allein der Kammerrat war mit den veränderten Verhältnissen unzufrieden. Die Degradierung des „Schwarzen" und des „Olivenfarbenen" ging ihm nahe, und da Gattin wie Schwägerin, durch ihren Triumph noch bissiger geworden, als sie bisher schon gewesen waren, bei jeder Gelegenheit anzügliche Bemerkungen über das „Güldene" machten, so hatte er begründete Ursache, zu fürchten, daß sie mit Hilfe des Pfarrers, in dem er längst die Seele der gegen den ihm so teuren Türkenmond gerichteten Bewegung vermutete, nun auch diesem den Untergang zu bereiten gesonnen seien. Nicht viel weniger bekümmerte ihn das Schicksal Aïschès, die in seinen Augen zu einem beklagenswerten Aschenbrödel geworden war. Wenn ihm aus der Küche die Lachsalven entgegenschallten, die durch die mangelhafte Verständigung zwischen der Türkin und den Mägden veranlaßt wurden, durchzuckte es ihn, denn er glaubte nicht anders, als daß sich die arme Kleine zur Zielscheibe ungebührlicher Scherze hergeben müsse, und er hätte gar zu gern ein Machtwort zugunsten seines Schützlings gesprochen. Aber das Bewußtsein, daß er sich das Heft habe entwinden lassen, und das bei ihm stark entwickelte Bedürfnis nach häuslichem Frieden verschlossen ihm den Mund, und so beschränkte er sich darauf, das Mädchen für das vermeintliche Martyrium dadurch einigermaßen zu entschädigen, daß er ihm, wenn er's einmal allein antraf, Äpfel, Dörrobst und Backwerk zusteckte, die Aïschè dankbar annahm und mit Behagen verzehrte. Da sie jedoch in dem Glauben, der „efendi" sei nicht nur Herr über Leben und Tod seiner Hausgenossen, sondern auch über die Schätze der Vorratskammer, aus den ihr widerfahrenen Begünstigungen kein Hehl machte, vielmehr die Leckereien ohne alle Heimlichkeit vor den Augen des Gesindes schnabulierte, kam demoiselle la comtesse bald dahinter und hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als ihre Wahrnehmungen der Schwester zu hinterbringen.

Madame war außer sich. Daß ihr der Gatte im eigenen Hause einen solchen Affront antat, erschien ihr genau so unverzeihlich wie der Leichtsinn, womit er sich selbst vor den Leuten bloßstellte. Sie hatte jedoch genug Romane gelesen, um zu wissen, daß man mit Vorwürfen und Strafpredigten niemand von seiner Verliebtheit kuriert, und beschloß deshalb, das Übel gleich

bei der Wurzel zu fassen und mit allen Mitteln auf die Entfernung des Mädchens aus dem Schlosse hinzuwirken. Dem Kammerrat gegenüber ließ sie sich nicht das geringste merken, beobachtete ihn aber schärfer als je und erschien zu diesem Zwecke sogar mitunter in der Küche, wo sie denn eines Tages mit eigenen Augen sehen mußte, wie sich Aïschè eine Handvoll getrockneter Pflaumen munden ließ und — das war das Allertollste! — ihr selbst ganz unbefangen davon anbot.

Als Herr von Trömmlitz am nächsten Morgen zur Jagd gefahren war, entbot Madame den Pfarrer zu sich, empfing ihn mit einer Liebenswürdigkeit, die ihn in Erstaunen setzte, und brachte, nachdem sie sich ein Weilchen mit ihm über die Weltbegebenheiten und die bevorstehenden Vermählungssolennitäten am Weißenfelsischen Hof unterhalten hatte, das Gespräch ganz unauffällig auf den Gegenstand ihres Verdrusses. Dem Seelsorger reinen Wein einzuschenken, vermochte sie allerdings nicht über sich zu gewinnen; sie durfte den Eheherrn, der ja doch der Patron des Geistlichen war, in dessen Augen keinesfalls herabsetzen, und es wäre gegen alle Traditionen des Trömmlitzschen Hauses gewesen, wenn man einem Untergebenen — und das war Magister Tiburtius ja trotz seiner priesterlichen Würde — einen Einblick in die intimsten Familienangelegenheiten gewährt hätte.

Aber das war ja auch durchaus nicht nötig. Als kluge Frau konnte Madame, ohne die Verfehlung des Kammerrats mitleidslos vor fremden Augen zu enthüllen und ohne sich selbst als die betagte Sara hinzustellen, der eine junge Hagar gefährlich geworden war, genug andere Gründe ins Treffen führen, von denen jeder einzelne ausreichen mußte, den Pfarrer gegen die kleine Türkin einzunehmen. Daß sie es dabei mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm, glaubte sie im Hinblick auf den guten Zweck der von ihr geschmiedeten Ränke vor ihrem Gewissen verantworten zu können.

„Man möchte dem Mägdlein als einem sonder alle christliche Edukation aufgewachsenen Subjekt die kindische friandise und Leckerhaftigkeit ja noch hingehen lassen," schloß sie mit einem Lächeln, das milde Nachsicht ausdrücken sollte, „aber sie gibt den anderen Domestiken ein böses Exempel, und das führet zu nichts Gutem. Der Herr Kammerrat hat sie aus christlicher Barmherzigkeit mit von Wien gebracht, und nun lohnt sie's ihm, indem sie sich über den garde-manger hermacht. Es ist nicht zu glauben! Ich darf es ihm nicht einmal rapportieren, denn es würde ihn gar zu sehr affligieren und ihn um sein bonne humeur bringen. Wollte man aber zu ihren Friponnerien ein Auge zudrücken, so möchten sich andere leichtlich imaginieren, daß man nichts wider das Stehlen hätte, und dann würde in der Ökonomie alsbald alles drüber- und druntergehen. Aber da sieht man: es ist kein Segen dabei, so man eine heidnische Person in ein christliches Haus bringet, und ich glaube bestimmt, daß Herr von Trömmlitz seine deplazierte Kompassion selbst am meisten regrettieret."

„Ein heidnisches Menschenkind in einem christlichen Hause ist freilich ein schlimm Ding," pflichtete Magister Tiburtius bei, „und wir dürfen wohl ernstlich daran zweifeln, daß der Alkoran, wie die Türken das Buch nennen, so sie für ihre Bibel ausgeben, das Stehlen verbietet. Dem Mägdlein möchte ich darum sein Naschen nicht allzu übel vermerken, meine aber, daß fromme Gemüter an der Präsenz einer Ungläubigen unter Gläubigen leichtlich Ärgernis nehmen möchten, und daß es deshalb unsere Pflicht sei, diesem betrüblichen Übelstand ein Ende zu machen. Wenn Madame damit einverstanden ist, werde ich einmal mit Seiner Liebden darüber reden."

Das war's, was die Kammerrätin bezweckt hatte. Sie war bisher für Magister Tiburtius nicht sonderlich eingenommen gewesen; heute jedoch mußte sie bekennen, daß er eigentlich ein recht verständiger und brauchbarer Mann sei. Wenn er als geistlicher Berater bei ihrem Gatten auf Alischés Entfernung drang, so konnte der gewünschte Erfolg nicht ausbleiben, und sie erreichte ihre Absicht, ohne daß sie sich selbst die Finger zu verbrennen brauchte. Und im Vorgenuß ihres Sieges begab sie sich, sobald der Besucher wieder entlassen war, zur Schwester und teilte ihr triumphierend mit, nun werde das fremde Dirnlein wohl die längste Zeit im Schlosse gewesen sein.

Die kluge Kammerrätin! Sie ahnte nicht, daß die kleine Unwahrheit, mit der sie auf Alischés Kosten die Ehre des Hauses zu retten gedacht, die Sachlage in den Augen des Pfarrers gänzlich verschieben mußte, und daß sie durch ihre Andeutungen bei ihrem vermeintlichen Bundesgenossen Wünsche angeregt hatte, die ihren eigenen schnurstracks zuwiderliefen.

Magister Tiburtius war nämlich, seiner sonstigen Tugenden und Vorzüge ungeachtet, nicht ganz frei von Eitelkeit. Von seinen Gaben als Kanzelredner hegte er keine geringe Meinung, und wenn ihm etwas die gar nicht so schlecht dotierte Güntershainer Pfarre, die er nun schon beinahe dreißig Jahre inne hatte, verleidete, so war es das schmerzliche Bewußtsein, auf einem Posten zu stehen, der seiner Bedeutung keineswegs entsprach. Jetzt, wo er schon ein Greis von fünfundsechzig Jahren war, konnte er freilich kaum noch auf eine Berufung in einen größeren Wirkungskreis rechnen, und er hatte sich allmählich mit dem Gedanken abgefunden, seine Tage in dem kleinen Dorfe beschließen zu müssen, wo niemand seine Talente recht zu schätzen wußte. Aber *eine* Hoffnung hatte er noch nicht ganz aufgegeben: seinen Namen einmal auf dem Titelblatt einer Kasualrede gedruckt und somit der Unsterblichkeit überliefert zu sehen. Waren für ihn schon die Anlässe zu solchen Predigten recht selten gewesen — als das Haupt- und Paradestück seiner oratorischen Leistungen bewahrte er das Manuskript einer Leichenrede auf einen anno 1674 am Montag nach Trinitatis vom Blitz erschlagenen Ackerknecht —, so hatte es ihm bisher vor allem an einem vermögenden Gönner gefehlt, der die für ihn selbst unerschwinglichen Druckkosten aus seiner Tasche hätte bezahlen können. Nun waren bei ihm durch Madames Hinweis auf das Miß-

liche der Anwesenheit einer heidnischen Person in einem christlichen Hause längst zur Ruhe gegangene Hoffnungen wieder geweckt worden, denn was lag für ihn näher, als ihre Andeutungen dahin auszulegen, daß sie von ihm verlangte, er solle die kleine Türkin durch das Gnadenmittel der heiligen Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen?

Ein solcher Fall war aber bis zu diesem Tage in den kursächsischen Landen noch nicht vorgekommen; man war also berechtigt, die kirchliche Feier ihrer Bedeutung gemäß als eine Haupt- und Staatsaktion zu behandeln und die vornehmsten und einflußreichsten Leute um Übernahme der Patenschaft zu ersuchen. Ging man bei deren Auswahl mit der nötigen Umsicht vor, so durfte man schon darauf rechnen, unter den zwölf Taufzeugen, die dem Pfarrer in Anbetracht des raren Täuflings unerläßlich schienen, zum mindesten zwei oder drei zu finden, denen es eine Ehrensache sein würde, die denkwürdige Predigt, durch die der geistliche Demosthenes die illustre Festgesellschaft zu erbauen und in Erstaunen zu setzen gedachte, aus ihren Mitteln zum Druck zu befördern.

*

In früheren Zeiten war Herrn von Trömmlitz das Stündchen zwischen dem sonntäglichen Gottesdienst und dem nicht minder sonntäglichen Mittagsmahl das liebste in der ganzen Woche gewesen. Denn für ihn gab es nichts Schöneres, als, mit dem himmlischen Manna gesättigt, im bequemen Lehnstuhl zu sitzen, bei einer Pfeife Tabak die „Leipziger Zeitungen" zu lesen, die er in Gemeinschaft mit einem Gutsnachbar hielt, und sich dabei auf die irdische Speise zu freuen, von der hin und wieder ein verheißungsvoller Duft aus der Küche bis in sein Kabinett drang.

Das war, seit droben auf dem Turm „das Güldene" prangte, anders geworden. Er konnte nur mit Unbehagen an die zweimalige Störung seiner beschaulichen Sonntagsmuße zurückdenken, die durch die drei Beutestücke aus Kara Mustaphas Lager veranlaßt worden war, und so lauschte er auch heute wieder argwöhnisch auf die Stimmen, die kurz nach seiner Heimkehr aus der Kirche auf dem Vorsaal laut wurden. Als er in der einen davon den scharfen Diskant seiner Eheliebsten, in der anderen den schmalzigen Baß des Pfarrers erkannte, wurde ihm etwas bänglich zumute. Daß die beiden des längeren miteinander redeten und sich, wie er ganz deutlich vernahm, noch dazu Komplimente sagten, war neu und verhieß nichts Gutes. Dahinter konnte nur ein Komplott stecken, ein Komplott gegen den Halbmond, um dessentwillen jetzt alle Welt darauf auszugehen schien, ihm das Leben schwer zu machen! Daß er dabei mit keinem Gedanken an Aïschè dachte, sei hier als ein Beweis für sein reines Gewissen besonders hervorgehoben.

Jetzt ließ sich Magister Tiburtius bei ihm melden. Der geistliche Freund sah ungewöhnlich heiter aus, und das wäre vielleicht auch ein verdächtiges

Zeichen gewesen, wenn er dem Gestrengen nicht gleich bei seinem Eintritt das Kirchenbuch vorgelegt hätte, um ihm die kalligraphisch vollendete Eintragung der Trömmlitzschen Anabasis zu zeigen. Die Arbeit, auf die der Günthershainer Chronist offenbar viel Mühe verwandt hatte, war ihm wohl gelungen; da konnte man sich seine Zufriedenheit schon erklären. Er heimste das Lob, das ihm der Kammerrat erleichterten Herzens bereitwillig spendete, geschmeichelt ein, machte jedoch zu dessen Verwunderung keine Miene, sich wieder zu verabschieden, sondern rückte auf seinem Stuhle hin und her und brachte in dem Bestreben, nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, das Gespräch auf die seltsamsten Dinge, bis er sich endlich auf Umwegen dem Gegenstande näherte, dem zuliebe er jetzt in der Höhle des Löwen saß. Da es ihm aber ratsam erschien, bei dem Gestrengen nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als habe er sich zu Madames Sachwalter hergegeben, legte er bei seinen Auseinandersetzungen ein besonderes Gewicht auf die Gründe, die ihm selbst Aïschés Taufe so wünschenswert machten. Die Folge davon war, daß Herr von Trömmlitz, der die Gelegenheit, sich für die von Magister Tiburtius angezettelte Verschwörung gegen „das Güldene" zu rächen, mit Freuden begrüßte, den ihm gemachten Vorschlag sehr kühl aufnahm und den schönen Plan ganz unerwarteterweise rundheraus ablehnte.

„Das Mägdlein taufen lassen?" fragte er erstaunt. „Und dazu die Noblesse aus der ganzen Umgegend invitieren? Weiß Er auch, was das kosten würde, Herr Magister?"

„Man brauchte ja die Festivität nicht gar zu splendid auszurichten," erwiderte der Pfarrer, den der Einwand des Patrons aus allen Wolken stürzte. „Und dann möchte ich Euer Liebden mit schuldiger Devotion zu bedenken geben, daß es sich bei der von mir proponierten Sache doch um einen casum extraordinarium handelt, so dem ganzen von Trömmlitzischen Hause zu nicht geringer Ehre gereichen würde. Denn es ist kein Kleines, ein Menschenkind, welches seines Heidentums halber der ewigen Verdammnis verfallen, in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen und solchergestalt eine unsterbliche Seele zu retten."

„Dazu müßte das Mägdlein kapabel sein, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu begreifen, welches aber ohnmöglich, solange es nur etliche Worte Deutsch verstehet," wandte der Kammerrat ein.

Der Pfarrer lächelte. „Taufet man nicht auch die unmündigen Kindlein, Euer Liebden?" fragte er. „Ist es nicht gerade das Mirakulöse an diesem heiligen Sakrament, daß es dem Menschen auch ohne Verdienst und Würdigkeit die Gnade auswirket, durch Wasser und Wort als ein rechter Erbe des Himmelreiches wiedergeboren zu werden?"

„Ich bin kein Theologus," erwiderte der Gestrenge, „aber ich sollte meinen, es wäre ein Unterschied, ob man ein unschuldiges Kindlein taufet, so nur mit dem Makel der Erbsünde behaftet, oder eine erwachsene Person, von der

man doch wohl supponieren müßte, daß sie ernstliche Reue über die bis anher begangenen Sünden, zugleich aber auch ein herzliches Verlangen nach der Wiedergeburt und Heiligung bekunde."

„So käme es also nur darauf an, das Mägdlein durch rechte Unterweisung in den Lehren des christlichen Glaubens zum würdigen Empfange des heiligen Sakramentes fleißig zu präparieren," meinte Tiburtius, dem alles daran lag, den Gestrengen für seinen Plan günstig zu stimmen, und der es deshalb auch an Nachgiebigkeit nicht fehlen lassen wollte.

„Damit mögen sich andere beschweren," erklärte Herr von Trömmlitz gelassen. „Was mich anlanget, so bin ich willens, mich der Dirne sobald als möglich wieder zu entledigen. In Leipzig verhandeln sie jetzo, wie ich gelesen, die türkischen Weiber für einen Zentner Zucker."

Bei dieser Ankündigung war dem armen Geistlichen nicht anders zumute als einem Jäger, dem ein Kräuterweiblein den Sechzehnender flüchtig macht, an den er sich mühsam auf Büchsenschußweite herangeweidwerkt hat. Mit Alisché, die so schnöde verschachert werden sollte, schwand alles dahin, was er sich in den Träumen der letzten Tage und Nächte so verlockend ausgemalt hatte: das solenne Tauffest, der Kranz illustrer Paten und vor allem die schön gedruckte Predigt in Großquarto, die bestimmt war, den Namen Johannes Tiburtius auf die Nachwelt zu bringen. Er suchte nach Worten, um seiner Enttäuschung Ausdruck zu geben und zugleich dem Gestrengen begreiflich zu machen, er habe, indem er Alisché in sein Haus gebracht, auch die Verantwortung für das Heil ihrer jungen Seele auf sich genommen. Aber in seinem Schmerz fiel ihm nichts Überzeugendes ein, keine Wendung, die eindringlich und doch so vorsichtig gewählt gewesen wäre, daß sie den Kammerrat in seinem unfaßbaren Entschlusse nicht noch mehr bestärkt hätte.

Der Mühe, die verlorene Schlacht noch einmal aufzunehmen, wurde Magister Tiburtius fürs erste durch den Lärm überhoben, der sich jetzt vor der Tür des Kabinetts vernehmen ließ.

„Wenn der Pfarrer drinnen ist, so kann's uns nur lieb sein, denn der hat auch ein Wörtlein mitzureden," sagte jemand, unbekümmert um die Beschwichtigungsversuche der alten Dörthe, die den ungelegenen Besuch zurückzuhalten gedachte, mit erhobener Stimme. „Wir wollen unser Anliegen vorbringen, und daran soll uns niemand hindern." Dabei wurde stark — beinahe herausfordernd stark! — gepocht.

Herrn von Trömmlitz' Munde entrang sich ein Fluch. „Die auch noch!" knurrte er. „Als ob ich an einem Petenten nicht genug hätte! Aber sie sollen nur eintreten. Einer oder viere — ist alles ein Aufwaschen!" Er öffnete selbst und ließ die neuen Störenfriede — den Schulzen, den Windmüller und den Schulmeister — herein.

„Was wollt ihr wieder?" donnerte er die nun doch ein wenig betroffene Gemeindeabordnung an. „Habt ihr nicht gehört, daß mir schon der Herr

Pfarrer mit seinen Affären in den Ohren liegt? Bringt eure Sache vor, aber explizieret euch kurz und deutlich!"

„Mit Gunst und Verlaub, Euer Liebden, es geht um die Reputation der ganzen Gemeinde," erklärte der Schulze. „Wir kommen noch einmal des Mondes halber. Die Schönauer haben einen neuen Schimpf aufgebracht. Um ihretwillen hat der Herr Kammerrat das Ding doch wenden lassen, also daß es die Hörner nach unten kehret, und nun sagen die bösen Mäuler, zu Güntershain krähe der Turmhahn jetzo auf einem Misthaufen, gleichsam als wolle er dadurch bezeugen, daß er ein veritabler Hahn und keine Henne wär."

„Nicht übel!" meinte der Gestrenge, indem er einen Blick zum Kirchturm hinaufsandte, mit grimmigem Lachen. „Die zu Schönau haben so unrecht nicht. Aber was soll's? Wollt ihr etwan, ich solle den Mond ein andermal wenden lassen, also daß er wiederum zu einem Neste würde?"

„Da sei Gott vor, Euer Liebden!" sagte der Wortführer der Deputation. „Das würde die Sache nur noch übler machen."

„Was wollt ihr denn?"

„Unsere bescheidene Meinung ist, man müßte den Mond nunmehr doch gänzlich vom Turm herunterholen, denn sonst nimmt das schlimme Gerede kein Ende."

„Gänzlich herunterholen? Seid ihr unsinnig? Glaubt ihr, ich hätte ihn mit von Wien gebracht, um ihn wie ein Schandmal zu verstecken, da er doch ein Ehrenmal sein soll für mich und das ganze Dorf?"

„Ja — aber wenn die Schönauer doch sagen, unser Hahn säße auf dem Mist —"

„So mag er drauf sitzen bleiben bis zum jüngsten Tage! Was kümmert mich das Geschwätz! Der Mond bleibt oben! Versteht ihr mich? Und nun geht und verschonet mich hinfüro mit derlei Querelen. Und Er, Herr Magister, hat gewißlich auch nichts weiter zu monieren? Daheim wird das Süpplein schon auf ihn warten, da sollte mir's leid tun, wenn Er's um meinetwillen kalt werden ließe."

Der gute Tiburtius war sonst nicht gerade der Mutigste, aber der Schmerz über die ihm widerfahrene Unbill stärkte ihm das Rückgrat und gab ihm eine Entschlossenheit, die er sich bis dahin niemals zugetraut hätte. War nun doch einmal alles verloren, so brauchte er auch kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen und durfte seinem gepreßten Herzen Luft machen. Das war er seinem Amte, seiner Würde und seinem Ansehen schuldig.

„Wird das Süpplein kalt, so kann man's leichtlich wieder warm machen," sagte er tapfer. „Was aber den Mond anlanget, so muß ich Euer Liebden daran erinnern, daß die Resolution in allen Dingen, so das Gotteshaus, den Turm mit einbegriffen, angehen, nimmermehr dem Patron allein, vielmehr gleicherweise auch der Gemeinde und dem zeitlichen Pfarrer zustehet. Nun will mich's aber bedünken, als ob in jure circa sacra Euer Liebden Opinion

von der meinen gänzlich differiere, weshalb mir kein andrer Ausweg bleibet, als bei einem hochwürdigen Konsistorio dieserhalben zu remonstrieren und um eine Sentenz in quaestione controversa nachzusuchen."

Herr von Trömmlitz sah den Sprecher erstaunt an. Von dieser Seite kannte er ihn noch nicht. Er wollte, gereizt, wie er nun einmal war, auf die unerwartete Drohung des alten Geistlichen eine scharfe Antwort erteilen, aber bevor er dazu kam, nahm etwas anderes seine Aufmerksamkeit so stark in Anspruch, daß er Pfarrer, Gemeinde und Halbmond für einen Augenblick völlig darüber vergaß.

Drunten im Hof waren nämlich die Hühner mit gellendem Angstgegacker auseinandergestoben. Der Kammerrat eilte in dem Glauben, der Fuchs sei wieder einmal unter das Geflügel geraten, zum Fenster und sah nun, wie der Affe mit gewandten Sprüngen auf eine Henne Jagd machte, die vorgestreckten Halses an der Hauswand hin- und herrannte und schließlich mit jämmerlichem Geschrei über die Hofmauer flatterte. Gleich darauf erschien demoiselle la comtesse als Rächerin des Frevels mit der Hundepeitsche auf dem Schauplatz. Der vierhändige Übeltäter begrüßte sie mit zornigem Zähneklappern, ließ sie auch bis auf wenige Schritt an sie herankommen, schlüpfte jedoch, ehe sie zum Schlag ausholen konnte, durch eine zufällig offenstehende Kellerluke und entzog sich so dem Strafgericht, das sein liebebedürftiges Herz über ihn heraufbeschworen hatte. Denn seine Absichten waren durchaus lauter gewesen. Er suchte, seit der mürrische Schweißhund eines Tages nach ihm gebissen hatte, ja nur nach einem Wesen, dem er die Wohltat des Flöhens erweisen konnte, und es war wirklich nicht seine Schuld, daß die dummen Hühner und mit ihnen ihre Beschützerin seine Annäherungsversuche so völlig mißverstanden.

Nun verfügte Herr von Trömmlitz über die glückliche Gabe, sich über alles herzlich zu freuen, was seine Damen ärgerte, und so bereitete es ihm eine wahre Genugtuung, daß „das Olivenfarbene" der Schwägerin wieder einmal einen Possen gespielt und dann so klug sein Fell in Sicherheit gebracht hatte. Mit innigem Behagen vernahm er, wie die Komtesse jetzt ihrem Grolle Luft machte und in der unverkennbaren Absicht, auch für den Urheber all ihrer häuslichen Kümmernisse verständlich zu werden, der Schwester zum Boudoirfenster hinaufrief, nun sei ihre Geduld zu Ende, der Affe müsse vom Hofe, und wenn erst das abscheuliche Vieh weg sei, werde die Dirne hoffentlich bald nachfolgen. Noch vor kurzem hätte sich der Kammerrat über eine solche Rebellion im Schoße der eigenen Familie entsetzt; jetzt aber, wo ihm alles den Fehdehandschuh hinwarf, und wo er entschlossener als je war, seine drei Beutestücke gegen eine Welt von Widersachern zu verteidigen, konnte ihn auch der Zornesausbruch der alten Jungfer nur mit grimmigem Humor erfüllen.

„Habt ihr's gehört?" wandte er sich an die vier Männer, „das Frauenzimmer meinet auch, man müsse das fremde Mägdlein von dannen schicken

mitsamt dem Affen. Da würde mir also als das einzige Souvenir an die Viktorie über den Türken nur das Güldene bleiben. Wer mir das aber antastet, der soll sich hüten. Das laßt euch gesagt sein, Leute, und Er, Herr Magister, insonderheit. Kann Er's nicht lassen, mir das Konsistorium auf den Hals zu hetzen, so mag Er's tun. Werden ja sehen, wie das Decisum ausfällt. Ist's wider mich, so geh ich weiter — bis zu des Kurfürsten Durchlauchtigkeit." Damit öffnete er in nicht mißzuverstehender Weise die Tür des Kabinetts und ließ die vier Aufsässigen hinausspazieren.

Magister Tiburtius ging als der Letzte. Er preßte das Kirchenbuch an seine breite Brust und warf dem Gestrengen, während er sich sehr förmlich vor ihm verbeugte, einen Blick zu, der deutlicher, als Worte vermocht hätten, verriet, er sei nicht gesonnen, aus Menschenfurcht auch nur ein Titelchen von seinem Rechte aufzugeben.

Herr von Trömmlitz wußte nun Bescheid. Wie ein etwaiger Schiedsspruch des Konsistoriums ausfallen mußte, ließ sich leicht voraussehen. Unwahrscheinlich dagegen war, daß der Landesherr eine solche Entscheidung so ohne weiteres zugunsten eines simpeln Landedelmannes, der noch dazu im Dienste eines fremden Hofes stand, kassieren würde. Jedenfalls sagte dem wackern Kammerrat eine innere Stimme, er hätte vielleicht doch klüger daran getan, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben.

*

An diesem Tage verlief im Güntershainer Schlosse das Mittagsmahl recht frostig. Es war also kein Wunder, daß der Hausherr nach Tisch das Bedürfnis empfand, seiner Stimmung mit Hilfe eines Glases Tokaier wieder aufzuhelfen. Zu diesem Zwecke begab er sich, wie es seine Gewohnheit war, in eigener Person in den Keller.

Schon auf der finsteren Stiege strömte ihm der Duft des süßen Weines stark und verlockend entgegen — so stark, daß ihn eine böse Ahnung überkam, es möchte mit dem Fäßlein, daraus er sich nun schon ein paar Wochen seinen Trost holte, nicht alles in bester Ordnung sein. Er beschleunigte seine Schritte und schloß hastig die Tür des kleinen Gelasses auf, worin der bescheidene Weinvorrat des Hauses lagerte. Da glänzte denn auf dem ausgetretenen Ziegelpflaster ein blanker dunkler Spiegel, über dessen Natur kein Zweifel herrschen konnte. Herr von Trömmlitz fühlte nach dem Zapfhahn: er war aufgedreht. Er beklopfte zum Überfluß das Fäßlein: es klang so hell wie eine türkische Trommel. In einer Ecke des Kellers aber, in die durch die offenstehende Luke ein schwacher Schein des Tageslichtes fiel, hockte „das Olivenfarbene" mit allen Anzeichen seelischen und körperlichen Elends, preßte etliche Hände gegen die gefurchte Stirn, spitzte die Lippen, daß das Maul wie ein rundes Löchlein erschien, und stieß in rascher Folge schwache Kehllaute aus, die sich wie das Bekenntnis von Schuld und Reue anhörten.

Einen Augenblick lang stand der Kammerrat dem vierhändigen Sünder wie versteinert gegenüber. Hätte er den Degen zur Hand gehabt, so würde er das Tier in seinem Zorn ohne Besinnen durchbohrt haben. Er war jedoch unbewaffnet, und der Affe erwies sich, seines Rausches ungeachtet, immer noch behende genug, dem wohlgezielten Fußtritt, den ihm sein empörter Besitzer zugedacht hatte, rechtzeitig auszuweichen. Herr von Trömmlitz überlegte, ob er ein Pistol holen und seinen undankbaren Günstling über den Haufen schießen sollte. Aber er gab diesen Gedanken bald wieder auf. Zum Nachrichter durfte er sich denn doch nicht erniedrigen, nicht einmal, wenn es sich darum handelte, an einer unvernünftigen Kreatur die wohlverdiente Strafe zu vollziehen.

Er schickte einen Hofjungen zum Jägerhause hinaus und ließ Lorenz holen. „Nimm die Bestie mit und schieß sie tot!" gebot er diesem.

„Das Olivenfarbene totschießen?" fragte der Bursch, der seinen Ohren nicht trauen zu dürfen glaubte. „Haben wir's darum mit von Wien gebracht, Euer Liebden?"

„Keine Repliken, Lorenz! Es muß sein. Ich will mich des Affen entledigen, denn er macht mir nichts als Verdruß, und ist kein Friede im Hause, solange man sich seiner übeln Streiche versehen muß."

„Aber ohne ihn wäre das Mägdlein wohl eines jämmerlichen Todes gestorben. Da könnte man dem Tier doch ein weniges durch die Finger sehen," wandte Lorenz mit der Vertraulichkeit ein, zu der er sich seinem Herrn gegenüber durch die gemeinsamen Kriegserlebnisse berechtigt fühlte. „Und dann, was würde das Dirnlein dazu sagen?"

Herr von Trömmlitz wurde stutzig. „Sieh da! Bist ja um das Schwarze recht besorgt!" meinte er. „Aber die beiden werden wohl ohnehin nicht lange mehr beieinander bleiben. Oder glaubst du, ich wollte das Dirnlein für alle Zeit behalten?"

„Euer Liebden will sie von dannen schicken?"

„Wüßt ich nur, wohin! Was hältst du davon: soll ich sie nach Leipzig bringen und daselbst für einen Zentner Zucker verkaufen? Soviel gibt man jetzo für eine Türkin."

Der redliche Bursch sah den Gestrengen betroffen an. „Mir kann's ja einerlei sein, Euer Liebden," entgegnete er mit unverkennbarem Unmut. „Hab dem Herrn Kammerrat schon längst den Dienst aufkündigen wollen. Was hält mich denn zu Güntershain? Nichts, aber auch gar nichts!"

„Bist mir der Rechte, Lorenz! Um der unvernünftigen Kreatur halber willst du deinen Herrn verlassen!"

„Das Mägdlein ist keine unvernünftige Kreatur, Euer Liebden. Ob sie auch nur eine Heidin ist, so hat sie doch mehr Vernunft als mancher Christenmensch." Wenn der Kammerrat noch nicht gewußt hätte, wie's um den Burschen stand, so würde es ihm der Eifer, mit dem dieser für die kleine Türkin eine Lanze brach, verraten haben.

„Ich rede nicht von dem Mägdlein, ich rede von dem Affen," sagte er. „Aber wenn du meinst, man müsse dem Schwarzen zuliebe mit dem Olivenfarbenen noch ein wenig Geduld haben, so wollen wir ihn auch diesmal pardonieren. Aus dem Keller holen magst du das Tier immerhin, denn es wäre mir leid, wenn's auch dem zweiten Fäßlein einen Tort antäte. Was jedoch das Mägdlein anlangt, so sprechen wir ein andermal darüber." Und er setzte schmunzelnd hinzu: „Vielleicht, daß sich einer fände, dem's mehr wert ist als einen Zentner Zucker."

Als Lorenz weg war, wanderte Herr von Trömmlitz eine gute Stunde sinnend in seinem Kabinett auf und nieder. Dann griff er nach Hut und Rohr und ging zum Pfarrhaus hinüber.

Hier war man über sein Erscheinen nicht wenig erstaunt, denn er pflegte sich sonst den Pfarrer, wenn er mit ihm zu verhandeln hatte, ins Schloß rufen zu lassen.

„Jetzt komm ich zu Ihm, Herr Magister," erklärte er, „denn es ist billig, daß Er auch einmal die Okkasion hat, mir die Tür zu weisen. Mich dünkt, wir sind heut mittag beide ein wenig hitzig gewesen und haben einer dem andern etwas abzubitten. Er hätte mir freilich auch nicht gleich mit dem Konsistorio zu menacieren brauchen."

„Es sollte keine Menacierung sein, Euer Liebden," erwiderte der Geistliche, froh, daß ihm der Gestrenge Gelegenheit bot, auch seinerseits einen Pflock zurückzustecken. „Da wir Menschen aber allzumal dem Irrtum submittieret sind, so habe ich nur appellationem instantiae proponieren wollen. Hat's aber schärfer geklungen, als es gemeint war, so muß ich den Herrn Kammerrat schon zu bedenken bitten, daß die abgelehnte Taufe des türkischen Mägdleins mich als Diener am Wort nicht wenig affligieret hat."

„Glaubt Er denn, Sein Räsonnement wider den von mir erbeuteten türkischen Halbmond hätte mich als einen christlichen Kriegsmann weniger affligieret? Prätendieret Er, ich solle das Dirnlein taufen lassen, so kann ich wohl verlangen, daß Er seine Resistenz wider das Güldene aufgebe."

Magister Tiburtius geriet in bedenkliche Gewissensnöte. Wenn er jetzt nachgab, hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht. Aber er blieb fest. „Euer Liebden vergißt, daß der halbe Mond das Zeichen des falschen Propheten, mithin kein Zierat für ein christliches Gotteshaus ist," sagte er tapfer.

„Man könnte ihn aber leichtlich in einen rechten Zierat verwandeln, so man das Kreuz darüber aufpflanzte, wodurch dann das über den mohammedanischen Afterglauben triumphierende Christentum symbolisiert würde," meinte der Gestrenge. „Darüber wird sich auch die Gemeinde nicht auflehnen, sintemalen unser Turmhahn jetzo alle Reputation verloren hat. Es käme nur darauf an, daß Er, Herr Magister, den Leuten die Sache akzeptabel zu machen verstünde."

Jetzt sah sich der Pfarrer in die Enge getrieben. Gegen den Vorschlag ließ sich nichts Triftiges einwenden. Aber so leichten Kaufes durfte Herr von Trömmlitz doch nicht davonkommen. Setzte er seinen Willen durch, so mußte auch Magister Tiburtius auf der Erfüllung seiner Wünsche bestehen.

„Das könnte leichtlich geschehen, wenn man das Mägdlein taufte," erwiderte er. „Alsdann würde sich die Gemeinde persuadieren lassen, daß ein so memorables Ereignis, wie sich dessen weder die Schönauer noch die Schrebenitzer und die Weidentaler zu rühmen haben, auch auf eine singuläre Weise eternisieret werden müßte. Es wäre nur vonnöten, daß man auch der Gemeinde, will sagen dem Schulzen, die Patenschaft antrüge. Zuvor aber sollte Euer Liebden den Mond mitsamt dem Hahn wieder herunterholen lassen, denn sonst wird nie und nimmer Ruhe im Dorfe."

„Und wann meinet Er, daß wir die Taufe feiern könnten?" fragte der Kammerrat, der es jetzt selbst recht eilig damit zu haben schien.

„Nicht eher, als bis der Täufling die fundamenta der Christenlehre wohl begriffen," sagte der Pfarrer. Und da er nun wieder das Heft in Händen hatte, brachte er, um den Gestrengen ein wenig zu ärgern, dessen eigenen Einwand vor, indem er mit bedeutsamem Lächeln hinzufügte: „Dazu wird das Mägdlein freilich erst kapabel sein, wenn es mehr als nur etliche Worte Deutsch verstehet."

Da lachte Herr von Trömmlitz in seiner geräuschvollen Art und meinte, den Hieb parierend: „Taufet man nicht auch die unmündigen Kindlein, Herr Magister? Aber wegen des Deutschlernens mache Er sich keine Sorge. Das Mägdlein hat einen jungen Sprachmeister angenommen, von dem es mehr profitiert denn von uns Alten."

*

Am Ostermontag des folgenden Jahres fand im Güntershainer Kirchlein Aïschés Taufe statt. Das ganze Dorf nahm an der Feier teil, und die vornehmen Paten, die der Pfarrer mit anerkennenswerter Umsicht ausgewählt hatte, sorgten dafür, daß es dem seltenen Fest auch an äußerem Glanze nicht fehlte. Magister Tiburtius gab in der Predigt, die er bei diesem Anlaß hielt, sein Bestes, und schon deshalb ist zu wünschen, daß sie im Druck erschienen sein möchte.

Das Mädchen, dem die erhebende Veranstaltung galt, und das sich, wenn auch nicht ohne einige Verlegenheit, mit der ihm zugeteilten Rolle der Hauptperson ganz gut abfand, sah in dem von demoiselle la comtesse aus einer ihrer abgelegten Roben zurechtgeschneiderten einfachen Kleide so anmutig und sittsam aus, daß die adligen Taufzeugen, wenigstens, soweit sie männlichen Geschlechtes waren, keinen Blick von ihm wandten und freimütig eingestanden, sie hätten noch niemals einen so lieblichen Täufling in die Gemeinschaft der Christenheit eintreten sehen.

Madame und ihre Schwester vertraten in ihrer etwas kalten Pracht das Trömmlitzsche Haus sehr würdig, und der Kammerrat selbst fühlte sich so stolz und gehoben, als gälte die Feier ihm. Jetzt, das wußte er, war das Andenken seiner Kriegsfahrt gegen den Erbfeind des christlichen Namens für alle Ewigkeit gesichert, denn seit dem Sonnabend prangte der Halbmond wieder auf dem Türmlein des kleinen Gotteshauses, überragt von einem vergoldeten Kreuz, das seine Arme triumphierend, zugleich aber auch schützend über ihn ausbreitete.

Die letzte Strophe des Lutherliedes „Nun bitten wir den heil'gen Geist" war verklungen, und Meister Jörge, der in dem Bewußtsein, diesmal sein Licht vor Kennern leuchten lassen zu dürfen, mit edlem Eifer auf dem Bänklein hin- und herrutschte, löste die wuchtigen Schlußakkorde des Chorals in zierliche Kadenzen auf.

In diesem Augenblick richtete sich der Kirchenpatron im Gestühl auf, schaute über die Häupter der Festgemeinde weg nach dem dunkeln Raum unter der Orgelbühne und winkte.

Da trat in funkelnagelneuer Livree, den Hirschfänger an der Seite und den Dreispitz unter dem Arm, der herrschaftliche Jäger Lorenz vor und nahm, während sich der Gestrenge an der Überraschung seiner Damen weidete, neben dem Täufling, der einst Aïsché geheißen, nun aber den Namen Magdalena Christiana erhalten hatte, vor dem Altar Aufstellung. Und zur Erbauung der ganzen Versammlung legte Magister Tiburtius beider Hände ineinander und flehte den Segen des Himmels auf das junge Paar herab.

Die Komtesse, die jederzeit zuerst an das Ökonomische dachte, konnte sich nicht enthalten, beim Ausgang aus der Kirche den Schwager zu fragen, ob er denn auch nicht vergessen habe, für Christianens Aussteuer zu sorgen. Da warf sich der Kammerrat in die Brust und sagte: „Glaubst du, ich gedächte, die Leutlein verhungern zu lassen? Ich habe der jungen Frau zween Acker Landes überschrieben, hab ihr dazu eine Kuh in den Stall gestellt und, damit sie, wenn Lorenz außer Hause ist, leichter über die einsamen Stunden hinwegkommen möge, deinen Konsens vorausgesetzet, auch noch das Olivenfarbene mitgegeben."

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre demoiselle la comtesse in der Freude ihres Herzens dem Schwager um den Hals gefallen. Jedenfalls stimmten nachher alle Gäste darin überein, sie habe in ihrem Leben noch nie so aimabel ausgesehen wie an diesem festlichen Tage.

Literarische Rundschau.

Vom Krieg zur Revolution.

Vom Krieg zur Revolution. Ein unkriegerisches Tagebuch von Dmitri Mereschkowski. München, Verlag von R. Piper und Co. 1918.

Der glänzende Romanschriftsteller Mereschkowski, durch sein historisch-psychologisches Kultur- und Sittenbild „Lionardo da Vinci" in Deutschland wohl am meisten bekannt, ist in den letzten zwölf Jahren auf einem anderen literarischen Gebiet mehrfach in bemerkenswerter Weise hervorgetreten. So namentlich als historischer und literarisch-kritischer Essayist, als ein ernst und tief angelegter Mahner und Rufer im Streit der Meinungen und der brennendsten, im intelligenten Rußland das Innerste aufwühlenden Tagesfragen, als ein geistiger Führer seines Volkes, der die dunkeln Schleier der Zukunft des russischen Volkes wie der gesamten Menschheit mit prophetischem Blick zu durchdringen sucht. Seine tiefe Religiosität, die, von lichten Zukunftshoffnungen erfüllt, abseits der russischen cäsaropapistischen Staatskirche, ihre eigenen, autonomen Wege wandelt, bildet dabei den Leitstern seiner ernsten Gedankengänge. Großen politischen Umwälzungen pflegt wohl in jedem Volke ein gewaltiges geistiges Ringen vorauszugehen: Und in keinem anderen Lande ist von seiten der Intelligenz seit Jahrzehnten so glühend um eine feste Weltanschauung gerungen worden wie in Rußland. Ganz von Westeuropa beeinflußt, wurde seit mehr als einem halben Jahrhundert für die russische Intelligenz der wissenschaftliche, materialistische Positivismus zum Evangelium, zu einem mit fanatischer Inbrunst verfochtenen Palladium, das die Wiedergeburt Rußlands in die Wege leiten sollte. Eine Reaktion ist in unserem Jahrhundert allerdings nicht ausgeblieben, aber sie beschränkte sich doch nur auf recht eng begrenzte Kreise, die sich in neuerer Zeit wieder mehr mit religionsphilosophischen Fragen zu beschäftigen begannen. So blieben die ständigen Mahnrufe Mereschkowskis zur Umkehr, seine wiederholt mit Nachdruck betonte brennende Sehnsucht nach einem Neo-Christentum, von dem allein die Gesundung Rußlands ausgehen könne, inmitten dieser Intelligenz, die ihre ganze Weltanschauung auf dem Boden des krassesten Materialismus und Marxismus aufgebaut hatte, vorläufig doch nur die Stimme eines Predigers in der Wüste. Aber wie fein und treffend kennzeichnet er in seinem schon 1907 erschienenen Buche „Der Anmarsch des Pöbels" diese russische Durchschnittsintelligenz mit den kurzen Worten: Goldene Herzen, tönerne Köpfe! Deutsche Kenner des geistigen Rußlands, wie Karl Nötzel, urteilten nicht anders. Wie es in einem Lande kommen mußte, in dem diese goldenen Herzen von solchen Köpfen auf eine völlig schiefe Bahn gedrängt wurden, so ist es gekommen. Ein Koloß auf tönernen Füßen, beseelt vom Geiste tönerner Köpfe! Ist es da verwunderlich, daß wir heute in Rußland vor einem wüsten Scherbenhaufen stehen?

Schon der Titel des vorliegenden Buches ist aber ein prophetischer, denn es ist noch vor der großen Umwälzung vom März 1917 erschienen. Der Übersetzer Albert Zucker, dessen Name bescheiden auf der vierten Seite steht, hat es leider unterlassen, seiner Arbeit ein einführendes und erklärendes Vorwort vorauszuschicken; selbst der Zeitpunkt, zu dem das russische Original veröffentlicht wurde, ist nicht angegeben. So läßt sich nur aus dem Inhalt der achtzehn Aufsätze kombinieren, daß sie alle in dem Zeitraum von 1914 bis 1916 entstanden sind. Die

anziehendste Eigenschaft im russischen Volkscharakter, das feine Gefühl für alles Menschliche, erscheint bei Mereschkowski, dem feinsinnigen Künstler, hier zur höchsten Vollendung entwickelt. Besonders sympathisch berührt es in diesem Buche, daß mitten in der höchsten Fieberhitze des Weltkrieges, inmitten der wüsten nationalistischen Hetze aller europäischen Völker, die allgemeine, alles verstehende Menschenliebe des Verfassers so schön zum Ausdruck kommt. Er ist aus Gründen der christlichen Ethik zwar überzeugter Pazifist, bürdet die Schuld am Weltkriege aber nicht einzelnen Personen auf, sondern der gesamten modernen Menschheit mit ihren nationalistischen und imperialistischen Bestrebungen. Ein anderer russischer Zug, der in diesen Essays stellenweise sich geltend macht, ist eine gewisse mystische Verschwommenheit in den Umrissen seiner Gedankengänge, etwas Unvermitteltes und Impulsives in der Gedankenfolge, wie das bei einem geistreichen Gefühlsmenschen — und ganz besonders bei einem russischen — zwar ganz natürlich erscheint, auf einen an korrekte Klarheit und Präzision gewöhnten westeuropäischen Leser aber mitunter befremdend wirken kann. Den Wert des Buches kann dieser Umstand jedoch nicht herabsetzen, denn geistreich, tiefgründig und aus einem warm empfindenden Herzen kommend ist alles, was der Autor uns zu sagen hat. — Der erste und längste Aufsatz, „Das unheilige Rußland", ist einer der interessantesten. Er enthält eine recht eingehende kritische Würdigung des letzten Werkes von Maxim Gorki „Kindheit", das Mereschkowski künstlerisch nicht nur als eines der besten russischen Bücher, sondern als ein „ewiges Buch" bezeichnet. Gorki besitzt vor den hervorragendsten russischen Schriftstellern der Vergangenheit den großen Vorzug, daß er — anders als die russischen Intellektuellen — mit seiner gewaltigen Gestaltungskraft fest im realen Boden des Volkes wurzelt, daß er, selbst im Elend des Proletariats aufgewachsen, das einfache russische Volk von innen heraus kennen gelernt hat, nicht wie die anderen nur von oben und außen her. Psychologisch interessant ist in dem genannten Buche Gorkis die Schilderung der naiven und verschwommenen religiösen Vorstellungen seiner Großmutter, denen noch der halbheidnische Erdgeruch einer Naturreligion anhaftet. Mereschkowski hält diese halb unbewußten religiösen Gefühle für durchaus typisch, er bezeichnet sie als die primitive Form, in der das einfache Volk in Rußland seinen Gott sucht. Gorki hat schon in seiner von Armut und Elend erfüllten Kindheit den Unterschied zwischen dem „heiligen" Rußland, wie es sich in seiner die ganze Welt mit ihrer kindlich-sonnigen Liebe umfassenden Großmutter verkörperte, und dem „unheiligen", wie es bei seinem recht bösartigen Großvater sich äußerte, kennen gelernt. Es sind die zwei entgegengesetzten Pole, das leidende, darbende, demütige, in passiver, resignierter Untätigkeit verharrende Rußland, wie es von Tolstoi und Dostojewski gelehrt wurde, und das handelnde, wachsende, zur Erhebung und Empörung geneigte. Mereschkowski stimmt, im Gegensatz zu Tolstoi und Dostojewski, darin mit Gorki überein, daß das große, allgemein erwartete Befreiungswerk nur von diesem tätigen „unheiligen" Rußland ausgehen könnte. Aber er konnte, als er diese Ansicht niederschrieb, wohl noch nicht ahnen — und auch Gorki hat es vielleicht nicht geahnt —, wie „furchtbar russisch" die gewaltige Volkserhebung bald nachher verlaufen würde. — Der Abschnitt „Ein Tagelöhner Christi" behandelt Tolstois „Tagebuch 1895—1899". Wenn der Verfasser auch dieses in Rußland wenig gelesene Buch des Einsiedlers von Jaßnaja Poljana „unvergleichlich, unermeßlich und einzig" nennt, so wird jeder nüchtern und unbefangen urteilende Leser, namentlich auch jeder, der über das Leben und Wirken Tolstois genauer unterrichtet ist, ohne Zweifel finden, daß Mereschkowski diese literarische Frucht einer jahrelangen, stellenweise tatsächlich bis zur Koketterie gehenden Selbstbespiegelung ganz außerordentlich überschätzt. Be-

sonders der westeuropäische Leser wird an diesem selbstquälerischen, niemandem etwas nützenden Herumbohren in der eigenen Psyche schwerlich viel Gefallen finden. Betrachten wir das Tolstoische Tagebuch nicht vom moralphilosophischen, sondern vom psychologischen Gesichtspunkt, so finden wir, daß es die psychologischen Merkmale einer senilen Neurasthenie aufweist. Kurze Ausrufe wie „Nichts gibt mir Ruhe!" oder „Ein unsagbares Unlustgefühl . . .", erscheinen hier geradezu symptomatisch. Den Kontrast zwischen den Lehren und dem Leben Tolstois scheint Mereschkowski kaum zu beachten, obschon auch sein vorliegendes Buch, im Kapitel „Die kranke Schöne", für diesen Gegensatz einen recht augenfälligen Beleg bietet. Hier wird erzählt, wie der den großen Menschenfreund hochverehrende Matrose Archip zu Tolstoi kommt und von ihm recht kurz und schnöde abgefertigt wird. So pflegte es meist zu geschehen, wenn der tatenlose Grübler bei seinen Meditationen über Menschenliebe von lästigen Besuchern nicht gestört sein wollte. — „Der Dichter des Ewig-Weiblichen" ist Iwan Turgenjew, der in den letzten Jahrzehnten in Rußland wohl deshalb immer mehr vergessen wurde, weil er zu wenig Russe, zu sehr Europäer war. In seinem Ausspruche: „Alles Russische ist mir zum Ekel!" kam dieses westliche Europäertum in ihm gelegentlich zu drastischem Ausdruck. Mereschkowski beleuchtet die Disharmonie zwischen dem Künstler und dem Menschen Turgenjew mit manchem neuen und grellen Streiflicht. Er meint aber, daß Rußland zu dem unvergleichlichen Dichter des Ewig-Weiblichen, das so sehr der Wesensart des slawisch-russischen Ostens entspricht, wieder zurückkehren werde. — Sehr verdienstvoll ist es, wenn Mereschkowski im Kapitel „Noch ein Schritt des nahenden Pöbels" den Unfug des Futurismus, der auch in Rußland auf so viele tönerne Köpfe eine bestechende Wirkung ausgeübt hat, mit scharfen Worten geißelt. Auch ihm erscheint er in künstlerischer Beziehung natürlich ganz belanglos, für das Leben aber mit seinen negativ-kulturellen Wirkungen von großer Bedeutung. — Besonders wichtige Abschnitte sind die „Von der religiösen Lüge des Nationalismus", über „Krieg und Frieden" und die folgenden. Hier sehen wir die Stellungnahme des Verfassers zum Kriege überhaupt, sowie zu den Ideen des Nationalismus und Imperialismus, die während des Krieges sich in Rußland bis zur Siedehitze steigerten. Streng geht er hier ins Gericht mit allen Slavophilen und „echt-russischen" Leuten, deren „zoologischer" Patriotismus wohl die Hauptquelle aller Leiden Rußlands gewesen ist. Mereschkowski selbst ist ein seinem Lande und Volke in heißer Liebe zugetaner Patriot, nichts weniger als ein internationaler Sozialist oder Kosmopolit. Er ist auch kein doktrinärer Pazifist, denn er hält es für notwendig, den einmal begonnenen Krieg bis zum Ende auszufechten. Aber er betrachtet den Krieg vom Standpunkt des feinsinnigen Künstlers, des ästhetisch empfindenden Kulturmenschen, und hegt die inbrünstige Hoffnung, daß auf diesen „Krieg der ganzen Welt" ein „Frieden der ganzen Welt" folgen wird. In dem Abschnitt „Nachtigallen und Blut" bringt er eine erstaunliche Blütenlese von wüsten Ausbrüchen des russischen Chauvinismus, die er mit ironischen Randbemerkungen versieht. Natürlich wendet sich dieser vornehme Geist auch gegen die große Lüge, als kämpfe die „Zivilisation" gegen den „preußischen Militarismus". — In den biographisch-psychologischen Skizzen über die Dekabristen, den vom Zaren Nikolaus dem Ersten für verrückt erklärten Tschaadajew und den Moralphilosophen Wladimir Solowjow verbreitet er manches Licht über dieses edlere geistige Rußland, das den meisten Westeuropäern immer noch so dunkel, so geheimnisvoll und schwer verständlich erscheint. In einem der letzten Kapitel läßt der Verfasser, der gerade von einem unglücklich verlaufenden Kriege die Befreiung Rußlands erhofft, aber noch nicht ahnen konnte, daß diese Befreiung sich als eine Diktatur des Pöbels

erweisen würde, uns Worte hören, die heute zu ernstem Nachdenken anregen müssen. Es heißt da unter anderen: „Es sieht wie das Ende der Welt aus. Niemand weiß, wie das enden soll, denn das Sinken der Kultur ist kein Ende, sondern ein Anfang vom Ende . . ." Und weiter unten: „. . . aus der Verwilderung zur Kultur führt kein Weg. Die Kultur kehrt nie wieder, wenn man sie einmal verloren hat." Diese ernsten Worte gewinnen heute leider nicht nur für Rußland eine furchtbare Bedeutung. Mehr denn je müssen wir uns heute in Deutschland deshalb mit allen geistigen Strömungen Rußlands vertraut machen. Diesem Bedürfnisse kommt Mereschkowskis Buch in einer besonders fesselnden Form entgegen. Und es weht ein wahrhaft vornehmer Geist aus diesem Buche, dessen Lektüre schon aus diesem Grunde in jetziger Zeit warm zu empfehlen ist.

Hermann von Rosen.

Der rote Aufruhr in Finnland im Jahre 1918. Eine Schilderung auf Grundlage offizieller Urkunden von Henning Söderhjelm. Berechtigte Übersetzung von Johannes Öhquist. Leipzig, Quelle und Meyer. 1918.

Das einzige europäische Volk, das nach dem unerwarteten Zusammenbruche Deutschlands — wenigstens in seinen jetzt maßgebenden Schichten — uns treu geblieben ist, sind die kaltblütig und nüchtern urteilenden Finnländer. Sie, die Deutschland besser kennen, als irgendein anderes Volk, sind fest davon überzeugt, daß die gegenwärtige Lage des Deutschen Reiches nur eine vorübergehende Episode ist, daß namentlich die wirtschaftliche Wiederaufrichtung nicht lange auf sich warten lassen wird. Da mithin Finnland heute mehr denn je als ein Außenposten, ein Bollwerk der europäischen Kultur im Osten angesehen werden muß, da die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen Finnland und Deutschland voraussichtlich in Zukunft sehr enge sein werden, so erscheint es heute durchaus geboten, sich mit den finnländischen Angelegenheiten jetzt mehr zu beschäftigen, als bisher geschehen ist. — Deshalb ist Söderhjelms Buch als eine sehr willkommene Gabe zu begrüßen; es füllt auch insofern eine sehr fühlbare Lücke aus, als über den finnischen Bürgerkrieg durch die Tagespresse immer nur sehr spärliche und wenig authentische Nachrichten zu uns drangen. Und doch ist das Resultat dieses furchtbaren Bürgerkrieges von 1918 nicht nur für Finnland in sozialer und politischer Beziehung ausschlaggebend gewesen, sondern hat auch für Europa eine welthistorische Bedeutung, deren Tragweite erst die Zukunft erkennen lassen wird. Der Umstand, daß der Verfasser während des Krieges in amtlicher Stellung in Finnland tätig war, ermöglichte es ihm, eine Fülle von tatsächlichem und urkundlichem Material zu sammeln, das er in sachlich schlichter und doch spannender Form zur Darstellung bringt. — Söderhjelm bespricht zunächst den allgemeinen Hintergrund der politischen Lage, wie sie sich unter dem zwanzigjährigen, brutalen Druck der russischen Tyrannei unter Nikolaus dem Zweiten gestaltet hatte, den Verlauf der Revolution von 1905 in Finnland und die Entwicklung der, allmählich immer radikaler sich gebärdenden, finnischen Sozialdemokratie. Es folgen dann die Ereignisse vom Kriegsausbruch bis zur russischen Volkserhebung von 1917, die Märzrevolution und ihre Rückwirkung auf Finnland. Es wurden damals in Petersburg zahlreiche, zum Tode verurteilte Finnländer aus der russischen Bastille vom Pöbel befreit; aber schon bald nachher gewahrten alle staatserhaltenden Elemente in Finnland mit Entsetzen, daß die „Befreiung" ihres Landes darin bestand, daß eine rasende russische Soldateska ihre Offiziere ermordete und in Finnland mit schrankenloser Willkür schaltete und waltete. Schon im Sommer 1917, als die ersten „Roten Garden" sich bildeten, wuchs in Finnland überraschend schnell eine reine Pöbelherrschaft heran, die von russischen Soldaten und Matrosen sowie von zahlreichen amnestierten Verbrechern gestützt wurde. Als dann am 1. Oktober im Wahlkampfe zum neuen Landtage die Sozialdemokraten nur 92 Sitze gegen 108 Bürgerliche erhielten, wurde die Parole ausgegeben, „die Arbeiter hätten ganz andere Machtmittel als den Wahlzettel, um ihre Forderungen durchzusetzen". Es begann nun, unter wirksamer Unterstützung der Russen, in den nächsten Monaten ein immer mehr zunehmender Terror, der fast überall zu Mord, Raub und Plünderung führte. Am 27. Januar 1918, als diese Verhältnisse sich bis zum Äußersten zugespitzt hatten, rissen die Roten völlig die Herrschaft an sich, indem sie den Bürgerlichen, den „Schlächtern" und „Bluthunden", förmlich den Krieg erklärten. Es begann nun der blutige Kampf zwischen der mit den russischen Bolschewiken verbündeten Roten Garde und den Truppen des Generals Mannerheim, die durch zahlreiche schwedische Freiwillige verstärkt wurden. Erst im April, nachdem die deutschen Hilfs-

truppen in Hangö und Lovisa gelandet waren, fand bekanntlich dieser blutige Bürgerkrieg mit der völligen Vernichtung der Roten sein Ende. In dem zweiten Teil des Buches sind die Kapitel „Das Regiment der Roten" und „Die Roten und ihre Gegner" besonders interessant. Aus dem ersteren gewinnen wir ein trauriges Bild von der fürchterlichen Mißwirtschaft des regierenden Pöbels, während das letztere uns einen erschreckenden Einblick in die unerhörten Greueltaten dieser entmenschten Bestien gewährt. Das Schlußwort betont nachdrücklich, daß dieser Bürgerkrieg nur von den Roten als ein Klassenkampf angesehen wurde, während die Weiße Garde alle wirklich patriotischen Elemente, einschließlich der Bauern und ehrenhaften Arbeiter, in sich vereinigte. — Söderhjelms Buch ist heute von höchster Aktualität und sehr lehrreich, weil es uns zeigt, in welche Lage eine revolutionäre Regierung geraten kann, die vor den radikalsten Elementen zunächst in mißverstandenem Freiheitsrespekt ängstlich zurückweicht, und weil es uns den einzigen Weg weist, auf dem der Bolschewismus endgültig bezwungen werden kann. *pd.*

Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Werner Sombart.

Erster Band: Einleitung. — Die vorkapitalistische Wirtschaft. — Die historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1916.

Zweiter Band (erster und zweiter Halbband): Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Ebenda. 1917.

Als Sombart vor Jahren die zweibändige erste Auflage dieses Werkes in die Welt schickte, suchte er eine Lücke in der Literatur unserer Wirtschaftswissenschaft auszufüllen. Die Bedeutung des Kapitals in der Volkswirtschaft und dann in der Weltwirtschaft war in den letzten Jahrzehnten ganz ungeheuer gewachsen, es war zum tatsächlichen Herrscher geworden. Karl Marx hatte zuerst bei uns die neue kapitalistische Produktionsweise breit untersucht und war sich dabei des „Gegensatzes von Proletariat und Bourgeoisie" bewußt geworden, der durch das Kapital verursacht sei und mit der „Expropriation der Expropriateure" enden werde. Es folgte bald eine Menge von Schriften meist polemischen Inhalts für und gegen das erstarkende Kapital, für und gegen den Arbeiter im Gegensatz zum Kapital in Organisation und Führung des Wirtschaftslebens. Die Auseinandersetzungen waren meist unwissenschaftlich, denn es fehlte das Wissen über die wahren Ursachen und die Entwicklung des modernen Kapitalismus, das allein die Voraussetzung der gerechten Würdigung der neuzeitlichen Erscheinung im Wirtschaftsleben ist. Sombart wollte dem Mangel abhelfen; sein Werk erregte beim ersten Erscheinen großes Aufsehen und fand natürlich recht viele Kritiker, die es keineswegs ausnahmslos lobten. Im allgemeinen aber wurde seine Arbeit als bedeutende Leistung begrüßt. Nun hat er mit der Veröffentlichung einer zweiten Auflage begonnen, ein dicker erster Band und der zweite Band in zwei stattlichen Halbbänden sind erschienen. Wir sehen ein fast neues Werk vor uns, das mit dem alten, wie Sombart selbst schon im Vorwort ankündigt, nur das Grundproblem und eine Reihe grundlegender Gedanken gemein hat. Neu sind die größere Ausführlichkeit in den einzelnen Kapiteln und die wertvollen Ergänzungen, wie zum Beispiel die eingehende Behandlung des Frühkapitalismus, die bereits mit der Karolingerzeit beginnt. Das zwanzigste Kapitel, „Das Werden des Kapitalismus", darf als Muster der Sichtung eines durch die notwendige Länge der Darstellung den Durchschnittsleser oft verwirrenden Stoffes gelten. Besonders anziehend sind die Kapitel über die Dorfwirtschaft und die Fronhofwirtschaft, sie erfreuen auch als Leistungen prächtiger Kulturgeschichtschreibung. Sehr wertvoll sind ferner die über Staat, Technik und Edelmetalle, die Geburt des kapitalistischen Unternehmers und die Idee des ehrenhaften Handels. Sie und noch manche andere verdienten auch um des Glanzes der Darstellung von allen gelesen zu werden, die, wenn sie schon keine Wirtschafts- und Sozialpolitiker sind, gerne in guter Form lesen, wie sich unsere Volkswirtschaft entwickelt hat unter Antrieben und Einwirkungen von innen und außen, persönlicher und sachlicher Art. So sehr die einzelnen Abschnitte für sich betrachtet alle Anerkennung verdienen, so leidet das Ganze doch auf die Dauer sehr unter einer Menge langer geschichtlicher Notizen, die besser in Anmerkungen untergebracht würden. Das gilt auch von den häufigen persönlichen Auseinandersetzungen des temperamentvollen Verfassers mit seinen Kritikern, die bisweilen fast abstoßend wirken. Band I, Seite 691 behauptet Sombart, die Kirche habe wesentlich zur Entfaltung der Negersklaverei beigetragen, „weil sie durch ihre Diener verkünden ließ, daß der Neger ein zur Sklaverei

eher geeignetes Geschöpf sei als der Indianer, dessen Seele man noch dazu vor der Verdammnis rette, wenn man ihm in der Sklaverei die Möglichkeit zur Bekehrung gewähre ..." Ein Beleg für diese Behauptung wird nicht gebracht, dürfte sich auch kaum irgendwo als Kathedralanweisung finden lassen. Die Ausführungen über das Anwachsen der Großstädte sollte erweitert werden, viele Städte (wie zum Beispiel Paris) sind nicht lediglich durch das Zunehmen der Gewerbetreibenden entstanden, sondern, und wohl zunächst, durch die Verwaltungszentralisation mit ihrem riesigen Beamten- und Bedientenapparat. Auch wäre bei dem, was über die Verarmung der Bauern als Ursache der Arbeiternot gesagt wird, näher auf den Grund (schlechte Landesverwaltung und verderbliche Agrarpolitik) zu gehen. Hätte Sombart gerade diese Bauernverarmung eingehender behandelt, dann wäre er auch nicht in den Fehler verfallen, zu behaupten, der kapitalistische Arbeitgeber habe seinen Arbeiter erst aus dem Handwerk holen müssen, er fand ihn vielmehr (besonders in Frankreich) in den durch ein staatliches Aussaugungssystem von Haus und Hof verdrängten Bauern. Ein Werk wie das vorliegende kann schon seiner Natur nach nie vollkommen werden. Die Gebiete, die behandelt werden müssen, sind so groß und mannigfaltig, daß auch der tüchtigste Gelehrte sie kaum jemals alle vollständig und richtig wird beherrschen können. Aus den zwei Bänden der ersten Auflage sind doppelt so viele geworden — nach Jahren werden sich auch diese wohl verdoppelt haben, denn neues Material wird gefunden, neue Erscheinungen müssen gewürdigt, neue Anregungen beachtet werden. Was uns Sombart jetzt schon bietet, ist ein wertvolles Geschenk, eine große Bereicherung unserer wissenschaftlichen Literatur über das, was wir wirtschaftliche Entwicklung nennen. Er zeigt uns, wie alles im Erwerbsleben geschah, bis das Kapital der Herr der Welt wurde. Zahlreiche Probleme der Wirtschafts- und Sozialpolitik der gesamten Menschheit werden angedeutet und fordern zur gründlichen Lösung auf. Noch steht der Schlußband aus, der die Fragen nach Wesen und Ursprung des Hochkapitalismus unserer Zeit behandeln soll. Nach seinem Erscheinen erst wird ein abschließendes Urteil über das Werk möglich sein. Wird er auch für die Beurteilung des Weltkrieges Wertvolles bringen und Probleme der schicksalsschweren Zukunft klarlegen? *μσ.*

Der Weg zur Gesetzlichkeit. Die demokratischen Verfassungen der Welt im deutschen Wortlaut. Von Walther Schotte. Berlin, Robert Engelmann. 1919.

Aus dem rein praktischen Beginnen heraus, der Nationalversammlung und allen daran interessierten Kreisen ein Vademekum für die schwebenden Verfassungsfragen an die Hand zu geben, ist ein Buch hervorgewachsen, das den ganzen riesigen Komplex der Probleme aus chaotischem Urgrund sammelt und ordnet und dadurch den Weg freilegt zu ihrer wahren Erkenntnis und Lösung, den Weg zur Gesetzlichkeit. Wenn erst jüngst Richard Dehmel im Hinblick auf die gegenwärtigen Versuche gallig geäußert hat, soviel könne gar nicht zusammenbrechen, wie sich immerfort neu aufrichte, so pflichtet Schotte als Verfassungshistoriker, wie als moderner Politiker ihm bei und sucht in der Einsicht, daß es nicht an der Zeit sei zu vagem Experimentieren, die Fundamente, darauf der neue Staat errichtet werden soll, in die Erfahrungen der westlichen großen Demokratien zu verankern. Solchen Betrachtungen, die doch nirgends theoretisch unterhöhlt sind, weil sie stets auf dem harten Boden des Tatsächlichen bleiben, dankt das Buch höchst wertvolle, feinsinnige Analysen unserer Zeit, deren Struktur wirtschaftspolitisch wie namentlich nach ihren Verfassungsproblemen in scharfen, unverlierbaren Umrissen ersteht. So ist das Werk, auch wenn es — nach dem Wunsch des Verfassers — durch die Verhältnisse bald überholt sein sollte, doch nicht verweslich; es gehört der Historie an, und wer sich aus ihr über die Ursachen und Wandlungen des letzten Kriegsjahres wird Belehrung holen wollen, wird die tiefschürfende Charakteristik, die etwa dem Bürgertum in Schottes Ausführungen zuteil geworden, nicht ungelesen lassen dürfen. Auch das Studium der demokratischen Verfassungstexte, die hier (vielfach zum ersten Male und mit bequemen historischen Vorbemerkungen und Literaturangaben) in deutschem Wortlaut geboten werden — der Anhang gibt nächst den ältesten amerikanischen und englischen Verfassungen von 1639 (Connecticut) und 1649 (Agreement of the People) die Verfassungen der Vereinigten Staaten von 1787, die des Deutschen Reiches von 1849, Frankreichs, der Schweiz und der russischen Sowjetrepublik — wird nicht ohne Nachteil sogleich wieder eingestellt werden dürfen. Nach der Absicht des Verfassers will die Schrift indes aktueller gewertet werden, aber was von ihrer Zukunft gilt, bedarf für die Gegenwart keiner besonderen Erhärtung, so daß nur der Wunsch bleibt, die Widmung des Buches an die Nationalversammlung möge keine platonische Verehrungsfloskel bleiben, sondern ihr und damit dem Reiche ein reicher praktischer Nutzen daraus erwachsen. *ωχ.*

AP
30
D4
Bd.178

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY